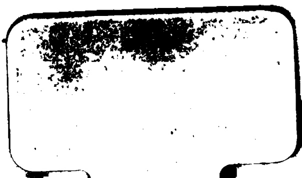
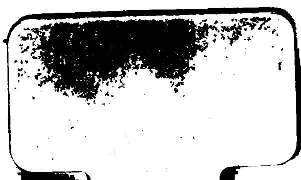






HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

SECHS UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juny.

HEIDELBERG.
In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. WINTER.
1833.



INHALT

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

(Die voraussthenden römischen Ziffern bezeichnen die Zahl des Heftes, die deutschen, die Seitenzahl.)

A.

B.

H.

Q.

T.

U.

V.

W.

Neuere Arbeiten zur Exegese des Pentateuch.

1) *La Bible, traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points-voyelles et des accens toniques* (נגינות) *avec des notes philosophiques, géographiques et littéraires, et les variantes des septante et du texte samaritain. Par S. Cahen, bachelier-ès-lettres, Directeur de l'école israélite de Paris. Pentateuque. La Genèse. A Paris chez l'auteur rue de Singes, No.* 5; *Theoph. Barrois, libraire, rue Richelieu, No.* 14. *Treuttel et Wuertz, libraires, rue de Lille, No.* 17. *à Strasbourg et à Londres, même Maison;* 1831. — *Tome I.* 186 *S. Tome second. L'Exode, précéde d'un examen des critiques du tome premier, par M. S. Munk, et suivi d'un extrait des observations sur la topographie de la presqu'ile de Sinaï, par J. M. J. Coutelle.* 1832. 216 *S.*

Rec. könnte nicht anders als sich wundern, dafs in Frankreich eine Uebersetzung der Torah unternommen werden könnte, die mit dem hebräischen Text selbst und mit gelehrten Anmerkungen verbunden auf 5 Bände berechnet ist. Die Unternehmung zeigt demnach, dafs der Verf. auf die Theilnahme seiner Glaubensgenossen, ungeachtet deren Anzahl in Frankreich nicht sehr grofs ist, eine gute Hoffnung baut, deren Belohnung er durch die Arbeit selber allerdings verdient.

Wäre gleich dem hebräischen Text hie und da etwas mehr Correctheit zu wünschen, so ist doch der Druck kräftig und gut, ungeachtet dies, weil auch die Accente aufgenommen sind, viele Schwierigkeiten verursacht haben mufs. Die französische Uebersetzung, welche dem hebräischen gegenübersteht und dadurch das Verständnifs des Textes sehr erleichtert, ist, wie sie seyn soll, klar und einfach; besonders in den Anmerkungen aber zeigt sich der Verf. als einen Mann, der vornämlich die besten Schriftausleger seiner Nation, neben diesen aber auch andere mit Auswahl zu benützen weifs, und sich ohne Polemik über manche Vorurtheile emporgearbeitet hat. Auch Mendelsohns Uebersetzung ist nach ihrem Werth geschätzt und mitbenutzt.

Der deutsche Orientalist kann vermissen, dafs bei manchen Wortableitungen der Verf. nicht soviel Rücksicht nimmt auf die verwandten Dialekte, als wir daran gewohnt sind und, wegen der Unsicherheit der rabbinischen Tradition auch bei lexikalischen Fragen, darauf halten müssen. Erst wenn die Erforschung der Wortbedeutungen ganz von neuem untersucht und so durchgeführt wird, dafs man nichts, als was sich durch nachgewiesene Ueberzeugungsgründe begründen läfst, nach den verschiedenen Stufen von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gelten läfst, kann die Einsicht in die althebr. Bibel, soweit als es noch möglich ist, gesichert werden. Hierzu ist Anwendung des gesammten semitischen Sprachumfangs und psychologisches Sprachstudium unentbehrlich. Doch fehlt auch dieses nicht ganz, weil selbst die besseren Rabbinen, wie Aben Esra, die Erläuterungs-Quelle aus dem Arabismus benützt haben. Meist aber hält sich der Verf. zur Bestätigung der Wortbedeutungen an Parallelstellen, die unstreitig immer sehr berücksichtigt werden müssen, auch wenn man aus den verwandten semitischen Dialekten und dem dortigen Sprachgebrauch die althebräische Wortbedeutung entdecken will. Durch Berücksichtigung der Parallelstellen allein — wird leicht eine *petitio principii* begangen.

Wollte man *desiderata* aufsuchen, so könnten, was uns wundert, sogleich die ersten Worte dazu Veranlassung geben. Bei בָּרָא hätte der Verf. gerade durch Parallelstellen leicht zeigen können, dafs dieses Wort nicht ein Machen aus Nichts bedeutet; dadurch hätte Er auch die Uebersetzung der LXX ἐποίησεν, welche Er anführt, rechtfertigend bestätigen können. Das Nächste ist, dafs er אֱלֹהִים mit אֵל *force* vergleicht und daher allmächtig übersetzt. Weil aber אֱלוֹהַּ eine passive Form und das ה ein bleibender Consonant ist, so ist es wohl sprachrichtiger, dafs dieses Wort den Begriff „verehrt," hochverehrt" andeute.

Dar arab. אלה bedeutet verehren, anbeten, und scheint mit ולה erstaunen, in Verwunderung seyn, in Verbindung zu stehen.

Man darf nicht alles mit Einem mal verlangen. In der That verdient im Ganzen der Verf. viel mehr gerechte Aufmunterung, weil seine Anmerkungen mit ungetrübtem Blick nach einem richtigen Sinn im Geiste des Alterthums zu forschen pflegen. Rec. macht sich das Vergnügen, hievon einleuchtende Beispiele vorzulegen. Bei 1, 26. nimmt Hr. C. ganz einfach an, daſs der Gottheit jenes oft gemiſsdeutete: „So wollen wir jetzt einen Menschen machen," deswegen in den Mund gelegt sey, weil jetzt das Wichtigste geschaffen werden sollte und daher der alte weise Verfasser die Gottheit, wie einen gedankenvollen Künstler, darüber mit sich selbst redend darstelle. Von dem ganzen 1. Kap. nämlich wird S. 5. überhaupthin richtig bemerkt, daſs es als ein hebräisches Festlied zu betrachten sey, wie dies auch durch die Eintheilung in Strophen in die Augen falle. (Mir scheint es als ein Sabbatslied in der Absicht gedichtet zu seyn, um den Grund, welcher Exod. 20, 11. für das Sabbatgesetz angegeben ist, eindringlicher und feierlicher auszusprechen.) Dabei bemerkt der Verf., daſs die Abtheilung nach der Siebenzahl mit der Sternkunde der Alten in Verbindung stehe, welche (freilich darunter auch die Sonne selbst) 7 Himmelskörper als beweglich betrachtet habe.

Der Verf. achtet demnach auf die Grundsätze der historischen Interpretation, durch welche allein begreiflich wird, warum so manches mehr den vormaligen Zeitmeinungen, als der wissenschaftlich zu erforschenden Wahrheit oder Beschaffenheit der Sache selbst gemäſs ist. Wäre der Ursprung des 1. Kapitels in der Genesis ein solcher, welcher mehr, als die Menschen damals wuſsten, hätte geben können, so würde dem Mond nicht im Vs. 16. fast eben soviel Wichtigkeit beigelegt seyn

als der Sonne; auch noch weniger würden wir dort die Sterne, (diese Sonnen anderer Systeme,) blos mit Einem Wörtchen, wie einen Nachtrab, bezeichnet finden. Hr. C. allegirt zwar *Cuvier sur les revolutions de la surface du globe. p.* 69. in 8.) bei 2, 3. dafür, dafs die in dem Schöpfungslied beobachtete Folge in der Entwicklung der organisirten Wesen mit den besten geologischen Theorieen übereinstimme: aber richtiger ist seine beigefügte Bemerkung: Die Genesis ist nicht eine geologische Abhandlung, sie enthält nur alte Vorstellungen von dieser Kenntnifs.

Wie würde es sich auch sonst erklären lassen, dafs sogleich 1, 5. von einem Tage die Rede ist, der aus Abend und Morgen geworden sey, da doch die Sonne gerade zur Unterscheidung zwischen Tag und Nacht, erst 1, 14—18. dem 4ten Tag zugeschrieben wird. Ein aus Abend und Morgen bestehender Tag ist doch offenbar ein natürlicher; und zwar so genommen, wie der Orientale es gewohnt ist, welcher seinen Tag vom Abend, vom Sonnenuntergang, anfängt. Dem Einmischen der spätern Geologie hat der Verf. nach einer sehr verzeihlichen Abweichung von den Regeln der historischen Interpretation darin nachgegeben, dafs er doch durch die aus Abend und Morgen bestehenden 6 Tage weit gröfsere physikalische Entwicklungsperioden angedeutet seyn lassen will. Wie unwissenschaftlich aber vielmehr der Dichter des alten Festliedes der Volksmeinung nachgegeben hat, zeigt sich sogleich auch bei 1, 6, wo ein grofser Theil der Gewässer jenseits des Himmelsgewölbes versetzt wird; ohne Zweifel, weil man sich Regen und Schnee noch nicht anders als dadurch zu erklären wufste, dafs dort oben, über jener stahlblauen Veste, grofse Wasservorräthe seyn müfsten, welche dann, wenn „die Fenster des Himmels geöffnet" würden, herabströmten.

Bei 3, 1 u. 14. denkt der Verf. mit Recht ganz einfach an eine Schlange, die im Apolog als Verführerin eingeführt sey, weil die Schlangen überall Symbole

schlauer, oft schädlicher Gewandtheit seyen. Die Cherubim 3, 24. erklärt er sich aus dem asiatischen Absolutismus, in welchem alle, auch die höchsten, Diener nur in Gestalten ängstlicher Unterwürfigkeit von dem Gebieter erscheinen dürfen. Ihm sind hier die zweierlei Deutungen bei **Philo** wohl bekannt, so wie überhaupt es als ein seltener Beweis von Gelehrsamkeit zu bemerken ist, daſs der Verf. überall zugleich auf die Alexandrinische Uebersetzung und den samaritanischen Text Rücksicht nimmt.

Weil nun Rec. ihn mit Vergnügen als einen Selbstforscher achtet, so war ich um so begieriger, ob Er bei 4, 7. einen Aufschluſs gegeben habe, in wiefern denn das Femininum חַטָּאת mit dem Mascul. רֹבֵץ und noch mit 2 folgenden Masculinen Suffixen construirt seyn könne. Mir scheint hier ein auffallendes Beispiel vorzukommen, daſs jene beiden Worte anders abgetheilt seyn sollten, nämlich לְפֶּתַח חֵטְא תִּרְבַּץ. Der Sinn ist: Wenn Du nicht zum Guten bereit seyn willst, so **wirst Du** (wie ein Sklave) **vor der Thüre einer Sünde** (als Deines Gebieters) **liegen**. Er (der חֵטְא) verlangt nach Dir (vergl. 3, 16.); Du aber sollest über ihn herrschen. — Den Anfang des Verses übersetzt der Verf. recht passend: Gewiſs wenn Du Dich gut beträgst, hast *Du* Achtung = שְׂאֵת (**Erhebung**) sc. יִהְיֶה לְּךָ.

In K. 3. findet auch Hr. C. durchgängig keinen Wink, daſs das erste Sündigen in **der Natur der Menschheit** eine Aenderung hervorgebracht habe, welche die Nachkommen alle hätten erben müssen. So ist auch 6, 5. nur vom eigenen täglichen Leben die Rede. Auch nach 8, 22. erkannte man schon, daſs das Sinnen des Menschen auf Böses und Uebel hingehe מִנְּעוּרָיו **von seiner Jugend an**; aber daſs dies **schon von seiner Geburt an**, oder sogar schon **vor** der Geburt in seiner Natur so sey, ist nicht gesagt. Der gerade Menschenverstand, wie viel richtiger findet er doch den Weg zur

Beobachtung des Wahren, als die patristisch scholastische Orthodoxie!

Bei Henoch 5, 24. bemerkt die Note: das Alterthum habe schnellen Tod einer unmittelbaren Wirkung der Gottheit zugeschrieben. *Soit sentiment religieux, soit superstition.* Bei 6., 3. hat Hr. C. übersetzt: *L'Eternel dit: Mon esprit ne combattra pas toujours dans l'homme.* Rec. bemerkt wieder, daſs das Femininum רוּחִי nicht der Nominativus zu dem Masculinum יָדוֹן seyn kann; also das Verbum anders genommen werden muſs, damit רוּחִי sich damit verbinden lasse. Ich vermuthe, es sey nach der Wurzel הוֹדָה auszusprechen לֹא יוֹדוּן רוּחִי לְעֹלָם. Jehova klagt: Sie werden immerfort nicht anerkennen (preisen) meinen Geist in dem Menschen, bei ihrer Verirrung. Sie sind körperlich. Ihre Tage sollen noch seyn 120 Jahre. דּוּן دُونَ wäre unten. Dies zeigt sich als Grundbedeutung. Daher: etwas niederschreiben; دِيوَان der Ort, wohin man es, es seyen dann Rechnungen oder Gedichte u. s. w., niederschreibt; aber auch Diwân, der Sitz, wo man sich niedersetzt; es sey das Gericht oder eine Gesellschaft zur Unterhaltung. — הֵדִין als Hiphil: machen, daſs etwas unten, im niedern ist, wie die Partheien vor dem erhöhteren Richterstuhl. Daher: den Richter machen, einen richten. Ps. 54, 3. תְּדִינֵנִי du wollest mir Richter seyn. Auch دِينَ ist nieder gebogen seyn. Castell. Nicht das Kal, sondern erst das Hiphil bedeutet richten = unten hin stellen und so behandeln. Die Stellen, in welchen das Kal vorkömmt, erfordern auch, dieser Wortbedeutung gemäſs, richtiger übersetzt zu werden. דָּנַנִּי אֱלֹהִים וְגַם שָׁמַע בְּקוֹלִי Gen. 30, 6. sagt Rahel: Gott hat sich erniedrigt = herabgelassen, (zu) mir, und auch mich erhört und mir (durch die substituirte Magd) einen Sohn ge-

geben Deswegen nannte sie dessen Namen **D a n** = **E r n i e d r i g u n g.** — Aber auch dieses ist nicht auf Genes. 6, 3. anwendbar, weil dort ידון nicht von דון abzuleiten ist.

Die Fluth 6, 17. betrachtet der Verf. als eine particuläre; wenigstens setzt der alte Text voraus, dafs ebendieselben Thiere fortdauerten, welche vorher dagewesen waren. Bei 7, 11. deutet Er auf eine Aehnlichkeit mit der Fluth des Osiris. — Die Anmerkung bei 9, 6. wegen **B e s t r a f u n g d e s M e n s c h e n m o r d s** durch Lebensverlust zeigt auffallend die Rücksicht des Verfs. auf die gegenwärtige (Uebertreibung der) Sentimentalität, welche **a l l e** Todesstrafen wegräumen möchte, ungeachtet die Erziehung des Volks noch bei weitem nicht so weit vorgeschritten ist. Der Verf. ruft aus: *C'est le droit* ***t e r r i b l e*** *de donner la mort à celui qui l'a donnée.* Die moralische Klugheit, welche auch eine grofse Tugend ist, darf die Menschen nicht so behandeln, wie wenn sie bereits wären, was sie seyn sollten. Zunächst sind sie zu behandeln, wie sie in der That sind. Zugleich aber ist die moralische Voraussicht Pflicht, baldmöglichst und unablässig dahin zu wirken, dafs sie wirklich werden, wie sie seyn sollen. Allerdings aber hat die althebräische Gesetzgebung (weiser als soviele christliche) den Schrecken der Todesstrafe nur auf Menschenmord, nicht auf irgend andere Verbrechen, gesetzt und Mose gab Mittel, dafs der unvorsätzliche Tödter sich retten konnte.

Bei der Stelle von der **B e s c h n e i d u n g** 17, 14. bemerkt der Verf., dafs sie bei manchen Fällen statt fand, und wahrscheinlich [mitunter?] einen medicinischen Nutzen hatte. Dabei ist auch eine von dem Verf. anderwärts gemachte Bemerkung zu benützen, dafs nämlich manche Sitte an verschiedenen Orten ohne durch Nachahmung entstanden seyn möge, weil gleiche Ursachen entweder aus dem Gemüthe, oder aus äufseren Umständen hervorgehen und unabhängig gleiche Wir-

kungen veranlassen können. Er bemerkt aber zugleich ganz richtig, dafs für die alten hebräischen Nomaden die Beschneidung zugleich ein Zeichen am Körper seyn sollte, wodurch sie sich und ihre Nachkommen als ein Eigenthum Gottes auszeichnen wollten. Dadurch giebt er einen sehr bemerkenswerthen Wink, dafs dieses im Morgenland und bei Nomaden ganz zweckmäfsige „*signe très distinctif*" in unsrem Klima und bei der europäischen Bekleidungsart (und da überhaupt der Vorsatz, Gott geweiht zu seyn, jetzt mehr in seiner Geistigkeit anzuerkennen und auszuüben ist, also auch keines solchen fremdartigen, sinnlichen Abzeichens bedarf) nicht sehr passe. Rec. macht den selbstdenkenden Verfasser hierüber auf die sehr ingeniöse und kenntnifsreiche Rede des Kanzlers von Autenrieth zu Tübingen: Ueber den Ursprung der Beschneidung mit Beziehung auf Beschneidung der Israeliten (Tübingen 1829. 8.) aufmerksam, zugleich auch, besonders wegen des jetzt praktischen Einflusses, auf den Schlufs des Schreibens von Prälat Flatt. S. 59.

Nicht ohne einen Wink läfst der Verf. das Betragen Josephs 47, 21, welcher durch seine Finanzkünste den ihm anvertrauten Theil von Egypten durch nichts anderes, als durch den Ertrag des Landes selbst, in ein Eigenthum des Pharao zu verwandeln wufste. Dies, sagt der Verf., ist — das wahre asiatische System. Das Land wird für Erbgut des Souveräns gehalten, der es seinen Unterthanen als Sklaven zu Lehen oder in Pacht giebt. Dagegen hatte nun Hr. C. nach der Dedication an den König, das Glück: *sous l'heureux regne du prémier Roi constitutionel des Français* zu schreiben, *où la tolerance* *) *aussi-est devenue une verité*.

*) Der Verf. bemerkt noch weiter in seiner Dedication: Seine *coréligionaires, déja attachés par tant de liens au sol de la patrie*, seyen dies noch um so mehr an den Thron des Königs, weil *le commencément de son regne est pour eux, par l'adoption d'une loi récente, le commencement d'une ére de veritable*

Bei 49, 10. wird bemerkt, dafs Onkelos und die Talmudisten die Worte יָבֹא שִׁילֹה vom Messias ver-

---

égalité. Die Ständeversammlung machte nämlich nach den Juliustagen das Gesetz, dafs die Rabbinen als Synagogenlehrer ihre Gehalte ebenso aus der Staatscasse erhalten sollten, wie die Katholische und Protestantische Geistlichkeit. So sehr Rec. wünscht, dafs jede wahre (nicht blos scheinbare und dadurch schädliche) Gleichstellung sittlich und bürgerlich vorbereitet und allmählich durchgeführt werde, so kann er doch nicht unterlassen, zu bemerken, dafs französische (und deutsche) Stände, ehe sie Staatsgelder für den Cultus verwilligen, sich genauer an die Rechtsgrundsätze hätten erinnern sollen, nach denen der Unterschied zu bestimmen ist, nach welchem Mafsstab die Staatsgesellschaft, und nach welchem die Cultusgesellschaften ihre Institute zu erhalten schuldig sind. Jede Unterrichts- und Erziehungsanstalt, welche zum Zweck der Staatsgesellschaft, das bürgerliche rechtlich glückliche Zusammenleben zu schützen und zu fördern, dient, soll auch durch die gesammte Staatsgesellschaft durch Gehalte und alle zweckdienliche Mittel unterstützt werden. Wer den Zweck will, soll die Mittel wollen und gewähren! Dies ist Verstandesgesetz. Auch die Judenschaft in einem Lande würde sehr gewinnen, wenn diese Rechtsobliegenheit vom Staat anerkannt wird, dafs die allgemeine Staatsgesellschaft auch für ihre niedere und höhere Schulanstalten, insofern sie zu Erfüllung bürgerlicher Pflichten erziehen, zu sorgen und wo das Localvermögen nicht hinreicht, das Nöthige, nicht kärglich, zu suppliren habe. Dazu gehört auch der allgemein anwendbare sittliche und religiöse Unterricht. Wollen aber christliche, jüdische, türkische u. s. w. Gesellschaften einen besondern Cultus, alsdann ist dessen Dotirung, auch die Vorbereitung besonderer Lehrer, Rabbinen, Molla's u. s. w. Sache der besondern Gesellschaft, die es zu bedürfen glaubt; und die, welche über die Staatscassen zu votieren haben, sollten das Princip der Scheidung, was staatsbürgerliche Obliegenheit ist, und was besondere Gesellschaften für besondern Zweck anwenden mögen, hell und ohne Täuschung oberflächlicher Liberalitätsmeinungen festhalten. Nur in Frankreich ist's Staatsobliegenheit, auch den katholischen und protestantischen Cultus zu besolden, weil die Staatsgesellschaft in der Revolution beiden ihre gestiftete Mittel entzogen hat; was bei den jüdischen wohl nicht geschehen ist? Fallen alle

stehen, weil ihre Buchstaben nach dem Zahlenwerth genommen 358. ausmachen, welches auch der Zahlenwerth des Wortes מָשִׁיחַ sey. Von Zeloten ist Hr. C. dennoch darüber angegriffen worden, daſs er zu wenig auf den Messias deute. Bei dem zweiten Theil aber zeigt Hr. Munk S. XIX, daſs, wie R. Joseph Albo gegen Maimonides bewies, das Glauben an den Messias nicht ein jüdisches Fundamentaldogma sey, und daſs nach R. Mose Ben Nachman sich die wahre גְאוּלָה auf das ewige Leben, nicht gerade auf eine sinnliche Wiederherstellung Jerusalems beziehe. — Der Verf. selbst denkt bei שִׁילֹה an die in der Nähe von Sichem gelegene Stadt Jos. 24. Er möchte damit in Verbindung bringen, daſs gerade zu Sichem die Trennung der beiden hebräischen Königreiche unter Rehabeam entstanden ist. (Juda verlor aber dort doch das Scepter nur zum Theil.)

Der 2te Band giebt eine schon ansehnliche Liste von Subscriptionen, welche die verdiente Aufnahme des Werkes in Frankreich beurkunden. Darauf folgen Erklärungen über manche öffentliche Beurtheilungen, z. E. gegen die (jetzt auch in Deutschland modisch werdende) Ableitung der Sprachen und Sitten und sogar des alten so geschlossenen Hebraismus aus dem in sich selbst so verschiedenartigen und für uns noch fast gar nicht bekannten alten Indien. (Wäre denn aber dadurch ein Entstehen religiöser und philosophischer Ideen erklärt, wenn man sie in eine weiter entlegene dunkle Ferne hinausschiebt? So antworten Indier auf die Frage: worauf die Welt stehe? „auf 4 Elephanten." Und diese? „auf einer Schildkröte!" Die Schildkröte aber ist alsdann die *petitio principii*, wodurch man das Fortgehen des Fragens in's Endlose — kurzweg abschneidet.)

---

niedere und höhere Unterrichtsanstalten mit Recht auf Local- und Staatsvermögen, so wird jede Cultusgesellschaft durch ihre Stiftungen diesen ihren besondern Zweck wohl decken können.

Bald hierauf sehen wir, dafs der Verf. genöthigt ist, gegen das auch in Deutschland nicht unerhörte Gerede, wie wenn Rationalismus mit dem Atheismus verwandt wäre, ebenfalls seine französischen Leser zu warnen. Solche Dogmatiker, wie die immer mehr rückgängige oder recidive Verfasser des *Avenir* oder der *Archives de Christianisme* sind, verdienen dadurch als Verwandte unsrer frömmelnden Hyperorthodoxen bekannt zu werden. Kenntnifsreich sind die Antworten, welche Hr. S. Munk dagegen S. IV — XX. gegeben hat.

Bei 7, 12. wird eine Stelle aus dem grofsen Werke über Aegypten (*Hist. nat. tom.* 1. *p.* 159.) über das Abrichten der Schlangen zu Cairo citirt, welche verglichen zu werden verdient. Bei 7, 22. wird, nach Aben Esra, gefragt, woher die ägyptischen Zauberer reines Nilwasser bekommen konnten; wenn schon durch Mose alle Wasser des Flusses und in ganz Aegypten nach V. 21. in Blut verwandelt waren. — Ist es gleich richtig, dafs die 3 ersten ägyptischen Plagen sich aus Folgen der Nilüberschwemmung erklären lassen, weil dadurch eine Menge von Insekten zu entstehen pflegt u. s. w., so ist doch die Erzählung von jenen 10 Plagen überhaupt längst so redigirt, wie sie die hyperphysischen Erklärer anzusehen gewohnt waren, welche sich um die Mittelursachen nicht bekümmerten. Das Wunderbare beruht meistens darauf, dafs vorausgesetzt wird, wie wenn alle übrigen Erfolge in ganz kurzer Zeit nach einander eingetreten wären. Das ganze Alterthum ist daran gewöhnt, Unglücksfälle einer Gegend auf gewisse politische Begebenheiten zu beziehen, welche gerade die Aufmerksamkeit beschäftigen. Die Facta sind alsdann richtig; für das Urtheil aber, welches ihnen erst ihre Bedeutsamkeit zuspricht, sind nur die Menschen verantwortlich. Eben dasselbe Ereignifs, wenn es einmal für ein Omen genommen wird, bekömmt von jeder Parthie nach ihrer Vormeinung eine andere Auslegung.

Vorzüglichen Fleifs hat der Verf. mit Recht auf die Capitel von der Gesetzgebung verwendet. Er beweist

eine glückliche Belesenheit, nicht nur in den bessern rabbinischen Auslegungen, sondern auch im Philo. Bei 20, 2. wird gegen Maimonides aus Aben Esra u. s. w. behauptet, dafs der erste Satz von der Verehrung des alleinigen Gottes nicht wie ein Gebot, vielmehr als eine Vernunftwahrheit ausgesprochen sey, welche eben deswegen niemals geboten, sondern nur dem Nachdenken vorgehalten seyn könne. *La croyance en Dieu est une deduction rationelle et ne saurait étre l'objet d'un précepte. Mais voici en quoi les Israelites différent des autres peuples . . ils repoussent toute espèce de communauté = שׁתוף et n'adorent que Dieu directement, sans intermediaire d'aucune créature, quelque soit son degré de perfection, l'éminence de ses qualités physiques et morales.* Der folgende hartscheinende Ausspruch 20, 5, dafs Jehovah als eifriger Machtgott die Sünden der Väter auch bei den Kindern und Kindeskindern strafe, ist einem andern Ausspruch 5 Mos. 16, 24. nicht entgegen, denn es wird ja auch hier schon hinzugesetzt, was Onkelos nicht unbemerkt liefs, dafs dieses die angehe, welche Gott hassen.

Wir wollen nur noch auf eine für die jetzige Gesetzgebung der Judenschaft wichtige Bemerkung des Verfs. bei 20, 10. aufmerksam machen. Nicht einmal die 10 Gebote, welche bekanntlich in zweierlei Recensionen im zweiten und fünften Buch Mose vorkommen, sind mit einander wörtlich übereinstimmend. Da sie ursprünglich vom Sinai nur auf die Eine Weise ausgesprochen worden seyn können, so kann immer nur die Eine Lesart die ächte seyn. Da aber die alten Hebräer bei Sammlung des Pentateuchs doch beiderlei Abweichungen aufnahmen, so zeigten sie sich offenbar vorurtheilsfreier, als so manche Spätere, die am Buchstaben, wie an einer unveränderlichen Infallibilität, hingen. Der Verf. hat dagegen aus dergleichen Zeitveränderungen in Beziehung auf das Sabbatgesetz einen denkwürdigen Wink abgeleitet. Wie sehr sich die Ideen auch über die wichtigsten Gegenstände durch die Zeitumwälzungen sogar

im Geist der Israeliten geändert haben, dies zeigt sich, wie Hr. C. anmerkt, beim Sabbat. Antiochus und Pompejus benutzten noch die Scheu der Juden, am Sabbat sich zu vertheidigen, zum großen Nachtheit derselben. Jetzt lesen wir in dem „*Précis d'instruction religieuse, approuvé par le Consistoire central des Israëlites de France*" wörtlich so; „Diejenigen, welche zum Militärdienst gerufen sind, sind von allen religiösen Obliegenheiten dispensirt, deren Beobachtung nicht mit den Obliegenheiten dieses Dienstes sich vereinigen könnten." Hr. C. setzt noch hinzu: Eben dies gilt ohne Zweifel bei jeder öffentlichen Function! — Doch, dünkt uns, ist der Unterschied bedeutend, da man wohl zum Kriegsdienst, nicht aber zu öffentlichen Aemtern genöthigt zu werden pflegt. Und selbst bei dem Kriegsdienst würde wohl der Strenggläubige zu fragen Ursache haben: Wie denn das Consistorium sein Dispensationsrecht ableiten und beweisen könnte? besonders da bei dem Kriegsdienste fast zu jeder Zeit die Stellvertretung durch einen andern gestattet ist, also auch für den, welcher die mosaische Sabbatruhe für unverletzlich hält, ein legaler Ausweg offen wäre. Man sieht also wohl, daſs, wer consequent seyn will, nur entweder streng rigoristisch an das Gesetz sich halten, oder aber rationell als allgemeine Regel annehmen muſs: daſs alle nicht an sich nothwendigen Gesetze so, wie sie für gewisse Zeitumstände zweckmäſsig gegeben seyn konnten, auch nach Veränderung der Verhältnisse ihren Grund, folglich ihre Gültigkeit verlieren. Hört die *ratio legis* auf, so soll das Gesetz aufhören oder verhältniſsmäſsig modificirt werden, wenn nicht als Grundsatz das: *Stat pro ratione voluntas!* eintreten soll.

Wir hören mit Vergnügen, daſs auch der dritte Band dieses Werks schon ausgegeben wird. Auch finden wir angezeigt, daſs ein *Cours de lecture hebraique* vom Verf. schon in der 2ten vermehrten Ausgabe herauskömmt, und daſs seine Thätigkeit das auf 1831—1832. begonnene *Annuaire israélite* auch für 1833.

fortsetzen wird. Dadurch den Zustand seiner Glaubensgenossen in Frankreich fortlaufend kennen zu lernen, muſs auch dem Ausländer angenehm seyn. Wo die Rationalität in Religionssachen von auſsen immer weniger gehindert werden darf, wo besonders die Rabbinen nicht mehr als Satzungslehrer eine gleichsam theokratische Gewalt ausüben können, da wird auch das wahre Gleichwerden der jüdischen Einwohner mit den Andern nicht blos durch Worte wenig wirkender Verordnungen, sondern durch die überallher motivirte Wirklichkeit hervortreten.

Ich verbinde gerne mit diesem Bibelwerk die Anzeige einiger anderen verwandten Schriften:

2. Schon seit längerer Zeit liegen vor mir

Probebogen eines von Hrn. Johlson zu Frankfurt (dem Verf. mehrerer sehr nützlichen Unterrichts-Schriften) begonnenen Bibelwerks,

welches eine populäre Uebersetzung, mit nicht vielen Anmerkungen, aber doch mit Winken bei einfluſsreichen Stellen versehen geben soll. Der Fortgang des Werks ist mir unbekannt. Ich gebe zur Probe nur eine die Beschneidung betreffende Anmerkung, welche der auffallenden Familiengeschichte 2 Mos. 4, 21—26. untergesetzt ist. Diese sonderbare, uralte Anekdote zeigt, daſs Mose selbst seinen Sohn, so lange er auſserhalb Egypten gewesen war, unbeschnitten gelassen hat. „Einige," sagt der Verf., „halten diese dunkle Stelle, welche durch vorherrschende Unbestimmtheit des Ausdrucks, durch ungewöhnliche Worte und sonderbare Stellung derselben auffallend wird, für eine später eingeschobene Legende; Andere glauben: Mose habe in diesem Bericht andeuten wollen, daſs nicht Er seinen Sohn beschnitten, sondern seine Frau, während seiner Krankheit, ohne sein Vorwissen dieses gethan habe. Moses selbst nämlich hat, wie es Jos. 5, 5. geschicht-

lich gewifs macht, während der ganzen Dauer seines Amtes die Beschneidung unter seiner Nation nicht vollziehen lassen und nach Deut. 10, 16. nur eingeschärft, die Vorhaut des Herzens zu beschneiden. Deswegen scheinen auch jene paar Worte (Levit. 12, 3.) eher eine Randglosse, als ein mosaischer Urtext zu seyn." Dem Rec. dünkt so viel klar, dafs wahre Verehrer des Mose auf die entschiedene Thatsache: Mose hat 40 Jahre lang die Beschneidung bei der ganzen Nation unterlassen! sehr aufmerksam werden sollten. So lange seine Nomaden meist unter sich waren, hielt er dieses nationale Unterscheidungszeichen offenbar für entbehrlich; erst Josua findet es wieder zweckmäfsig, da in den Gefechten seines Eroberungskriegs es von Bedeutung seyn konnte, israelitische Kriegsleute von den Cananäern durch ein unvertilgbares Zeichen unterscheiden zu können. Was hieraus überall, wo die Kleidungsart von der orientalischen und beduinischen so ganz verschieden ist, für alle Nachdenkende zu folgern sey, scheint sich von selbst zu verstehen. — Ich wiederhole noch einmal, dafs die schon oben angeführten Autenrieth'schen und Flatt'schen Bemerkungen verglichen zu werden sehr verdienen. Man kann nicht sagen, dafs, wie Kinder der Christen erst durch die Taufe in die Kirchengemeinde aufgenommen werden, ebenso auch der von Juden Geborne erst durch die Beschneidung in die Nation und in den monotheistischen Mosaismus eintrete; da hierüber vielmehr schon die Geburt entscheidet, indem die Verbindung mit der jüdischen Nationalität nicht von einem andern Dogma abhängt, als von dem des Glaubens an Einen Gott.

---

3) *Commentarius grammaticus criticus in vetus testamentum, in usum maxime Gymnasiorum et Academiarum adornatus. Scripsit F. J. V. D. Maurer, philos. Dr. soc. historico theol. Lips. sod ord. Fasc. I. Lipsiae. Bei Schaarschmidt u. Volckmar.* 1832. *gr.* 8. 192 *S.*

Der Gedanke, in gedrängter Gestalt einen Commentar über das ganze A. T. für die, welche, wie es nöthig ist,

auf Gymnasien und andern Vorbereitungsanstalten hebräisch lernen, zu bearbeiten, ist unstreitig gut. Der Verf. der gegenwärtigen Ausführung beweist auch wohl, dafs er dafür die erforderlichen Sprachkenntnisse, besonders mit der nöthigen grammatikalischen Genauigkeit, besitze. Dennoch kann ich nicht bergen, dafs die planmäfsigen Vorausbestimmungen, wie ein solches Handbuch dem Zwecke gemäfs durchgeführt werden sollte, nach meiner Einsicht häufig anders gedacht werden müfsten, als sie dem Verf. vorgeschwebt zu haben scheinen.

Die Verleger haben Ihm für das Ganze, wie Er selbst angiebt, einen Umfang von ungefähr 45 Bogen engen Drucks zugestanden. Um so strenger müfste also zum Voraus abgemessen werden, was nach dem Bedürfnifs der Lernenden unentbehrlich, und wodurch irgend Raum zu ersparen sey, ohne dafs eigentliche Schwierigkeiten übergangen werden müfsten. Der Bearbeiter selbst müfste sich demnach zum Voraus bei jedem Abschnitte wohl bemerken, welche schwere Worte oder Constructionen einer möglichst kurzen und doch begründeten Erläuterung bedürfen. Alsdann wird der Ueberblick, wie viele Puncte beleuchtet werden müfsten, zu einem gewissen Element im Erklären veranlassen, jede entbehrliche Wendung verhüten und doch auch, dafs nichts Schwieriges übergangen werde, besonders aber, wie überall die möglich besten Gründe concentrirt zu geben seyen, anmahnen. Der Verf. scheint sich nur bei jedem Capitel einen nicht allzu grofsen Raum vorgeschrieben zu haben; aber dafs in diesem Raume gerade das, was ein Gymnasialschüler in Kurzem richtig und doch gründlich zu erfahren nöthig hätte, wirklich gegeben sey, und dafs dagegen nichts sehr Entbehrliches eingemischt werde, möchte sich schwer behaupten lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

Neuere Arbeiten zur Exegese des Pentateuch.

(Beschlufs.)

Die erste Bemerkung, welche gegeben ist, betrifft רוּחַ אֱלֹהִים und מְרַחֶפֶת. Hätte denn aber nicht auch vorher, besonders durch einige Parallelstellen, das gewöhnlich gemifsdeutete בָּרָא und alsdann תֹהוּ וָבֹהוּ erläutert werden sollen? um klar zu machen, in wiefern dieses Schöpfungslied eine *„moles rudis atque indigesta"* oder eine Art von Chaos, also nicht eine Schöpfung aus Nichts voraussetze. Dagegen setzt der Verf. über die Ruach Aelohim zwei mögliche Erklärungen, eine „bewegende Kraft Gottes" oder: „einen von Gott geschickten Wind." Für die erstere Bedeutung, die Ihm doch selbst die bessere ist, giebt Er keine Andeutung von einem Beweis; zur andern werden ein Paar Parallelstellen citirt, also dadurch einige Wahrscheinlichkeit erweckt; dennoch wird beigefügt: *„non satis probabiliter."* Was hilft aber ein solches blofses Autoritätsurtheil? Ein Gegengrund hätte sich wohl auch mit etlichen Worten nachweisen lassen. Wo nicht, so hilft das *„non satis probabiliter"* den Gymnasialschüler nichts, welcher doch nach Grund zu fragen gewöhnt werden soll.

Das vielgeplagte מְרַחֶפֶת wird dreifach *„impendebat, seu immmebat, incubabat quasi,"* umschrieben. Aber warum? Diese Frage ist immer die Hauptsache; und wer auf Gymnasien hebräisch lernt, mufs durchaus schon so weit seyn, dafs er ohne Warum nichts hören und nichts lernen mag. Der erweislichste Grund der wahrscheinlichen Wortbedeutung ist, dafs רָחַף im arab. weich, dünnflüssig seyn andeutet, das Pihel also

irgend eine Art, weich zu machen, anzeigt. Daran reihet sich die im syr. Sprachgebrauch erwiesene Bedeutung *incubare*, aber nicht so, wie wenn das Daraufsitzen bezeichnet seyn sollte, vielmehr nur das brütende Weichmachen. Auch die Bedeutung weich seyn gegen etwas = wohlwollend, wohlthuend, erhellt als begründet. Aber die gewöhnlich angenommenen Bedeutungen: über etwas schweben, brütend sich bewegen, fallen weg, als zufällige Nebenumstände.

Der dritte Vers wird nun übergangen, wo das יְהִי אוֹר doch wohl ein Scholion verdient hätte. Wenigstens wäre dies viel nöthiger gewesen, als die nächstfolgende Bemerkung zu V. 4, dafs die Worte וַיַּרְא אֶת־הָאוֹר כִּי טוֹב so viel seyen als וַיַּרְא כִּי טוֹב הָאוֹר. Wer aber kann daran zweifeln? oder ist denn an dieser Construction etwas gelegen? Sofort wird zu וִיהִי מַבְדִּיל Ewald's Grammatik p. 485. citirt; in tausend andern Stellen wird Gesenius und Ewald gewöhnlich neben einander so allegirt, wie etwa die Juristen ihre Gesetzbücher allegiren müssen. Hierdurch wird ein grofser Theil des Raumes verschwendet, wenn der Verf. seinen Commentar gleichsam zu einem Index über jene beiden grammatikalischen Gesetzgeber zu machen scheint. Wer auf dem Gymnasium hebräisch lernt, hat doch vorher schon gewifs mit der lateinischen und griechischen Grammatik umzugehen sich gewöhnt. Sollte er also nicht in der hebräischen Grammatik das Nöthige bald selbst auffinden zu lernen, Geschicklichkeit genug haben? Sogleich das nächste Beispiel zeigt, dafs es gewifs nicht genug ist, Grammatiken wie einen Drako oder Lykurgus zu allegiren. In den Worten לְאֹתֹת וּלְמוֹעֲדִים וּלְיָמִים וְשָׁנִים sollen die 2 ersten Worte: *in signa et stata tempora* ein ἓν διὰ δυοῖν seyn nach G, §. 152. 1. a. cf. 3, 16. Aber ein solches ἓν διὰ δυοῖν, welches sich *in signa statorum temporum* auflösen soll, ist (man denke nur den

Inhalt der beiden Begriffe) an sich unmöglich; vielmehr ist ohne Zweifel das ו vor dem לְמוֹעֲדִים unächt, und daraus entstanden, dafs die beiden folgenden Worte mit ו anfangen. Statt Zeichen für Versammlungszeiten kann man in keiner Sprache sagen: Zeichen und Versammlungszeiten. — Man scheint jetzt so recht im Zug zu seyn, über das bischen hebräischer Sprache, das wir noch am wenigsten gut von der lexikalischen Seite her kennen, Grammatiken voll Regeln wie Gesetzbücher zu schreiben, die leicht wortreicher werden, als unsre ganze althebräische Sprachkunde selbst. Und hat man sich einmal in diese *minutias* eingelassen und sollen dafür immer gewisse Kunstformeln bestimmt werden, so verfällt, auch wer sonst freier und genialischer sich bewegt, leicht in künstliche Fictionen, die, wenn man sich die Sprache als volksthümlich lebend denkt, nicht statt finden können und anders aufzulöfen sind, wenn wir nicht in's Unnatürliche (wie wenn eine wenig gebildete Volkssprache auf eine Unzahl von Regeln, Ausnahmen und Observationen zurückzubringen wäre) uns verwickeln wollen. In einer solchen populären Sprache sind Ungenauigkeiten das natürlichste, die gerade als Ungenauigkeiten sich nicht auf Regeln bringen lassen, weil sie im gewöhnlichen Reden wie zufällig entstehen. So denkt man im gemeinen Leben sich leicht zwei Attribute, z. B. „Gnade und Wahrheit" nach- und nebeneinander, die, wenn man genauer und gebildeter spräche, mehr vereint, als „gnadenvolle Wahrheit" gedacht und ausgesprochen würden. Aber umsonst ist's, jenes getheilte unter die Kunstformel: „Eines durch Zwei" zu bringen. Denn in den Gedanken des populär Redenden war es vielmehr ein Zwei. Er dachte erst an Gnade und dann an Wahrheit, und daher sprach Er es getheilt aus. Wir mögen es vereinen, aber das Künstlichere nicht in die Unkünstlichkeit zurückversetzen. Hingegen wird auch im gemeinen Leben niemand denken oder sagen können: Sonne und Mond sind zu Zeichen — und zu

Versammlungen gemacht; sondern: zu Zeichen für Versammlungen oder für Versammlungszeiten. Je künstlicher also und je weniger der populären Denk- und Sprachart gemäfs der Exegete das Alte und Neue Test. zu behandeln gewöhnt wird, desto weiter entfernt man ihn von der einzig wahren, einfach natürlichen Auffassung dessen, was dort nach dem geraden, unverkünstelten Sinn und Verstand gedacht und gesagt ist.

Vom 15—20. Vers wird nichts erläutert; im 20. aber wieder zum Wort שֶׁרֶץ der doppelte grammatikalische Codex nach G. und E. gleichsam pflichtmäfsig nachgewiesen. Alsdann wieder zu חַיְתוֹ im V. 24. Schreibt man denn ein neues Buch, um zwei andere oft genug zu allegiren? Nun folgt בְּצַלְמֵנוּ mit der Erklärung *in imagine nostra i. e. ita ut sit in imagine nostra, imagine nostra gaudeat.* Immer nach dem unrichtigen patristisch-dogmatischen Begriff, wie wenn ein Ebenbild Gottes innerhalb des Menschen wäre. Der Sinn des alten Weisen war: Gott schuf den Menschen zu einem Bilde Gottes auf Erden, nämlich, wie die Folge es erklärt, so dafs er, wie ein Stellvertreter Gottes, alles Uebrige auf Erden sich unterordnen, regieren und benutzen solle. Folglich mufs בְּצַלְמֵנוּ übersetzt werden: *in imaginem nostram* = *εἰς εἰκόνα.* Endlich wird noch zu Vers 30. bei אֶת־כָּל־ bemerkt, dafs נָתַתִּי aus V. 29. wiederholt zu denken sey. Dies würde Niemand eine Schwierigkeit machen. Ebenso entbehrlich ist die letzte Bemerkung zu V. 31, dafs יוֹם ohne Artikel stehe. Dies kann, und wenn keine hebräische Grammatik in der Welt wäre, nicht anders seyn; denn der Sinn in diesem Vers, wie fünfmal vorher, ist, nur zu sagen: und es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag, nämlich der sechste. Zu יוֹם gehört also in keinem Fall ein Artikel. Wohl aber wäre z. E. die Bemerkung nicht

überflüssig gewesen, dafs hier immer nach orientalischer Weise der Tag mit dem Abend angefangen werde und folglich die Zeit von Abend bis Morgen und von Morgen wieder bis Abend in diesem ganzen Sabbatslied als der althebräische bürgerliche Tag betrachtet sey, ungeachtet man freilich nicht leicht begreift, wie dreimal V. 5. 8. und 13. ein Abend und ein Morgen seyn konnte, ehe noch die Sonne geworden war.

Rec. hat ein ganzes Capitel auf diese Weise beurtheilen wollen, um den Verf., dessen Gelehrsamkeit er gerne recht nützlich angewendet sehen möchte, durch eine Reihe von Beispielen zu überzeugen, dafs Er alle Ursache habe, durch einen passenderen Plan und zweckmäfsige Auswahl nöthiger, nicht so leicht entbehrlicher Bemerkungen eine Unternehmung, die an sich sehr nützlich wäre, dem angemessen zu machen, was Gymnasialschüler bedürfen können. Bei manchen andern Stellen bemerken wir, dafs der Verf. sich in Ausführlichkeiten einläfst, z. E. 3, 14. 4, 7, die wohl in einen gröfseren Commentar, aber schwerlich in ein solches Hülfsbuch für Schüler gehören. Bei Exod. 28, 30. nimmt ein wörtliches Excerpt aus Gesen. Thesaurus über הָאוּרִים הַתֻּמִּים eine halbe Seite weg, ohne dafs dadurch archäologisch oder philologisch etwas entschieden werden kann.

Um auch über die philologische Richtigkeit der Bemerkungen etwas Weniges zu sagen, blicke ich auf Genes. 49. Wenn ja, so wäre wohl V. 4. zu יְצוּעִי עָלָה eine grammatikalische Bemerkung nöthig gewesen, wie nämlich die dritte Person folgen könne, da vorher immer Ruben in der 2ten Person angeredet ist. Auch das vorhergegangene פחז wäre am besten als ein Ausruf, als Abstractum *pro Concreto* zu erklären: „O Ungestümm, gleich dem Wassergufs!" V. 5. ist es doch gewifs nicht nöthig, wegen der Bedeutung von מְכֵרָה bis zum äthiopischen: *consilium cepit*, seine Zuflucht zu nehmen. Schon das arabische giebt die Bedeutung von

List und Trug. Aber genügend ist das hebräische מכר. Simeon und Levi hatten mit den Sichemiten wie käuflich gehandelt, unter welchen Bedingungen sie ihnen die Schwester überlassen wollten. Eben diesen Kaufhandel aber verwandelten sie dann in ein Mittel, um ihre Gewaltthätigkeit auszuüben. Nach der hebräischen Constructionsart ist מְכֵרֹתֵיהֶם das Subject des Satzes und כְּלֵי חָמָס das Prädicat: „Ihre Handelschaften sind — Mordwerkzeuge." Bei אַל־תֵּחַד כְּבוֹדִי wird blos fingirt, dafs כָּבוֹד Seele bedeute und daher mit einem Femininum im Verbum construirt werden könne. So helfen sich grammatikalische Legislationen durch Fictionen. Jakob spricht im Affekt: „In ihre Rathssitzung komme nicht, du meine Seele! In ihre Versammlungen werde nicht vereint *(ne uniaris)*, du meine Ehre!" Der Sinn ergiebt sich von selbst. Von jener unehrlichen Schlauheit bleibe Jakobs Ehre ferne, nie will er einen Theil daran nehmen. Im Nächstfolgenden möchte man wohl lächeln, dafs der Parallelismus aus einem שׁוֹר = *taurus* einen *hominem robustum, potentem, audacem* machen soll, und der unglückliche Emir Schechim poetisch ein שׁוֹר genannt sey, dem die Hinterlistigen die Sehnen abgeschnitten hätten = עִקְּרוּ, *quia vires ejus circumcisione infregerunt infractumque occiderunt.* Spräche Jakob oder der Dichter ironisch, dann möchte der etwas plumpe Spottname begreiflich seyn. Aber er will Abscheu aussprechen, nicht den meuchelmörderisch mifshandelten höhnen.

Doch genug! Ich mache nur noch wegen des lateinischen Ausdrucks die Bemerkung, dafs, wenn man aus dem Hebräischen übersetzt, nie dergleichen Phrasen gewählt werden dürfen, welche ganz andere Begriffe, als hebraizirende, erwecken. Man darf z. B. nicht 3, 14. אָרוּר übersetzen lehren: *diris devota esto*, weil der Hebräer nicht an *dirae* denkt, und wer hebräisch lernt, dergleichen fremde Begriffe nicht hinzubringen soll.

---

4) *De pentateuchi interpretationis Alexandrinae indole critica et hermeneutica. Scripsit Theoph. Ed. Toepler, Hungarus, philos. Dr. Halle, bei Schwetschke u. S.* 1830. 68 *S.*

5) *De pentateuchi versionis Syriacae quam Peschito vocant, indole comm. critico-exegetica. Scripsit Lud. Hirzel, Turicensis, philos. Dr. Leipzig, bei Reclam.* 1825. 182 *S.*

Auf diese beiden lobenswürdigen Probeschriften mache ich, wenn gleich eine Kritik zu viel Raum erfordern würde, gerne aufmerksam, weil sie allerdings sehr fleifsig ausgearbeitet sind und weil überhaupt angehenden Gelehrten als Bildungsmittel gerade dergleichen specielle Bearbeitungen vorzüglich zu empfehlen sind. An einem kleineren Umfang kann die Genauigkeit, zu welcher sich die Untersucher streng zu gewöhnen haben, am besten vorgeübt werden. Dadurch werden Fehler berichtigt, die von sehr vorzüglichen Männern, weil sie sich mit einem viel weitern Umfang beschäftigten, übersehen wurden. Hodius z. E. (*de bibl. text. orig. Lib.* II. *c.* X.) hatte durch Vergleichung von Deut. 14. mit Levit. 11. den Schlufs gemacht, dafs in der LXX. zweierlei Uebersetzer seyn müfsten, weil manche Thiernamen verschieden übersetzt seyen. Hr. T. fand sehr richtig, dafs blos die Abschreiber hie und da die übersetzten Thiernamen in eine andere Stellung gebracht haben. Kurz, beide Monographien enthalten so viel Bemerkenswerthes mit schönen Beweisen von gleich grofser Kenntnifs und Achtsamkeit, dafs sie eben deswegen hier nur zur speciellen Benutzung empfohlen werden können.

Dr. *Paulus.*

Handbuch des Rheinischen Particular-Rechts von Wilhelm von der Nahmer. Erster und zweiter Band, enthaltend die Landrechte des Ober- und Mittelrheins. Frankfurt a. M., bei Sauerländer, 1831. CI und 1344 S. in 8. Dritter Band mit dem besondern Titel: Entwickelung der Territorial- und Verfassungsverhältnisse der deutschen Staaten an beiden Ufern des Rheins, vom ersten Beginnen der französischen Revolution bis in die neueste Zeit. Frankfurt a. M., bei Sauerländer, 1832. CXXVIII und 832 S. in 8.

Dieses Werk hat den Zweck, die Staatsmänner, Rechtsgelehrten und Verwaltungsbeamten des Großherzogthums Hessen, des Herzogthums Nassau, Rheinpreussens, Rheinbaierns und der jenseits des Rheins gelegenen oldenburgischen, coburgischen und homburgischen Besitzungen mit dem Rechtszustande jener Länder vor der französischen Revolution und den in demselben bis auf die neuere Zeit darin vorgegangenen Veränderungen bekannt zu machen. Zu dem Ende wird in Bd. I. und II. ein Abdruck gegeben von den wichtigsten in jenen Ländern früher geltend gewesenen oder noch jetzt geltenden Statutarrechten, nämlich vom solmsischen Landrecht, der nassau-catzenellenbogischen Landesordnung und Bergordnung, dem pfälzischen Landrecht und der pfälzischen Vormundschaftsordnung, dem trierischen Landrecht, dem mainzer Landrecht und der mainzer Landesordnung, der churpfälzischen Bergordnung, der fürstlich leiningischen Ordnung über Succession der Eheleute, der gräflich leiningen-grünstädtischen Successions- und Theilungsordnung von 1724, der rhein- und wildgräflichen Landesordnung, dem Landauer Stadrecht, den Landbräuchen des Grunds Breidenbach, der wetzlarischen Reformation, dem Landrecht der Grafschaft Saarbrücken, der Untergerichtsordnung des Herzogthums Zweibrücken, dem Stadrecht der freien Reichsstadt Wimpfen, einem Statut der Stadt Speier, die Rechte des überlebenden Ehegatten betreffend v. J. 1667, Verordnungen, welche in der Grafschaft Falkenstein gültig sind, besonders über die Erbfolge der Ehegatten; endlich einem Auszug aus der churpfälzischen Landesord-

nung, über die wucherlichen betrügerischen Contrakte. Vorausgeschickt sind von S. XXXV bis CI. Bemerkungen über Literatur und Entstehungsart der einzelnen Landrechte, eine Uebersicht derjenigen Lehren, in welchen dieselben vom gemeinen Rechte abweichen und eine tabellarische Zusammenstellung aller Gegenstände, welche in denselben zur Sprache kommen; angehängt ist von S. 1273—1343. ein alphabetisches Repertorium, in welchem der Inhalt der Landrechte nach den Materien kurz zusammengestellt ist. Band III. entwickelt dann die früheren rheinischen Territorial- und Verfassungsverhältnisse und zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der erste die in den oben genannten Ländern enthaltenen früheren Staaten nachweist, der zweite aber eine Einleitung in die Geschichte und das Staatsrecht der in den jetzigen rheinischen Staaten enthaltenen älteren Staaten giebt. Um die Art, wie der Verfasser in diesen beiden Abschnitten seinen Stoff behandelt, zur klaren Anschauung zu bringen, wollen wir aus jedem ein Beispiel hervorheben.

Wir wählen für den ersten Abschnitt das Grofsherzogthum Hessen. Hier wird zuerst S. 1—12. der Länderbestand der Landgrafen von Hessen-Darmstadt unmittelbar vor den durch den Reichsschlufs von 1803. herbeigeführten Veränderungen nach seinen Regierungsbezirken, Aemtern und einzelnen Ortschaften auf's genaueste angegeben. Es folgt dann S. 12. 13. eine Aufzählung der Theile, welche von 1801—1803. an Frankreich, Baden und Nassau abgetreten wurden, von S. 13 bis 74. aber eine Angabe der Orte, welche durch den Reichsdeputationshauptschlufs von 1803, durch einen Staatsvertrag mit Baden von demselben Jahre, durch die Rheinbundsakte, und durch Staatsverträge mit Nassau, Isenburg und Baden vom J. 1806, durch Staatsverträge mit Frankreich und Baden vom Jahr 1810, durch die Wiener Congrefsakte von 1815, durch Staatsverträge mit Kurhessen und Hessen-Homburg von 1816, endlich durch einen Vertrag mit Baiern von 1817, entweder

gradezu oder gegen Abtretung anderer Ortschaften erworben wurden. In den Noten sind überall die betreffenden Stellen aus den genannten Reichsgesetzen, Völker- und Staatsverträgen, so wie die bei der Besitzergreifung erlassenen Edikte abgedruckt. Den Beschlufs des ganzen Abschnitts macht S. 77. 78. ein Verzeichnifs der früheren Staaten, welche ganz oder theilweise in dem jetzigen Grofsherzogthum Hessen enthalten sind. Auf dieselbe Weise sind nun, wie schon gesagt, die übrigen Länder behandelt, und nur die eine Abweichung findet sich bei den Ländern des linken Rheinufers, dafs der speciellen Erörterung ihrer Verhältnisse eine allgemeine Einleitung vorausgeschickt ist, welche den rechtlichen Zustand des ganzen linken Rheinufers seit dem Ausbruch der französischen Revolution im Allgemeinen und nach fünf Perioden (die Zeit der blos militärischen Occupation bis 1797, die Zeit von Errichtung des Generalcommissariats für die rheinischen Departements bis zur völligen Einverleibung der Rheinlande mit Frankreich, im J. 1801, die Zeit der definitiven Vereinigung mit Frankreich bis 1814, die Zeit der provisorischen Verwaltung für sämmtliche Verbündete und die Zeit der provisorischen Verwaltung durch einzelne verbündete Mächte) darstellt.

Als Beispiel des zweiten Abschnitts wählen wir Rheinbaiern. Die einzelnen Bestandtheile desselben werden in folgender Reihenfolge abgehandelt: Kurpfalz, Herzogthum Zweibrücken, Markgrafschaft Baden, Grafschaft Sponheim, Hochstift Speier, leiningische und rhein- und wildgräfliche Besitzungen, Johanniterorden, Herrschaft Reipoltskirch, Grafschaften Hanau-Lichtenberg und Falkenstein, Hochstift Worms, freie Reichsstadt Speier, Frankreich, fürstlich wittgenstein-berleburgische Besitzungen, Grafschaft Wartenberg, Fürstenthümer Löwenstein-Wertheim, Nassau-Saarbrücken und Nassau-Weilburg, endlich reichsritterschaftliche Besitzungen. Bei jedem dieser Bestandtheile werden nun die dazu gehörigen Ortschaften aufgezählt, und soweit es nothwendig schien und möglich war, die wich-

tigsten Thatsachen aus der Landesgeschichte, namentlich die Reihenfolge der Regenten während der letzten Jahrhunderte angegeben, verwickelte Successionsverhältnisse auseinandergesetzt und durch Stammtafeln verdeutlicht, das Verhältnifs des Territoriums zum deutschen Reich, und die innere Staatsverfassung in ihren Grundzügen geschildert. Auch literarische Notizen finden sich häufig eingestreut. Beigefügt ist dem ganzen Bande, um seinen Gebrauch zu erleichtern, ein sehr genaues fast hundert Seiten starkes alphabetisches Register aller vorkommenden Länder und Ortschaften mit Angabe der einzelnen Seiten, auf welchen ihrer Erwähnung geschieht.

Was endlich den vierten bis jetzt noch nicht erschienenen Band des Werks angeht, so wird derselbe nach S. XV. des dritten Bands „eine möglichst umfassende Darstellung der älteren Civilgesetzgebungen jedes früheren Rheinstaats, am Ende aber eine für jeden jetzigen Staat gesonderte alphabetische Tabelle enthalten, welche von jeder Gemeinde der Rheinlande den dermaligen Geschäftsbezirk, diejenigen früheren Staaten und Geschäftsbezirke, wozu sie allmählig gehörte, die früheren Landrechte und Civilgesetzgebungen, welche in ihr herrschen, mit möglichster Genauigkeit angiebt; den Schlufs soll, wenn irgend thunlich, eine Karte liefern, welche die früheren und jetzigen Territorien, die Herrschaftsbezirke der älteren Landrechte und Gesetzgebungen veranschaulicht."

Sollen wir nun, nachdem wir unsern Lesern ein möglichst klares Bild von der Tendenz und dem Inhalt des Werks gegeben, ein Urtheil über dessen Zweckmäfsigkeit und Gediegenheit aussprechen, so können wir nicht anders als eingestehen, dafs nicht leicht eine verdienstlichere unsern rheinischen Praktikern mehr willkommene Arbeit unternommen, und dafs die unternommene nicht leicht mit mehr Einsicht und Sorgsamkeit ausgeführt werden konnte. Wie wünschenswerth es seyn mufste, die wichtigsten der noch geltenden Statutar-

rechte in einem Bande vereinigt zu besitzen, bedarf bei der Schwierigkeit, mit welcher bekanntlich die meisten derselben anzuschaffen sind, kaum hervorgehoben zu werden. Rücksichtlich des Inhalts des dritten und des versprochenen vierten Bands aber ist selbst Ref. als Mitarbeiter eines Spruchcollegiums schon gar manchmal durch die Erfahrung von der Nothwendigkeit einer genauen Kenntnifs jenes älteren Rechtszustands und von dem Bedürfnifs eines denselben darstellenden Handbuchs überzeugt worden. Wie viel gröfser mufs jene Nothwendigkeit, wie viel fühlbarer dieses Bedürfnifs einem Geschäftsmann seyn, welchem sich täglich solche Fälle wiederholen werden. Und wüfste es auch Ref. nicht aus eigener Erfahrung, so würde es schon aus der Natur der Sache folgen. Denn, „wie im ganzen Leben," sagt unser Verf. sehr treffend, „so in den Geschäften des Administrativ- und Gerichtsbeamten, ist das jetzt Vorhandene nur das letzte Glied einer langen Kette, welches nicht begriffen, nicht angemessen behandelt werden kann, ohne die früheren Glieder zu kennen."

Bei der Ausführung selbst hat der Verf. keine Mühe gescheut, seinem Werke möglichste Vollendung zu geben. Die einzelnen Statutarrechte sind nach den correktesten Ausgaben, oder wo solche fehlten, nach Handschriften abgedruckt. Dafs kein Commentar beigefügt worden, müssen wir billigen. Sollte ein solcher nur einigermafsen die möglichen Bedürfnisse der Praktiker befriedigen und sich über das Ganze gleichförmig verbreiten, so konnte es nicht geschehen, ohne dem Werk einen bedeutend gröfseren Umfang zu geben und dadurch die vorzüglich beabsichtigte Leichtigkeit der Anschaffung gar sehr zu vermindern. Dagegen hätten wir, da es ohne viel Raum wegzunehmen möglich und einiger Ersatz für den fehlenden Commentar gewesen wäre, grössere Vollständigkeit bei der Angabe der Schriften gewünscht, welche über einzelne in den Landrechten behandelte Gegenstände erschienen sind. Bei manchen, z. B. dem solmsischen Landrecht, läfst freilich der Verf.

nichts zu wünschen übrig; bei gar manchen mag auch überhaupt keine einzige literarische Arbeit existiren; allein bei noch andern, z. B. dem trierischen Landrecht, wäre doch, wie wir aus Maurenbrecher rheinpreufsische Landrechte II. S. 34—42. ersehen, gröfsere Reichhaltigkeit möglich gewesen, und so hätte unsern Praktikern das Mittel, sich über einzelne wichtige Materien noch genauer unterrichten zu können, nicht entzogen werden sollen.

Mit bedeutenden Schwierigkeiten hatte der Verf. im dritten Bande zu kämpfen und wird er im vierten zu kämpfen haben. Das hierher gehörige Material ist zum grofsen Theil in einer Menge von Schriften zerstreut, zum noch gröfseren aber nur im Gedächtnifs noch lebender Praktiker jener Zeit aufzufinden. Denn wie selten waren und mufsten Schriften seyn, die die Staatsverfassung einer kleinen Graf- oder Herrschaft ausführlich darstellten. Herr von der Nahmer hat mit grofsem Fleifs die überall in umfassenderen statistischen, topographischen und staatsrechtlichen Werken zerstreuten Notizen gesammelt, sich mit einer grofsen Zahl bedeutender, der früheren Landesverfassung kundiger Männer in Verbindung gesetzt, und die so gewonnenen Resultate gesichtet und in klarer gedrängter Ordnung zusammengestellt. Dafs auch so noch manches zweifelhaft geblieben, noch manche Lücke auszufüllen, manche Unrichtigkeit zu verbessern ist, liegt in der Natur einer solchen Arbeit. Der Verf. wird in dieser Beziehung im vierten Bande Nachträge und Berichtigungen folgen lassen. Wir möchten als Hülfsmittel hierfür bei solchen Ländern und Orten, in welchen ihm zuverlässige Correspondenten fehlen, insbesondre einen persönlichen Aufenthalt anempfehlen. Denn häufig haben sich solche Dinge im Gedächtnifs des Volks erhalten und können an Ort und Stelle leichter und sicherer, als aus Büchern ergründet werden. Wir glauben dies unter andern namentlich rücksichtlich der Ungewifsheit, welche bei vielen ritterschaftlichen Orten

darüber schwebt, ob sie reichsunmittelbar oder einer Landeshoheit unterworfen waren.

Wir haben bisher die vorliegende Schrift nur vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Schliefslich wollen wir nicht unbemerkt lassen, wie dieselbe auch dem theoretischen Bearbeiter des deutschen Privatrechts und der deutschen Rechtsgeschichte von Interesse und Nutzen seyn mufs. Durch den ersten und zweiten Band ist dem Germanisten eine Reihe der interessantesten Quellen, welchen er den zur Construirung des gemeinen deutschen Privatrechts erforderlichen Stoff entnehmen soll, leicht zugänglich geworden. Der dritte Band aber führt lebendig in jenen Zustand der Zersplitterung und unendlichen Mannigfaltigkeit ein, welcher das Charakteristische der deutschen Reichsverfassung ist und welchen der Rechtshistoriker so viel als möglich sich zur klaren Anschauung bringen mufs, wenn er ein getreues Bild des Rechtszustands jener Zeit entwerfen will. Ref. gesteht gerne, dafs er bedauert, erst während des Drucks seiner Schrift über deutsche Reichsverfassung in den Besitz dieses dritten Bands gelangt zu seyn; er würde besonders für die letzte Periode bei gar manchen Punkten Gewinn aus demselben gezogen haben.

v. Löw.

Conspectus Litteraturae Botanicae in Suecia, ab antiquissimis temporibus usque ad finem anni 1831, *notis bibliographicis et biographiis auctorum adjectis. Exhibitus a Johanne Em. Wikström. Holmiae excudebant Norstedt et Filii.* 1831. 342 *S.* 8.

Allgemein anerkannt ist es, dafs die Naturwissenschaften überhaupt, und insbesondere die Botanik von wenig Völkern so eifrig und thätig, dabei mit so vorzüglichem Erfolge bearbeitet worden ist, als wie von den Schweden. Eine allgemeine und vollständige Uebersicht alles dessen, was durch sie von den ältesten Zeiten

an, bis auf die gegenwärtigen Tage geleistet wurde, muſs daher von groſsem Interesse seyn, und schwerlich würde sich für eine so mühsame und mancherlei Kenntnisse erfordernde Arbeit ein gewandterer Schriftsteller gefunden haben, als Herr Professor W., der der literarischen Welt schon längst rühmlichst bekannt ist durch seine eben so fleiſsig als treu bearbeiteten Jahresberichte über die Fortschritte der Pflanzenkunde, welche Derselbe der königl. Akademie in Stockholm jährlich einzureichen pflegt, und von denen leider nur wenige Jahrgänge in das Deutsche übersetzt wurden, während der physikalisch-chemische Theil, den Berzelius besorgt, sich beständig dieser Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte.

Schon besitzen die Dänen in ihrem von Kraft und Nyerup besorgten Literatur-Lexikon, das zu Koppenhagen 1820. in Quart herauskam, so wie in der von Winther 1828. gegebenen Uebersicht zwei vorzügliche Werke, die die literarischen Leistungen der Dänen, Normänner und Isländer in ihrem ganzen Umfange darstellen; und auch in Schweden hatte man zu diesem Zwecke mehrere Versuche gemacht, die aber einerseits mehr oder weniger lückenhaft waren, und andererseits nicht bis auf die jüngsten Zeiten fortgesetzt wurden. Schon Linné gab in der *Flora Lapponica* und später in der *Flora Suecica* eine Uebersicht, der die Botanik betreffenden schwedischen Schriften bis zum Ende des Jahres 1755, wo aber viele Dissertationen fehlten. Diesem Mangel half groſsentheils Prof. Liden ab durch seinen *Catalogum Disputationum academicarum Suecanarum* bis zum Jahre 1780, den hernach Marklin bis zum Jahre 1820. fortsetzte. Im Jahre 1783. gab der Hofrath Warmholtz den zweiten Band der *Bibliotheca historica Sueogothica* heraus, der die Naturgeschichte enthält und auch die botanischen Bücher aufführt, jedoch nichts weniger als vollständig; dasselbe ist von dem historisch-literarischen Werke des Baron Shering Rosenhane zu sagen, welches 1811. gedruckt

würde. Der *Catalogus Librorum impressorum Bibliothecae Academicae Upsaliensis*, den Prof. Aurivillius 1814. besorgte, enthält nur die gröfseren botanischen Werke, so dafs also eine neue und vollständige Bearbeitung der botanischen Literatur der Schweden zum Bedürfnifs geworden war, die wir nun in dem vorliegenden Werke besitzen; es enthält indessen doch nur jene botanische Schriften der Schweden, die entweder von dem Pflanzenreiche überhaupt, oder von den Gewächsen Schwedens insbesondere handeln, wobei Herr Prof. W. alle Werke seiner Landsleute, die von den Gewächsen anderer Länder handeln, wegliefs, dagegen nahm er viele Werke auf, deren Titel auf ökonomischen Inhalt hindeuten, indem hier gewöhnlich auch Nachrichten von manchen Gewächsen vorkommen.

Die Schriftsteller sind zur leichteren Auffindung in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und ihre vorzüglichsten Werke zuerst, dann die kleineren und zuletzt auch die einzelnen Abhandlungen genannt, welche in den verschiedenen Zeit- und Gesellschaftsschriften der Schweden zerstreut stehen, von welchen letzteren ebenfalls die nöthigen Nachweisungen mitgetheilt werden. Sehr interessant sind die beigefügten kurzen biographischen Nachrichten, so wie die Angabe, in welchen Zeitschriften sich Recensionen der angeführten Werke vorfinden. Damit man aber auch leicht finden könne, was durch die Schweden in den einzelnen Zweigen der Botanik geschah, so hat der Hr. Verf. höchst zweckmäfsig einen *Conspectum systematicum Litteraturae Botanicae in Suecia* hinzugefügt, mit dessen Hülfe man sich sogleich in allen Theilen des Buchs zurecht findet.

(Der Beschlufs folgt.)

Wikström, Conspectus Litterat. Botan. in Suecia.

(*Beschlufs.*)

Den ersten Hauptabschnitt bildet die Phytographie, wo zuvörderst die Pflanzensysteme vorkommen. Hier glänzt vor Allen als Stern erster Gröfse Carolus a Linné mit seinen allbekannten systematischen Werken, an ihn schliefsen sich würdig an Acharius für die Flechten, Fries für die Pilze; auch Dahl, Browallius, Murray, Retzius und andere gefeierte Namen findet man hier. Sehr zahlreich sind die Floren und Cataloge, welche die Aufzählung einzelner Provinzen und Landstriche enthalten, sehr häufig von Theologen gefertigt, die in Schweden ihre Diöcese auch in naturhistorischer Hinsicht zu kennen pflegen, was in Deutschland eben nicht häufig der Fall ist. Hier bemerkt man die Namen Afzelius, Aspegren, Bromelius, Celsius, Hartmann, Kalm, Lindequist, Osbeck, Rudbeck, Swartz, Wahlberg, Wahlenberg und eine grofse Zahl anderer, die zum Theil auch bei uns wohl bekannt und geschätzt sind. Es folgen nun die nach dem natürlichen System geordneten Monographien, aus welchen hervorgeht, dafs sich die Schweden fast in allen Pflanzenfamilien versucht haben, so dafs es zu weit führen würde, wenn Ref. in das Einzelne sich einlassen wollte. Auch der botanischen Lehrbücher und der Dissertationen, welche der Propädeutik der Pflanzenkunde gewidmet sind, werden eine ansehnliche Zahl genannt; hier unter andern die Namen Agardh, Lallerstedt, Lilieblad, Thunberg, Wallerius u. s. w. Nun folgen die *Diaria et Acta litteraria, Botanicen illustrantia,* von denen manche bei uns nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienten. Mit besonderem Fleifse ist von den Schweden die Pflanzen-Geographie bearbeitet worden, besonders durch Wahlenberg, Westring, Bier-

kander, Hisinger, Wikström u. s. w. Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen wurde nicht minder fleifsig bearbeitet; es sind hier aufser manchen bereits genannten Männern noch anzuführen Biorlingsson, Bonde, Ekeberg, Lilienroth, Lindbergsson, Trozelius u. s. w. Selbst die Flora der Vorwelt wurde nicht vernachlässigt, wie aus den Schriften eines Nilsson, Stobäus, Wallerius u. s. w. hervorgeht.

Möchte doch auch für Deutschland eine ähnliche literarische Arbeit vorhanden seyn, sie würde um so gemeinnütziger werden, da die Deutschen kaum von einem andern Volke in Hinsicht der Menge, Gründlichkeit und Vielseitigkeit ihrer Forschungen übertroffen werden.

Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie, von Dr. Fr. X. Biunde, Prof. d. Philos. zu Trier. Zweiter Band, welcher die Theorie des Gefühls- und Begehrungsvermögens enthält. Trier, 1832. *XXXVI u.* 495 *S.* 8.

Mit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes liegt nun die ganze Darstellung der (allgemeinen) empirischen Psychologie vollendet vor uns, und Ref. zweifelt nicht, dafs die Freunde besonnener und gewissenhafter empirischer Forschung auf diesem Gebiet der Natur der Seele, mit ihm die Vorzüge dieses Werkes anerkennen werden, die er schon in den Anzeigen der beiden Abtheilungen des ersten Bandes desselben dem Publicum kenntlich zu machen Gelegenheit fand und auch an diesem zweiten Band im Ganzen wiedergefunden hat. Es wird allerdings nicht an Beurtheilern fehlen, die von einem vermeintlich höheren speculativen oder tieferen mystischen Standpunct aus, den Verf. eines gemeinen Empirismus oder einer flachen Verstandesansicht beschuldigen werden, die mit einer vornehmen Verachtung auf die hier angewendete rein erfahrungsmäfsige Behandlung und die daraus hervorgehende systematische Anordnung nach ver-

schiedenen Vermögen herabsehen werden. Allein der Verf. wird eben so gut als Rec. auf solche phantastische Ansichten keinen hohen wissenschaftlichen Werth legen, und damit sich beruhigen. Ist auch Rec. in Ansehung der zu Grunde liegenden philosophischen Ansichten mit dem Verf. in vieler Hinsicht nicht einstimmig — (wie dies am entschiedensten bei der 2ten Abth. des 1sten Bandes, wo die höheren Erkenntnifsvermögen am meisten in metaphysische Gegenstände hineinführten, hervortreten mufste, —) so konnte er doch in der Hauptsache der Methode des Verfs. beistimmen, indem er die Psychologie, als Naturlehre der Seele oder innere Naturlehre betrachtet, und demgemäfs ein streng erfahrungsmäfsiges Verfahren beobachtet fand. Nur auf diesem Wege der Naturforschung ist eine wahrhaft wissenschaftliche Ausbildung der Psychologie zu erwarten, nicht durch hochtönende schwebende Phrasen von der Einheit des Seelenlebens, die man nicht durch gesonderte Vermögen zerreifsen, oder von dem inneren Leben, das man nicht zu todten Abstractionen erstarren lassen solle.

Dafs es demungeachtet auch in diesem 2ten Bande an Veranlassung zum Streit nicht fehlen wird, ist natürlich; am meisten sind es gewisse Ansichten der Hermes'schen Philosophie, die hier auch in Ansehung der praktischen Philosophie, wie im 1sten Bd. Abth. 2. in Ansehung der theoretischen geltend gemacht werden, denen Rec. zu widersprechen sich genöthigt sieht. Der Verf. hat mir zwar (Vorr. S. X.) den Vorwurf gemacht, dafs ich es „mit der Auffassung seiner Ansichten zu leicht genommen habe, und in den wichtigsten Punkten — ihn bestritten habe mit Behauptungen und Ansichten, die ihm schon längst bekannt waren, ehe er das Buch schrieb, und von deren Grundlosigkeit er bereits völlig überzeugt war," allein im Bewufstseyn, den ersten Theil dieses Vorwurfs nicht zu verdienen, werde ich auch hier seine Gegenbemerkungen nicht unterdrücken, und hätte, in Ansehung des zweiten Theils desselben, gewünscht, dafs

der Verf. entweder die Gründe dafür hinzugefügt *) oder die Bemerkung ganz unterlassen hätte.

Der vorliegende Band beginnt mit der Lehre vom Gefühlsvermögen. In einer Einleitung werden vier Vorfragen vorausgeschickt, deren drei erste die in der neueren Psychologie von verschiedenen Seiten her angeregte Streitfrage erörtern, ob das Gefühlsvermögen ein eigenes Grundvermögen sey oder nicht. Diese Streitfrage ist, aufser dem theologischen Parthei-Interesse zwischen einseitigen Verstandes-Rationalisten und Mystikern, hauptsächlich durch den unbestimmten Sprachgebrauch und schwankenden Begriff von dem Gefühle ohne allgemein anerkannte Entscheidung geblieben; denn hätte man sich ohne Vorurtheil ganz einfach an die Sache gehalten, so würde man die Thatsache wohl kaum verkannt haben können, dafs die Thätigkeit, wodurch wir einer Sache einen Werth beilegen oder uns dafür oder

---

*) Nur eine Anmerkung S. 448. kann als ein Grund für diese Behauptung gelten, aber eben dieser scheint nicht Stand zu halten. Meiner Bemerkung nämlich, dafs der Verf. den wesentlichen Charakter des Denkens darin verkannt habe, dafs er es nicht als eine willkührliche Thätigkeit des Erkennens anerkannt hat, setzt er entgegen, „dafs er keinen namhaften Psychologen kenne, der die Willkühr im Denken so bestimmt hervorgehoben habe, als er selbst, dafs er aber auch Niemanden kenne, aufser dem Rec., der diese Willkührlichkeit im Verstande selbst suche, und nicht im Willen und seinem Einflusse auf das Denken." Wäre dies letztere auch der Fall, so wäre damit die Sache nicht widerlegt, und Rec. getraut sich allerdings die Behauptung zu rechtfertigen, dafs die Willkührlichkeit wirklich im Verstande selbst liege, ja dafs eben Willkührlichkeit im Vorstellen der eigentliche Charakter des Verstandes als Denkvermögen sey. Aber Rec. ist auch nicht einmal der Einzige, der dies behauptet. Schon Descartes lehrte, dafs der Wille eine Thätigkeit des Denkens sey (*princ. philos.* I, 9.); nach ihm wurde diese Lehre nicht mehr beachtet, aber neuerdings hat Fries den Verstand ausdrücklich als ganz Eins mit der Willkühr oder der Kraft der Selbstbeherrschung im Erkennen nachgewiesen. (Psych. Anthr. S. 37 u. 158. Krit. d. Vern. Th. I. S. 205 fg. vorz. S. 257 fg.).

dagegen interessiren, weder ein Erkennen noch ein Handeln sey, aus keinem dieser Vermögen erklärt, also nur einem eigenen Grundvermögen zugeschrieben werden könne. Auch der Verf. hat sich richtig für ein eigenes Gefühlsvermögen entschieden, und macht diese seine Ansicht durch eine kräftige, bisweilen, nach seiner Art, etwas bittere, doch meist gerechte Polemik, besonders gegen Krug's Bestreitungen eines eigenen Gefühlsvermögens geltend. Mit seiner gewohnten Sorgfalt sichtet der Verf. den verworrenen Sprachgebrauch und die daraus hergenommenen Gründe gegen ein besonderes Gefühlsvermögen; wobei er selbst von dem ganz richtigen Begriff des Gefühls ausgeht, dafs es Thätigkeit der Lust oder Unlust des Wohlgefallens oder Mifsfallens bedeutet. Er zeigt, dafs man nicht das Tasten noch auch das sinnliche Gefühl (S. 21 fg.), noch das dunkle, unvollkommene Erkennen unter dem Gefühl verstehen dürfe; eben so wenig aber dürfe man die Gefühle (d. i. die Zustände der Lust und Unlust selbst) mit dem Bewufstseyn von diesen Zuständen verwechseln, und deswegen weder für den inneren Sinn, noch für ein eigenes angebliches unmittelbares Selbstbewufstseyn halten (S. 29 fg.). Rec. ist in dieser Erläuterung des Sprachgebrauchs im Ganzen mit dem Verf. einverstanden, nur vermifst er die bestimmtere Angabe einer Bedeutung vom Gefühle, wonach es die unmittelbare Thätigkeit im Urtheilen, das Urtheilen ohne Vermittlung von Begriffen und Schlüssen bedeutet; denn gerade dies ist für die Theorie des Erkennens die wichtigste Bedeutung, obgleich sie an dieser Stelle ebenfalls abzuweisen war, da sie dem Erkennen gehört. Er würdigt ferner die hauptsächlichsten, aus allgemeinen Reflexionen hervorgegangenen Einwendungen gegen ein besonderes Gefühlsvermögen (S. 48 fg.), wohin er besonders die Ansicht von Carus und Weifs, die dann auch Krug benutzte, rechnet, welche das Gefühl für den noch unentschiedenen Indifferenzpunkt zwischen Erkenntnifs und Begehren halten, welches somit zwar erster Anfang und

Quelle alles geistigen Lebens sey, aber doch nur als Zusammengesetztes aus jenen beiden allein möglichen Richtungen der Seelenthätigkeit, theils nach Aufsen theils nach Innen, bestehe. Der Verf. zeigt endlich sehr klar (S. 60.), dafs das Gefühl das nothwendige Mittelglied, gleichsam die Brücke zwischen dem Erkennen und Begehren sey, ohne welches ein Uebergang eines Erkennens zum Handeln ganz undenkbar bleibe. „Ohne einerseits oder allerseits," sagt er S. 61 fg., „Gefallen zu haben an der Handlung oder ihrem Gegenstande, können wir zu keiner Handlung hinüberkommen; die blofse Vorstellung und die vollkommenste Erkenntnifs läfst uns kalt und regungslos, das erweckte Gefühl erwärmt und bringt Leben in uns hinein und Handlung; in ihm liegt das Interesse für die Handlung und ihren Gegenstand, und ohne Interesse ist uns keine Handlung möglich. Ohne die Dazwischenkunft der Gefühle stände die Erkenntnifs abgerissen vom Begehren da, und ohne sie wäre es gar nicht zu begreifen, wie ein thätiges Bemühen für irgend ein Etwas aufkommen könnte." Der Verf. führt hierbei sehr reichlich die vorzüglichsten Psychologen namentlich an, auf deren Ansichten über die Gefühle er sich bezieht: warum gedenkt er nicht ein einzigesmal der neuesten, ziemlich ausführlichen und verdienstvollen „Theorie des Gefühls" von Dr. Ed. Schmidt (Berl. 1831.)? Eine vierte Vorfrage behandelt noch die Eintheilung der Gefühle; allein hier kann Rec. nicht mehr dem Verf. beistimmen. Er nennt zwei Eintheilungsgründe zugleich, nämlich erstlich, die Art der Erkenntnisse, von deren Erregung die Gefühle abhängen, zweitens die Art und Weise, wie unsere Kräfte durch die erkannten Gegenstände angesprochen werden; allein nur der erstere Eintheilungsgrund ist bei der Ausführung der entscheidende, der aber, nach Rec. Ansicht, dazu ganz untauglich ist. Nachdem so eben gezeigt worden ist, dafs das Gefühlsvermögen ein Grundvermögen sey, mufs es sehr auffallen, dennoch einen Eintheilungsgrund aus einem anderen Vermögen, dem Erkennen entlehnt zu sehen,

denn Grundvermögen bedeutet eben, dafs die Bedingungen der Qualität seiner Thätigkeiten in ihm selbst liegen. In dieser Art ist auch das Gefühlsvermögen, wie jedes Grundvermögen, denselben Bedingungen der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit oder der ursprünglichen vernünftigen Form und der sinnlichen Anregung unterworfen, wie das Erkenntnifsvermögen (und wie das Bestrebungsvermögen), und von diesem hätte der Grund zur Eintheilung der Gefühle hergenommen werden sollen, wie er bei den Erkenntnissen daher genommen wurde. Es ist freilich ein Fehler dieses Werkes überhaupt, dafs diese allgemeinen Bedingungen und Gesetze des Seelenlebens im Anfange gar nicht für sich dargestellt worden sind, sondern dafs es gleich mit der Darstellung der einzelnen Vermögen beginnt. Da nun, wie bemerkt, die Bedingungen der Verschiedenheit der Gefühle, im Wesentlichen dieselben sind, als die der Erkenntnisse, so folgt, dafs das Gefühlsvermögen ungefähr nach demselben Schematismus eingetheilt werden kann, als das Erkenntnifsvermögen, und dies giebt der hier aus dem Erkenntnifsvermögen entlehnten Eintheilung der Gefühle einigen Schein der Wahrheit. Aber so wie sich schon im Voraus die Unrichtigkeit zeigen läfst, diese Gleichförmigkeit der Eintheilung der Gefühle mit der der Erkenntnisse für eine Folge der Erkenntnisse zu halten, so läfst sich dies auch im Einzelnen darthun. Sinnliche Gefühle sind keineswegs solche, die durch sinnliche Erkenntnisse erregt werden, sondern die durch sinnliche Erregung der Gefühlsvereinigung selbst bedingt sind; eben so vernünftige oder intellectuelle Gefühle nicht solche, die durch vernünftige Erkenntnisse erregt sind, sondern worin das Gefühlsvermögen selbst durch seine ursprüngliche Form der Vernünftigkeit oder Selbstthätigkeit bestimmt ist. So können sinnliche Gefühle auch durch Vorstellungen der Einbildungskraft erregt seyn, wenn diese z. B. einen nicht gegenwärtigen aber den Sinnen wohlgefälligen Gegenstand lebendig genug vorstellen, so entsteht oft dasselbe sinnliche Gefühl, das

durch die Gegenwart desselben selbst erregt wird. Ja selbst Vernunfterkenntnisse, Vorstellungen von Tugend, Frömmigkeit, Gottheit u. s. w. können durch angenehme Erregung des innern Sinns blos sinnliche Gefühle des Angenehmen hervorbringen. Umgekehrt können auch vernünftige Gefühle durch sinnliche oder Einbildungs-Erkenntnisse, z. B. sittliche und religiöse Gefühle durch sinnliche Vorstellungen von Gegenständen der Natur und des Menschenlebens erregt werden. — Demgemäfs kann man dem Verf. im Allgemeinen wohl beistimmen, wenn er der gewöhnlichen Eintheilung der Gefühle in sinnliche, ästhetische, intellectuelle und moralische folgt, nur mufs man diesen Classen andere Erklärungen geben und wird auch im Einzelnen bisweilen von ihm abweichen müssen.

Die Darstellung der sinnlichen Gefühle (Abschn. 1.) beginnt mit den aus der Erregung der einzelnen (s. g. fünf) Sinne hervorgehenden sinnlichen Gefühlen, geht dann über zu den, aufserhalb der fünf Sinne, aus dem allgemeinen s. g. Vitalsinn entstandenen Gefühlen oder den s. g. körperlichen Gefühlen, wozu die angenehmen Gemeingefühle der Behaglichkeit, Heiterkeit, Munterkeit, der Gesundheit u. s. w. und unangenehmen Gemeingefühle der Unbehaglichkeit, Beklemmung, Krankheit u. s. w., endlich die Gefühle von Hunger und Durst und Sättigung gezählt werden. Dann spricht der Verf. (S. 102 fg.) von der Entstehung sinnlicher Gefühle aus blofsen Vorstellungen angenehmer und unangenehmer Dinge, welche oft dieselbe Wirkung auf das Gefühlsvermögen haben, wie die Dinge selbst; er stöfst aber damit selbst seine Theorie von den sinnlichen Gefühlen um, denn diese Vorstellungen nicht gegenwärtiger Dinge sind Vorstellungen der Einbildungskraft, und doch erregen sie hier sinnliche Gefühle. Dabei ist auch im Einzelnen noch Folgendes zu bemerken: Zu den auf die angegebene Weise erregten Gefühlen wird auch das Lachen gezählt (S. 104.): Lachen aber ist nur eine körperliche Emotion von Gefühlen, und kann sehr verschiedene Ge-

fühle, sinnliche und geistige — rein ästhetische (des Komischen) zum Grunde haben. Ferner S. 165. steht die unrichtige Bemerkung, dafs Gefühle sich nicht selbst oder unmittelbar gegenseitig wieder erwecken, sondern nur durch Vermittlung von Vorstellungen, welche damals mit den Gefühlen zusammenhingen, als sie da waren. Wieder eine Folge davon, dafs die allgemeinen Gesetze des Seelenlebens nicht bestimmt genug für sich aufgefafst worden sind, denn sonst hätte nicht verkannt werden können, dafs das Gesetz der s. g. Association oder Vergesellschaftung für das ganze Seelenleben in allen Vermögen auf gleiche Weise gilt, und dafs kein Grund vorhanden ist zu zweifeln, was auch durch Erfahrung bestätigt werden kann, dafs Gefühle sich eben so gut als Vorstellungen untereinander vergesellschaften und somit auch erwecken können.

Warum mitten in der Darstellung der sinnlichen Gefühle (S. 116 fg.) die Lehre von den Gemüthsstimmungen oder Temperamenten und den Gemüthsbewegungen oder Affecten folge, sieht man nicht ein. Sollten die andern, höhern Gefühle den Bestimmungen dieser Zustände gar nicht unterworfen seyn? Dies wäre ein grofser Irrthum. Ist doch das ganze Gefühlsvermögen denselben Bedingungen der sinnlichen Anregung überhaupt unterworfen, also nehmen auch die höhern Gefühle an bleibenden Stimmungen sowohl als an höheren Aufregungen Theil. Die Temperamentseigenthümlichkeiten zeigen sich unverkennbar auch bei den religiösen und sittlichen Gefühlen; und von Affecten gesteht diesen Einflufs der Verf. selbst zu (S. 133.). Warum also werden diese Gegenstände dennoch hier unter den sinnlichen Gefühlen abgehandelt? Der Verf. kommt darauf wie zufällig durch die beiläufige Bemerkung, dafs zur Entstehung und Stärke unserer Gefühle sehr Vieles unsere Stimmungen oder Dispositionen unseres Gemüths (was der Verf. als gleichbedeutend nimmt mit Gefühlsvermögen) beitragen. Er unterscheidet hierauf vorübergehende Gemüthsstimmungen (Launen) von bleibenden,

und erworbene von natürlichen, und die bleibenden natürlichen sind ihm dann Temperamente. Rec. zweifelt, ob diese Temperamente wirklich so entschieden blos auf das Gefühlsvermögen zu beziehen seyen, oder ob sie nicht richtiger auch die Stimmungen oder Dispositionen des Thatvermögens in Rücksicht ihrer sinnlichen Erregbarkeit mit in sich begreifen (wie sie von Fries, psych. Anthr. u. A. gefafst worden), will aber gern, bei der grofsen Unbestimmtheit dieses Begriffs, auch andere Bestimmungen gelten lassen. Der Verf. legt bei ihrer Bestimmung (S. 122.), nach Carus u. A. Vorgange, das Verhältnifs zwischen Irritabilität und Reaction der Seele zu Grunde, was Rec. nicht für richtig hält. Hiernach wäre 1) Stärke beider Factoren mit Gleichgewicht, das cholerische, 2) Schwäche beider mit Gleichgewicht, das phlegmatische Temperament; 3) vorherrschende Reaction bei schwacher Irritabilität soll das sanguinische (und doch wird gerade sehr leichte Reizbarkeit allgemein als Haupteigenthümlichkeit dieses Temperaments genannt) und 4) vorherrschende Reizbarkeit bei geringer Reaction soll das melancholische Temperament seyn (und doch gehört diesem Temperament allgemein eine feste Verschlossenheit gegen Aufsen bei starkem tiefen Gefühle). Die Lehre von den Affecten beginnt der Verf. (S. 129.) mit der Bemerkung, dafs Affecte nicht, wie gewöhnlich, durch: starke und lebhafte Gefühle erklärt werden dürfen, denn alle starke und heftige körperliche Lust- oder Schmerzgefühle seyen nicht Affecte; er giebt jedoch keine besser befriedigende Erklärung an der Stelle der verworfenen, denn die nachfolgende, dafs es Zustände seyen, in denen die Seele als fühlendes Wesen übermäfsig bewegt sey, sagt dasselbe. Auch sieht Rec. keinen Grund, warum sinnlich-körperliche Gefühle von dem Begriff der Affecten auszuschliefsen seyen. Eben so hält er es auch für unrichtig, die Affecten durchaus nur auf das Gefühlsvermögen zu beschränken, und somit z. B. Muth, Zorn u. a. von den Affecten auszuschliefsen (S. 131.). Ueberhaupt aber

ist die Darstellung der Affecte verhältnifsmäfsig auffallend dürftig und unvollständig. Namentlich fehlt es ganz an einer durchgreifenden und scharf charakterisirenden Eintheilung. Der Verf. behauptet zwar, es gebe keine solche, doch wäre eine der vorhandenen, wenn auch unvollkommenen, immer noch besser gewesen, als gar keine.

Hierauf kehrt der Verf. wieder zu den sinnlichen Gefühlen zurück, und spricht in den folgenden §§. von den Einflüssen des Körpers (§. 221.), der Einbildungskraft und des Denkvermögens (§. 222.) auf sie, und kommt dann endlich noch auf die sympathetischen Gefühle (§. 223.), die ausführlich und gründlich behandelt werden. Mit Recht zählt sie der Verf. zu den sinnlichen Gefühlen und berichtigt den Irrthum der älteren Psychologie und Moral, welche die Sympathie für die Grundlage der sittlichen Natur des Menschen machte (S. 156.); allein unnöthig und bedenklich scheint es Rec. zu seyn, für dieselben eine besondere Anlage, welche dem Egoismus entgegenstünde, anzunehmen, da alles sinnliche Gefühl als solches egoistisch seyn mufs, die Entstehung der sympathetischen Gefühle aber sich aus dem Gesetz der Association hinlänglich erklärt, indem, nach dem Gesetz der Aehnlichkeit oder Verwandtschaft, die Vorstellungen der Gefühlszustände Anderer ähnliche Gefühle in uns erregen müssen. — Da der Verf. die Sympathie so streng von den rein moralischen Gefühlen getrennt hat — und mit Recht — so hätte er Liebe und Freundschaft nicht an dieser Stelle behandeln sollen; sie hätten einen höheren Platz verdient.

Der IIte Abschn. handelt von den Gefühlen, welche aus der Erregung der Einbildungskraft hervorgehen oder den ästhetischen Gefühlen. In der Erklärung dieser ästhetischen Gefühle folgt der Verf. beinahe den Kantischen Ansichten. Sie bestehen in dem Wohlgefallen an der Zusammenfassung und Zusammenvorstellung der Erscheinungen durch die Einbildungskraft. Schön ist, was um seiner Form willen wohl-

gefällt. Die Auffassung der Form gehört der combinirenden Einbildungskraft, daher ist in subjectiver (psychischer) Bedeutung schön, was die combinirende Einbildungskraft auf eine angemessene Weise beschäftigt, d. h. was sich zur Combination der Theile zu einem Ganzen eignet, häfslich, was dieser widerstrebt, also die combinirende Einbildungskraft stört. Das Bedeutendste an dieser Kantischen Erklärung des Schönen ist die darin liegende scharfe Unterscheidung desselben von dem sinnlichen Wohlgefallen am Angenehmen, die Kant zuerst geltend zu machen gelang und die auch der Verf. sehr klar, nebst den Unterschieden des Schönen von dem sittlich-Guten und dem Nützlichen darstellt (S. 174 fg.). Aber zugleich darf man auch nicht verkennen, dafs damit das Wesen des Schönen noch keineswegs erschöpft ist, indem es darin nur eine rein theoretische Bedeutung hat, dafs es nur auf Befriedigung einer theoretischen Thätigkeit, der Einbildungskraft gegründet ist. Das Schöne mufs durchaus auch eine selbstständige praktische Bedeutung haben, und diese erhält es dadurch, dafs nicht allein die Form, die Combination, sondern die Anerkennung einer Zweckmäfsigkeit der Form das ästhetische Wohlgefallen bestimmt. Dadurch erst kann das Schöne zugleich jene ideale Bedeutung gewinnen, die es wesentlich hat, und wodurch es in eine nahe Beziehung zu dem Sittlichen und Religiösen tritt, die ihm der Verf. mit Unrecht abspricht (S. 194 u. 200.). Es ist nicht blos eine zufällige sittliche oder religiöse Erhebung des Gemüths, welche das Schöne dem menschlichen Gemüth gewährt, sondern wir erkennen in dem Schönen eine ideale Zweckmäfsigkeit an, welche in der äufseren Form zur Erscheinung geworden ist, und diese ideale Zweckmäfsigkeit ist selbst die religiöse und sittliche Zweckmäfsigkeit, die also dem ästhetischen Wohlgefallen wesentlich zu Grunde liegt. So darf auch das Gefühl des Erhabenen nicht mit dem Verf. nur auf die Thätigkeit der Einbildungskraft in der Auffassung des Grofsen gegründet werden (S. 195 u. 96.), sondern

es gehört wesentlich dazu die in dem Grofsen zur Anschauung werdende Idee des Unendlichen. Am meisten ist aber das Komische verfehlt, da dies gar nicht als ein Wohlgefallen, sondern als ein Gegentheil des Schönen betrachtet wird (S. 197.).

Die Gefühle, welche aus der Erregung der intellectuellen Kräfte entspringen (Abschn. III.) sind theils blos intellectuelle Gefühle, welche in dem Wohlgefallen an der Thätigkeit der höhern Erkenntnifskräfte, Verstand und Vernunft, bestehen, theils moralische Gefühle. Zu den ersteren gehört das Wahrheitsgefühl, d. i. das Interesse an der Wahrheit (nicht also ein Gefühl, durch welches wir Wahrheit erkennen) in sofern, als jene höheren Erkenntnifsthätigkeiten hauptsächlich über Wahrheit entscheiden. Aber sehr Unrecht hat der Verf. nach der Ansicht des Rec., wenn er dieses Wahrheitsgefühl nicht für ein unmittelbares Interesse an der Wahrheit um ihrer selbst willen gelten lassen will, sondern behauptet, Wahrheit werde von dem Menschen nur geschätzt und erstrebt um anderer, theils sinnlicher, theils moralischer Zwecke willen, und das Wahrheitsgefühl gehöre daher, je nach diesen Zwecken, mittelbar entweder zu den sinnlichen oder den moralischen Gefühlen (S. 206 fg.). Die Befriedigung eines jeden Geistesvermögens ist ein unmittelbares Bedürfnifs und begründet ein unmittelbares Wohlgefallen; wie sollte nicht auch die Befriedigung des Erkenntnifsvermögens ein unmittelbares Wohlgefallen begründen, wie also die Wahrheit nicht um ihrer selbst für den Menschen einen Werth haben? Es ist völlig unbewiesen, dafs die Thätigkeit des Erkennens, wie der Verf. (S. 207.) behauptet, überall selbst praktischen Zwecken diene. Eben so wie das Erkennen als Grundvermögen aus seiner eigenen Form der Selbstthätigkeit entspringt, so gelten ihm auch seine eigenen Zwecke der Wahrheit und findet seine Befriedigung in sich selbst in der Erreichung dieser Zwecke.

Moralische Gefühle im weiteren Sinne sind (S. 212.) diejenigen, „welche nebst der Erregung der intellectuellen Vermögen eine höhere praktische Richtung zu Grunde haben." Bei diesen moralischen Gefühlen treffen wir auf eine ganz eigenthümliche und, wie Rec. glaubt, völlig ungegründete Ansicht des Verfs. Das Wesen der moralischen Gefühle soll nämlich in einem Wohlgefallen an Kräften bestehen. Kräfte nämlich sind, nach des Verfs. Erklärung, die eigenthümlichen Vorstellungen der Vernunft im Unterschied des Verstandes, welcher das Seyn vorstellt; Wohlgefallen an Kraft wäre also das eigenthümliche Vernunftgefallen. Bei jeder Erkenntnifs von Kraft soll, wie der Verf. auch durch Beispiele darzuthun bemüht ist, ein ganz besonderes Wohlgefallen statt finden, das sich bei der Vorstellung des Seyns und seiner Eigenschaften nicht finde. Dies soll sich auf physische sowohl als auf psychische Kräfte beziehen, und soll erhöht werden, je gröfser die Kraft ist. Rec. mufs gestehen, dafs er noch niemals von einem solchen besondern Wohlgefallen an der Kraft etwas in sich verspürt hat, und auch nicht begreifen kann, wie ein abstracter Begriff — denn das ist der Begriff Kraft — so grofse Dinge thun könne. Die Vorstellung einer Kraft kann freilich wohl oft ein Wohlgefallen erregen, aber wohl nicht weil sie Kraft ist, sondern weil sie eine grofse oder vollkommene Kraft ist, also wegen der Gröfse oder Vollkommenheit, worin sie zur Erscheinung wird. Aber dies Wohlgefallen an der Kraft steht dem an dem Seyn nicht voraus; denn auch die ruhige Ausdehnung, das blofse, stille Daseyn gefällt, denn auch der starre mächtige Fels, der hohe Berg, das ruhige Thal gefällt, nicht minder als der reifsende Strom oder die zerstörende Flamme. Die Kraft in der Natur kann uns auch wohlgefallen wegen der Analogie mit dem Leben, also weil der Geist in seiner Erscheinung, als lebendiges Wesen, an sich gefällt, so gefällt auch, was sich mit ihm vergleichen läfst, die Erscheinung der Kraft in der Natur. Und so beruht

das Wohlgefallen an dem psychischen Leben nicht auf der darin sich offenbarenden Kraft, sondern darauf, dafs sich der Geist — der Gegenstand eines unmittelbaren Wohlgefallens — darin ausspricht. Und ferner: Kraft zeigt auch der vergiftende Pesthauch, der vertrocknende Samum wie der alles Leben ertödtende Frost, aber erregen sie ein Wohlgefallen? Kraft ist auch der böse Wille des Sünders, — Kraft beweist der Mörder seines Bruders, Vaters u. s. w. Der Verf. sucht dem letzteren Einwurf zu begegnen durch die Bemerkung, dafs, eben weil Kraft um ihrer selbst willen gefalle, die Unterdrückung der einen Kraft durch die andere, also auch die Kraft bei der Ermordung eines andern Menschen, Mifsfallen errege. Aber, wenn die gröfsere Kraft das gröfsere Wohlgefallen erregt, mufs nicht das Wohlgefallen an dem stärkern Mörder das Mifsfallen an dem schwächern Gemordeten überwiegen? Alle Kraft kann sich nur in Gegenwirkung mit einer andern, also auch in relativer Unterdrückung einer andern offenbaren, es ist nie eine Kraft schlechthin erkennbar; die Kraft ist desto gröfser, je gröfsere entgegenstehende sie überwältigen kann, Kraft steht immer gegen Kraft. Wie kann also hier noch ein Wohlgefallen an der Kraft statt finden, das nicht immer durch das Mifsfallen an den entgegenstehenden unterdrückten Kräften wieder aufgehoben würde? Dafs auf solcher Grundlage mit Sicherheit eine Theorie der sittlichen Natur und sittlichen Gesetzgebung gebaut werden könne, hält Rec. für ganz verfehlt, obgleich schon Hermes dies in seiner: Philosophischen Einleitung u. s. w. und dessen Schüler Elvenich in seiner Moralphilosophie es versucht haben. Die Ansicht des Verfs. darüber ist kürzlich folgende: Die höchste Kraft ist die geistige Kraft des Menschen, darum legen wir ihm menschliche Würde bei; der höchste Punkt der menschlichen Kraft endlich ist die Freiheit, um ihretwillen hat er unbedingte, moralische Würde. Die Anerkennung dieser Würde ist das moralische Ge-

fühl. — Diesem Räsonnement steht zuerst schon die Schwierigkeit entgegen, dafs sich nicht darthun läfst, dafs die psychische Kraft des Menschen unbedingt der physischen voranstehe, da sich gar kein Vergleichungspunkt zwischen geistiger und körperlicher Kraft aufstellen läfst. Beide wirken in ganz getrennten Sphären. Ferner, wenn die Würde des Menschen in seiner Kraft besteht, so kann diese Würde keine absolute seyn, denn alle Kraft ist als solche relativ beschränkt; auch die höhere geistige s. g. intellectuelle Kraft des Menschen. Diese Relativität der menschlichen Würde wird auch von dem Verf. selbst *implicite* ausgesprochen, wenn er (S. 239.) sagt, in dem Augenblick der Ausübung von Schandthaten habe der Mensch in der That gar nicht Menschenwürde. Diese Würde kann also vermehrt und vermindert werden, ja selbst ganz verschwinden. Folglich kann auch die sittliche Achtung des Menschen nicht eine unbedingte seyn, das sittliche Gesetz gilt nicht unbedingt; dies ist nur möglich, wenn die Würde des Menschen absolut gilt, wenn diese also über den zeitlichen Verhältnissen seiner Kraft, nur der Idee des Menschen angehört. In sofern könnte also die wahre absolute Würde auf der Freiheit des Menschen beruhen; aber diese darf dann nicht als Kraft aufgefafst werden, wenn sie nicht wieder ihrer idealen Bedeutung beraubt und in eine beschränkte psychische Kraft verwandelt werden soll. Denn von Kräften kann nur gesprochen werden, wo und in sofern ihre Wirkungen in die Erscheinungen treten, folglich ist ihr Grad immer durch die beschränkte Erscheinung bedingt, und eine unbedingte Kraft ist undenkbar. —

(Der Beschlufs folgt.)

Biunde, empirische Psychologie.

(Beschlufs.)

Dagegen ist auf eine andere sehr richtige Ansicht des Verfs. von dem Verhältnifs des moralischen Gefühls zu dem Sittengesetze aufmerksam zu machen. Alle Schätzung der Dinge nach ihrem Werthe, sagt er S. 228, ist ursprünglich nichts als Ausspruch des Gefühlsvermögen, alle Erkenntnifs des Werthes nach Begriffen kann nur auf diesem Ausspruch beruhen. Folglich müssen auch die moralischen Gesetze und das moralische Verhalten — welche ja ebenfalls eine Werthschätzung enthalten — ihren Grund in einem Gefühl oder Wohlgefallen haben, was in der Achtung des Menschen sich kund giebt. Damit ist die Sittenlehre entschieden auf ihren wahren psychologischen Grund in dem moralischen Gefühl oder dem moralischen Trieb hingewiesen, und die gewöhnliche unrichtige Ansicht, dafs das moralische Gefühl nur in dunkler moralischer Erkenntnifs bestehe, oder auch nur zufällig noch zu der Erkenntnifs hinzukomme, abgewiesen. Das moralische Gefühl der Achtung ist vielmehr das Erste, Ursprüngliche, welches vor dem Gesetze da seyn mufs; das Gesetz ist nur der mittelbare Ausspruch des unmittelbaren Gefühls. So wird das Verhältnifs mit Recht von dem Verf. gegen Kant angesehen, der das Gesetz vor die Achtung stellte, und erst von dem Gesetz die Achtung ableitete, das Gesetz zum Gegenstand der Achtung machte.

Zu den intellectuellen Gefühlen gehören nach dem Verf. endlich noch die religiösen Gefühle, die aber, nach ihm, nicht specifisch verschieden sind von den moralischen, sondern nur graduelle Modificationen jener. Sie gehen dadurch aus den moralichen hervor, dafs wir die menschlichen Kräfte auf Gott übertragen und seinem

Wesen gemäfs erhöht denken und dadurch auch die Werthschätzung Gottes erhöhen. Daher hängen die religiösen Gefühle sehr von der religiösen Erkenntnifs ab, so dafs der Verf. die Entwickelung der religiösen Gefühle ganz an die religiösen Erkenntnisse anknüpft.

Wir kommen zum Dritten Theil, der von dem Begehrungsvermögen handelt. Der Verf. stellt hier wieder, wie bei den Gefühlen, zwei Eintheilungsgründe für Eine Eintheilung an die Spitze. Zuerst nämlich heifst es: die Gegenstände des Begehrens sind bestimmt durch das Gefühl; daher werden auch die Arten des Begehrens durch die Arten des Lustgefühls bestimmt. Ferner aber ist das Begehren theils unmittelbar durch das Gefühl bestimmt, theils mittelbar erst durch ein anderes Moment von selbstthätiger Kraft (verständige Ueberlegung). Aus beiden Eintheilungsgründen zusammen wird die Eintheilung in sinnliches und vernünftiges oder niederes und höheres Begehren abgeleitet. Rec. erkennt beide als gültige Eintheilungsgründe an, aber eine jede giebt, nach seiner Ansicht, eine von der andern unabhängige Eintheilung für sich. Nach dem Verf. sind die auf sinnlichem Gefühl beruhenden Begehrungen auch zugleich unmittelbare, die vernünftigen zugleich mittelbare. Und doch ist gar kein Grund vorhanden, warum das Begehrungsvermögen nicht auch eben so gut unmittelbar durch vernünftige Gefühle, und warum es nicht durch sinnliche Gefühle mittelbar durch Ueberlegung bestimmt werden sollte. So wird der Schwärmer für Religion oder Tugend und Recht unmittelbar in blindem Antrieb durch religiöse und sittliche Gefühle zum Begehren und Handeln bestimmt, der pfiffige Egoist dagegen mittelbar durch kluge Abwägung der Mittel zu seinen sinnlichen Zwecken.

Das niedere oder sinnliche Begehren (Abschn. I.) äufsert sich in drei Stufen: 1) als Begehren aus blindem Trieb oder Instinct, 2) als Begehren durch Mitwirkung associirter Vorstellungen, und zwar theils von Vorstellungen der

reproducirenden Einbildungskraft, also durch Vorstellung vergangener Lustgefühle, theils von Vorstellungen der producirenden Einbildungskraft, also Vorstellungen blos eingebildeter Lust; 3) als kluges, d. i. durch verständige Ueberlegung vermitteltes Begehren. Bei dem Begehren aus blindem Trieb trennt der Verf. wohl zu streng den Trieb von der Lust, indem er zu dem Begehren aus Trieb (worunter er, beiläufig gesagt, nur sinnlichen Trieb versteht; andere Psychologen beziehen den Trieb nicht mit Unrecht auf das ganze praktische Geistesleben, und sprechen daher auch von intellectuellen oder vernünftigen, selbst moralischen Trieben) nicht als nothwendig die Lust erachtet, sondern diese erst zu jenen hinzukommen läfst. Rec. möchte vielmehr den Trieb erst aus der Lust hervorgehen lassen, in sofern nämlich diese eine interessirte Lust wird und so auf das Begehren wirkt. Ferner kann es Rec. nicht billigen, dafs das s. g. kluge Begehren ganz zu dem sinnlichen Begehren gehören soll, also als solches immer nur sinnliche Zwecke verfolgen, nur dem Princip des Eudämonismus folgen soll. Giebt es denn keine Klugheit für andere, vernünftige Zwecke? keine sittliche Klugheit, die für sittliche Zwecke die rechten Mittel ergreift? Sind nicht die Zwecke überhaupt für die Klugheit an sich ganz gleichgültig, sondern nur die Mittel, für jede gegebenen Zwecke, ihre Sphäre?

Von der Darstellung der graduellen Verschiedenheiten unter den Begehrungen und der Gründe ihrer Erhöhung kömmt der Verf. zu den bleibenden Stimmungen der Begierde als Neigung, Hang, Leidenschaft, Sucht u. s. w. Er erläutert diese Begriffe recht gut, nur mufs Rec. auch hier den Tadel erneuern, den er schon in Rücksicht der Affecte machen mufste, dafs die Leidenschaften nur zu dem sinnlichen Begehren gerechnet und aus diesem erklärt werden sollen. Leidenschaften gehören eben so gut dem vernünftigen Begehren an, als dem sinnlichen: es giebt Leidenschaften für Religion und Tugend, für Recht und Freiheit also aus den Gefühlen

der Menschenwürde. Auch steht diese Richtung der Leidenschaft durchaus nicht der von dem Verf. nach Fries angenommenen Erklärung entgegen, wonach sie: „eine ausgebildete Neigung oder Hang ist, der eine gewisse Herrschaft über das Gemüth erhalten hat" (S. 347.), denn jeder Antrieb kann eine solche Herrschaft über das Gemüth gewinnen, wodurch er zur Leidenschaft wird. Es liegt dieser Ansicht die, besonders seit Kant, herrschend gewordene Verwechslung zwischen verständigem und vernünftigem Begehren zu Grunde, wonach man einen unmittelbaren Antrieb zum Begehren aus vernünftigen Antrieben für unmöglich hält, verständige Ueberlegung also für einen wesentlichen Charakter des vernünftigen Begehrens. Wir haben gegen diesen Irrthum schon oben bei der Eintheilung der Begierden gesprochen. Der Verf. versucht zwar aus dem sinnlichen Triebe ein vollständiges Geschlechtsregister der Leidenschaften abzuleiten; allein Rec. hält diese Ableitung für sehr mifslungen. Alle Triebe nämlich wurzeln nach ihm in Einem Grundtriebe, dem Trieb der Erhaltung und Entwickelung; aus diesem gehen zunächst drei Haupttriebe hervor: der Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb und Geselligkeitstrieb, die sich dann weiter in die Triebe der Ruhe und Thätigkeit, der Nachahmung u. a. entwickeln. Aus der Entartung dieser Triebe nun sollen die Leidenschaften entstehen. Hier mögen sich erstlich noch am leichtesten die Leidenschaften der Unmäfsigkeit aus der Entartung des Nahrungstriebes ableiten lassen, obgleich es auch eine Unmäfsigkeit in höheren Trieben, dem Trieb des Wissens z. B. geben kann, der bis zur Leidenschaft erwachsen kann. Aus dem Geschlechtstrieb aber wird zwar mit Recht die Leidenschaft der Wollust abgeleitet; gegen die Ableitung der Leidenschaften der Liebe hingegen aus demselben blos sinnlichen Triebe müssen wir die Protestation für die höhere, edlere Abkunft der Liebe aus geistigen und sittlichen Trieben wiederholen. Der Verf. gesteht diese wohl selbst ein (S. 360.); warum aber dennoch diese Ableitung? Aus dem Selbsterhal-

tungstrieb, verbunden mit dem Geselligkeitstrieb, sollen dann die Leidenschaften entstehen, welche blos Mittel für sich begehren, wie Habsucht, Gewinnsucht, Geiz, Betrügerei u. s. w. Sehr dunkel. Aus dem (sinnlichen) Geselligkeitstriebe sollen die Freuden des Wohlwollens, der Wohlthätigkeit und der Ehre entstehen, und daraus die Leidenschaften des Wohlthuns, der Partheisucht, des Particularstolzes, des Neides, der Ehrsucht u. a. hervorgehen. Hier zeigt sich besonders klar das Unzureichende der Ableitung dieser Leidenschaften als blos sinnlichen Trieben; auch schwankt der Verf. selbst in diesen Erklärungen zwischen sinnlichen und vernünftigen Grundlagen, wie er z. B. die Ehre ganz unbestimmt, bald als Anerkennung der vernünftigen Persönlichkeit des Menschen, oder seiner geistigen Vollkommenheit, bald als blos physischen Drang, bald als sinnlich-angenehmes Gefühl auffaſst (S. 364.), immer aber mit Unrecht die Annahme eines ursprünglichen Ehrtriebes verwirft (S. 365). Die natürliche Bestimmung der Ehre, sagt er, ist ganz aus den Augen gesetzt und wird Leidenschaft, sobald wir sie um ihrer selbst willen erstreben, und nicht blos als Mittel für andere Zwecke. So hat also die äuſsere Anerkennung der Menschenwürde keinen Werth um ihrer selbst willen. Eben so beurtheilt er auch das Streben nach äuſserer Freiheit. Sie ist, nach ihm, nicht ein Gut um ihrer selbst willen, sondern nur Mittel für andere Zwecke in den geselligen Verhältnissen, und Freiheitssucht als Leidenschaft besteht eben darin, die Freiheit um ihrer selbst willen zu erstreben. Rec., dem äuſsere Freiheit gleichbedeutend ist mit der ungestörten Rechtssphäre des Menschen, betrachtet die Freiheit als ein Gut, das mit der persönlichen Würde des Menschen unzertrennlich verbunden, also um ihrer selbst willen einen Werth hat, wie die Ehre, und sieht daher die Leidenschaften der Ehrsucht und Freiheitssucht als unwiderlegliche Beweise dafür an, daſs Leidenschaften nicht blos aus sinnlichen Trieben hervorgehen. Andere höhere Leidenschaften, religiöser und sittlicher Fanatismus, die

aber nicht einmal erwähnt sind, sprechen noch deutlicher für den höhern Ursprung vieler Leidenschaften, und widerlegen unabweislich die S. 370 u. 71. von dem Verf. ausgesprochenen ungerechten Urtheile: „Alle Leidenschaften concentriren sich in Selbstsucht, wie alle Triebe in dem Trieb der Selbsterhaltung," und: „Selbstsucht ist die General-Leidenschaft." — Dieser Ansicht von dem Ursprung der Leidenschaften ganz gemäſs ist dann die Ansicht über den Werth derselben. Der Verf. konnte hiernach nicht anders als ganz einseitig ungünstig darüber urtheilen, wie z. B. S. 399, wo er „den allernachtheiligsten Einfluſs, den alle Leidenschaften unausbleiblich auf den moralischen Zustand der einzelnen Menschen und der Gesellschaft ausüben müssen," als ganz ausgemacht voraussetzt. Dieses einseitige Urtheil über die Leidenschaften hat zwar der Verf. mit sehr vielen, vielleicht den meisten Psychologen und Moralisten gemein, aber man hätte wenigstens erwartet, daſs die entgegenstehende Ansicht, welche die edleren Leidenschaften für die reine Quelle moralischer Kraft und erhabener Heldentugend hält, einer besonnenen Beurtheilung gewürdigt worden wäre. Das ganze Räsonnement des Verfs. darüber besteht aber vielmehr in einer bloſsen Aufzählung vieler Nachtheile, mit gänzlicher Verschweigung aller Vortheile, die aus den Leidenschaften herflieſsen, wobei er sich selbst nicht immer von leidenschaftlichem Tone frei erhält, und die er (S. 410.) mit dem harten Endurtheil schlieſst: „die Leidenschaft ist immer pragmatisch verderblich und moralisch verwerflich."

Das höhere Begehrungsvermögen (Abschn. II.) ist dasjenige, welches nicht durch sinnlichen Reiz bestimmt wird, also ein übersinnliches. Da aber Begehren nie ohne Wohlgefallen statt finden kann, so muſs ein höheres, nichtsinnliches Wohlgefallen, ein Vernunftgefallen zu Grunde liegen. Ein so bestimmtes Begehren aber finden wir in uns auf doppelte Weise: 1) in der solchem Vernunftgefallen gemäſsen Aufforderung an den

Willen, — das Zwecksetzen, 2) in der Folgeleistung gegen das als Zwecke Gesetzte, — das Handeln selbst. Diese beiden Functionen in dem höheren Begehren sind als besondere Vermögen zu unterscheiden, und die erstere ist in dem sinnlichen Begehren dem Triebe, die andere dem darauf folgenden Begehren selbst analog. Rec. ist vollkommen einverstanden mit dieser Unterscheidung des Zwecksetzens und des Handelns und hält es für sehr wichtig, diese beiden Thätigkeiten zwei verschiedenen Vermögen zuzuschreiben. Aber sollte nicht eben daraus einleuchten, daſs das, was man gewöhnlich unter dem Begehrungsvermögen zusammenbegreift, gar nicht einem und demselben Grundvermögen angehört? Der Verf. stellt das Verhältniſs dieser beiden Thätigkeiten nur als zwei Zweige des Einen Begehrungsvermögens dar; aber gehört nicht das Zwecksetzen eben so wie der Trieb eigentlich noch dem Gefühlsvermögen an, nur mit der Bestimmung, daſs das Wohlgefallen hier als Aufgabe des Willens oder des Thatvermögens gedacht wird, ohne doch schon eine Thätigkeit dieses Vermögens selbst zu enthalten? Das Setzen der Zwecke ist ganz dieselbe Thätigkeit wie das Setzen des Werthes, das Interessiren, das Wohlgefallen, es ist Thätigkeit des Gefühlsvermögens, in sofern es das Thatvermögen anregt. Daher konnte auch der Verf. in der Darstellung des höheren Zwecksetzenden Begehrungsvermögens nur die Werthgefühle des vernünftigen oder intellectuellen Gefühlsvermögens, das von ihm oben schon dargestellte eigenthümliche Vernunftgefallen an den Kräften, mit seiner gradweisen Erhöhung von den Naturkräften zu den geistigen Kräften des Menschen und zu oberst der Kraft des freien Willens, wiederholen (S. 269 fgg.). (Die weitere Ausführung und nähere Beziehung dieses Vernunftgefallens auf die sittliche Zweckgesetzgebung braucht daher hier nicht nochmals beurtheilt zu werden, da dies im Allgemeinen schon oben geschehen ist.) Wenn man daher auch mit dem Verf. und sehr vielen andern Psychologen und Moralisten den Begriff der prakti-

schen Vernunft auf diese beiden Thätigkeiten des vernünftigen Zweckesetzens und des Handelns nach vernünftigen Zwecken ausdehnen mag, so möchte dabei aber doch anzuerkennen seyn, daſs dieser Begriff der Praktischen Thätigkeiten zwei Grundvermögen in sich begreift (so daſs er nur der theoretischen Thätigkeit des Erkenntniſsvermögens entgegensteht), und daſs das dritte Grundvermögen in seinem schärferen, wesentlichen Unterschiede von dem Gefühlsvermögen nur als Thatvermögen zu fassen ist. Dem Thatvermögen werden die Anregungen und Gegenstände des Handelns aus dem Gefühlsvermögen gegeben (so wie diesem aus dem Erkenntniſsvermögen), aber ihm selbst gehört eigenthümlich nur die That selbst. Durch diese Trennung der Vermögen würde dann auch der höchst wichtige Unterschied zwischen dem Gehalt und der Form der Sittlichkeit schärfer hervortreten, als dies gewöhnlich, und auch bei dem Verf., geschehen ist. Diese Vermischung zwischen Gehalt und Form der Sittlichkeit — zwischen Vernunft und Freiheit — liegt auch der Freiheitstheorie des Verfs. zu Grunde (§. 271 fg.). Die Freiheit nämlich gehört lediglich der Form unseres Handelns an, sie betrifft nur die Art und Weise, wie wir uns zu einem Zwecke oder für einen Antrieb entschlieſsen, diese Zwecke und Antriebe hingegen gehören dem Gehalt unseres Handelns an, sie bezeichnen das, was gethan wird, die Freiheit hingegen wie es gethan wird. Der Verf. aber nimmt in seinen Begriff von der Freiheit als wesentlich mit auf das Merkmal der vernünftigen Zwecke. Der Wille ist nur frei, in sofern er sich nach Vernunftzwecken bestimmt. Denn nur Vernunftzwecke lassen den Willen frei, alle sinnliche Zwecke wirken durch Reize auf den Willen ein, und wo Reize den Willen bestimmen, da ist er nicht frei. Da wir Menschen nun aber nicht immer nach vernünftigen Zwecken handeln, so können wir eigentlich nicht sagen: wir sind frei im Wollen und Thun, sondern nur, wir können frei handeln und wollen (d. h. also: wir haben

Freiheit, frei zu seyn, wenn wir uns recht anstrengen). Die nähere Erörterung dieser Frage über die Freiheit führt uns zu weit in das Gebiet der Moral und Metaphysik ein, als dafs sie hier weiter erörtert werden könnte, und deswegen lassen wir sie, nebst den in den letzten Paragraphen ausgeführten Untersuchungen über Moralität und Religiosität, natürliches Recht und moralische Stimmungen und moralischen Charakter, hier unberührt. Der Verf. entwickelt hierbei die von Hermes in seiner philos. Einleitung u. s. w. aufgestellten und von Elvenich in seiner Moralphilosophie näher ausgeführten moralischen Grundsätze, die sich am nächsten an die Kantischen anschliefsen, jedoch auch manches Eigenthümliche haben, namentlich den einseitigen Formalismus des kategorischen Imperativs vermeiden.

Am Schlusse dieser mit so vielen Vorzügen ausgestatteten umfassenden Darstellung der ganzen s. g. allgemeinen Psychologie, drängt sich die Frage auf, die sich in einen Wunsch, in Aufforderung an den Verf. verwandelt, ob er nicht auch in derselben besonnenen, gründlichen Weise diejenigen Gegenstände darzustellen geneigt wäre, die man unter dem Namen der speciellen Psychologie zusammenzufassen pflegt. Der Verf. schweigt darüber ganz.

H. Schmid.

Dr. Friedr. Schmalz Thierveredlungskunde. XX u. 340 S 8. *Mit* 25 *lithographirten Zeichnungen auf* 17 *Taf. in quer Fol. Königsb.* 1832. (8 fl. 24 kr.).

Unter Thierveredlungskunde versteht der Verf. willkührliche Umänderung der Theile und der Eigenschaften der von uns gezogenen Thiere nach unseren Zwecken, wenn gleich der Habitus derselben hiedurch oft nichts weniger als schöner oder gefälliger wird, als er ursprünglich ist. Veränderungen dieser Art, die nur zum Vergnügen oder wenigstens nicht zum Nutzen vorge-

nommen werden, wie z. B. bei den Tauben, schliefst er von gegenwärtigen Untersuchungen aus. Es ist dieses ein Studium, ein Geschäft, dem er sich seit 30 Jahren mit dem gröfsten Eifer gewidmet und woraus er viele Vortheile gezogen hat, so dafs wir von praktischer wie theoretischer Seite Vorzügliches in diesem Fache von ihm zu erwarten berechtigt sind.

Nach der Einleitung, allgemeine Begriffe erläuternd, folgt (S. 17—124.) der allgemeine und nach diesem der specielle Theil (bis S. 305.). Schliefslich einige specielle Erörterungen über die in den Tafeln dargestellten Thiere. Der allgemeine Theil handelt von der Zeugungs-Theorie und der Vererbung specifischer und individueller Eigenthümlichkeiten auf die Nachkommenschaft, und setzt weitläufig die Regeln auseinander, welche die Erfahrung bis jetzt über die Vererbung geliefert hat. Diese Regeln sind es nun, nach welchen wir verfahren müssen, um Eigenthümlichkeiten, welche eine Art, eine Race, eine Familie von Thieren oder ein Individuum besitzt, durch fortgesetzte Kreutzung oder durch Inzucht auf deren Nachkommen zu übertragen, sie bei diesen zu vermehren, zu vermindern oder ganz zu unterdrücken, und die letzteren so unseren Zwecken anzupassen. Diese Regeln sind im Allgemeinen aus andern Schriften Sturm's, D'Alton's, Bouzareingues u. s. w. bekannt; doch erscheinen sie hier vollständiger aufgeführt, erörtert, geprüft, geläutert, mit Erfahrungen belegt oder als unhaltbar erwiesen. Zu den weniger bekannten Regeln, welche wir hier finden, gehört die sehr interessante, dafs das bei einem weiblichen Individuum zuerst zugelassene männliche Zuchtthier und die davon erzielte Nachkommenschaft vom gröfsten Einflusse auf alle spätre Nachkommenschaft seye, welches dann auch ihre Väter seyn mögen; auch dafs gewisse Eigenschaften des Vaters sich lieber auf die Töchter, gewisse Qualitäten der Mutter sich lieber auf die Söhne vererben; dafs Eigenheiten, die in einer Race schon lange rein fortgeerbt werden, sich sicherer weiter übertragen,

als neu erworbene u. s. w. — Eben so sind auch die Mittel angeführt, wodurch manche zu vererbende Eigenschaften ursprünglich hervorgerufen und ausgebildet werden können. Der spezielle Theil handelt vom Pferde, vom Rind, Schaaf, von der Ziege, dem Schweine, Hunde, und einigen Federvieh-Arten. Ihre allgemeinen Merkmale, ihre wichtigsten Eigenthümlichkeiten und Race-Kennzeichen, die Vorzüge und Mängel verschiedener Racen und die Anwendung der früher aufgestellten allgemeinen Regeln bei deren Zucht werden hier gelehrt.

Dem Rec. erscheint dieses wissenschaftliche Unternehmen höchst nützlich: es ist die Grundlage der ganzen Viehzucht, so, wie das Analoge, was Link in der Botanik mit dem Worte Tropologie bezeichnet hat, die Basis der Land- und Forstwirthschaft und der Gärtnerei abgiebt. Aber Ref. hätte dem Ganzen eine mehr wissenschaftliche Behandlung gewünscht, gegründet auf eine Erläuterung der physiologischen Gesetze, wornach jene beabsichtigten Veränderungen eintreten. Von einzelnen Erfahrungen selbst wäre noch gar Vieles anzuführen gewesen, wie sich denn nicht leicht jemand wird schmeicheln wollen, solches aus einer sehr weitläufigen Literatur einigermafsen vollständig zu sammeln. Der Verf. selbst bevorwortet dieses und wünscht, dafs ihm noch recht viele hieher einschlägige Erfahrungen zur Heft-weisen Nachlieferung unter dem Namen der Autoren direkt oder durch die Verlagshandlung mitgetheilt werden mögen. Obschon derselbe seine Quellen im Allgemeinen und mitunter selbst ganz speziell anführt, so müssen wir doch bemerken, dafs bei derartigen Citaten niemand pünktlich genug seyn kann, weil in gar manchen Fällen, wenn man alle vielleicht jetzt noch nicht genügend gewürdigte Verhältnisse berücksichtigt, durch eine angeführte Erfahrung gerade das Gegentheil von der Regel bewiesen werden kann, die man zu bestätigen beabsichtigt, da die auf den Erfolg der Vererbung influirenden Verhältnisse so äufserst manchfaltig sind. Es ist daher hier die doppelte Pflicht eines Schriftstellers, dem Publicum den Weg

zu den Quellen möglichst zu erleichtern. Wenn der Verf. behauptet, dafs Bastarde von zwei ganz verschiedenen Arten hervorgebracht, zuweilen fruchtbar gewesen, so ist dieses zwar etwas Bekanntes, wenn er nur ein Fruchtbarseyn bei Paarung mit einem der Aeltern behaupten will, was nirgends näher ausgedrückt ist; meint er aber eine Fruchtbarkeit der Bastarde unter sich selbst, wie es fast scheint, so dürften alle nähern Belege doch sehr erwünscht gewesen seyn. Ein sehr wichtiger Abschnitt, nämlich der von den Ursachen, wodurch gewisse Familien-, Racen- u. a. Eigenthümlichkeiten ursprünglich hervorgerufen werden können, um sie dann zu vererben, ist lange nicht gehörig gewürdigt, und das dahin Einschlägige bei der Lehre von der Vererbung nur eingeschaltet oder angehängt. Auch hat der Verf. die Betrachtung der Hervorrufung und Vererbung solcher Eigenschaften, die nicht ökonomisch wichtig sind, fast gänzlich ausgeschlossen, und doch möchten wir ihm hiergegen etwas Aehnliches einreden, wie er vielen Thierzüchtern vorwirft. Sie achten ihm zu wenig auf die bei anderen landwirthschaftlichen Thierarten, mit deren Erziehung sie sich nicht befassen, gemachten Erfahrungen, obschon sie Schlüsse nach der Analogie zulassen: Er beseitigt zu sehr jene indifferente Arten und Eigenheiten, von denen man oft analog auf das Verhältnifs bei nützlichen oder schädlichen Arten und Qualitäten schliefsen könnte. Der Verf. verwahrt sich auch in der Vorrede, da er vielleicht zu weitläufig, zu oft sich wiederholend erscheinen könne, dafs er für ein sehr gemischtes Publikum geschrieben, daher in der Deutlichkeit nicht zu weit habe gehen können. Wir möchten aber demungeachtet glauben, dafs selbst mit viel grösserer Kürze dieselbe Deutlichkeit erreichbar gewesen seyn würde, und fürchten, dafs der durch die zwar sehr schönen, aber grofsen und ganz ausgeführten Lithographien sehr gesteigerte Preis des Buches dessen gedeihlichem Wirken bei einem gemischten, grofsen Publikum bei weitem hinderlicher seyn könne. Wir bedauern

dieses um so aufrichtiger, je mehr wir überzeugt sind, dafs die Absicht des Verfs. eine für die Landwirthschaft insbesondere durchaus folgenreiche seye, die man nicht genug unterstützen könne.

Im speziellen Theile hätten aus dem oben angeführten Grunde wohl einige Spezies mehr mit aufgenommen, dagegen die jedesmalige Anwendung obiger Regeln bei jeder Thierart nur kurz und durch Verweisung angezeigt werden können. Namentlich sind die über den Hund, der so viele Belehrung bieten könnte, beigebrachten Erfahrungen ganz kärglich. Die Zeichnungen sind theils Originalien von Hagen; theils (jene, welche die Bakewell'schen Racen vorstellen) Kopieen aus andern Schriften.

Wir wünschen, im Interesse der Landwirthschaft und des öffentlichen Wohles, dieser Schrift eine günstige und vielseitige Aufnahme im Publikum, und hoffen, dafs, wenn durch sie erst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bereits als gültig erkannten Regeln gelenkt seyn wird, das Wissen in diesem Fache viel rascher voranschreiten, weit zahlreichere, geläutertere und in Betreff aller einflufsreichen Verhältnisse genau berichtete Erfahrungen werden geliefert werden. Insbesondere ist dieses Werk allen rationellen Viehzüchtern nicht genug zu empfehlen, ja völlig unentbehrlich!

Sammlung von Chorälen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert (,) der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen herausgegeben von C, F. Becker (,) Organisten an der Petrikirche zu Leipzig, und Gustav Billroth. Leipzig (,) im Verlage von Karl Tauchnitz. **1831.** *VIII u.* **80** *S. in kl. Fol.* **(Preis: 2 fl. 24 kr.).**

Je mehr der Freund der Tonkunst vor eben nicht gar langer Zeit noch es zu beklagen hatte, dafs, während das historische Studium der übrigen, namentlich der bildenden, Künste mit so grofsem Eifer betrieben wurde, der Musik allein keine gleiche Ehre widerfuhr:

desto erfreulicher ist es für einen Jeden, der diese edle Kunst in ihrer hohen Würde erkannt hat, zu bemerken, wie man in den letzten Decennien angefangen hat, diesen Fehler wieder gut zu machen, und nun auch die grofsen Musikwerke früherer Jahrhunderte in ihrer ursprünglichen Gestalt zu Tage zu fördern und wissenschaftliche Untersuchungen hiermit zu verbinden, mit Liebe und Eifer bemüht ist. Aufser mehreren neuen Ausgaben jener nie veraltenden grofsen Werke von einem Händel, Bach u. A., haben wir bereits auch einige sehr schätzbare theoretische Schriften über den gedachten Gegenstand erhalten, unter welchen wir, als eine der bedeutsamsten, nur die bekannte Thibaut'sche („Ueber Reinheit der Tonkunst") nennen wollen. Unter den neuesten Beförderern dieses höchst wichtigen Studiums nehmen nun aber, besonders in Absicht auf den Choral, die beiden Herausgeber der vorliegenden Sammlung einen ganz vorzüglichen Platz ein, und schon durch diese eine Arbeit verpflichten sie alle wahren Freunde der Kirchenmusik zu dem wärmsten Danke.

Von dem würdigen Standpuncte, den sie bei ihrer Arbeit eingenommen, und von dem Geiste, in welchem sie gearbeitet, giebt schon die der Schrift an die Spitze gestellte Dedication Zeugnifs. Es ist nämlich dieselbe dem Hrn. Geh. Rath Thibaut in Heidelberg, und dem Herrn Oberpastor Rambach in Hamburg, als zweien „um die ältere Tonkunst hochverdienten Männern," gewidmet. Mit Verwerfung der bisher bei der Herausgabe von Choralbüchern befolgten Verfahrungsweise, wornach man immer zwei unvereinbare Zwecke zugleich erreichen wollte, und nicht allein — was zwar alles Lob verdient — durch Vergleichung der Originalausgaben die Melodieen ihrer Urform wieder näher zu bringen, sondern auch — und dies war immer die Klippe, woran jenes lobenswürdige Streben scheitern mufste — für die Gemeinden brauchbare Choralbücher zu liefern bemüht war, setzten sie sich bei ihrem Unternehmen einen rein historischen Zweck, den Zweck nämlich, ohne

Rücksicht auf Anwendbarkeit in der Kirche, die reichen Schätze des XVI. und XVII Jahrhunderts im Fache des protestantischen Chorals allgemeiner bekannt zu machen.

Zu dem Ende geben sie dann 46 der ausgezeichnetsten Choralmelodien aus dem gedachten Zeitraume. Um unsern Lesern einen Begriff von der glücklichen Wahl dieser Melodieen zu geben, brauchen wir nur die Namen Luther, Decius, Markgraf Alb. von Brandenburg, Poliander, Mathesius, Vulpius, Schein, Scandelli, H. Isaak, Hans Sachs, Nicolai, Lobwasser, zu nennen; denn alle Diese sind nebst mehreren Andern als Componisten und Dichter aufgeführt. — Und von diesen Männern haben wir dann hier die Lieder: „Ach Gott vom Himmel sieh u. s. w.," „Allein Gott in der Höh' u. s. w.," „Christ ist erstanden u. s. w.," „Christ, unser Herr zum Jordan u. s. w.," „Da Jesus Christ ging in den Tod u. s. w.," „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich u. s. w.," „Der Tag der ist so freudenreich u. s. w.," „Eine feste Burg ist unser Gott u. s. w.," „Erstanden ist der heilige Geist u. s. w.," „Es woll' uns Gott gnädig seyn u. s. w.," „Von Gott will ich nicht lassen u. s. w.," „Jesus Christus, unser Heiland u. s. w.," „Nun komm der Heiden Heiland u. s. w.," „Nun lob mein Seel' den Herrn u. s. w.," *„Puer natus in Bethlehem* u. s. w.," *„Surrexit Christus hodie* u. s. w.," „Vom Himmel hoch da komm ich her u. s. w.," „Auf meinen lieben Gott trau ich u. s. w.," „Aus meines Herzens Grunde u. s. w.," „Christ lag in Todesbanden u. s. w.," „Herr Gott, dich loben wir u. s. w.," „Befiehl du deine Wege u. s. w.," „O Christe, Morgensterne u. s. w.," „O Gottes Lamm, unschuldig u. s. w.," „In allen meinen Thaten u. s. w.," „Wie schön leuchtet der Morgenstern u. s. w.," „Wir glauben All' an einen Gott u. s. w." — und andere mehr. Diese Lieder sind nun aber nur aus ganz alten Choralbüchern entnommen, deren ältestes von 1561, keines aber nach dem Jahr 1646. erschienen ist,

und zwar ganz so, wie sie sich in diesen Werken vorfinden, also nicht nur den Melodieen nach in ihrer möglichst ursprünglichen Gestalt, sondern auch in den antiken Harmonieen, wie diese entweder von den Componisten selbst, oder von Zeitgenossen, in einem Geiste, nach bestimmten Grundsätzen, den Melodieen beigegeben worden. (Nur zu den zwei letzten — Böhmischen, entnommen aus: „Ein Gesangbuch der Brûder inn Behemen und Merhern u. s. w." Nürnb. 1561. — wovon sich nur die Melodieen vorfanden, haben die Herausgeber eine der alten möglichst nahekommende vierstimmige Harmonie versucht).

Betrachtet man nun vorerst diese Melodieen, wie dieselben hier gegeben sind, in Vergleichung mit der Gestalt, in welcher viele von ihnen in den neueren Choralbüchern erscheinen, so sieht man sich nicht wenig überrascht durch die Bemerkung, dafs, während sie in allen neueren Sammlungen in lauter Noten von ganz gleicher Geltung sich schwerfällig fortbewegen, und dieser gleichförmige Gang nur hie und da durch eine Fermate unterbrochen wird, sie in jener ihrer Urgestalt, ohne in ihrem Fortschreiten durch Ruhepuncte unterbrochen zu werden, eine solche Mannigfaltigkeit in der Bewegung (Rhythmus) darbieten, wie Dies nur bei irgend einem weltlichen Volksliede der Fall ist, indem ihnen nicht blos die geraden Tactarten eigen, sondern manche sogar im Tripeltact gesetzt sind. Aber eben darum ist es Einem auch mit den Herausgebern kaum begreiflich, „wie die Kernhaftigkeit der Urmelodieen im Verlauf der Zeit zu so fader Gleichmäfsigkeit und Einförmigkeit habe abgeschwächt werden können."

(*Der Beschlufs folgt.*)

Becker und Billroth, Sammlung von Chorälen.

(Beschlufs.)

Wir dürfen wohl annehmen, dafs es unsern Lesern nicht uninteressant seyn werde, wenn sie eine etwas bestimmtere Vorstellung von dieser so auffallenden Verschiedenheit erhalten werden, und wollen daher dieselbe an der allbekannten Melodie: „Wie schön leuchtet der Morgenstern u. s. w." (No. 39. in der Samml.) anschaulich zu machen suchen. Die eigentlichen Noten mögen hier durch Buchstaben vertreten werden, so zwar, dafs die grofsen Buchstaben für die ganzen, die kleinen dagegen für die halben Tactnoten gelten.

Vorzeichnung: F dur. — F C | A F | C d d | C — c |
Wie schön leuchtet der Morgen - stern vom
Und al - les We - sen freuet sich, des

d e F | E d d | C — c | D c b | b a G | F :||
Firmament des Himmels fern, die Nacht ist nun vergan - gen.
lieben Ta - ges Pracht und Licht nun wie - der zu empfan - gen.

C A | C A | a a g g | a a g g | a a g f |
Le-bet, schwebet hoch in Lüften, tief in Klüften läfst zu Ehren

F C | D C | b a G | F ||
seinem Gott ein Danklied hö - ren.

Auch die Betrachtung der Harmonieen ferner führt zu interessanten Resultaten, worüber die Herausgeber in der Vorrede sich mit grofser Sachkenntnifs ausgesprochen haben, auf welche wir daher die der Harmonielehre Kundigen, die sich näher darüber zu belehren wünschen, verweisen. Denn hierauf nur aufmerksam gemacht zu haben, dürfte um so mehr hinreichen, als eine nähere Auseinandersetzung und Würdigung dieser Resultate, wie überhaupt eine Beurtheilung der ganzen Arbeit der Herausgeber nach den Regeln der Kunst,

mehr einer ausschliefslich der Musik gewidmeten Zeitschrift, als diesen Jahrbüchern angehört, die der Natur der Sache nach von Erscheinungen im Fache der schönen Künste ja doch nur im Vorbeigehen Notiz nehmen können.

Schliefslich können wir nicht umhin, im Namen aller Freunde der kirchlichen Tonkunst den Herausgebern für ihr so schätzbares Geschenk freundlichst zu danken, und den Wunsch auszusprechen, dafs sie doch, zum Nutz und Frommen der protestantischen Kirche, ihre so höchst förderlichen Arbeiten im Fache der protestantischen Choralmusik mit demselben Ernst und Eifer, den sie in der vorliegenden Schrift zu erkennen gegeben, fortsetzen möchten. Allen Denen aber, die an der Spitze von Singvereinen stehen, empfehlen wir diese, auch in typographischer Hinsicht Nichts zu wünschen übrig lassende, schöne Sammlung als eine ihnen gewifs sehr willkommene Bereicherung ihrer musikalischen Bibliotheken, aus voller, durch eine vertrautere Bekanntschaft damit gewonnenen Ueberzeugung.

Bei dieser Gelegenheit sey es uns vergönnt, auch noch mit einem Worte einer andern kleinen Schrift zu gedenken, die in ihrem Gegenstande mit der angezeigten verwandt ist; wir meinen folgende:

Gutachten über die als Entwurf eines Gesangbuches für die Ev. Protest. Kirche des Grofsherzogthums Baden erschienene Sammlung christlicher Lieder, Pforzheim 1831. *Zunächst der Evang. Protest. Geistlichkeit Badens, insbesondere den künftigen Mitgliedern der General-Synode gewidmet. — Der reine Erlös ist als Beitrag zu einer zu begründenden Evang. Protest. Schullehrer-Wittwencasse bestimmt. — Heidelberg, Druck und Verlag von G. Reichard.* 1832. *IV u.* 48 *S. gr.* 8. (Pr. 24 kr.).

Es werden in dieser kleinen Schrift hauptsächlich folgende fünf Punkte besprochen: 1) Auswahl der in die Sammlung aufgenommenen Lieder; 2) äufsere Gestalt, in welcher die Lieder gegeben werden (Recen-

sion); 3) Vollständigkeit der Sammlung; 4) Eintheilung, überhaupt ganze Einrichtung des Buchs; 5) der musikalische Theil desselben, in dem beigefügten Melodieenanhang. Wie Dies aber geschehen, darüber steht am Allerwenigsten dem Ref. ein Urtheil zu; indefs hofft er, dafs von Kundigen das Gesagte nicht aller Beachtung von Seiten Derer, in deren Hände die Redaction des neuen Gesangbuches für die Ev. Protest. Kirche Badens gelegt ist, werde unwürdig erachtet werden, wie dann auch überhaupt die Freunde des Kirchengesanges das Büchlein nicht ohne alles Interesse lesen dürften. Einige berichtigende Zusätze enthält in einer Beilage die andere kleine Schrift: Nothwendige Zugabe zu der in Heilbronn bei Carl Drechsler erschienenen Schrift: Der neue Katechismus der christlichen Lehre für die Evang. Prot. Kirche des Grofsherzogthums Baden. Mit Modificationen u. s. w. Heidelberg, Druck u. Verl. von G. Reichard. 1832.

Wilhelm Röther.

Die Hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer von G. Landau. Erster Band. Mit vier Ansichten. Cassel, in der Luckhardt'schen Hofbuchhandlung. 1832. *XIV und* 388 *S. in* 8.

Gerne gedenken wir in diesen Blättern, wo wir auch der ähnlichen Schriften über die Burgen des Elsasses, der Schweiz u. A. gedacht haben, vorliegender Schrift über die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer; durch welche ein weiterer Schritt zu der Erfüllung des von uns längst gehegten und mehrfach ausgesprochenen Wunsches: eine vollständige, über die verschiedenen Gegenden und Landstriche von Süd- und Mitteldeutschland sich erstreckende Geschichte der Burgen und der in ihnen sefshaften Geschlechter zu erhalten, geschehen ist. Denn nur durch tüchtige Monographien, welche über einzelne Theile nach und nach geliefert werden

und an denen es, bei dem regen Eifer, womit bei uns überall das Studium der vaterländischen Geschichte und Alterthümer betrieben wird, hoffentlich nicht fehlen wird, kann die Erreichung eines solchen Wunsches möglich werden; und so nehmen wir auch den vorliegenden Versuch freundlich auf, zumal da Inhalt und Darstellungsweise von der Art sind, dafs wir ihn andern Schriften ähnlichen Inhalts und ähnlicher Tendenz würdig an die Seite stellen können, indem der Verf. Alles aufgeboten hat, durch gründliche Forschung und Sammlung aller Angaben dem geschichtlichen Theil einen besondern Werth zu geben und zugleich auf die Beschreibung der Denkmale selbst möglichste Sorgfalt gerichtet hat. Bei jeder Burg wird sorgfältig die Geschichte ihrer Entstehung, so weit nämlich solches möglich, auszumitteln gesucht. Daran reiht sich die genaue Erzählung ihrer Schicksale bis auf die Zerstörung oder den Verfall, der meist um die Periode der Reformation — mit der überhaupt das Ritter- und Burgenwesen seine Bedeutung verliert, eintritt, und da die Schicksale dieser Burgen meist an die Schicksale der in ihnen wohnenden adelichen Geschlechter sich knüpfen, so liefert uns hier der Verf. meist sehr genaue Nachrichten oder vielmehr eine vollständige Geschichte dieser Geschlechter, so weit eine solche nach den vorhandenen Quellen, die der Verf. in den der Beschreibung einer jeden Burg folgenden Noten genau nachweist, und zu denen auch noch manche andere Nachrichten kommen, die der Verf. aus den reichen Urkundensammlungen des kurhessischen Haus- und Staatsarchivs, zu welchem ihm der Zutritt verstattet war, schöpfte, zu liefern möglich war. Dies giebt der gründlichen Forschung, die überall auf die Quellen selbst gestützt ist, einen eigenen Werth, auf den wir nicht unterlassen wollen, aufmerksam zu machen.

Alle Ritterburgen Hessens ohne alle Auswahl in diese Beschreibung aufzunehmen, wäre zweckwidrig gewesen; in der Regel will der Verf. nur die Geschichtsbeschreibung der Bergschlösser und nur ausnahmsweise auch die

von Thalburgen liefern, wenn dieselben entweder durch denkwürdige Ereignisse oder als der Stammsitz mächtiger Familien ein besonderes Interesse haben (S. VIII.). Eben so wenig war es auch möglich, die einzelnen Burgen in geographischer Ordnung auf einander folgen zu lassen; die Schwierigkeiten in der Ausführung sind zu grofs und zum Theil in der Natur der Sache selbst gelegen, als dafs sie so leicht zu beseitigen wären; sollten wir erst so glücklich seyn, einen gröfseren Landstrich in einer Reihe solcher Monographien vollständig behandelt zu sehen, so wird dann eine geographische Uebersicht weit eher sich geben lassen.

Die erste Burg ist das von einer steilen Felskuppe herab in das romantische Höllenthal herabblickende Bilstein, wovon jedoch nur wenige Mauerreste sich erhalten haben, ohne dafs man bestimmt weifs, ob die Burg gewaltsam zerstört worden oder in sich selbst zerfallen ist. Früherhin war die Burg Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts; aber schon seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erscheinen die Landgrafen von Hessen als Herrn von Bilstein. Dann folgt Hanstein, mit wohl erhaltenen festen Thürmen und ausgedehntem Mauerwerk, wie wir auch aus der beigefügten Abbildung ersehen können, auf einer Höhe des ehedem mainzischen, jetzt preufsischen Eichsfeldes gelegen, drei Viertelstunden von der die hessische Grenze bildenden Werra, mit weiter Aussicht in die nahen und fernen Umgebungen bis zu den Thürmen von Göttingen und dem Himmelanstrebenden Brocken, wo nicht weniger als vier und achtzig Orte dem durch die Anmuth und Mannigfaltigkeit des Bildes entzückten Auge erscheinen. Daher der tiefe Eindruck, den diese Ruine in ihrer gewaltigen Ausdehnung in uns hervorbringt. Frühe wird sie schon in einzelnen Urkunden genannt, vielfach ist an ihr gebaut worden, auch schweigt die Geschichte von einer gewaltsamen Zerstörung derselben; ihren gegenwärtigen Zustand schreiben wir dem Verfall zu, der seit dem siebenzehnten Jahrhundert eintrat, nachdem die Burg im

sechszehnten von ihren Besitzern, dem noch jetzt blühenden Geschlechte der Grafen von Hanstein, die seit 1308. zu dem Besitz der Burg gelangten, verlassen worden war.

3) Burghaune, ein Marktflecken in dem vom Flüſschen Haune durchflossenen Thal, durch welches die Straſse von Fulda nach Cassel zieht; er schloſs die Stammburg des Haune'schen Geschlechts in sich, deren Reste schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts niedergerissen wurden, indem auf dieser Stelle die gegenwärtige katholische Kirche aufgeführt wurde, so daſs von der alten Stammburg nur noch Kellergewölbe vorhanden sind. Die vielfachen Fehden und steten Kämpfe, in welchen das in der Ritterzeit berühmte Geschlecht der von Haune mit seinen Nachbarn verwickelt war, geben der geschichtlichen Darstellung von den Schicksalen der Burg und des Geschlechts, ein besonderes Interesse. 4) Hauneck; ihre Trümmer decken den 870 rheinl. Fuſs über das von der Haune durchflossene Thal sich erhebenden Stoppelsberg, und dehnen sich in einem nicht ganz regelmäſsigen Viereck über die ganze Oberfläche des Berges aus. Die eben erwähnte Familie der Haune hat diese ihren Namen tragende und von der Stammburg kaum zwei Stunden weit entfernte Burg im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert erbaut; über Untergang und Zerstörung derselben ermangeln wir näherer Nachrichten. 5) Löwenstein, auf einem Vorhügel des Kellergebirges, in dem darnach benannten Löwensteiner Grunde, eigentlich einem von einer zwiefachen Bergreihe gebildeten, von der Schwalm durchwässerten Thale, in einer der freundlichsten und fruchtbarsten Gegenden des alten Hessenlandes. Die Burg finden wir zuerst 1253. genannt, sie muſs ehedem, nach den vorhandenen Trümmern zu schlieſsen, von bedeutendem Umfang gewesen seyn. Auch hier fehlen uns über den Verfall und die Zerstörung der Burg nähere Angaben. Dafür aber giebt der Hr. Verf. eine ausführliche Geschichte der Schicksale des alten und berühmten

Geschlechts, das von hier ausgieng und in drei Linien sich theilte, von denen jetzt noch nach dem Erlöschen der beiden andern die eine fortblüht.

6) Romrod, ein Städtchen, eine Stunde südlich von Alsfeld, mit einem Schlofs, welches einst der Sitz eines reichbegüterten Geschlechtes war. Auch hier erhalten wir nähere geschichtliche Erörterungen über Stadt und Schlofs. 7) Reichenbach, im südlichsten Theile des Kreises Witzenhausen, eine Stunde von der Stadt Lichtenaue, auf einem der höchsten Gipfel des rauhen Riedforstes, mit einer mehr wilden als freundlichen Aussicht. Wann die Burg, deren Trümmer jetzt die Oberfläche eines Felsenhügels bedecken, zerstört worden, weifs man eben so wenig, als wenn sie angelegt worden; immerhin aber gehört sie zu den ältesten Denkmalen des Hessenlandes, mag nun Karl der Grofse, oder wie Chroniken melden, die Römer für Erbauer derselben gelten.

8) Steinau. Ein anderthalb Stunden nördlich von Fulda gelegenes Dorf, an dessen östlichem Ende das zum Theil zertrümmerte, zum Theil noch erhaltene Schlofs Steinau liegt, einst der Stammsitz einer der ältesten buchischen Familien, deren Schicksale hier von dem zwölften Jahrhundert an bis auf unsere Zeit herab erzählt werden. Die noch vorhandenen Reste des Schlosses gehören übrigens in keinem Fall vor das fünfzehnte Jahrhundert. 9) Schweinsberg, auf einem Hügel, an dessen Fufs, am rechten Ufer der Ohm, das Städtchen Schweinsberg liegt, die zum Theil verfallene, zum Theil noch erhaltene Stammburg des Geschlechts der Schenke zu Schweinsberg. Der Verf. giebt eine ausführliche Geschichte dieses alt-hessischen, schon frühe mit dem Erbschenkenamte belehnten Geschlechts, und giebt am Schlufs noch ein Verzeichnifs der Güter dieser in der hessischen Geschichte durch so manche ausgezeichneten Männer berühmten Familie. 10) Friedewald, ein Flecken, drittehalb Stunden von Hersfeld am Fufse des Dreienberges gelegen, an dessen obern Ende die Trümmer eines Schlosses liegen, das früher vielfach

seine Besitzer wechselte und zuletzt noch in der Geschichte des dreifsigjährigen und besonders des siebenjährigen Krieges eine Rolle gespielt hat. Wir wünschen mit dem Verfasser möglichste Erhaltung dieses Denkmals der Vorzeit. 11) Haselstein, zwischen Hünfeld und Geisa, auf dem Gipfel eines isolirt liegenden steilen Felsens, einst ein berüchtigtes Raubnest, immerhin aber eine der ältesten Burgen des Landes. 12) Brandenfels, dessen Trümmer über dem Dorfe Markershausen, drei Stunden von Eisenach auf einem Bergrücken, von dem sich eine weite Aussicht öffnet, erheben. Der Verfall datirt sich wohl aus der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts her. Auch hier, wie bei den übrigen Burgen, wird über die Geschichte des Geschlechts, das darin seinen Sitz hatte, genauere Nachricht gegeben. 13) Weidelberg, dessen Geschichte wir dem Hrn. General von Dalwigk zu verdanken haben, die ausführliche Beschreibung der Burgtrümmer rührt vom Herausgeber her; 14) Schartenberg, 3/4 Stunden von dem Städtchen Zierenberg; und 15) Rauschenberg, bei dem gleichnamigen Städtchen in Oberhessen.

Es bedarf wohl nach dem bereits Gesagten das Buch für Freunde vaterländischer Geschichtsforschung kaum einer besonderen Empfehlung; auch Styl und Darstellung ist anziehend; die Beschreibung jeder Burg ist mit einer poetischen Vignette eingeleitet. Die Titelvignette stellt das Schlofs Haselstein vor; die übrigen vier Tafeln liefern wohl gelungene lithographirte Ansichten der Burgen Hanstein, Schweinsberg, Brandenfels und Weidelberg. Wir wünschen baldige Fortsetzung und Vollendung des Ganzen.

Chr. Bähr.

Ueber Wallensteins Privatleben. Vorlesungen, gehalten in dem Museum zu München von Julius Max Schottky, Professor. (Mit dem Motto von Schiller: *Von der Partheien Gunst und Hafs verwirrt, Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.*) *München*, 1832. *In Commission bei Georg Franz.* 212 *S.*

Man kann diese Vorlesungen über Wallensteins (richtiger Waldsteins) *) Privatleben als eine Ehrenrettung des grofsen Helden betrachten, oder als eine Beleuchtung der verschiedenen Urtheile und Ansichten, welche sich über seine Person und seinen Charakter geltend gemacht haben und, man kann wohl sagen, seit Jahrhunderten verbreitet, in neuerer Zeit hauptsächlich durch Schiller, theils in seiner Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs, theils in seinem bekannten Drama, so festgestellt worden sind, dafs bei der Entschiedenheit und Bestimmtheit, die sich in allen Zügen des von Schiller entworfenen Gemäldes ausspricht, und die aus treuem Quellenstudium hervorzugehen schien, man durchaus keinen Zweifel an der Treue und Richtigkeit desselben erheben zu dürfen glaubte, oder dafs man wenigstens zu näherer Untersuchung und Prüfung sich veranlafst sah; so wenig historisch begründet und getreu auch dieses Bild, wie sich nun bei näherer Prüfung und Nachforschung ergiebt, wirklich erscheint. Bei dem Eifer der Deutschen für gründliche Erforschung ihrer Geschichte war der Mangel oder vielmehr das Unterlassen einer solchen Prüfung allerdings eine sehr auffallende Erscheinung; aber der Einflufs, den der grofse Dichter ausübte, die ganze Art und Weise seiner Schilderung war viel zu überwiegend und das allgemeine Urtheil be-

*) So unterschrieb sich der Herzog stets, und unter dieser allein richtigen Bezeichnung lebt diese Familie, die bereits im dreizehnten Jahrhundert zum böhmischen Herrenstande gezählt wurde, auch rein böhmischer (und nicht deutscher) Abkunft seyn soll, noch jetzt fort. Wie aus Waldstein zuerst Wallstein und dann die bei den Deutschen allgemein gewordene Benennung Wallenstein entstanden, giebt der Verf. selber S. 212. nach Palaky an

fangend, als dafs man eine solche Untersuchung gewagt hätte, wie sie jetzt in der Schrift des Hrn. Schottky vor uns liegt.

Das Resultat dieser Untersuchung ist aber um so wichtiger, als die hier unmittelbar aus den Quellen geführte und darauf gestützte Forschung uns zu ganz anderen, von den bisher verbreiteten und allgemein herrschenden vielfach abweichenden Ansichten über Waldsteins Person und Charakter geführt hat. Da die bisher meist unbekannten oder unbenutzten Quellen, welche diese Ansicht begründen, hier in ihrer urkundlichen, aber doch lesbaren Gestalt mitgetheilt werden, so erscheint dieser Versuch, der als Vorläufer einer Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs, womit der Hr. Verf. sich seit längerer Zeit beschäftigt, dienen soll, um so dankenswerther, und berechtigt uns auch für dies Werk zu noch grösseren Hoffnungen, wenn auch in ihm, wie bei diesem Werke der Fall ist, Alles auf urkundliche Belege aus jener Zeit selber sich stützt, und diese die Grundlage des Ganzen, wie wir es hier sehen, bilden sollen. Man war gewohnt, über Waldstein nicht anders zu urtheilen, als nach dem Bilde, das Schiller von ihm entworfen hatte, man dachte nicht daran oder war nur geneigt sich die Frage aufzuwerfen, ob das gewaltige Bild, das der Dichter mit meisterhafter Hand von ihm entworfen, auch der Wirklichkeit in seinen einzelnen Zügen entsprechend, ob es getreu sey und historisch wahr. Die Beantwortung einer solchen Frage war allerdings mühesam, und von einer Seite betrachtet, auch wenig lohnend, in sofern sie nämlich das Irrige einer bisher allgemein herrschenden und verbreiteten Meinung nachweisend, den Forscher vielfach in Streit und Opposition bringen mufste, da, wie Jedermann weifs, es nichts Geringes ist, gegen eingewurzelte und vorgefafste Meinungen und Ansichten aufzutreten. Wohl möchte sich hier auch die weitere Frage aufdringen, in wiefern und in wie weit es dem dramatischen Dichter zustehe, historische Charaktere in seinem Drama auf eine von der

historischen Ueberlieferung gänzlich abweichende, ja ihr entgegenlaufende Weise zu behandeln und darzustellen! Und wollten wir auch der dichterischen Freiheit hier Manches zu Gute halten, und der Phantasie des Dichters hier keine zu engen Schranken setzen, so wird es doch kaum zu entschuldigen seyn, wenn Schiller auch in seiner (um einen Ausdruck des Verfs. zu gebrauchen), durch glänzenden Styl und glänzende Irrthümer ausgezeichneten Geschichte des dreifsigjährigen Kriegs die Person Waldsteins und seinen Charakter auf eine ganz andere Weise dargestellt hat, als solcher, nach den uns hier, durch Hrn. Prof. Schottky's Bemühen, vorliegenden Urkunden und Belegen jener Zeit, die doch den alleinigen Mafsstab und Bestimmungsgrund unseres Urtheils abgeben können, wirklich erscheint; woraus denn wohl weiter sich abnehmen läfst, dafs Schiller für sein Geschichtswerk sich wenig um Urkunden, Archive und dergl. bekümmert, und dafs er aus späteren gedruckten Nachrichten, die, wie namentlich Herchenhahn's Biographie, schon nicht mehr den Grad von Glaubwürdigkeit verdienen, die Züge zu Waldsteins Bild entlehnt oder auch nach eigenen Ansichten umgestaltet und gebildet hat.

Unser Verf. beginnt damit, dafs er in einer Einleitung von einigen dreifsig Seiten die schiefen und irrigen Urtheile, welche über Waldstein's Persönlichkeit in Schiller's, Herchenhahn's u. A. Darstellungen sich finden, und uns in ihm den furchtbarsten Tyrannen und Gewalthaber, den treulosesten und habsüchtigsten Despoten, der als eine Geifsel Gottes erscheint, bestimmt das Menschengeschlecht zu züchtigen und zu strafen, darstellen. Darauf folgt die Würdigung und Prüfung dieser Urtheile, eingeleitet in der Art und Weise, dafs der Verf. in einzelnen Abschnitten die einzelnen an Waldstein's Charakter getadelten und ihm zu grofsem Vorwurf gemachten Punkte durchgeht und aus einer Reihe von urkundlichen Belegen, meist aus Originalbriefen Waldstein's u. A. entlehnt, welche der Verf. in den ver-

schiedenen Archiven und Bibliotheken Oestreichs und Baierns aufzutreiben wufste, auch mit Benutzung mancher Familiendokumente, gerade das Gegentheil davon nachweist. Da der Verf. selbst sich meist alles Räsonnements enthalten hat und dafür lieber die Urkunden selbst reden läfst, so wird der Eindruck des Ganzen nicht wenig erhöht, und das Resultat dringt in schlichter und einfacher Wahrheit klar vor die Seele des denkenden Lesers; auch dürften es, nach unserm Urtheil, im Ganzen nur wenige Punkte seyn, wo die vom Verf. mitgetheilten urkundlichen Belege nicht ganz ausreichend oder vollkommen genügend erachtet werden können, die bisher über Waldstein herrschende Ansicht zu widerlegen und als unhistorisch nachzuweisen; während uns die Mehrzahl dieser Urkunden den grofsen Mann oft von einer ganz andern Seite darstellt und uns zugleich auf eine merkwürdige Weise zeigt, wie Waldstein, gewifs einer der ersten Feldherrn und Diplomaten seiner Zeit, der mit allen Fürsten und Höfen seiner Zeit in offenen oder geheimen Verbindungen stand und zugleich auf alle Theile seines ausgedehnten Kriegswesens die gröfseste, bis in das geringste Detail sich erstreckende Aufmerksamkeit richtete, dann wieder es nicht verschmähte, auf die kleinsten Gegenstände seines Haus- und Hofhaltes, auf die Regierung des Landes, auf Wohl und Glück seiner Unterthanen durch Beförderung der Industrie, des Handels, sowie durch gute Erziehung und Bildung mittelst Anlage von Schulen, sein Augenmerk zu wenden, und hier einen eben so richtigen Blick und Takt und eine umfassende Kenntnifs aller Lebensverhältnisse beurkundete, wie sich dies in Leitung der grofsen Weltangelegenheiten, in allen diplomatischen Verhältnissen und in Führung des Kriegs selber zeigte; wir sehen, wie dieser Mann, in dessen Hände das Schicksal Deutschlands gelegt war, auch mitten in seinen Unternehmungen, mitten im Kampfe oder in wichtigen diplomatischen Verhandlungen, nie die Sorge für seine eigenen Angelegenheiten, für Haus und Hof, für

Verwaltung seines Fürstenthums und dergl. aus den Augen setzte.

Gleich im ersten Abschnitt wird Waldsteins Verhältnifs zu den Jesuiten, seine angebliche grofse Neigung und Vorliebe zu denselben näher beleuchtet; wir sehen aus mehreren Dokumenten, dafs Waldstein, wenn er auch anfänglich manche Institute dieses damals wichtigen und einflufsreichen Ordens förderte, er doch späterhin seine Ansichten wesentlich änderte, daher auch jesuitische Umtriebe das ihrige beitrugen, den Herzog von Friedland vom Generalat zu verdrängen. Sein Verhältnifs zur Kirche und ihren Dienern, ja zur Religion überhaupt, scheint durchaus nicht so grell, als es z. B. nach dem Conversationslexikon erscheinen dürfte, wo es unter Anderm von ihm in dieser Beziehung heifst: „ohne Achtung für die Religion selbst, war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrerseits wieder hafste." Aber die hier aus Stiftungsurkunden, Briefen und andern Dokumenten vorgelegten Stellen zeigen eher das Gegentheil, sie enthalten merkwürdige Beweise von wahrer Religiosität und selbst von einer Toleranz, die man in jener Zeit, und von einem Mann, wie Waldstein war, kaum erwarten wird. Bekannt ist, dafs er nach Gustav Adolph's Tod den Rath gab, von dem man in Wien nichts hören wollte, allen Protestanten im Reiche Frieden anzubieten, unter Vergessenheit des Vergangenen! Welche Uebel, welche Leiden würde ein solcher Rath, wäre er gehört und befolgt worden, unserm deutschen Vaterlande erspart haben! Wir sehen aus diesen Briefen zugleich, wie Waldstein von der Geistlichkeit, den Mönchen u. s. w. dachte, und wie er in Vorurtheilen der Zeit minder befangen, sein Verhältnifs zur Kirche von der rechten Seite erkannt hatte. Was Waldsteins angebliche Grausamkeit angeht, so zeigt auch hier der Verf. aus einigen Briefen, dafs bei aller der Festigkeit und Strenge, bei der eisernen Consequenz und Unbeugsamkeit seines Charakters, die wir nicht in Zweifel stellen möchten, doch auch ihm eine gewisse

Humanität durchaus nicht abging. Streng gegen seine Untergebenen, hart, wenn man will, gegen schlechte Beamte, behandelte er dagegen mit Achtung und Humanität diejenigen, welche einer solchen Achtung durch ihr Benehmen und durch gewissenhafte Amtsführung sich würdig gezeigt hatten. In allen diesen Verhältnissen mufs Waldstein, soll er anders richtig beurtheilt werden, nach den Ansichten seiner Zeit und den damaligen Verhältnissen beurtheilt werden.

Merkwürdige Belege bietet der vierte Abschnitt: „Wallensteins Fürsorge für seine Unterthanen und für Industrie-Verhältnisse im Allgemeinen." Eine Menge von Daten beweisen, mit welcher bis ins Einzelste gehenden Sorge Waldstein um Alles sich annahm, was für das Wohl seiner Unterthanen erspriefslich und dienlich, ihr zeitliches Glück fördern und ihre Industrie heben konnte, wie er denn, um nur Eins anzuführen, in einem Briefe an Taxis wünscht, in seine Stadt Gitschin einen guten Schneider zu bekommen, damit man nicht dürfte über's Land schicken, um Kleider zu machen, und, wie er versichert, alle seine Kleider und die Livréen seiner Bedienten bei demselben machen zu lassen; „denn (fährt er fort) sollen mir Fremde stehlen, so will ich's lieber den Einheimischen zulassen." (S. 70.) Mit gleicher Sorgfalt bekümmerte sich Waldstein um alle Bauten, Verschönerungen der Stadt, um zweckmäfsige Benutzung der Umgebungen, insbesondere für Verbesserung der Gestüte, Betrieb der Bergwerke, Besoldung der Beamten, Förderung der Fabriken, wie denn z. B. in einem Brief an Taxis, wo von der Uniformirung der Truppen die Rede ist, die Stelle vorkommt: „Das Tuch zu den Kleidern, wie auch die Schuh sollen im Herzogthum erkaufet werden, denn ich will kein anders Interesse haben, allein dafs um die Waaren das Geld daselbst unter die Leute kommt." (S. 99. 100.) Aber merkwürdiger als Alles dies bleibt Waldsteins beabsichtigte, durch seinen Tod aber unterbrochene Einführung einer ständischen Verfassung oder, wie

es in dem Entwurfe heifst, einer Landesordnung. Drei Stände erscheinen in diesem Entwurf, ein geistlicher, ein adelicher und ein bürgerlicher, welcher die Abgeordneten der Städte des Herzogthums begriff; diese sollten nach erfolgtem Ausschreiben, so oft als es die allgemeine Landesnothdurft erfordert, zum Landtag in der Stadt Gitschin erscheinen, die Landtagsproposition anhören, berathschlagen und votiren, und zwar solle bei solchen Consultationen ein jeder Stand sein Collegialvotum haben. (S. 107 — 111.) Von der Sorge für das Haushaltungsgeschäft zeugen die S. 113 ff. gelieferten Notizen aus den Protokollen des Jahrs 1631. Wir führen Beispielshalber nur Einiges daraus an, um den Geist des Ganzen zu bezeichnen:

„Ihr fürstlich Gnaden gehorsamst vorgetragen, dafs 1 ℔. Weifswachs 48 kr. zu jedem Windlicht $2\frac{3}{4}$ ℔., thut 2 fl. 12 kr.; $\frac{1}{2}$ ℔. Garn 2 kr., kostet ein Windlicht 2 fl. 14 kr. — Item 1 ℔. gelb Wachs per 23 kr. u. s. w. — „Keine Lämmer, wenn die verschnitten und abgewöhnt, soll man zum Schlachten nehmen; die Spätlinge aber taugen dazu. Solch's haben Ihr fürstlich Gnaden selbsten gnädig anbefohlen." — Die Ausgaben des Rentamtes zu Gitschin betrugen für das Jahr 1630 die Summe von 245,606 fl. 30 kr. (S. 116.). — Aehnliche Vorschriften über Getränke, Geflügel und dessen Zubereitung, polizeiliche Verfügungen zur Erhaltung der Reinlichkeit oder der Ordnung bei Feuersgefahr und dergl. m. werden im Verfolg auszugsweise mitgetheilt. Mit gleichem Interesse wird man die aus mehreren Briefen mitgetheilten Ansichten des Herzogs oder vielmehr seine Befehle hinsichtlich der Erziehung seiner Edelknaben im 5ten Abschnitt S. 125 ff. durchgehen. Gröfsere Ausführlichkeit bietet der folgende Abschnitt, des Herzogs Hofstaat betreffend, und zwar zunächst den vielfach besprochenen und vielfach übertriebenen Reichthum des Herzogs, der freilich immer noch bedeutend genug bleibt, zumal in jener Zeit, aber doch bei der ungemeinen Freigebigkeit Waldsteins, namentlich gegen

seine Soldaten, oft nicht ausreichen konnte. In dieser letzten Beziehung lesen wir S. 147 ff. mehrere interessante Data. Waldstein gab einem Officier von Wichtigkeit selten unter 3000 Thaler! — Ein Regiment kostete in einem Monat 170,000 Gulden, worüber sich freilich der Kaiser in einem Schreiben an den Herzog, das S. 148 ff. abgedruckt steht, beschwert, da jeder Reiter über sein Ordinarium und Deputat des Tags fünf Gulden einnimmt! Nach der Schlacht bei Lützen erhielten mehrere der Regimenter, die zur Zufriedenheit des Herzogs gefochten, Summen von 7000 bis 10000 Gulden, zahlreiche Belohnungen an einzelne Generale und Offiziere abgerechnet; s. das Verzeichnifs S. 144 ff. Die Waldstein's Staatshaushalt betreffenden Notizen S. 158. oder vielmehr S. 164 ff., gehen sehr in's Detail, und was über des Fürsten Niederlegung des Generalats S. 168 ff. bemerkt ist, verdient wohl beachtet zu werden, da über diesen Punkt so verschiedene Angaben und Ansichten zum Theil verbreitet sind. Aus der nun folgenden Zeit des Aufenthalts auf den böhmischen Gütern sind die hier gelieferten Ausgabenverzeichnisse entlehnt, die, wie bemerkt, in das geringste Detail gehen, Rechnungen der verschiedensten Art, wie z. B. die Schneiderrechnung S. 167. (ein Sarssetkleid, dicht verbrämt mit einem Wamms von weifser Leinwand kostete 26 Gulden Macherlohn u. s. w.), oder die Verzeichnisse von Silber und Hausgeräthe und dergl. S. 171 ff., die Rechnung für die vom Präceptor der Edelknaben für letztere vom Buchbinder zu Gitschin erkauften Bücher, S. 172, *) das Verzeichnifs der Wäsche der Edelknaben, S. 173, u. dgl. m.

(*Der Beschlufs folgt.*)

---

*) Wir finden darunter z. B. *Trismegistus* in 12. zu 1 fl. 16 kr. *Thesaurus politicus* in Weifs mit Band 4 fl. 4 kr., *Dictionarium*, italiänisch und deutsch in gr. 8. zu 4 fl. 6 kr., *Vita Christi* in 8. zu 1 fl. 20 kr., *Drexelii* Sonnenwelt zu 1 fl. 12 kr.; Zodiacus mit dem Bande 1 fl. 2 kr., *Martyrographia Augustini* zu 1 fl. u. s. w. Ferner 2 Buch vom besten Bautzen'schen Papier 18 fl. 20 kr.

Schottky, Ueber Wallensteins Privatleben.

(Beschlufs.)

Den Beschlufs macht das Verzeichnifs des gesammten fürstlichen Hofstaates vom Jahr 1633, in Allem auf 899 Personen mit 1072 Pferden sich belaufend! und darauf folgt ein Verzeichnifs des monatlich den einzelnen Hofbeamten verabfolgten Gehaltes; die Summe des Ganzen betrug für den Monat April 1631. an 3744 Gulden. Ueber den Hofstaat der Herzogin folgen S. 183 ff. ähnliche Angaben. Dafs der Herzog für diese, seine zweite Gattin, eine geborne Gräfin von Harrach, wahre Neigung und Hochachtung hegte, die darüber also verbreiteten Anschuldigungen ungegründet sind, weist unser Verf. S. 182 ff. aus einigen Dokumenten nach; und eben so ist es ihm auch gelungen, die gemeinhin über Waldsteins Strenge und Barbarei verbreiteten Angaben zu entkräften durch Briefe des Herzogs, welche sich hier abgedruckt finden. Daher darf man durchaus nicht glauben, als wenn Waldstein ohne wahre Freunde gewesen; im Gegentheil, Waldstein lebte in seinen häuslichen Verhältnissen glücklich und in einem Kreise von treuen, ihm ergebenen Familien, die sämmtlich zu den ersten und ältesten Geschlechtern Böhmens gehörten und zum Theil noch fortblühen. Der Verf. hat zu diesem Zweck einige Briefe solcher Freunde an Waldstein abdrucken lassen.

Wir haben den reichen Inhalt der Schrift, die sich auch durch eine schöne äufsere Ausstattung empfiehlt, und nebst Waldsteins Bildnifs, mehrere Fac simile's seiner höchst unleserlichen Handschrift enthält, nur im Allgemeinen angedeutet, da mehr zu geben, wie dies unsere Absicht war, der Raum dieser Blätter nicht verstattet. Man sieht aber aus dem, was wir angeführt

haben, zur Genüge, wie Wenig von dem bestehen kann, was über des grofsen Mannes Charakter und Leben bisher allgemein geglaubt und als wahr angenommen wurde, und wie der Geschichtsforscher, der nicht den bisherigen Autoritäten folgen, sondern aus Quellen schöpfen will, ein ganz neues Gebäude aufzuführen hat, das aber dann auf festerem Grunde ruhen mufs. Der Verf. aber verdient allen Dank für die Mühe, die er, um eine solche Masse von urkundlichen Belegen aufzubringen, nicht gescheut und für die Sorgfalt, mit welcher er die ganze Forschung geführt hat, durch die er allerdings seinen Wunsch erreicht hat, „einem höchst interessanten, lange Zeit verkannten Charakter allgemeinere Anerkennung schaffen zu helfen." — Waldsteins Wappen (nach Münzen), sowie mehrere Facsimile's seiner Handschrift sind zweckmäfsige Zugaben dieser Schrift.

Chr. Bähr.

Demosthenes als Staatsbürger, Redner und Schriftsteller, von Dr. Albert Gerhard Becker, Pastor zu St. Aegidii in Quedlinburg. Erste Abtheilung. Literatur des Demosthenes. Quedlinburg und Leipzig. Verlag der Becker'schen Buchhandlung. 1830. *XII u.* 184 *S.* 8.

Vorliegende Schrift bildet ein Ganzes für sich auch unter dem besondern Titel:

Literatur des Demosthenes von Becker.

Sie enthält aber nicht blos die Literatur der Ausgaben und Uebersetzungen des Demosthenes, sondern umfafst die ganze Literatur, welche sich auf die Erklärung seiner Reden in historischer, chronologischer, antiquarischer, kritischer und grammatischer Hinsicht bezieht. Richtigkeit und Sicherheit war nicht blos höchstes Streben des anspruchlosen und gelehrten Hrn. Verfassers, sondern seine Aufmerksamkeit, seit einem Viertel Jahrhundert auf alle, gröfsere oder kleinere, Schriften ge-

lenkt, die nur irgend eine Beziehung auf seinen Lieblingsschriftsteller hatten, machte es möglich, dies Streben auch mit dem glücklichsten Erfolg zu lohnen. Aber auch relative Vollständigkeit mufs man ihm zugestehen; eine absolute ist nicht möglich, schon aus dem einfachen Grunde, weil fortwährend neue Bearbeitungen erscheinen, und weil bekanntlich bei bibliographischen Sammlungen Vieles dem Zufall überlassen bleibt. Bei Keinem vereinigen sich alle Umstände so, dafs seinem Nachfolger nichts zu thun übrig bleibt. Ref. hat für diese Literatur ebenfalls schon lange gesammelt, manches Buch ganz zufällig, freilich oft auch mit grofsen Kosten, erhalten, häufig eine Notiz gefunden, wo er sie am wenigsten vermuthete, Vieles durch gelegentliche Aeufserungen gelehrter Freunde erfahren; und doch lernte er Unbekanntes aus dieser Schrift! Welche hier vermifste Handschriften, Ausgaben und Uebersetzungen er nachweisen kann, will er an einem andern Orte mittheilen; Vieles wird hinwiederum der nachtragen, welcher die Nachlese hält. Denn manches Buch existirt vielleicht nur noch ein einziges Mal in der Welt und zwar irgendwo versteckt; wer wollte sich also einbilden, eine absolut vollständige Literatur zu liefern? Demungeachtet ist Herrn Becker's Literatur nicht nur möglichst vollständig, ungemein zuverlässig, verständig geordnet; sondern auch, was jeden Gelehrten vorzüglich anziehen wird, auf eine geistreiche Weise geschrieben. Denn man erwarte hier nur keinen trockenen Katalog von Büchertiteln; er giebt vielmehr eine durchgeführte Entwicklung eines bedeutenden Theils der Culturgeschichte. „Welche Betrachtungen," sagt der Hr. Verf. S. VI, „knüpfen sich da für den Nachdenkenden an die Uebersicht dieser Gesammtliteratur des Demosthenes! Gewifs ist es z. B. eine beachtenswerthe Erscheinung, dafs, während ein grofser Theil der Werke vieler hochachtbaren Schriftsteller des Alterthums im Strome der Zeit zu Grunde gegangen ist, des Demosthenes ausgezeichnetste Reden dagegen fast ohne Ausnahme und ohne bedeutendes Verderbnifs sich

zu uns herübergerettet haben. Wer an das Walten einer heiligen Macht in der Leitung der menschlichen Dinge, im Grofsen wie im Kleinen, fest hält, wird bei dieser Erscheinung auch die Mittel nicht übersehen, durch welche diese Erhaltung vorzüglich bewirkt zu seyn scheint." Hiermit ist im Grunde die Aufgabe des Buches ausgesprochen. Es wird angedeutet, wie schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche sich die vornehmsten Lehrer des Evangeliums, wie ein Chrysostomus, veranlafst fühlten, nicht blos in einer nach Demosthenes gebildeten Darstellung, sondern auch in seinem Geiste die Fehler und Thorheiten ihrer Zeit zu strafen. Schon dadurch mag die Erhaltung und Verbreitung seiner Werke, wenigstens im Oriente, nicht wenig gefördert worden seyn. Ebenso zeigt die Menge der Ausgaben und Uebersetzungen zur Zeit der Reformation, dafs auch durch seine Reden hoher Sinn für die Wahrheit in den Schulen und auf den Universitäten Deutschlands, Italiens und Frankreichs erstarkt wurde. Während in dem folgenden Jahrhundert sich fast niemand darum bekümmert zu haben scheint, läfst sich die gegenwärtige Zeit wieder mit jener wieder erwachten Liebe zu den Wissenschaften vergleichen. — Wir geben nun die Uebersicht des Buches selbst.

I. Quellen für das Leben des Demosthenes. A. Aeltere Biographen. Hier haben wir nur S. 13. Lin. 25. statt p. 6. n. 11. als Druckfehler zu corrigiren: §. 3. n. 4. B. Neuere Biographen. Nachzutragen: *Vita et Chriae sive Apophthegmata Aristippi etc. Demosthenis et Aspasiae. Omnia haec partim nunc primum partim accuratius Latio donata per Paulum Leopardum Furnium. Adjuncta sunt — Stratonico, Demostheni et Aspasiae sua Graeca, ab eodem tum collecta tum emendata. Antverpiae ap. Joann. Bellerum sub insigni Falconis.* MDLVI. *Cum privilegio ad quadriennium.* 8vo. Es enthält aber von Demosthenes weiter nichts, als Auszüge aus Plutarch's Leben desselben. — Ferner tragen

wir nach: *Oratio de vita Demosthenis habita vigesimo nono die Octobris Witebergae publice ante Praelectionem orationis Demosthenis περὶ τοῦ στεφάνου ab Edone Hilderico Jeverense. Witebergae. Excudebat Laurentius Schwenk.* 1562. kl. 8. 3 Bogen. — Aus dieser schön geschriebenen Einleitung, die der merkwürdige Hilderich von Varel, noch ehe er Professor war, zu seinen Vorlesungen über *Dem. de Cor.* gegeben hat, erfahren wir, dafs Melanchthon eine Uebersetzung derselben Rede begonnen hatte, an deren Vollendung er aber durch den Wormser Reichstag verhindert wurde. Die in der Einleitung enthaltene Lebensbeschreibung ist nach Plutarch. Ueber Hilderich s. *Zeltner. Vit. Theol. Altorphin.* p. 26, und über die vor uns liegende Rede p. 40. C. Abbildungen. Wir vermifsten die Bemerkung, dafs allein die No. 5. angeführte eherne Büste aus Herkulanum mit Sicherheit für die des Demosthenes ausgegeben werden kann, weshalb sie Ref. auch allein bei einer andern Gelegenheit ausdrücklich bemerkt hat. Ueber die andern s Eiselein im Register zu Winkelmanns Werken s. v. Demosthenes. Vergl. *Klotz. Analect. Liter. Vol.* V. *p.* 368 *sq. Harles. ad Fabric. Bibl. Gr. Vol.* II. *p.* 847. — II. Würdigung des Demosthenes als Mensch und Staatsbürger. A. Griechen. B. Römer. C. Neuere. S. 23. fehlt *Aschbach. De Theopompo. Francof. a. M. Typis Brönner.* 1823. 4. — III. Würdigung des Demosthenes als Redner und Schriftsteller. A. Würdigung seiner Kunst. 1) Zeitgenossen. 2) Griechische Rhetoren. Wie sorgfältig alle diese Capitel ausgearbeitet sind, zeigen z. B. folgende zwei Bemerkungen: „Nach Lessing (Werke Th. 13. S. 264.) fehlt der Commentar der Laurentischen Ausgabe des Hermogenes bei manchen Exemplaren. Dem meinigen ist der Commentar dem Texte vorangestellt." In dem Exemplar, welches Ref. besitzt, ist, wie gewöhnlich, der Commentar hinter den Text gebunden. Auf derselben (42) Seite wird auf die Wolfenbütteler Handschrift des Apsines aufmerksam gemacht. Diese ohne Zweifel und viele andere sind von

Hrn. Dr. Walz in Tübingen zu einer neuen Ausgabe der griechischen Rhetoren benutzt, von der jetzt bei Cotta der erste Band erschienen ist. — 3) Römer. 4) Neuere. S 47. Z. 7. ist der erste Band von Leland's Uebersetzung gemeint, und mehrere Zeilen darauf die 3. Auflage. Auf dieser und S. 49, also zweimal, wird Jenisch angeführt. Solche Wiederholungen, die bei ähnlichen Werken unvermeidlich sind, weil die Bücher in verschiedene Rubriken gehören, haben wir nur noch zwei gefunden. Die S. 48 gegebene Literatur über die jetzigen Bearbeitungen der Rhetorik mufste leider arm ausfallen. Möchte es den Hrnn. Dissen und Baumstark gefallen, die Lücke auszufüllen, indem jener die Rhetorik erscheinen liefse, welche er dem Vernehmen nach ausgearbeitet hat, und indem uns dieser mit seiner Geschichte der griechischen Beredsamkeit erfreute. B. Vergleichung des Demosthenes mit andern Rednern. Hier fehlt das von Harles zu *Fabric. Bibl. Gr. Vol.* II. *p.* 817. citirte *Petri Eckermanni Specimen academicum, parallelismum Demosthenis et Ciceronis oratorum exhibens. Upsaliae* 1746. 4. C. Nachahmer des Demosth. Es werden interessante Winke über den Zusammenhang der Geistesproducte gegeben, die auf Demosthenes eingewirkt haben, so wie dagegen dieser gewaltige Geist selbst auf andere Schriftsteller einen mächtigen Einflufs ausübte. Ref. weifs nicht, warum sich kürzlich gewisse Recensenten über diese historisch fest stehende und überall nachweisbare Ansicht so geärgert haben. Wir lassen ihnen ja herzlich gerne ihre Verdienste. — IV. Vorhandene Werke des Demosthenes. Scholien. Inhaltsanzeigen. Die Reden werden richtig geordnet in δημηγορίαι, κατηγορίαι, δίκαι und ἐπιδείξεις. Die Exordien aber finden wir nicht blos von Pollux *Lib.* VI. *Segm.* 143. citirt. An dem Rande unserer Handausgabe haben wir folgende Citate beigeschrieben: *Prooem.* 16. *p.* 1429: *Stob. Flor. Tit.* IX. §. 29. *p.* 209. *Lips.* — *Prooem.* 28. *p.* 1438: *ibid. Tit.* XVII §. 21. *p.* 303. — *Prooem.* 48. *p.* 1455: *Harpocr. s. v.* Ἀρχή. — *Prooem.*

53. p. 1359: *Harpocr. s. v. ὀῤῥωδεῖν.* — *Prooem.* 55. *p.* 1460: *Pollux lib.* II. §. 54. Jedoch werden sie nicht immer als Προοίμια, sondern zuweilen blos als Stellen des Demosthenes citirt, die sich aber nirgends als in den Exordien finden. — V. Handschriften. Gröſstentheils nach den in den Ausgaben des Demosthenes gegebenen Nachweisungen gemacht. Aber schon das ist höchst verdienstlich, daſs Hr B. den Leser des Demosthenes in den Stand setzt, den kritischen Apparat einigermaſsen beurtheilen zu lernen. Denn bisher war es zum Lachen, wenn man eine Menge von Handschriften anführen sah, die alle eine Leseart haben sollen, als: „*Par. Primus, Q, s, a.*" Freilich! denn damit bezeichneten die verschiedenen Herausgeber den einen *Paris. Cod. No.* 2940. Bei einigen derselben hat schon Rüdiger darauf aufmerksam gemacht, was auch Hr. B. nicht unberührt lieſs. Aber S. 84. Note 10. steht ein Irrthum, welcher wieder Andere irre führen könnte. Erstens sollte das Citat nicht heiſsen: „*Taylor. Appar. crit. R. p.* 1198;" sondern: *Taylor. Praefat. p.* 1195 R. Sodann ist der hier gemeinte *codex r* nicht von Morelli verglichen, sondern Taylor spricht a. a. O. von dem *Cod. E. Morelli.* Wie leicht solche Irrthümer traditionell werden, zeigt eine Nachricht, die zuerst Auger falsch gegeben hat: der *Cod. K.* (d. i. der wichtigste von allen, bei J. Bekker Σ) sey der im Katalog des Cardinals Nicolaus Radulphus mit 335 bezeichnete. Er ist aber dort mit 35 bezeichnet, wie den Ref. Hr. Hauthaler belehrt, welcher dies in Paris selbst nachzusehen die Güte hatte. Demnach ist S. 82. Note 7. zu corrigiren. — VI. Ausgaben des Demosthenes. — VII. Uebersetzungen. — VIII. Erläuterungsschriften. 1) Schriften über Gegenstände der Alterthumskunde. Hier müssen wir zwei neue Schriften nachtragen: *De Graecorum Tragoedia, qualis fuerit circum tempora Demosthenis. Scripsit Grysar, Dr. Phil. Gymn. Colon. Collega. Coloniae* 1830. 4*to.* Ein Schulprogramm. — Karl Friedr. Hermann's Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer aus

dem Standpuncte der Geschichte. Heidelberg bei Mohr. 1831. 8vo. — 2) Ueber die Zeitgeschichte von Philipp bis Antipater. — 3) Chronologie. Nachzutragen ist: *Schultzii Specimen Apparatus ad Annales criticos rerum Graecarum collecti. Kiliae*, 1823. *4to.* bei de Maack. 4—5 Abhandlungen über die einzelnen Reden *a*) über *Prolegomena* und *b*) über einzelne Stellen derselben. Unter den vielerlei Schriften und Schriften, welche in diesem Felde zum Vorschein gekommen sind, haben wir nur folgende nicht angeführt gefunden: *Blumii Prolegomena ad Dem. Or. Timocrateum.* Berlin 1823. 8vo. Die gehaltvolle Promotionsdissertation des Hrn. Hofr. K. Blum zu Dorpat. — *Remarks on Demosthen. London* 1753. *12mo.* Diesen Titel kennen wir selbst nur aus Schweiger. — *(Böckhii) Index Lectionum. Berol.* 18 13/14. *4to*, worin *Phil.* I. *p.* 42, 6. §. 7. in ungemein geistreicher Weise auf die damaligen Zeitumstände angewendet wird. — Endlich *Förtschii Commentatio critica de locis nonnullis Lysiae et Demosthenis. Lips. Typis Teubneri.* 1827. *8vo.* Diese gelehrte Dissertation steht auch vor dessen Ausgabe des Lysias. Damit wir aber auch Alles nach Kräften erschöpfen, so müssen wir noch auf folgende kleine Unrichtigkeit aufmerksam machen: Rappel's (unbedeutendes) Programm über die erste Olynthische Rede behandelt nicht Stellen der Olynth. I, sondern die Frage, welche Rede zuerst gehalten worden sey; gehört also nicht zu Cap. 5, sondern 4. Auch hätte nach unserm Urtheile angeführt werden sollen, dafs Boissonade's Anmerkungen *ad diversos script.* in seiner Ausgabe des Tiberius Rhetor stehen. — Die *Aristocratea* kann nicht, wie S. 176. behauptet wird, vor Ol. CVI, 4. oder gar Ol. CV, 4. gehalten seyn. Denn es werden darin die Olynthier als mit den Atheniensern ausgesöhnt dargestellt; diese führten aber noch Krieg mit einander, Ol. CVI, 3. S. Vömel's *Prolegg. ad Demosth. p.* 81 *sq.* Wir müssen demnach bei der Angabe des Dionysius bleiben, dafs die Rede gehalten sey Olymp. CVII, 1.

Der Hr. Verf. ist gegen alle Bearbeiter milde in seinem Urtheile, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben. Möchte er unverzüglich uns mit der Fortsetzung dieses Werkes erfreuen, welches sich auch durch schönen Druck und vorzügliches Papier empfiehlt.

Die Stadt und Universität Bonn am Rhein mit ihren Umgebungen und zwölf Ansichten dargestellt von Dr. B. Hundeshagen. Bonn 1832. *VIII und* 256 *S.* 8.

Monographieen einzelner Städte, an die sich mehrfache geschichtliche Erinnerungen knüpfen, sind allezeit interessant, und werden dieses um so mehr, je vielfacher und verschiedener die Verhältnisse ihrer Bewohner eine geraume Zeit hindurch waren. Schon aus diesem einzigen Grunde verdiente die Rheinstadt Bonn eine Beschreibung der Art, wie unser Verf. sie geliefert hat, aber es kommen bei ihr noch andere eben so gewichtige Gründe hinzu. Zuerst steigt ihr Alter bis in die dunkle Periode der teutschen Geschichte hinauf, und steht mit den Begebenheiten der welterobernden Römer zu der Zeit in Verbindung, als diese ihre Herrschaft über die Grenzen des unteren Rheines hinaus in die undurchdringlichen Urwälder des nördlichen Teutschlands überzutragen sich vergebens bemüheten. Dabei versteht es sich schon von selbst, dafs Bonn wegen seiner geringen Entfernung von der noch jetzt durch ihren Namen kenntlichen berühmten Römercolonie leicht eine ungewöhnliche Bedeutsamkeit erhalten konnte, wozu aber noch der wichtige Umstand hinzukommt, dafs diese Stadt allezeit einen nicht unbedeutenden Wohlstand beibehielt, und ebendaher eine Menge Ueberreste aus der Vorzeit enthält, die als geschichtliche Denkmäler auch gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Historiker in Anspruch nehmen. Zweitens war Bonn durch das ganze Mittelalter bis auf die neuesten Zeiten herab als der Sitz eines Bischofs allezeit von nicht geringer Bedeutsamkeit, abgesehen von dem Umstande,

dafs die Anwesenheit einer solchen hohen kirchlichen Behörde die Errichtung mehrerer geistlichen Stiftungen und die Erhaltung eines bleibenden Wohlstandes zur Folge hatte. Aber auch in den neueren Zeiten erhielt diese Stadt eine ungewöhnliche Bedeutsamkeit namentlich durch die Belagerungen, die sie im Kampfe der Teutschen gegen die Franzosen am Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auszuhalten hatte. Drittens wurde dieselbe jüngsthin zum Sitze einer zunächst für die Rheinprovinzen bestimmten Universität erkoren, die nach einem grofsartigen Plane angelegt, und in Folge des im Preufsischen Staate vorzugsweise statt findenden Strebens nach Begründung und Erweiterung aller für wissenschaftliche Bildung nöthigen Anstalten mit seltener Freigebigkeit ausgestattet ist, und sich ebendaher durch die Grofsartigkeit und den Reichthum ihrer Institute zu einer Hochschule ersten Ranges erhoben hat. Endlich kommen noch die reizende Lage des Ortes am überall schönen Rhein, die Nähe des Siebengebirges, die vielen alten Ritterburgen in der Umgebung und die herrlichen Aussichten gar sehr in Betrachtung, die man von verschiedenen Puncten aus haben kann, welches alles nicht blos die Einwohner ergötzt und bei reichlichen Mitteln des Wohlstandes zum heiteren Frohsinn stimmt, sondern auch eine Menge Fremde anlockt, die entweder im Orte selbst oder auf dem benachbarten Godesberge einige Zeit im Genusse der schönen Natur schwelgen. Eine Beschreibung dieser Stadt und deren Umgebung, der noch vorhandenen Ueberreste aus dem Alterthume, nebst geschichichtlichen Nachweisungen ihres Entstehens und der im Laufe der Zeiten erlittenen Veränderungen, der jetzt blühenden wissenschaftlichen Anstalten und derjenigen Plätze, die eine vorzüglich schöne Aussicht gewähren, mufs nothwendig ein grofses Publicum finden, und man darf es daher dem Verf. danken, dafs er eine solche geliefert und sehr geschmackvoll ausgestattet hat.

Aufser dieser allgemeinen Anzeige des Inhalts noch

speciell in's Einzelne einzugehen, dürfte nicht eben zweckdienlich seyn, weil ein jeder, welcher sich für alle diese Sachen interessirt, am liebsten das Ganze kennen zu lernen wünschen mufs, was sich bei der vorhandenen Fülle nicht füglich in eine kurze Uebersicht zusammendrängen läfst. Ref. begnügt sich daher mit einigen wenigen allgemeinen Bemerkungen. Zuerst wird eine Erläuterung des noch sehr gut erhaltenen, im hohen Grade kunstvoll gearbeiteten ältesten Stadtsiegels gegeben, welches auf dem Titel als Vignette im verkleinerten Mafse dargestellt ist, und dessen Inschrift: *Sigillum antiquae Veronae, nunc oppidi Bunnensis*, chronistisch die Jahreszahl 1231. giebt. Dann folgt eine hinlänglich ausführliche Inhaltsanzeige der zwölf Capitel, woraus das ganze Buch besteht, die statt eines, hier nicht wohl zulässigen, Registers dienen kann. Einem jeden Kapitel ist ein Kupferstich beigefügt, welcher sich auf den Inhalt bezieht, und den Hauptgegenstand der Beschreibung darstellt. Alle diese Kupferstiche sind vom Verf. gezeichnet, und theils von Grünewald, theils von Rauch, Wagner und Beuvinet ausnehmend schön gestochen, auch auf so weifsem, festem, dem englischen ähnlichen, Papiere so vorzüglich sauber gedruckt, dafs das Auge mit Vergnügen darauf verweilt. Diesem entsprechend ist der elegante Druck des Textes mit teutschen Lettern auf gleichfalls diesem angemessenen Papiere, so dafs der Leser sich zugleich freuen wird, die vaterländische Indüstrie und Technik so weit vorgerückt zu sehen.

Die ersten drei Capitel enthalten eine allgemeine Beschreibung der Stadt von zwei Seiten betrachtet mit ihren nächsten Umgebungen, und ihres Inneren in der Gegend des Marktplatzes; die beiden folgenden sind dem herrlichen Münster nach seinem Aeufseren und nach seiner inneren Construction gewidmet, wobei die wohlgelungene perspectivische Zeichnung des letzteren ohne Zweifel zu den schwierigsten Aufgaben gehörte. Das Ganze ist für Baukünstler nebenbei von speciellem vor-

züglichen Interesse. Die sechste Tafel giebt eine Ansicht des Universitätsgebäudes, welches an Grofsartigkeit von keinem, die Ref. gesehen hat, aufser dem in Edinburg, aber auch von diesem nicht an äufserer Schönheit übertroffen wird; am nächsten kommt ihm rücksichtlich der Form und Eleganz das Gebäude des polytechnischen Institutes in Wien. Dieses colossale Gebäude, das ehemalige Residenzschlofs des Kurfürsten, war ganz eigentlich dazu gemacht, den gröfsten Theil der reichen Schätze einer höheren Lehranstalt nach den gegenwärtig durch den Umfang der Wissenschaften gegebenen Bedürfnissen aufzunehmen, und die Grofsartigkeit dieser, durch wahrhaft königliche Freigebigkeit reichlich ausgestatteten Hochschule, verbunden mit der Schönheit der Umgegend und dem Reichthume derjenigen Provinzen, für die sie zunächst bestimmt ist, wird dieselbe nie ganz sinken lassen, vielmehr ist mit Sicherheit zu erwarten, dafs sie unter den Wechselfällen, denen solche Anstalten den bisherigen Erfahrungen nach unterworfen sind, über kurz oder lang einmal alle anderen überflügeln kann. Der Natur der Sache nach schliefst sich an die vom Verf. mitgetheilte, in's Einzelne gehende, Beschreibung dieses einen Theils der Universitätsgebäude und an die Nachweisung der früheren und gegenwärtigen Bestimmungen seiner zahlreichen Säle im siebenten Capitel eine ähnliche Nachricht über das Schlofs zu Poppelsdorf, welches nach vielen, meistens ihm nicht vortheilhaften, Bestimmungen endlich der Universität zugetheilt und zur Aufnahme ihrer naturhistorischen Sammlungen und zu Officialwohnungen eingerichtet wurde. Die geräumigen Säle auch dieser Museen übertreffen die aller andern teutschen Universitäten bei weitem an Eleganz, und man darf wohl sagen an eigentlicher Pracht, auch sind sie im Verhältnifs zu dem geringen Alter der Lehranstalt bereits ziemlich reichlich ausgestattet, leider aber wird ein jeder, welcher mit den Bedürfnissen solcher höheren Lehranstalten hinlänglich vertraut ist, allezeit bedauern müssen, dafs bei der anfänglichen Einrichtung die ihrer Natur

nach zusammengehörigen Institute, namentlich die für Physik, Chemie und Physiologie, so weit getrennt wurden, indem noch obendrein vom Universitätsgebäude nach Poppelsdorf eine wahrhaft anmuthige, etwa zehn Minuten lange, Allee führt, welche, sobald man sie bei heiterem Wetter einmal betreten hat, weit mehr zum Genusse der hier vorzüglich schönen Natur, als zu ernsten wissenschaftlichen Forschungen ermuntert. Dem aufmerksamen Leser kann dieser, vom Verf. nicht gerügte Mangel dennoch nicht wohl entgehen, wenn er S. 145. lieset, daſs im zwölften Zimmer zu Poppelsdorf beinahe anderthalbtausend zootomische Präparate aufbewahrt werden, welche in dem Osteologischen die Grenze, und den diesseitigen Uebergangspunct zu der Sammlung des anatomischen Theaters bilden (welches dicht neben dem Universitätsgebäude in der Stadt neu aufgeführt ist). Unter den verschiedenen, in Poppelsdorf vorhandenen Instituten ist übrigens wohl der botanische Garten bis jetzt am reichsten und vollständigsten ausgestattet.

Die folgenden fünf Capitel enthalten eine Beschreibung der in der Umgegend der Stadt liegenden vorzüglichsten Plätze, des Kreuzberges, der Stiftskirche zu Schwarz-Rheindorf, des hohen Kreuzes bei Godesberg und der ihrer herrlichen Aussicht wegen berühmten Burg Godesberg. Das sogenannte hohe Kreuz, ein obeliskenartiges Prachtgebäude im ächt gothischen Style aus dem Jahre 1333, dessen ursprüngliche Bestimmung als Monument irgend eines wichtigen Ereignisses gegenwärtig nicht mehr mit Sicherheit bekannt ist, sieht man auf der zehnten Kupfertafel nicht nach seiner jetzigen, durch die Länge der Zeit vielfach beschädigten, Gestalt, sondern in seiner anfänglichen, aus den noch vorhandenen Ueberresten und nach der Analogie anderer Werke aus jener Zeit leicht aufzufindenden Schönheit. Die beiden letzten Capitel sind der Beschreibung von zwei der schönsten Aussichten in der Nähe der Stadt gewidmet, nämlich der Ansicht des Siebengebirges von dem Alten-Zoll

zu Bonn, nebst dem Anfange des Vorgebirges, und umgekehrt der Ansicht der Stadt vom Drachenfelsen aus. Die erstere bietet zunächst den Rheinspiegel dar, belebt durch die fliegende Brücke und in der neuesten Zeit nicht blos durch eine Menge von Fahrzeugen, sondern hauptsächlich auch durch die auf ihrer Hin- und Herfahrt täglich vorbeirauschenden Dampfschiffe, und demnächst die in zunehmend gröfserer Entfernung sich verlierenden herrlich gruppirten, durch Ortschaften, Burgen, Waldungen und hervorspringende Felsen malerisch gezierten, Hügel des Siebengebirges. Der Standpunct, von wo aus man alle diese grofsartigen Naturschönheiten überblickt, gewinnt an Werth hauptsächlich noch durch seine Nähe bei der Stadt, wird ebendeswegen von Fremden und Einheimischen vielfach besucht, und die prachtvolle Aussicht, die er gewährt, kann für alle diejenigen nie gleichgültig, noch weniger ermüdend werden, welche für das unaufhörlich neu Belebende eines grofsen Stromes eine nicht selten statt findende besondere Vorliebe haben. Der Drachenfels liegt am jenseitigen Rheinufer bei dem eine gute Meile von Bonn entfernten Städtchen Königswinter, und ist ein vorzüglicher Anhaltspunct für diejenigen, welche die reizenden Parthieen des Siebengebirges im Einzelnen näher kennen zu lernen wünschen.

Der Verf. hat sehr zweckmäfsig seiner Beschreibung eine kurze Uebersicht des Geschichtlichen vom Ursprunge der einzelnen Denkmäler und ihrer Schicksale durch die folgenden bis auf die neuesten Zeiten eingewebt. In wie fern die sämmtlichen Angaben richtig sind, kann Ref. nicht prüfen, im Allgemeinen ist hieran jedoch nicht zu zweifeln, und auf allen Fall gewähren sie daher grofses Interesse. Wiederholungen sind hierbei sorgfältig vermieden, obgleich der Faden der Erzählung, wie z. B. von der Belagerung der Stadt durch Friedrich den ersten König von Preufsen im Jahre 1689, zuweilen abgebrochen ist, um an einem gelegenern Orte wieder aufgenommen zu werden. Die Schreibart des Verfs. ist

im Ganzen correct, fliefsend, mitunter belebt, jedoch finden sich zuweilen einige Sprachunrichtigkeiten, z. B. die Bach, zweifelhaft ist wohl: das Münster, ungewöhnlich: der Bering, hart die Folge von vier Zeitwörtern S. 206: haben können gelesen werden, auch hat sich offenbar in die Erzählung von der Capitulation des Marquis von Asfeld S. 170 ff. einiges aus der benutzten Quelle mit eingeschlichen, woraus sich Ausdrücke, als: mit räsonablern Bedingungen u. s. w. erklären lassen. Solche kleine Flecken werden jedoch dem Ganzen keinen bedeutenden Abbruch thun, vielmehr wird das elegante Werk viele Liebhaber finden, und von allen mit grofsem Vergnügen gelesen werden.

Isocratis Panegyricus. Cum Mori suisque annotationibus edidit Fr. Aug. Guil. Spohn. Editio altera emendatior et auctior. Curavit Jo. Georgius Baiterus. Lipsiae, apud Weidmannos, MDCCCXXXI. LII und 139 S. in gr. 8.

Wir sehen es als eine erfreuliche Erscheinung an, dafs die Morus-Spohn'sche Bearbeitung von Isocrates Panegyricus einer neuen Auflage bedurfte, und freuen uns, dafs die Besorgung dieser neuen Ausgabe in die Hände eines Gelehrten gefallen ist, welcher durch neue kritische Hülfsmittel so wie durch sorgfältige und zweckmäfsige Benutzung der bereits bekannten, ferner durch Berichtigung und Ergänzung oder Vervollständigung des erklärenden Commentars, den die frühern Herausgeber geliefert hatten, dieser Ausgabe eine ganz neue Gestalt gegeben hat, welche sie wesentlich von den früheren unterscheidet, und ihr auch durch manche andere Zugaben einen eigenthümlichen Werth verliehen hat.

Was zuvörderst die Kritik des Textes betrifft, so bildet Bekker's Ausgabe, die bekanntlich auf die Gestaltung des Textes einen wesentlichen Einflufs gehabt hat, auch die Grundlage des hier gelieferten Textes. „*In illius editione praestantissima,*" sagt der Herausgeber,

„ita acquievi, ut tamen aliquoties, ubi vel nova mea subsidia meliorem lectionem praebuissent, vel rationes linguae mutationem suasissent, ab illa recedere non dubitarem." Zu diesen neuen Hülfsmitteln gehört die von Hrn. Bremi dem Herausgeber mitgetheilte Collation einer Ambrosianischen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts, welche meistentheils mit dem *Codex Urbinas* übereinstimmt, und deren von Bekker's Text abweichende Lesarten zu drei andern Reden *(Archidamus, De Pace, Trapeziticus)* in der Praefatio mitgetheilt werden, begleitet mit Urtheilen und einzelnen kritischen Bemerkungen. Dann zweitens die *Copiae Victorianae*, die sich der Herausgeber aus dem zu München befindlichen Exemplar der Aldiner Ausgabe abschrieb, und die mit dem *Codex Ambrosianus* und *Urbinas* übereinstimmen, theils von diesen und den andern Codd. abweichen; welche Abweichungen p. XII ff. sorgfältig aufgeführt sind Endlich drittens ein Schaffhauser Codex des fünfzehnten Jahrhunderts, sorgfältig zwar geschrieben, aber doch in sofern von untergeordnetem Werthe, als er meistens mit den schlechteren Codd. des Isocrates übereinstimmt, weshalb der Herausgeber, und mit Recht, einen seltenern Gebrauch davon gemacht, und als Probe noch die zum Theil bessern Varianten zur Rede *ad Demonicum* in der Praefat. p. XV. beigegeben hat. Aufserdem hat der Herausgeber die ihm dargebotene Gelegenheit benutzt, um noch über eine Anzahl von Stellen aus andern Reden des Isocrates sich auszusprechen, in welchen ihm Bekker's Text keineswegs richtig erschien. Wir sind überzeugt, in den meisten Fällen wird der Herausgeber auf Zustimmung mit ziemlicher Sicherheit rechnen können; sein kritischer Scharfblick, sein richtiger Takt, durch gründliche Kenntnifs der Sprache geleitet, hat ihn das Bessere und Richtige nicht verkennen lassen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Isocrates Panegyricus ed. J. G. Baiter.

(Beschlufs.)

Auf die *Praefatio* folgt die *Praefatio Mori* zur ersten Ausgabe, darauf das vom Herausgeber neu durchgesehene, berichtigte und bis auf die neueste Zeit herab fortgeführte Verzeichnifs oder die *Notitia praestantiorum codicum et editionum Isocratis*, dann p. XXXII. „*Conjectura de tempore, quo editus videtur Panegyricus, auctore S. F. N. Moro*," und dann p. XXXVI: „*Excerpta ex F. A. G. Spohnii Dissertatione de tempore Panegyrici*," darauf p. XLIII ff. Βίος Ισοκράτους und p. XLIX. *Argumentum Panegyrici et ejus Descriptio.*

Wenden wir uns nun zum Text der Rede selber, so sind natürlich die durch Veränderung des Textes überflüssig gewordenen Bemerkungen von Morus und Spohn weggelassen, dagegen die auf Grammatik, Sprache, Geschichte und dergl. oder auf die Erklärung schwieriger Stellen bezüglichen, wörtlich abgedruckt, jedoch mit Unterdrückung augenscheinlicher Irrthümer. Dann sind noch auserwählte Noten anderer Gelehrten und Herausgeber dieser Reden (Wendl, Pinzger, Bremi, Dindorf, Corai, J. C. Orelli) aufgenommen, an welche sich dann die eigenen des Herausgebers anschliefsen, die theils Zusätze oder Berichtigungen zu den früheren Noten, theils eigene Bemerkungen kritischen, grammatischen und sprachlichen oder sachlichen Inhalts, oder Erklärungen schwieriger Stellen enthalten. Die kritischen Anmerkungen beziehen sich auf die oben erwähnten neuen Hülfsmittel und auf die dadurch so wie durch Bekker's Recension gewonnene Ausbeute, sie erstrecken sich auch mit gleicher Sorgfalt selbst über die einzelsten Formen oder Dialectsunterschiede. So ist z. B. statt αὑτῶν

überall zurückgeführt ἑαυτῶν, die dreisylbige Form, ebenso der Hiatus bei δὲ stets gehoben, und daher auch §. 18. ἢ 'κείνων mit Recht beibehalten gegen Bekker, der ἢ κείνων schrieb, welche letztere Form dem attischen Dialekt des Isokrates gewiſs fremd ist. So müssen wir auch gleich im Eingang der Rede billigen: τὰς μὲν τῶν σωμάτων εὐτυχίας, statt εὐεξίας, was bei näherer Betrachtung als ein Glossem erscheint. Mit gleichem Rechte ist auch §. 44. εὐτυχίας beibehalten, wo wir es auch keineswegs gewagt hätten, εὐεξίας, eine bloſse Conjectur, geradezu in den Text zu nehmen. §. 11. ist aus dem *Codex Ambrosianus* nun aufgenommen: ὥστε τοὺς πρὸς ὑπερβολὴν πεποιημένους πρὸς τοὺς ἀγῶνας τοὺς περὶ τῶν ἰδίων συμβολαίων σκοποῦσιν, wo die übrigen πεπονημένους. Wir glauben kaum, daſs πονεῖν, das in diesem Sinn wohl bei andern spätern Schriftstellern, namentlich des Augusteischen und des folgenden Zeitalters häufig vorkommt, bei älteren Autoren so gefunden werden dürfte. — §. 15. Gewiſs richtig ist die Form ὠφελείας für ὠφελία, eben so richtig §. 79. ἑταιρεία für ἑταιρία, da von einer politischen Faction die Rede ist. (Vergl. die Citate in Hermann's Handb. d. Griech. Staatsalterth. §. 70. not. 2.) Eben daher möchte aber Ref. auch §. 19. statt φιλονικίας, wie unser Herausgeber schreibt, φιλονεικίας, das zu den folgenden Worten κοινῇ τοῖς βαρβάρους πολεμήσωμεν allein paſst, zurückführen. Aber §. 59. kann das Beibehalten des Infinitivs βιάσασθαι für βιάσεσθαι nur gebilligt werden. Auch die Lesart εἰς τὴν πόλιν τὴν Λακεδαιμονίων §. 61. (statt τῶν Λακεδαιμονίων), die zu einer längeren Bemerkung Veranlassung giebt, würden wir vorziehen. Der Infinitiv εὑρεῖν §. 38. statt εὑροῦσα ist gut vertheidigt. Auch §. 91. wird ἔπειτα beibehalten und nicht ἔπειτα δὲ gesetzt, wie einige Codd.; wir erinnern nur an Werfer's Bemerkung in den *Actt. phill. Monacc.* I. p. 170, woraus man ersieht, wie oft δὲ in dieser Verbindung wegfällt. Unter den Zusätzen zu den Bemerkungen der frü-

heren Herausgeber, sachlicher und grammatischer Art, führen wir unter andern nur an die Erörterungen über den Gebrauch von προκρίνειν §. 4, über φιλοσοφεῖν (*meditari*), zumal in Verbindung mit einem andern Verbum §. 6, oder über das Vorkommen der Form ῥηθήσεσθαι §. 13, über die Construction von ἀμφισβητεῖν mit dem Genitiv, bald mit bald ohne Präposition §. 20, über die Form πλέον oder πλεῖον §. 23, über die doppelte Construction des Verbum προσήκει mit dem Accusativ und mit dem Dativ §. 28, über den Gebrauch von διότι §. 48, über παρὰ μικρὸν §. 59, über die Form ἔφθησαν und ἔφθασαν §. 86, über ὥστε in explicativem Sinn §. 89, über οὕτω μέγα φρονεῖν §. 90, über συστῆσαι §. 15, über διατίθεσθαι §. 42. (s. die Ausleger zu Herodot I, 1.), über ἐπὶ mit dem Genitiv im Unterschied von περὶ mit dem Genitiv §. 66, über Μαραθῶνι und ἐν Μαραθῶνι §. 91, über ὁμολογουμένως (das, obgleich Conjectur von H. Wolf, doch mit Recht aufgenommen) und ähnliche Adverbien §. 33.

Andere ausführliche Bemerkungen bieten sich §. 9, 64. und sonst öfters dar; wir können hier nicht füglich Alles anführen, hoffen aber durch das Angeführte hinreichend gezeigt zu haben, was hier geleistet worden ist. Dazu kommt noch ein *Index Nominum* und ein *Index Verborum et Annotationum*, letzterer sehr ausführlich und mit vielen grammatischen und sprachlichen Bemerkungen, die den einzelnen Worten beigefügt sind. Den Druck haben wir sehr correct gefunden. Nur zwei Citate bitten wir zu berichtigen. S. IX. der Praefat. statt *Herodotus* VI, 75. mufs es heifsten IX, 75, eben so S. 28. statt *Herodot* V, 25. ist wahrscheinlich VI, 24. gemeint.

Chr. Bähr.

Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque aunotationibus instruxit, indices locupletissimos adjecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Vol. I. Stuttgartiae et Tubingae, sumtibus J. G. Cottae, Londini apud Black, Young et Young, Lutetiae apud Firmin Didot. MDCCCXXXII. XII und 658 *S. in gr.* 8.

Der Herausgeber beabsichtigt ein neues *Corpus Rhetorum Graecorum* zu liefern, und auf diese Weise die durch ihre grofse Seltenheit so berühmt gewordene Aldiner Sammlung*) entbehrlich zu machen, indem er statt des durch mannichfache Fehler und bald gröfsere bald kleinere Lücken verunstalteten, incorrecten Textes einen neuen, berichtigten und vervollständigten zu liefern gesonnen ist, vermehrt durch andere seit Aldus herausgekommene oder von dem Herausgeber an verschiedenen Orten aufgefundene unedirte Schriften ähnlichen Inhalts. Die grofse Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens, aber auch die grofse Schwierigkeit, ein solches Unternehmen in angemessener Weise zur Ausführung zu bringen, liegt zu sehr am Tage, als dafs es hierüber nur eines Wortes bedürfte; um so preiswürdiger aber erscheint die wohlgelungene Ausführung, zumal da hier so grofse Schwierigkeiten uns entgegentreten und die vielfachen Hindernisse, denen wir auf jedem Schritt begegnen, mit solchem Glück (wie dies aus dem ersten vorliegenden Bande des Ganzen ersichtlich ist) überwunden sind; um so dankenswerther und um so gröfsere Anerkennung verdienend erscheinen dann die grofsen Aufopferungen, welche der Herausgeber gemacht hat, ein solches grofsartiges Unternehmen auf eine preiswürdige Weise zu Stande zä bringen. Denn er begnügte sich nicht, einen blofsen Abdruck selten gewordener Schriften, wie dies heutigen Tags vielfach

*) Hr. Walz forschte allerwärts sorgfältig nach dieser Ausgabe; in der Praefat. findet sich eine genaue Nachricht über die in Europa noch vorhandenen Exemplare derselben.

geschieht, zu liefern, etwa mit Berichtigung einiger Druck- oder Accentfehler, auch wohl mit berichtigter Interpunction und dergl. m.; er wollte vielmehr einen durch Benutzung aller allerwärts vorhandenen schriftlichen Quellen und Hülfsmittel berichtigten und vervollständigten Text liefern, er wollte ein vollständiges *Corpus Rhetorum Graecorum* sammt dem dazu gehörigen kritischen und exegetischen Apparat geben. Mehrjährige Reisen wurden zu diesem Zweck unternommen, ein längerer Aufenthalt zu München, Wien, Paris, Turin, Venedig, Rom, Neapel u. a. O. benutzt, die reichen handschriftlichen Schätze der dort befindlichen Bibliotheken zu durchmustern und Alles, was sich für diese Sammlung vorfand, genau zu vergleichen, oder das noch nicht durch den Druck Bekannte, wenn es von Belang schien, abzuschreiben, um es durch Aufnahme in die Sammlung zur Kenntnifs der gelehrten Welt zu bringen. Die Früchte dieser gelehrten Reisen und die Resultate eines vieljährigen, gründlichen Studiums der griechischen Rhetoriker liegen jetzt in dem so eben erschienenen ersten Bande der Sammlung, von dessen Inhalt eine kurze Uebersicht hier mitgetheilt werden soll, vor uns.

Was zuvörderst den Umfang des Ganzen betrifft, so mufste natürlich die Aldiner Sammlung als Grundlage betrachtet werden, und vor Allem hier zunächst mittelst der bedeutenden handschriftlichen Hülfsmittel ein berichtigter, fehlerfreier Text mit Ausfüllung der bestehenden Lücken gegeben werden; die übrigen seitdem erschienenen Schriften sollen, wie bemerkt, nach des Herausgebers Plan hinzugefügt und mit andern unedirten vermehrt werden. Daher werden auch Schriften späterer Byzantiner, welche in dieses Feld einschlagen, z. B. die Commentare über des Hermogenes Rhetorik nnd des Aphthonius Progymnasmata, in dieses *Corpus* aufgenommen, welches an sechzig einzelne Schriften und Abhandlungen enthalten soll, weil nur auf diese Weise ein vollständiger Ueberblick über die Leistungen der Grie-

chen auf diesem Gebiet möglich wird. „*Ita enim*" (wir gebrauchen gern des Herausgebers eigene Worte, Praef. p. IX sq.) „*omnium temporum libris propositis satis elucebit, vix aliud Graecae doctrinae genus per tot tantasque viginti fere seculorum vicissitudines, a Gorgia Leontino usque ad Constantinopolin expugnatam aequabilius et constantius servatum esse quam ipsa haec rhetorum et sophistarum disciplina, in horum scholis Graecorum exemplarium usum et aliquem certe, licet communi temporum labe infectum, elegantioris doctrinae sensum nunquam intercidisse, his studiis imbutos viros historias imperii scripsisse, et ad summos magistratus evectos esse, eoque modo factum esse, ut fanatico, quo clericorum monachorumque stupor in omnia Graecarum literarum monumenta saeviebat, furori eae, quibus nunc gaudemus, reliquiae eriperentur: denique perspecto hujus institutionis usu, tanta seculorum serie sancito, intelligetur causa, propter quam hi ipsi libri hodie etiam in Graecia principem ad pueros instituendos locum obtineant.*" — Die rhetorischen Schriften des Aristoteles und Dionysius von Halicarnafs bleiben vorläufig ausgeschlossen, da sie ohnehin schon in andern Ausgaben verbreitet sind, und die übrigen seltenen, dabei in sehr unleserlicher und fehlerhafter Gestalt vorhandenen rhetorischen Schriften in sofern vor diesen hier den Vorzug verdienen; indefs glauben wir doch, dafs theils zur Vervollständigung des ganzen *Corpus*, theils auch aus andern allgemeinen Rücksichten eine neue Bearbeitung und Herausgabe dieser Schriften gewifs sehr erwünscht seyn werde, und das Bemühen des Hrn. W. gewifs volle Anerkennung und gerechten Beifall allerwärts finden wird. Anderes, was noch in Bibliotheken verborgen liegt, und hier übergangen werden mufste, um den Umfang des Ganzen nicht zu sehr auszudehnen, kann dann späterhin als Supplement geliefert werden, wenn erst dem dringendern und nothwendigern Bedürfnifs abgeholfen ist.

Durchgehen wir nun näher die einzelnen in vorliegendem ersten Band aufgenommenen Schriften. 1) Die erst in neuerer Zeit herausgekommenen Progymnasmata des Hermogenes, deren Seltenheit in Handschriften sich durch das überwiegende Ansehen der ähnlichen Schrift des Aphthonius erklärt; der Herausgeber liefert den Text nach drei Pariser Handschriften, deren Collation bereits Ward zum Behuf der von ihm beabsichtigten Ausgabe erhalten hatte, und nach deren einer auch der Text im Jahr 1812. zu London erschien, nach einer vierten Pariser von untergeordnetem Werth, von welcher der Herausgeber nur die zwei ersten Capitel verglich, nach einer Mediceischen des 15ten und einer Ambrosianischen, die, wie es scheint, aus dem 14ten Jahrhundert stammt, und mit der ersten Pariser sehr übereinstimmt; zu diesen kommt noch die von Heeren bereits abgeschriebene Turiner. Die abweichenden Lesarten dieser Codd. werden unter dem Texte mitgetheilt, eben so die Noten von Ward (wegen der grofsen Seltenheit der Londoner Ausgabe), nebst auserwählten Noten der andern Herausgeber, vermehrt mit zahlreichen kritischen und sprachlichen Bemerkungen des Herausgebers, welchem es gelungen ist, durch diese Hülfsmittel und sein eignes kritisches, durch gründliche Sprachkenntnifs unterstütztes Urtheil, den Text an einer Menge von Stellen in eine bessere und lesbare Gestalt zu bringen. — Nun folgen 2) des Aphthonius Progymnasmata Seite 56 ff., mit den nöthigen Einleitungen aus Fabricius und Harles (in der Bibl. Graec.) und von Scheffer, vor seinen Anmerkungen, die auch hier unter dem Texte vollständig mitgetheilt werden. Der Herausgeber benutzte hier einen Pariser Codex des 10ten Jahrhunderts, dessen völlige Uebereinstimmung mit dem gedruckten Texte eine weitere wörtliche Collation vom 8ten Capitel an, überflüssig machte. Doch ist er bei allen schwierigen Stellen zu Rathe gezogen worden; dazu kam eine Wiener Handschrift des 15ten Jahrh., die eine andere Recension als der gedruckte Text zu liefern scheint, dann zwei

Münchner, die eine vorzüglichere des 13ten Jahrh., die andre nachlässig geschriebene des 15ten oder gar 16ten Jahrh., und endlich noch die abweichenden Lesarten der *Editio Princeps*, einer Aldiner vom Jahr 1508, womit die Juntiner vom Jahr 1515. vollkommen übereinstimmt, nebst den Varianten der Ausgabe des um Aphthonius wohlverdienten Franz. Portus vom Jahr 1690. Die Behandlung des Textes und die Einrichtung der Anmerkungen ist völlig gleich mit der ersten Schrift; beide erfreuen sich gleicher Vorzüge.

3) Theon's Progymnasmata. Auch hier gehen die Bemerkungen von Fabricius, Harlefs und J. Scheffer voraus; nur drei Handschriften dieses Rhetors, der schon im Alterthum weniger dem Schulgebrauch diente und darum auch seltner abgeschrieben wurde, vermochte Hr. Walz auf seinen Forschungen zu entdecken, eine Mediceische des 15ten Jahrhunderts, eine Modenesische des 15ten Jahrhunderts, die aufser mehrern Andern, auch den Theon und Tiberius untereinander gemischt enthält, eine Pariser des 14ten Jahrhunderts, die gleichfalls noch mehreres Andere enthält, wozu noch Einiges aus einem Darmstädter Codex kommt; ferner *Variae Lectiones*, von Victorius aus einer andern Handschrift als die eben genannte Mediceische an den Rand eines Exemplars der *Editio princeps* (Rom 1820.), welches jetzt zu München liegt, bemerkt und für die Verbesserung des Textes an vielen Stellen von Bedeutung.

Im Uebrigen hat unser Herausgeber auch diese Schrift mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit hinsichtlich des Textes behandelt, der auch hier an vielen Stellen eine andere Gestalt gewonnen hat. 4) Des Sophisten Nicolaus Progymnasmata, nach einer Pariser und einer Barberinischen Handschrift des 14ten Jahrhunderts. 5) Des Nicephorus Basilake Progymnasmata, berichtigt nach zwei Handschriften und mit einigen neuen Stücken aus der genannten Barberinischen Handschrift vermehrt. 6) Einige Meletai des Rhetors Adrianus. 7) Des Rhetors Severus Diegemeta und

Ethopöen, mit Benutzung einer Pariser Handschrift, die einige Stücke enthält. 8) Des Georgius Pachymeres Progymnasmata aus einem unleserlich geschriebenen Pariser Codex des 15ten Jahrhunderts. Den Beschlufs macht: 9) Progymnasmata eines unbekannten, christlichen Rhetors aus einer Venetianer Handschrift; ein Ineditum, so wie das vorhergehende. — Wir begnügen uns mit dieser allgemeinen Notiz, ohne weiter in das Einzelne der Kritik einzugehen, was wir andern Blättern überlassen müssen, da es hier nur unser Zweck seyn konnte, auf des Herausgebers Leistungen im Allgemeinen aufmerksam zu machen, den reichen Inhalt des ersten Bandes in der Kürze darzulegen, und damit die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums auf das grofsartige Unternehmen selbst zu wenden, dessen zweckgemäfse Ausführung bei der Thätigkeit des Herausgebers sich mit Sicherheit erwarten läfst.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Umtriebe gegen den, zur Aufhebung des Cölibats von katholischen Geistlichen gegründeten, Ehinger Verein. Von Dr. Fetzer, dem Verfasser von „Deutschland und Rom." Aus den theolog. Annalen 1832. *besonders abgedruckt. Coburg und Leipzig, bei Sinner.* 1832. 63 *S. in* 8.

Wir machen auf diese kleine Schrift aufmerksam, weil ihr Verf., der sich durch das reichhaltige Werk „Deutschland und Rom" als Gelehrter und aufgeklärter Kenner der beiderseitigen kirchlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse ausgezeichnet hat, hier zwei merkwürdige Aktenstücke über den Ehinger Verein zu gesetzmäfsiger Reform des päpstlichen Verbots der Priesterehe bekannt macht und beurtheilt. Jene gesellschaftliche Vereinigung trat in die Oeffentlichkeit durch eine Druckschrift: „Ueber die Bildung eines Vereins für die kirchliche

Aufhebung des Cölibatgesetzes. Ulm 1831." Wenn irgend eine Verbesserung durch Ueberzeugung entstehen soll, so müssen ihre Gründe vorläufig der Lesewelt genugsam vorgelegt werden dürfen, ohne dafs sich die Proponenten irgend einer Gewalt oder Arglist dabei schuldig machen. Die Obrigkeit selbst erfährt dadurch, ob der bessere und denkendere Theil damit übereinstimme. Auch wird zum Voraus am besten dadurch bekannt, an welchen Orten man für die Verbesserung noch nicht empfänglich, sondern dadurch beunruhigt seyn würde. Nach beiderlei Rücksichten können daher die Obrigkeiten nichts Zweckmäfsigeres dabei thun, als dafs sie darüber genaue Aufsicht haben, ob die entgegengesetzten Meinungsgründe auf beiden Seiten nur als Gründe, und nicht durch eine partheiische zwingende Betriebsamkeit, öffentlich abgehandelt werden. Die Mittheilungen der Ueberzeugungsgründe des Einen Theils haben nicht weniger Anspruch auf diesen Schutz, als die des Andern.

Vier Professoren am katholischen Gymnasium zu Ehingen, Dürsch, Lipp, Wocher und Vörner, legten in der genannten Schrift das Wesentliche von dem dar, was auch aus ihrer Kirche seit langer Zeit durch Werkmeister, Pracher, Meesi, Rink und den noch lebenden Fridolin Huber, auf eine auch mit den Grundsätzen der traditionell-katholischen Kirche vereinbare Weise empfohlen worden ist. Sie forderten auf, dafs Ueberzeugte aus der katholischen und protestantischen Kirche sich ihnen, als übereinstimmend und als zu gesetzlicher Bewirkung des Vorschlags geneigt, bekannt machen möchten. Diesen Sinn enthalten die veröffentlichten Statuten dieses Vereins. Die Aufforderung geschah ohnehin schon vor denen indefs publicirten Verboten aller Vereine, die sich nicht zum Voraus zur Staatserlaubnifs gemeldet hätten. Das Zusammenstimmen von katholischen und protestantischen Männern, welche nach ihrem sonstigen Ansehen und guten Ruf auf Berücksichtigung Ansprüche machen konnten, war um so wichtiger, weil nur auf diesem Wege eine solche Annäherung und Verbrüderung zwischen den beiden Kirchen vorbereitet werden kann. Deswegen haben auch die seit 1830. zu Coburg ununterbrochen erscheinenden Annalen der gesammten Theologie und christlichen Kirche von diesem Bestreben vornämlich Notiz genommen, weil diese, meist von praktischen Theologen bearbeitete, Zeitschrift ein Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche zu seyn den löblichen Vorsatz hat. So kurz die Fetzer'sche Schrift ist, so gehört sie doch unter das Beste, was über diesen Gegenstand zu lesen ist, und unablässig zum Wort kommen mufs. Sie giebt den Abdruck einer Eingabe an Se. Maj. den König von Würtemberg, worin, unter dem 3. Juli 1831, der Stadtrath zu Riedlingen (im Würtembergischen Donaukreis) und sämmtliche Vorsteher der 60 katholischen Orte (?) dieses Oberamtes, „um gerechten Schutz gegen die

Umtriebe des Vereins für Aufhebung des Cölibats der katholischen Geistlichen" bitten. Hier zeigt es sich also, was denn eigentlich für Gründe gegen die Priesterehe diesen Laien vorschwebten, oder von dem nichtgenannten Concipienten vorgehalten wurden. Sie sind noch tief in der Meinung befangen, wie wenn die leibliche Jungfräulichkeit der Priesterschaft eine apostolische Tradition, etwas mit der Gründung des Christenthums Zusammenfliessendes, wäre. Sie meinen sogar, die weltliche Obrigkeit dürfte nicht angerufen werden, um auf kirchenrechtliche Weise in dieser Menschenrechts-Sache eine Veränderung einzuleiten, von welcher die Riedlinger doch selbst nicht zu behaupten wagen, dafs sie für das Wesentliche der Kirche nothwendig sey. Das Sonderbarste ist, dafs sie dennoch Schutz verlangen, weil sie sich keine Reform gegen ihre Ueberzeugung aufdringen lassen wollten. Vom Aufdringen aber zeigt sich nirgendsher eine Spur, und die Staatsregierung konnte nur die Pflicht und das Recht haben, darüber zu halten, dafs die Riedlinger ebensowohl als die Ehinger ihre Ueberzeugung bekannt machen, und wer ihnen beitreten wolle, ruhig abwarten. Dagegen ist sehr bedenklich, dafs die Riedlinger nicht nur ihren Nachbarn einen trotzigen Dünkel, und ein Widerstreben gegen kirchliche und politische Anmafsungen, ja eine moralische Verkrüppelung, ohne allen Beweis, vor Sr. Maj. dem König, aufbürden, und stark auf ihre Absetzung anzutragen wagen, sondern dafs sie auch diese ihre Anhänglichkeit an eine Kircheninstitution als Bürgschaft der Treue gegen den Regenten selbst angeben, und behaupten, dafs die katholischen Unterthanen in dem Sinn der Unterwürfigkeit und Liebe, welche ihre Kirche dem Gemüth tief einpflanze, den Anker ihrer Treue und Ergebenheit gegen den protestantischen Regenten finden. Alles dieses beleuchtet Dr. Fetzer kurz, deutlich und treffend. Er zeigt besonders, wie das Ausschliefsen der Priester von der Verehelichung auch der Würtembergischen Landesverfassung entgegen sey, und (S. 32.) eine Leibeigenschaft gegen die päpstliche Curie involvire, der Staat aber auf jeden Fall das Recht habe, einzelne Geistliche, welche sich (ohne Unzufriedenheit ihrer Gemeinden) verheirathen wollen, bei Amt und Pfründe zu schützen. S. 42. wird dagegen ein Ausschreiben des katholischen Kirchenraths an die Dekanate bekannt gemacht, welches, nach einem Erlafs des Ministeriums des Innern, den Lehrern des Convicts zu Ehingen die höchste Mifsbilligung der Stiftung eines Vereins zu erkennen geben mufste, der den vorgesetzten Zweck doch nicht erreichen, sondern nur eine Beunruhigung der katholischen Kirchengemeinden bewirken könne. Wie aber hätte je unsre Kirchenreformation entstehen können, wenn man damals zum Voraus den Verbesserungszweck für unerreichbar erklärt und die Beunruhigung eines Theils der Gemeinden als höchsten Entschei-

dungsgrund angesehen hätte? Nicht selten zeigen sich protestantische Regierungen nachgiebiger gegen das, was in der katholischen Kirchendisciplin der Verbesserung bedürfte, als gegen die eigene Kirche. Sollte man sich wohl bei dergleichen Deliberationen nicht öfter fragen: Was würde der Mann Gottes Luther aussprechen, wenn er jetzt eben in unsere Mitte träte?

Dr. *Paulus.*

Das Nothwendigste und Nützlichste aus der Naturlehre, Naturgeschichte, Geographie, Gesundheits- und Höflichkeits-Lehre, für Elementarschulen. Zugleich ein Gegenstand zu Gedächtnifs-, Verstandes-, Sprach- und Styl-Uebungen. Von J. *A.* Biggel, *Pfarr-Verweser. Zweite verm. und verb. Aufl. Ellwangen* 1831. 71 *S.* 8.

Das Büchlein, dessen erste, 1829. erschienene, Auflage Ref. nicht bekannt geworden ist, soll eine encyklopädische Uebersicht der Naturkunde für die untersten Elementarschulen liefern. Ueber den Nutzen der hierzu gehörigen, einem jeden Menschen so nahe liegenden, Kenntnisse kann kein Zweifel obwalten, und es fragt sich daher nur, ob sie zweckmäfsig vorgetragen sind, wobei es vorzüglich auf eine gehörige Auswahl des Wissenswürdigsten aus der übergrofsen Masse und eine auch dem ungebildeten Verstande angemessene Darstellung ankommt. In dieser Hinsicht verdient das Werkchen allerdings Lob, wenn gleich die ersten beiden Abschnitte, die vom Himmel und von der Erde handeln, mancher Verbesserungen bedürfen; namentlich sollte man die Theorie von den vier Elementen gegenwärtig auch in populären Schriften nicht mehr aufnehmen. Weit besser ist die Naturgeschichte behandelt, am wenigsten die Mineralogie, am meisten die Zoologie, die auch den gröfsten Raum von S. 34 bis 67. einnimmt. Der Vortrag ist mit vielen theils biblischen Stellen, theils Versen durchwebt, die recht artig und passend sind, aufserdem aber hat der Verf. sehr zweckmäfsig die der Gesundheit nachtheiligen Pflanzen und Mineralien besonders hervorgehoben. Die zuletzt angehängten Gesundheits-Lehren sind richtig, und ihre allgemeinere Bekanntwerdung unter den niederen Volksklassen ist auf gleiche Weise nützlich, als die Erinnerung an ein höfliches und gesittetes Betragen sowohl in als aufser der Schule.

Lehrbuch der politischen Oekonomie, von Dr. K. H. Rau, Grofsh. Bad. (Geh.) Hofr. und Prof. Dritten Bandes 1ste Hälfte. — Mit dem Nebentitel: *Grundsätze der Finanzwissenschaft. 1ste Abtheilung. Heidelberg, bei Winter,* 1832. 272 *S.* 8.

Der Unterzeichnete ist durch schwierige Berufsgeschäfte länger, als er geglaubt hatte, in der Ausarbeitung des 3ten Bandes seines Lehrbuchs gehemmt worden und hat sich, bei der Unmöglichkeit, jetzt schon das Ganze der Finanzwissenschaft dem Drucke zu übergeben, entschlossen, vielfachen Aufforderungen wenigstens durch das Darbieten der ersten Hälfte zu entsprechen. Dieselbe enthält die Lehre von den Ausgaben des Staates, von den Einkünften aus dem bloſsen Besitze eines werbenden Staatsvermögens, aus Regalien und aus Gebühren. Die Hauptgegenstände der zweiten Hälfte werden die Steuern, die Staatsschulden und die formelle Betrachtung der Finanzgeschäfte ausmachen. Das Erscheinen dieser 2ten Abtheilung wird nur durch die unverschiebliche Nothwendigkeit, die zweite Ausgabe des 1sten Bandes zu bearbeiten, einige, hoffentlich kurze Verzögerung erleiden.

An eine systematische Darstellung der Finanzwissenschaft können hauptsächlich zwei Anforderungen gemacht werden, denen zugleich zu genügen eine überaus schwierige, bis jetzt kaum zu lösende und vielleicht noch lange ungelöst bleibende Aufgabe ist. Einerseits soll das Finanzwesen mit den Lehrsätzen der Nationalökonomie in Einklang gebracht, es soll so eingerichtet werden, daſs die Erhebung und Verwendung der Einkünfte mit den geringsten volkswirthschaftlichen Nachtheilen verbunden sey. Andererseits sollen die Lehren der Finanzklugheit auch sicher und leicht ausführbar, sie sollen geeignet seyn, dem praktischen Geschäftsmann als zuverlässige Richtschnur zu dienen. Die Ausführbarkeit ist offenbar mehr von localen und temporären Verhältnissen bedingt, als die Uebereinstimmung mit den nationalökonomischen Principien, ja es wird das Urtheil über jene bisweilen von dem beschränkteren oder freieren Geiste der Praktiker bedingt. Gleichwohl wird eine Finanzwissenschaft, welche dem Bedürfnisse der europäischen Staaten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprechen soll, stets auf den bisherigen Zustand der Finanzverwaltung Rücksicht nehmen müssen, und, nachdem sie die allgemeinen Grundsätze für jeden Theil des Finanzwesens aufgestellt hat, auch zu untersuchen haben, in welchen Beschränkungen dieselben unter gegebenen Umständen zu verwirklichen seyen. Es ist unzulässig, wenn der Praktiker die Wissenschaft als eine Sache betrachtet, die man zwar nicht laut verachten dürfe, um nicht gescholten zu werden, die man aber, nachdem man sie ehrenhalber erlernt hat, wie irgend eine Antiquität ruhig liegen lassen dürfe und mit der man gar nichts anzufangen im Stande sey. Daſs diese An-

sicht mehr und mehr verschwinde, dazu müssen die Bearbeiter der Wissenschaft das Ihrige beitragen, indem sie die Schwierigkeiten, mit denen der Geschäftsmann zu kämpfen hat, zu erforschen und zu lösen suchen, kurz, indem sie die Wissenschaft praktischer machen, ohne ihr an theoretischer Haltung etwas zu entziehen. Der Verf. hat dies Ziel vorzüglich im Auge gehabt, verkennt aber nicht, dafs die wissenschaftlichen Lehrsätze zufolge dieses Bestrebens an Einfachheit und Allgemeingültigkeit verlieren müssen.

Die Staatsausgaben sind kurz und nach der Ansicht behandelt worden, dafs nur die Art und Weise, wie bei ihnen unschädliche Ersparungen bewirkt werden können, in die Finanzwissenschaft gehört. Bei den Einnahmen aus reinem Privaterwerbe der Regierung wird, mit gewissen Beschränkungen, der Verkauf der Domänen empfohlen, die Vererbpachtung bei denjenigen Feldgütern angerühmt, deren Verkauf den Umständen zufolge nicht rathsam ist, bei den Staatsforsten aber in der Regel die Beibehaltung in Schutz genommen. Bei den Regalien ist die Post am ausführlichsten beleuchtet worden, und es hat sich das Resultat ergeben, dafs die Verwaltung derselben durch den Staat nicht in dem Grade unvortheilhaft erscheint, wie sie in manchen neueren Schriften dargestellt ist. Der Verf. hat unterdefs durch Beobachtung verschiedener Privatunternehmungen in der Schweiz und in Oberitalien neue Bestätigungen dieser Meinung gefunden.

Die Gebühren sind als eine besondere Art von Einkünften zwischen die Regalien und die Steuern gestellt worden. Sie unterscheiden sich von diesen dadurch, dafs sie keineswegs nach der Vermöglichkeit der Bürger, sondern nach einem ganz anderen Mafsstabe gefordert werden, von jenen dadurch, dafs man sie bei Gelegenheit von wesentlichen Regierungshandlungen erhebt, nicht vom Betriebe eines durch Vorrechte einträglicher gemachten Gewerbes. Neben den Stempelgefällen, Taxen, dem Enregistrement, den Sporteln und dergl. werden auch die Strafsengelder und Wasserzölle hierher gerechnet.

Einige der neuesten Schriften, wie Schöns Grundsätze der Finanz und die Darstellung der Bernischen Staatsverwaltung erhielt der Verf. zu spät, um sie noch benutzen zu können; Hoffmanns Beiträge trafen wenigstens erst nach dem Abdrucke der ersten Bogen ein.

Schliefslich mufs um Berichtigung eines auffallenden Druckfehlers gebeten werden. S. 76. Note (e) lies 91,700 statt 254,000 fl.

K. H. Rau.

Schenkendorf, Max von, poetischer Nachlafs. IV u. 324 S. 8. *Berlin, bei Eichler.* 1832.

Die Herausgeber dieses Schenkendorf'schen Nachlasses, indem sie einen Wunsch befriedigen, der, mehr innigst gefühlt als öffentlich ausgesprochen, sich in einem grofsen Theile des deutschen Publicums fortdauernd erhalten hat, verdienen gewifs mehr Dank, als sich bei jetzigen Zeitläufen erwarten läfst. Dies haben übrigens die Herausgeber in der Vorrede selbst ausgesprochen: „Allein wie roh und fühllos auch die Masse an dem duftenden Straufse vorübergehen mag, den innige Verehrer des Entschlafenen hier auf dem literarischen Markt ausstellen – noch findet des Dichters rührend fromme Weise in vielen Herzen freundlichen Wiederhall und Vielen wird sein Lied zum Troste und zur Erhebung in einer Zeit gereichen, die der falschen Begeisterung mehr als der wahren Poesie zugewandt seyn dürfte." —

Die Gedichte sind unter 3 Abtheilungen zusammengestellt 1) „Leben und Liebe." 2) „Vaterland." 3) „Glaube." In Bezug auf letztere Abtheilung geben wir einige Bemerkungen.

Wie sehr es gegründet ist, dafs erst durch die Religion die Menschheit ihre Vollendung gewinnt, und mithin auch die Poesie religiöser Beziehung bedarf, eben so wahr ist es jedoch auch, dafs Religion und Poesie nicht zu confundiren sind. — Die Religion ist etwas Unaussprechliches, die Grenzlinie zwischen Göttlichem und Menschlichem, eine beständige Offenbarung Gottes und Erlösung der Menschheit, ihre reinste Entwickelung ist die Andacht, und deren lebendigster Ausdruck das Gebet. Hier auf diesem Gipfel sind sich alle Religionen gleich, und es tritt nur Verschiedenheit ein, wenn diese unaussprechliche Offenbarung des Göttlichen in uns wieder in die Relationen des Menschlichen zurückgeht. Hier nun findet sich allerdings eine verschiedene Auffassung derselben, sie nimmt eine traditionelle Gestaltung an, und wird entweder Poesie, oder Philosophie, oder Theologie. — Anders ist es mit der Poesie; weit entfernt, dafs sie etwas Unaussprechliches sey, ist sie im Gegentheil ein ewiges sich Gestalten und Hervortreten in Sprache und Wort. Ein sogenanntes poetisches Gemüth das sich nicht durch Gestaltung, Ausdruck und Wort offenbart, fühlt wohl die Poesie in sich hereinklingen, aber es ist doch nicht eigentlich poetisch.

Bei diesem wesentlichen Unterschiede zwischen Religion und Poesie gewinnt die in poetische Gestaltung übergehende Religion eine dreifache Aeufserung. Sie wird entweder religiöse Poesie, oder poetische Religion, oder sie gewinnt keine solche bestimmte Aeufserung, und hält sich zwischen beiden Richtungen, indem sie bald nach dieser, bald nach jener Seite hin schwankt. Dafs bei jedem dieser drei Verhältnisse der Dichter ächt religiös seyn kann ist gewifs, aber auch, dafs nur das erstere Verhältnifs vollständig den

Forderungen der Poësie entspricht. Was das dritte Verhältnifs betrifft, so ist dabei immer noch zu beachten, nach welcher Seite es sich am meisten hinneigt.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen bestimmen wir nun die Schenkendorf'schen Religionsgedichte. Sie sind Gedichte der dritten Art, weswegen wir ihnen auch nur einen bedingten poetischen Werth zugestehen können. Das religiös-poetische Verhältnifs gehörig zu treffen, wird unserm Dichter dadurch noch schwieriger, weil er die Religion nicht blos als etwas Unaussprechliches in sich hat, sondern sie hat bei ihm schon wieder eine der drei traditionellen Gestaltungen angenommen, nämlich die der Theologie; sie ist Dogma geworden. Statt dafs also die Religion poetisch gestaltet in ihm vorhanden seyn sollte, ist sie es dogmatisch. — In diesem Kampfe zwischen Dogmatik (katholischer) und Poesie nehmen nun diese Gedichte eine gewisse Manier an, die aber immer geistreich und gemüthlich ist. Man würde gewifs dem edeln Schenkendorf Unrecht thun, wenn man meinte, diese Manier sey Gesuchtheit und Unnatur.

Dr. *Aug. Ernst Umbreit.*

Beschreibung einer verbesserten Steindruck-Presse mit Abbildungen, von Rudolph Schlicht in Mannheim. In grofs Lexikonformat 8 Seiten; mit 3 grofsen Steinstichtafeln. Mannheim 1832. Dem Grofsherzoge von Baden gewidmet.

Hr. Schlicht hat sich längst schon durch seine trefflichen Arbeiten als Einen der ersten Künstler in diesem Fache bekannt gemacht, und seine Werkstätte wurde von Einheimischen und Fremden schon seit Jahren besucht und nie ohne Beifall und Bewunderung der ihm eigenthümlichen Anstalten verlassen. Das Publikum wird ihm daher auch für diese umständliche Beschreibung seiner verbesserten Steindruckpresse den wohlverdienten Dank gerne zollen. Da solche nur durch eine Menge von Zeichnungen kennbar gemacht werden kann, so mufs es Ref. hier bei der blofsen Angabe der vom Verf. beschriebenen Gegenstände belassen. I. Allgemeine Beschreibung der Presse und ihre Anwendung. Dabei auch von der Elasticität der Druckkraft und über die Holzconstruction. II. Beschreibung der einzelnen Prefstheile und ihre Anwendung. Dabei in Beschreibung und Abbildungen die Schraube, der Reibebehälter und das Schlofs; die Mutter der Schraube, der Wagen, der Rahmen, das Rähmchen, der Rahmträger, die Walze und der Stern. III. Anwendung der Presse zum Schnelldruck bei Kanzlei- oder Schreibpapier-Format vermittelst der Registerspitzen. IV. Vorkehrungen für den Druck gröfserer Steinplatten, ausgeführter Steinzeichnungen und Steinstiche, die einen steten, langsamen Durchzug erfordern. Dabei auch die Construction des Räderwerks. V. Perspectivische Ansicht der Presse.

v. Langsdorf.

Vergleichende Darstellung aller allgemein verbindlichen und provinciellen Kirchensatzungen der katholischen Kirche durch alle Jahrhunderte, mit Einschluſs der Synode von Trient, aus dem rein historischen Standpunkte für Katholiken und Protestanten, in alphabetischer Ordnung nach den verschiedenen Materien bearbeitet von C. M. Eisenschmid, k. b. Professor zu Schweinfurt a. M. Berlin, bei Reimer. 1832. in 8.

Sehr lehrreich zur richtigen Kenntniſs und Würdigung des Zustandes der katholischen Kirche sind die Kirchensatzungen, d. h. die Vorschriften der katholischen Kirchenvorstände in Ansehung des Glaubens, des Cultus und der Disciplin. Es spiegelt sich in ihnen die Klarheit und Unklarheit der religiösen Einsicht so wie die Reinheit oder Ausartung des religiösen Lebens. Sind die Satzungen mit religiöser Weisheit abgefaſst und dem Zwecke der religiös-moralischen Bildung entsprechend, so hat die Kirche Anspruch auf treue Anhänglichkeit. Sind dieselben aber dem Zwecke des ursprünglichen Christenthums widerstreitend, findet sich in ihnen eine verirrte Speculation über die Glaubenslehren, ein abergläubischer Cultus und Unterdrückung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, so sind sie documentirte Nachweisungen des Bedürfnisses kirchlicher Verbesserung.

Der Verf., der sich um die historische Theologie, vorzüglich durch sein Bullarium und durch die Schriften über die Unfehlbarkeit der allgemeinen Concilien sehr verdient machte und den beliebten Idealisirungen der römischen Kirche den Spiegel der Wirklichkeit gegenüber stellt, hat sich der höchst schwierigen Arbeit unterzogen, die zahlreichen Folianten der Concilien-Sammlungen durchzugehen und aus denselben mit unermüdetem Fleiſse die Kirchensatzungen über die Glaubenslehre, den Cultus und die Disciplin zur leichten Auffindung der Artikel in **alphabetischer Ordnung** zusammenzu-

stellen. Die Bezeichnung des Inhaltes wäre genauer gewesen, wenn der Verf. diesen Titel gewählt hätte: „Lexikon der Canones der allgemeinen und provinciellen Concilien der katholischen Kirche." Die allgemein verbindlichen und provinciellen Satzungen der katholischen Kirche werden nicht ausschliefslich durch die Concilien, von denen das Buch allein handelt.

Wer über die erwähnten Gegenstände des Glaubens, des Cultus und der Disciplin die kirchlichen Canones schnell und bequem kennen lernen will, wird aus diesem Urkundenbuch einen schnellen Ueberblick erhalten. In vielen Satzungen ist der moralisch strenge Ernst des Christenthums noch nachdrücklich ausgesprochen. Dahin gehören die Artikel von der Bufse, Kirchenbufse, von den Katechumenen, von der Ehe, Ehebrüchen, Eidschwüren, Pflichten der Bischöfe, Predigtamt, Pfründen, Simonie, Sitten der Christen, Sitten der Geistlichen, Sonntag, Stollgebühren, weltliches Treiben der Geistlichen, Wucher. Auch über jene Gegenstände, welche im Laufe der Jahrhunderte zu grofsem moralischen Unfug Anlafs gegeben haben, kommen in einigen Concilien hellere Ansichten vor. Die Synode von Chalons (J. 813.) eifert gegen die Wallfahrer nach Rom und an andere Orte. Es giebt, sagt sie, Priester und Diakonen und andere Kleriker, welche bei ihrem nachlässigen Lebenswandel dadurch von Sünden sich zu reinigen und ihre Pflicht zu thun meinen, wenn sie an dergleichen Orte wallfahrten. Auch Laien giebt es, welche ungestraft zu sündigen, oder gesündigt zu haben wähnen, weil sie diese Orte des Gebets besuchen. Es giebt Grofse, welche unter dem Vorwande einer solchen Wallfahrt viel Geld an sich bringen, und viele Arme unterdrücken. Es giebt Arme, welche es deswegen thun, damit sie desto bessern Anlafs zum Betteln haben. Dahin gehören jene, welche überall herumschweifen, und nur lügen, dafs sie wallfahrten; ferner, welche so albern sind, dafs sie blos von dem Besuch (*visitatio*) heiliger Orte Reinigung ihrer Sünden hoffen, ohne auf Hieronymus Worte zu

achten, dafs nicht der Besuch Jerusalems, sondern der gute Wandel daselbst lobenswerth sey.

Dagegen zeigen zahlreiche Entscheidungen über die Transsubstantiation in dem Abendmale, über Besessene, Christus, Erbsünde, katholischen Glauben, Rechtfertigung, Opfer auch mancherlei Verirrungen der speculirenden Theologen, welche die einfache biblische Lehre von Christus, der moralischen Natur des Menschen, und der moralischen Heilsordnung verliefsen und in ihrer Schulweisheit einen neuen, das ist, unbiblisch christlichen Glauben schufen.

Beklagenswerthe Beweise von Verunstaltung der christlichen Tugend liefern die Canones von den Ablässen, Ceremonien, Brevier, Cölibat, Fasttagen, Klöster und Klosterleben, Messe, Peterspfennig, Heiligenverehrung, Reliquien. Wie das Lehramt der christlichen Liebe in eine gewaltsame Glaubensherrschaft und Klerokratie ausartete, zeigen die Canones über Absonderung der Geistlichen von den Laien, Bücherverbot, Hierarchie, Inquisition, Interdict, Ketzer, Ketzerei, Excommunication, Kirche, geistliche Jurisdiction, Immunität, Primat, Pallium, weltliche Regierung. Der Artikel über das Cölibat, welcher gegenwärtig wahrscheinlich zuerst nachgeschlagen wird, ist S. 116—152. ziemlich vollständig behandelt.

Um Klagen über feindselige Befehdung abzuwehren, und doch den reinen Spiegel der Geschichte ohne Verfälschung vorzuhalten, enthielt sich der Verf. aller Bemerkungen. Es wird die blofse Uebersetzung der Canones geliefert, bei schwierigen Stellen auch der lateinische Ausdruck zur Rechtfertigung beigefügt. Der Nachdenkende kann selbst über den Werth oder Unwerth der Canones urtheilen. Bei Uebersetzung der Beschlüsse des Concils von Trident wurde, der Unpartheilichkeit wegen, die Uebersetzung des Katholiken Egli, welche die Gutheifsung des katholischen Ordinariats in der Schweiz erhielt, angeführt.

Zu bedauern ist, dafs der Verf. bei seiner Zusammenstellung der Kirchensatzungen zunächst auf die Canones der Concilien, weniger auf die Symbole der katholischen Kirche Rücksicht nahm. Daher vermifst man ungerne in der Lehre von Christus, vom heil. Geiste, von dem Abendmale, von den ewigen Höllenstrafen, die in dem *Symbolum Concilii nicaeno-constantinopol. chalcedon.*, auch im *symbol. athanasian. lateran.* IV, in der *definitio synodi florentin.* und in der *formula fidei trident.* enthaltene Lehrbestimmungen. Auch stand dem Verf. die grofse Concilien-Sammlung von Mansi nicht zu Gebot.

Ungenau ist (S. 295.) die Angabe, dafs in den Concilien von Florenz und Lyon die Verdammung der ungetauften Kinder erklärt worden sey. Diese Concilien decidirten, dafs die Menschen, welche keine andere Sünde, aufser der Erbsünde auf sich haben, schon wegen dieser zur Hölle hinabfahren. Aus dieser Entscheidung läfst sich allerdings folgern, dafs die ungetauften Kinder, aber nicht blos Kinder, sondern auch Erwachsene wegen der Erbsünde in die Höllenstrafen verfallen, wenn die christliche Erlösung sie nicht frei macht. Weil die erwähnte Decision zunächst sich auf die Erbsünde bezieht, so hätte sie unter der Rubrik der Erbsünde am besten ihren Platz gefunden.

In Ansehung der vielfach abgeläugneten Lehre von der alleinseligmachenden Kirche ist, aufser den Entscheidungen der Concilien im Lateran, zu Toledo, in Florenz *(decret. Armen. graec. Jacobit.)* S. 288—295. merkwürdig die kategorische Erklärung, welche das vom Erzbischof Duprat von Sens im J. 1528. zu Paris gehaltene Concil gab. „Aufser der (römischen) Kirche," sagt es, „wie aufser der Arche Noa, kann Niemand selig werden. Sie ist nicht nur die Braut, sondern auch das Haus Gottes, die Säule und Grundveste der Wahrheit. Sie ist Eins, heilig und unfehlbar, die weder von der Liebe, noch von dem orthodoxen Glauben abweichen kann. Wer ihr Ansehen verwirft, verläugnet Gott selber

und ist ärger als ein Heide. (Can. 1.) S 309. So erklärte auch das Conil von Meaux *(Concil. meldense)*, dafs die Ausschliefsung von der Kirche, das Anathem, die Verdammung zum ewigen Tode sey. (S. 200.)

Die in neuester Zeit so schnell wiederkehrenden und durch Verrichtung einiger Andachtsübungen so leicht zu gewinnenden Jubelablässe der Päpste Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI. finden in den Canones der Concilien eine Parallele. Die Synode zu Toledo (J. 1347.) ertheilt (Can. 13.) allen Jenen Ablafs, welche drei Ave Maria beim Klange der Abendglocke beten, desgleichen alle Tage denjenigen, welche für die Wohlfahrt der Kirche, des Reiches, für den Frieden und den König, die Königin und ihre Kinder ein Vaterunser und den englischen Grufs beten, dreifsig Tage Ablafs. Die Synode von Basel (Sess. 36.) ertheilt allen Christen, die am Feste der Empfängnifs Mariä dem Gottesdienste beiwohnen, hundert; der Vesper, eben so viel; der Predigt, hundert und funfzig Tage Ablafs für ewige Zeiten; ferner am Feste der Heimsuchung Mariä (Sess. XLIII.) allen, die der Matutin, Procession, Predigt, Vesper und dem Gottesdienste beiwohnen, für jedes einzelne Officium hundert Tage Ablafs. Endlich (Sess. XXXIII.) bestätigt sie alle Ablässe, welche Urban IV., Martin V. und Eugen IV. auf Verehrung des heil. Sakraments des Altars ertheilt hatten. (S. 15—16.) Wie leicht wird das Sündigen, wenn die Vergebungsmittel so leicht, wie eine Rechnungssache nach Zahlen, abgethan werden können.

Es gebührt dem Verf. fur die mühsame Arbeit, so zahlreiche Folianten mit gespannter Aufmerksamkeit durchgegangen und so viele meist weder durch Geschmack und Sprache, noch durch Gedankeninhalt anziehende Concilien verglichen zu haben, die dankbarste Aufnahme im unpartheiischen Publikum. Da er sich auf die nackte historische Darstellung der Canones der Concilien beschränkte, so ist sie Katholiken und Protestanten gleich brauchbar.

Dr. *Paulus.*

Publicistische Versuche von A. L. Reyscher, Professor der Rechte zu Tübingen. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. XIV u. 349 S. 8.

Die publicistischen Schriftsteller der neuesten Zeit unterscheiden sich in Beziehung auf die Motive ihrer Autorschaft hauptsächlich dadurch von einander, dafs die Einen schreiben, weil sie gehandelt und durch ihre Handlungen in das öffentliche Leben eingegriffen haben, und deshalb ihre Handlungsweise selber vertheidigen, oder jene ihrer Gegner angreifen zu müssen glauben, während Andere, ohne selbst handelnd auf dem Schauplatze aufgetreten zu seyn, irgend einer Ansicht des öffentlichen Lebens ihr eigenes wirkliches oder vermeintliches äufseres Interesse abgewonnen haben, welches sie dann als Schriftsteller zu realisiren hoffen. Eine dritte, und leider weniger zahlreiche Classe schreibt lediglich, um ihre Ueberzeugung wissenschaftlich darzulegen; keiner Parthei angehörend, keine verfolgend, haben solche Schriftsteller nichts als die Wissenschaft und diese allein im Auge, und indem sie so der edelsten Rücksicht dienen, sind sie unabhängig, keines Herrn und keines Knechtes Knecht. Nehmen freilich gar manche, zur ersten oder zweiten Classe gehörige, die Miene an, zur dritten gerechnet seyn zu wollen, so straft doch nur zu leicht das Buch seine eigene Vorrede Lügen. Mit grossem Vergnügen kündigen wir an, dafs wir diesmal mit einem wahrhaftigen Schriftsteller zu thun haben, den wir unbedenklich in die dritte Classe setzen dürfen. Der Verfasser der hier anzuzeigenden Versuche sagt in der Vorrede S. VII: „Dafs bei allen diesen Untersuchungen, ohne Rücksicht auf das Interesse dieser oder jener politischen Parthei, lediglich zur Steuer der Wahrheit die Stimme abgegeben worden, wird die unbefangene Kritik schon aus dem Ergebnifs jener Untersuchungen entnehmen, welches vielleicht keine Parthei vollkommen befriedigen wird. Besteht aber die richtige Mitte darin, dafs immer nur die Ansicht gewählt wird, zu welcher der gerade offene Weg führt, oder für welche allein zu-

reichende Gründe sprechen, so wird jeder Ehrliche sich zu ihr halten, und im Wissenschaftlichen jeder **wahre** Doctrinär — schon nach dem Gesetze des ausgeschlossenen Dritten — zu ihr sich halten müssen. Versteht man dagegen darunter ein synkretisches oder Schaukelsystem, wonach in Ermanglung selbstständiger Gründe, bald auf dieser bald auf jener Seite ein Anhaltpunkt gesucht wird, so kann nur die **Mittelmäſsigkeit** an Geist und Charakter sich ihr unterwerfen." Dieses kräftige Wort ziemt einem unabhängigen Schriftsteller, der nur sein wissenschaftliches Ziel im Auge haltend, sich wenig darum kümmert, ob er es mit dieser oder jener Parthei verderbe. Aber auch die Art und Weise, wie sich der Verf. von Auſsen angeregt findet, ist nicht minder beachtungswerth. „In einer Zeit," (Vorrede S. III.) sagt er, „wo alle geistige Regsamkeit eine öffentliche Richtung zu nehmen strebt, darf die Wissenschaft nicht vornehm zurückbleiben und dem Tagesräsonnement ausschlieſslich das Feld überlassen; sie muſs vielmehr, will sie anders mit dem Leben befreundet bleiben — Stoff und Form von ihm aufnehmend — der wichtigeren Begebenheiten sich bemächtigen und mit ihrem Ernste, ihrer Gründlichkeit und ihrer Mäſsigung jedesmal dann zwischen die Extreme treten, wenn die Gründe des Urtheils aus ihrem eigenen Bereiche gezogen oder durch eine rasche unüberlegte Entscheidung ihre Institute bedroht werden sollten." Stimmen wir auch mit manchen Ansichten des Verfs., selbst mit Grundansichten nicht überein, so ehren wir dennoch die gründliche und reinwissenschaftliche Forschung, erkennen den würdigen Ton dieser Schrift nicht minder an, als wir den gesunden und klaren Blick, der in ihr vorherrscht, achtend rühmen.

Die Schrift umfaſst drei Abhandlungen. Die erste handelt von dem „**diplomatischen Antheile Würtembergs an der Entwicklung der heutigen öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland.**" Der Verf. wollte nach S. 1. „eine getreue, schmucklose Darstellung der thatsächlichen Momente"

geben, und hoffte dadurch „nicht allein einer künftigen pragmatischen Geschichte des deutschen Bundes, sondern auch einer eignen dogmatischen Erörterung mehrerer, eben jetzt sich aufdrängender, publicistischer Fragen, welche als zweite Abhandlung dieser folgt, vorzuarbeiten." Er schöpft hierbei aus den allgemeinen Quellen (Martens und Klüber's Akten (Bundestagsprotokolle); indessen benutzt er bei dieser Darstellung auch manches bisher weniger Bekannte. Freilich, die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen, so weit sie den rheinischen Bund betrifft, mufste hier nothwendig kurz ausfallen, doch finden wir auch im ersten Abschnitte manches Neue, z. B. zwei Staatsverträge vom 5. October und 12. December 1805. benutzt, welche Martens nicht hat. Beide sind sehr wichtig; denn aus ihnen erklärt sich das Verhältnifs König Friedrichs von Würtemberg zu den Landständen, und die noch zu Ende Decembers desselben Jahres erfolgte Aufhebung der Landesverfassung. Glücklich ist der Zusammenhang herausgestellt zwischen der eigenthümlichen Opposition Würtembergs auf dem Wiener Congresse mit dem, was im Lande selbst geschah. Nach S. 33. suchte König Friedrich einen Stützpunkt bei dem Kaiser von Rufsland, aber vergebens; zu Ende des Jahres reiste er unzufrieden von Wien ab, und suchte, zu Hause angekommen, nun die ständischen Angelegenheiten alsbald in's Reine zu bringen. Indessen wurde bekanntlich die octroirte Verfassungsurkunde nicht angenommen. — S. 55. wird der Antheil Wangenheims an den Bundesverhandlungen hervorgehoben. S. 99. giebt einen sehr interessanten Aufschlufs über die Abberufung dieses Gesandten vom Bundestage.

Die zweite Abhandlung hat die rechtliche Stellung der deutschen Bundesstaaten zur Bundesversammlung zum Gegenstande, mit besonderer Rücksicht auf die neuern Bundesbeschlüsse. Können wir hier auch im Resultate mit dem Verf. nicht übereinstimmen, so ehren wir dennoch seine abweichende Ansicht, welche mit Ruhe dargestellt und von solchen

Gründen unterstützt wird, die unter allen bisher noch vorgebrachten die meiste Beachtung verdienen. Wird zuerst im Allgemeinen, dann insbesondere mit Rücksicht auf die Verfassung und Verwaltung in dem ersten Abschnitte die verfassungsmäfsige Stellung Würtembergs zum Bunde und die Gültigkeit der einzelnen Bundesverfügungen besprochen, so folgt in den beiden letzten Abschnitten eine Darstellung des besondern Einflusses der Bundesverfassung auf die Bundesstaaten und eine Kritik der einzelnen in jenen Bundesverfügungen enthaltenen Bestimmungen. Der Verf. behauptet vor Allem als Grundsatz die Unabhängigkeit der Bundesstaaten in allen inneren staatsrechtlichen Beziehungen, und wenn er sich hierbei auch an die Ansicht von Klüber, Rudhart und Jordan anschliefst, so geht er doch in seiner Untersuchung einen selbstständigen Gang, und indem er die Frage *ex professo* beantwortet, nimmt er überall besondere Rücksicht auf die würtembergische Verfassung, und versucht die Stellung der Bundesbeschlüsse zu derselben nachzuweisen; dabei ist uns besonders die Behauptung aufgefallen: die Wiener Schlufsakte von 1820. sey in Würtemberg nicht gültig, einmal weil durch jenen neuen Vertrag zwischen den Bundesregierungen den Rechten Dritter kein Eintrag habe geschehen, also auch an dem bereits geordneten Rechtszustande des Königreichs Würtemberg ohne die verfassungsmäfsige Einwilligung der Stände nichts habe geändert werden können (ausdrüchlich erkenne dies die Schlufsakte im Art. 55. selbst an durch die Bestimmung: „die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen können nur auf verfassungsmäfsigem Wege wieder abgeändert werden"); sodann weil, obgleich die würtemb. Verfassungsurkunde organischen Beschlüssen der Bundesversammlung von dem Augenblicke an verbindliche Kraft verleihe, nachdem sie von dem Könige verkündiget seyen, die Schlufsakte nicht unter den Begriff „organischer Beschlüsse der Bundesversammlung" falle, und auch selbst diese Eigenschaft angenommen, ihr bis jetzt die erforderliche Publica-

tion abgehe. Jedenfalls ist der Verf. in dem ersten Einwande, welcher der Gültigkeit der Schlufsakte nicht nur in Würtemberg, sondern in allen Bundesstaaten entgegenstehen würde, zu weit gegangen; denn 1) verwies schon die Bundesakte in verschiedenen Stellen, namentlich Art. 10, auf die Grundgesetze des Bundes, welche über dessen organische Einrichtung nachfolgen würden. Die Wiener Schlufsakte insbesondere aber war zur weitern Ausbildung und Befestigung des Bundes unerläfslich, da die grofse Eile, womit erst in den letzten Wochen des Wiener Congresses die Bundesakte abgeschlossen wurde, nothwendig manche fühlbaren Lücken der Bundesverfassung zur Folge haben mufste, die nun in jenem zweiten Grundvertrage des Bundes auf eine, im Allgemeinen gewifs sehr zweckmäfsige und dem Geiste des Bundes entsprechende Weise ausgefüllt wurden. Die Schlufsakte war also eine nothwendige Folge der Bundesakte selbst, und so wenig die Landstände ein Recht haben werden, die Gültigkeit der letztern ganz oder theilweise in Zweifel zu ziehen, so wenig können sie es gegenüber der Schlufsakte. Ueberhaupt dürfte sich 2) aus der Natur des Bundes, der als solcher über den Staaten steht, leicht nachweisen lassen, dafs jedes in Gemäfsheit der Bundesverfassung zu Stande gekommene Bundesgesetz, mag es auf die äufsern oder innern Staatsverhältnisse sich beziehen, auch in jedem Bundesstaate gültig seyn müsse, und daher ein Widerspruch von Seiten der Stände unstatthaft sey; denn ausserdem würde die Bundesversammlung bei den wohlmeinendsten Absichten auf Widerspruch von der einen oder andern Seite stofsen. Es ist auch in der Bundesakte nirgends ein Einspracherecht der Stände anerkannt; im Gegentheile sind in den Verfassungsurkunden der meisten Staaten die Bundesbeschlüsse ausdrücklich unter der einzigen, sehr natürlichen Voraussetzung für verbindlich erklärt, dafs sie erst vom Regenten im Lande bekannt gemacht würden. Nur eigentliche *jura singulorum* könnten daher eine Ausnahme machen; diese treten aber da nicht ein, wo der Bund im Ganzen erscheint. —

Was endlich den Einwand der Nichtpublication betrifft, so dürfte derselbe, wie er sich überhaupt von Seiten der Regierung leicht heben liefse, an sich nicht viel Gewicht haben, wo es sich um einen völkerrechtlichen Vertrag handelt, den nach geschehener Ratification zu erfüllen, der Landesherr, ohne Rücksicht auf die Landesverfassung, dem Bunde gegenüber gehalten ist. — Auch der Haupteinwurf, welcher gegen die Verbindlichkeit der sogenannten Karlsbader und anderer neuerer Bundesbeschlüsse gemacht wird, dafs nämlich solche statt im Plenum, nur im engern Rathe der Bundesversammlung zu Stande gekommen, scheint uns nicht so sehr erheblich, wie der Verf. glaubt; wenigstens hätte der Art. VII. der Bundesakte, und der Art. XII. der Schlufsakte, wonach die engere Versammlung im Zweifel selbst durch Stimmenmehrheit zu entscheiden hat, in wiefern ein Gegenstand für das Plenum geeignet sey oder nicht, einer nähern Beachtung und wohl auch Unterscheidung bedurft. Der Verf. beruft sich zwar auf die baierischen Publicisten, insbesondere auf Dresch, der in seinen Beiträgen zum öffentlichen Recht des deutschen Bundes jene Artikel einer Auslegung unterwirft; auch geben wir zu, dafs, wo die Bundesgrundgesetze einen Gegenstand ausdrücklich dem Plenum vorbehalten, die Entscheidung im engeren Rathe unzulässig ist, indessen gerade dieser ausdrückliche Vorbehalt scheint sich auf mehrere der angegriffenen Bundesbeschlüsse, z. B. auf die provisorischen Prefsbeschränkungen nicht zu erstrecken.

Schliefslich machen wir in Beziehung auf diese zweite Abhandlung auf einen Druck- oder wahrscheinlicher Schreibfehler aufmerksam, der sich S. 110. eingeschlichen hat; denn statt „Gleichwenig wie diese Wünsche u. s. w." mufs es doch wohl „Gleichsehr wie diese Wünsche u. s. w." heifsen.

Die dritte und letzte Abhandlung, welche in zwölf Artikeln, Zusätze und Berichtigungen zu Mohls würtembergischen Staatsrechte giebt, ist nicht, wie es scheinen könnte, nur für die Besitzer des Mohlischen

Werks von wissenschaftlichem Interesse, sondern untersucht beiläufig auch manche politische Lebensfrage. Wenn wir gleich auch hier mit einigen Resultaten nicht übereinstimmen können, so erklärt sich der Verf., der nach dem bisher Ausgehobenen auf der linken Seite zu stehen scheinen könnte, gerade in dieser Abhandlung zuweilen so offen gegen die Behauptungen der Opposition, dafs unser Ausspruch über seine Selbstständigkeit und die Reinheit seiner Gesinnung sich vollständig rechtfertigt. Sehr angesprochen hat uns in dieser Beziehung die Festhaltung des Begriffs, der mit dem staatsbürgerlichen Gehorsam zu verbinden ist, wie wir denn auch die Ansicht des Verfs. über die Nothwendigkeit einer Concession bei Herausgabe von politischen Blättern theilen, obgleich die Untersuchung etwas ausführlicher seyn durfte. Hinsichtlich des Kirchenguts, über dessen Ausantwortung in Würtemberg so heftige als häufig einseitige Aeufserungen gefallen sind, tritt der Verf. offen auf Seite der Regierung, aus Gründen, die schwer zu widerlegen seyn möchten. Gelungen scheint uns besonders der gegen Mohl durchgeführte Beweis (S. 272 ff.), dafs der Begriff einer ebenbürtigen Ehe, sowie der Vorzug der Erbtochter im würtembergischen Hause durch Hausgesetze festgestellt sey. Der ganze Aufsatz ist auch für das auswärtige Publicum interessant, sofern darin in einer passenden Ordnung die wichtigsten, zum Theil sehr eigenthümlichen Fragen des würtembergischen Staatsrechts (wir führen beispielsweise an die Nothwendigkeit einer Zusammenberufung der Landstände, die Wahl des Herrn von Wangenheim zum Landtage u. s. w.) besprochen sind.

Schliefslich mahnt Rec. den Verf. an das gegebene Versprechen, eine Reihe bereits entworfener Abhandlungen: über den Begriff, Umfang und die Methode des deutschen Staatsrechts, über das Rechtsverhältnifs der würtembergischen Standesherren u. s. w. erscheinen zu lassen, von welchen, nach den vorliegenden Versuchen zu schliefsen, nur Gutes zu erwarten ist.

Frankfurt a. M., bei Franz Varrentrapp: **Die Reichsgesetze von 900 bis 1400.** *nachgewiesen durch* **Johann Friedrich Böhmer,** *Doctor der Rechte, Bibliothekar der freien Stadt Frankfurt, Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde.* 1832. 15 *Seiten.* 4.

Während es an Sammlungen der von den Carolingern gegebenen Capitularien sowie der seit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts zu Stande gekommenen Reichsschlüsse nicht fehlt, sind die in der Zwischenzeit, d. h. seit dem Abgange der Carolinger (911) bis zum Jahre 1400. gegebenen Reichsgesetze noch gar nicht gesammelt. Erklären läfst sich diese Vernachlässigung der der goldenen Bulle vorangehenden Gesetzgebung theils damit, dafs dieselbe kein praktisches, sondern nur ein historisches Interesse darbot, theils damit, dafs die einzelnen Gesetze in einer Menge gröfserer Werke zerstreut sind, und daher sehr mühsam zusammengesucht werden müssen, wodurch ihre Uebersicht beinahe unmöglich gemacht wird.

Hr. Bibliothekar Böhmer, der sich durch die vor einigen Jahren von ihm herausgegebenen Regesten der römischen Könige und Kaiser um die deutsche Geschichte sehr verdient gemacht hat, erwirbt sich durch gegenwärtiges Verzeichnifs der seit 900 bis 1400. gegebenen Reichsgesetze ein neues Verdienst. Er hat darin dasjenige in chronologischer Ordnung zusammengestellt, was nach seiner Ansicht in eine solche Sammlung aufzunehmen seyn möchte, worüber er das Urtheil der Sachkenner zu vernehmen wünscht. Zugleich kündigt er eine Handausgabe der Gesetze dieses Zeitraums an, wodurch einem längst gefühlten Bedürfnifs abgeholfen und über die Geschichte dieser Periode ein neues Licht verbreitet werden wird. Alle Freunde der deutschen Geschichte werden sich über dieses beifallswürdige Vorhaben um so mehr freuen, als Hr. B. ausgebreitete Gelehrsamkeit mit richtigem Tacte vereinigt, und er daher einer solchen Arbeit mehr als viele Andere gewachsen seyn dürfte.

Das älteste der hier nachgewiesenen Gesetze ist vom

Jahre 967, das jüngste von 1400; es ist sonach nicht ganz richtig, dafs Hr. B. auf dem Titel das Jahr 900. als Anfangspunkt angiebt; selbst in dem Falle, dafs mit der Zeit noch vor dem Jahre 967. gegebene Gesetze aufgefunden werden sollten, dürfte nicht das Jahr 900, sondern das Jahr 911, in welchem die Carolinger ausstarben, den Anfangstermin der Sammlung bilden.

In dem lesenswerthen Vorworte hat Hr. B. dasjenige angegeben, was seiner Ansicht nach in eine solche Sammlung aufzunehmen seyn möchte, und bemerkt sehr richtig, dafs es minder schwer ist, die Quellen als die Grenzen anzugeben. Dafs alle aus dem Mittelalter auf uns gekommenen geschichtlichen Monumente und besonders die Urkunden auch Quellen der Rechtskenntnifs seyen, ist richtig, aber nicht jede Urkunde ist darum auch ein Reichsgesetz, und die blofse Bequemlichkeit kann unseres Dafürhaltens kein Grund seyn, eine Urkunde, wäre sie in historischer Hinsicht auch noch so wichtig, in eine Sammlung von Reichsgesetzen aufzunehmen, und wir begreifen nicht, womit sich die Aufnahme der Aechtung einer Menge italischer Städte (1312. April 11. 1313. Febr. 23.), die auf jeden Fall nur vorübergehend war, oder die Absetzung König Roberts von Sicilien (1313. April 25.) rechtfertigen lassen möchte. Wie grofs müfste die Zahl der Reichsgesetze nicht werden, wenn man Urkunden ähnlichen Inhalts unter die Reichsgesetze rechnen wollte. Wir glauben uns deswegen gegen den Begriff eines Reichsgesetzes im weitesten Sinne erklären, und den Begriff eines solchen in engerer Bedeutung festhalten zu müssen.

Zu den in eine solche Sammlung aufzunehmenden Stücken rechnet nun der Verf. 1) eigentliche zwischen Kaiser und Reich verabschiedete Gesetze. — 2) Einseitige Verfügungen des Reichsoberhaupts in Bezug auf schon bestehende Gesetze oder allgemeine Gnadenverleihungen. — 3) Für das ganze Reich gültige Verträge. — 4) Fremde Verfügungen, welche im Reiche politische Folgen hatten, wie z. B. Innocenz IV. Absetzungsbulle

gegen Friedrich II. — 5) Urkunden, welche ganze Provinzen des Reichs oder mehrere Provinzen betreffen, wie z. B. Oesterreichs Erhebung zum Herzogthume. — 6) Rechtssprüche der römischen Könige und Kaiser. — 7) Bündnisse und Landfriedensschlüsse der Reichsstände, welche die Grundlage des ewigen Landfriedens und der Kreiseintheilung betreffen.

Mit No. 1, 2, 3 und 6. sind wir vollkommen einverstanden, keineswegs aber mit No. 4, 5 und 7. Unmöglich können wir uns davon überzeugen, dafs fremde Fürsten, wie z. B. die Päpste, berechtigt gewesen seyen, einseitige Verfügungen für das römische Reich zu erlassen. Dieses Recht stand einzig und allein dem Kaiser theils mit, theils ohne Zuzug der Reichsstände zu. Die Absetzung des Papstes Innocenz IV. gegen Friedrich II. ist unstreitig eine höchst wichtige Urkunde, ein Beweis, was sich damals die Päpste gegen die mächtigsten Fürsten erlaubten, aber so wenig ein Reichsgesetz, als man den Tagsbefehl Napoleons vom Jahre 1805, wodurch er die Dynastie von Neapel des Throns für verlustig erklärte, unter die Gesetze dieses Landes rechnen kann. Es war dies ein Act der Gewalt, aber kein Gesetz.

Die Rubrik No. 5: „Urkunden, welche ganze Provinzen des Reichs oder mehrere Provinzen betreffen," fällt zum Theil mit No. 2. zusammen; die Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume z. B. ist unstreitig eine Gnadenverleihung, dergleichen von den römischen Königen und Kaisern so viele ertheilt wurden. So wichtig auch dergleichen Erhebungen für die Geschichte der Provinzen, welchen sie ertheilt wurden, sind, so möchten sie doch nicht zu den eigentlichen Reichsgesetzen zu zählen seyn, sonst müfsten alle Erhebungen, sie mögen nun ganze Provinzen (warum nur diese?) oder nur eine einzelne Stadt betreffen, dahin gerechnet werden. Hiernach wäre jede Urkunde, wodurch die Kaiser einem Orte Stadtrecht ertheilt oder ihn zur Reichsstadt erhoben haben, ein Reichsgesetz. Eben so wenig möchten wir Heinrichs des Löwen Verurtheilung, ein wie wichtiges Factum

sie auch unstreitig ist, und wie bedeutende Folgen sie auch hatte, zu den Reichsgesetzen im strengern Sinne rechnen; sonst müfste man, um consequent zu seyn, jede Verpfändung einer Reichsstadt auch für ein Reichsgesetz halten. Hiernach möchte No. 5. ganz zu streichen seyn.

Auch Bündnisse und Landfriedensschlüsse der Reichsstände (No. 7.) können wir nicht für eigentliche Reichsgesetze gelten lassen, wie wichtig auch ihre Folgen gewesen seyn mögen. Nie werden wir uns überreden lassen, dafs das am 5. Febr. 1273. von mehreren Reichsstädten abgeschlossene Concordat, wonach sie nur den von den Wahlfürsten einträchtig Vorgeschlagenen als römischen König anerkennen zu wollen erklärten, ein Reichsgesetz sey. Es ist dieses Concordat unstreitig ein sehr merkwürdiges Factum, und zugleich ein Beweis, wie sehr selbst mindermächtige Reichsglieder sich fühlten. Allein nur Kaiser und Reich, nicht aber einzelnen Reichsgliedern stand das Recht zu, durch Verträge verbindende Normen für das ganze Reich aufzustellen. Nach dieser unserer festen Ueberzeugung dürften alle Urkunden, worin kein König als Mitaussteller erscheint, und die der Verf. in Klammern eingeschlossen hat, aus dem Verzeichnisse der Reichsgesetze wegzulassen seyn. Selbst den Kurverein von 1338. und die von den Kurfürsten im Jahre 1400. ausgesprochene Entsetzung König Wenzels können wir, so wichtig auch beide Urkunden unstreitig sind, nicht für Reichsgesetze gelten lassen, und wir würden uns um so unbedenklicher für deren Weglassung erklären, als beide bereits in mehrern, Jedem zugänglichen Urkundensammlungen abgedruckt sind, und die Bequemlichkeit (wie wir schon bemerkt haben) unseres Dafürhaltens kein Grund seyn kann, eine Urkunde in eine solche Sammlung aufzunehmen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Böhmer, die Reichsgesetze.

(Beschlufs.)

Soviel über das, was nach des Verfs. Ansicht in eine solche Sammlung aufzunehmen seyn möchte. Nicht berücksichtigt dagegen hat Derselbe

1) Was sich in den Conciliensammlungen hierher Gehöriges findet. — 2) Goldast's *Recessus imperii.* — 3) Das *Registrum de negotio imperii*, welches am Schlusse des ersten Bandes von Papst Innocenz III. Briefen abgedruckt ist, sowie die in v. Olenschlager's Staatsgeschichte der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts befindlichen Stücke. — 4) Alles das, wo das Jahr der Ausstellung unbekannt oder die Person des Ausstellers zweifelhaft ist.

Einverstanden sind wir mit dem Verf., dafs No. 2. und 3. nicht berücksichtigt werden dürfen. Wenn unseres Dafürhaltens nicht einmal die Absetzungsbulle eines Papstes gegen einen Kaiser zu den Reichsgesetzen gezählt werden kann, so können wir dafür noch viel weniger eine Reihe von Sendschreiben eines Papstes gelten lassen. Von den in Olenschlägers Staatsgeschichte des vierzehnten Jahrhunderts befindlichen Urkunden würden wir keine einzige aufnehmen, so leid es uns auch thut, König Günthers Satzung von der Unabhängigkeit des Kaiserthums weglassen zu müssen, weil diese Urkunde bis jetzt blos auf Goldast's Autorität beruht.

Treffend ist das Urtheil, das Hr. B. über Goldast's *Recessus imperii* fällt. „Dieses Werk," sagt er, „enthält schwerlich absichtliche Verfälschungen, wohl aber nach einem irrigen Gesichtspunkte gemachte Ampliationen specieller Verfügungen, willkührliche Reconstructionen verlorner Reichsgesetze aus den Nachrichten der Chronisten und dergleichen."

Nicht billigen können wir es dagegen, dafs Hr. B.

das, was sich in den Conciliensammlungen hierher Gehöriges finden dürfte, nicht berücksichtigt hat. Es läſst sich für diese Ausschlieſsung kein vernünftiger Grund denken, und es dürfte sich eine reiche Ausbeute in denselben finden.

Eben so wenig sind wir damit einverstanden, daſs Hr. B. nicht Alles aufgenommen hat, wo das Jahr der Ausstellung unbekannt oder die Person des Ausstellers zweifelhaft ist. Daſs das Jahr der Ausstellung unbekannt ist, kann um so weniger ein Grund seyn, eine Urkunde auszuschlieſsen, als nach dem eigenen Geständniſs des Verfs. sich gerade hierunter vorzüglich Wichtiges befindet, er auch selbst S. 7. eine Urkunde aufgenommen hat, wo das Jahr der Ausstellung unbekannt ist.

Ueber die äuſsere und innere Einrichtung der Sammlung hat sich Hr. B. nicht näher erklärt, wir zweifeln jedoch keinen Augenblick, daſs sie allen billigen Erwartungen entsprechen wird. Was das Format betrifft, so möchte groſs Octav das zweckmäſsigste und zum Handgebrauch bequemste seyn. Das Ganze dürfte wohl nicht mehr als zwei mäſsige Bände betragen.

Bei dem regen Eifer, womit in der neuesten Zeit das Studium der deutschen Geschichte betrieben wird, und den Forschungen, welche in den Archiven nach Urkunden über dieselbe angestellt werden, ist es sehr wahrscheinlich, daſs noch manche bis jetzt unbekannte Reichsgesetze aufgefunden werden. Dessenungeachtet wünschen wir nicht, daſs Hr. B. deshalb die Herausgabe der von ihm angekündigten Sammlung länger verschiebe; er gebe einstweilen das bis jetzt Aufgefundene; Urkunden, welche erst später aufgefunden werden sollten, können dann in einem Supplementbande nachgetragen werden.

Durch die Ausführlichkeit, mit der wir von diesem an Bogenzahl kleinen, aber an Gehalt wichtigen Werkchen gesprochen, glauben wir dem Verf. einen unzweideutigen Beweis unserer Hochachtung gegeben zu haben, und schlieſsen mit dem Wunsche, daſs die Sammlung selbst recht bald erscheinen möchte.

Vorlesungen über die Naturlehre zur Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. Von H. W. Brandes, Prof. in Leipzig. Dritter Th. mit 6 Kupf. Leipz. 1832. Inhalts-Anzeige VII S. Text 531 S. 8.

Ref. hat die beiden ersten Theile dieses schätzbaren Werkes bereits (Jahrg. 1831. Heft VII. S. 699.) angezeigt, und bei dieser Gelegenheit zugleich die Eigenthümlichkeiten desselben im Allgemeinen bezeichnet, weswegen es bei der Beurtheilung dieses dritten und letzten Theiles aufser einer Angabe des Inhalts blos der Versicherung bedarf, dafs der Verf. dem ursprünglich befolgten Plane auch in diesem vollkommen treu geblieben sey. Inzwischen wird es erlaubt seyn, auch jetzt, nach der vollständigen Uebersicht des Ganzen, die Versicherung hinzuzufügen, dafs es immer mehr als ein zweckmäfsiges und nützliches Unternehmen erscheinen wird, die Lehren der Physik, ohne Aufopferung der Gründlichkeit in den Untersuchungen, von ihrem gewöhnlichen mathematischen Gewande zu befreien, und ohne das Hülfsmittel der geometrischen Formeln vorzutragen. Zudem ist es ohne Widerrede sehr vortheilhaft, über eine so weitläuftige, auf ernste Anstrengung des Nachdenkens so gerechte Ansprüche machenden Wissenschaft mehrere nach verschiedenen Planen verfafste Lehrbücher zu besitzen, und der aufmerksame Leser wird gewifs keins derselben ohne bedeutenden Gewinn für seine Kenntnisse aus der Hand legen, sobald sie nur insgesammt von solchen Gelehrten verfafst sind, die sich durch anhaltendes Studium mit dem Ganzen der Wissenschaft vertraut gemacht haben, wogegen blofse Compilationen, selbst wenn sie durchaus keine Unrichtigkeiten enthalten, den Geist nicht ansprechen und keine Belehrung gewähren. Um theils eine Probe von der Schreibart des Verfs, theils zugleich dessen richtige Ansichten des Standpunctes mitzutheilen, auf welchem sich die Naturlehre gegenwärtig befindet, möge der Schlufs des ganzen Werkes S. 531. hier wiedergegeben werden. „Was den Erfolg unserer Bemühungen, die Erscheinungen der Natur in ihrem Zusammenhange

zu übersehen, die Gesetze ihrer Verbindungen kennen zu lernen, betrifft, so habe ich zwar oft das Bekenntnifs ablegen müssen, dafs vieles uns noch dunkel sey, vieles noch zu untersuchen übrig bleibe; aber dennoch hoffe ich sagen zu können, dafs man nicht ohne Freude den Reichthum unserer Kenntnisse, das gelungene Bestreben der Physiker, die Erscheinungen in einem Systeme zu vereinigen, erkennen wird. Und an die Freude über das, was wir besitzen, knüpft sich die Hoffnung auf immer reichere Kenntnisse, auf immer vollendetere Einsicht in die Natur, die nie erschöpft, dem Menschengeschlechte stets neue Wunder darbieten wird. Möge nur diese vermehrte Einsicht auch durch weise Anwendung immer mehr zum Wohl der menschlichen Gesellschaft beitragen, möge dadurch die Zahl der Leiden, mit denen das menschliche Geschlecht umgeben ist, vermindert werden; aber möge auch nie die Demuth aus den Herzen der Menschen entweichen, anzuerkennen, dafs selbst die gröfste menschliche Weisheit nicht zu einer vollkommenen Herrschaft über die Natur führt, und dafs wir die Heilung zahlreicher Leiden und Gebrechen, welche die Menschheit drücken, von keiner irdischen Hand erwarten dürfen."

Es wird hier genügen, blos den Inhalt auch dieses Theiles kurz anzuzeigen, und namentlich dürfte es nicht geeignet seyn, in ausführliche Erörterungen einiger schwieriger Probleme einzugehen, worüber noch gegenwärtig unter den Physikern verschiedene Ansichten herrschen, um so mehr, als Ref. mit dem Systeme des Verfs. im Wesentlichen vollkommen einverstanden ist. Der Band enthält zuerst die Wärmelehre, dann die Untersuchungen über die elektrischen und über die magnetischen Erscheinungen im Ganzen in 32 Vorlesungen, wovon der ersteren 12, den zweiten gleichfalls 12, und den dritten endlich die übrigen 8 gewidmet sind. Der Verf. erklärt sich im Allgemeinen für die Annahme eines Wärmestoffes, dessen hauptsächliche Wirksamkeit sich in der Ausdehnung aller Körper zeigt, an deren Nachweisung sich dann

die Beschreibungen der Thermometer und Pyrometer reihen. Unter den letzteren sind Wedgwood's und Pouillet's Vorschläge nicht erwähnt, vermuthlich weil ersteres zu unsicher und letzteres noch nicht eigentlich in Gebrauch gekommen ist, zugleich aber ersieht man hieraus am besten den Reichthum der Wissenschaft, daſs man auch bei gröſser Ausführlichkeit dennoch nicht alles Einzelne aufnehmen darf. Uebrigens findet man hier keineswegs blos theoretische Untersuchungen, vielmehr sind damit allezeit die praktischen Anwendungen verbunden, was den Werth des Werkes bedeutend erhöhet. So ist unter andern gezeigt, daſs die Ausdehnung der Körper durch Wärme das Zerspringen spröder Gefäſse, das Bersten und Abspringen der Holztheile bewirkt, auch die sogenannten Compensationen nothwendig macht. Das Tönen mancher Körper beim Erkalten wird sinnreich aus einer allmählig stattfindenden ungleichen Zusammenziehung der einzelnen Theile abgeleitet, die sich als ruckweise erfolgend fast allgemein durch ein knackendes Getöse kund giebt; auf alle Fälle ist diese Erklärung jedoch schwerlich anwendbar, denn namentlich fängt das Trevelyan-Instrument bei steigender Temperatur von selbst an zu tönen, tönt fort bei schneller oder langsamer Wärmeverminderung, und Ref. hat sein Exemplar bereits mehrmals sogar zwei bis drei Stunden bei fortgesetzten sichtbaren Bebungen ununterbrochen tönen gehört, wenn die verkleinerte Weingeistflamme ein Herabsinken unter die erforderliche Temperatur hinderte, auſserdem aber müſste dieser Apparat wohl beim schnelleren Erkalten die in gleichen Zeiten zahlreicher erfolgenden Zusammenziehungen durch einen höheren Ton verkündigen, was jedoch nicht der Fall ist. Das Verhältniſs zwischen Licht und Wärme, oher diejenigen Phänomene, bei denen die Wirkungen der Wärme mit einem gröſseren, geringeren oder gar keinem Leuchten vereinigt sind, werden blos rücksichtlich der Erscheinungen mitgetheilt, eben wie diejenigen, welche zu der sogenannten Wärmestrahlung gehören, indem zwar eine auffallende Aehnlichkeit zwi-

schen dem Verhalten der Wärme und des Lichtes in vielen Fällen unverkennbar statt findet, in andern aber unleugbar eine merkliche Verschiedenheit obwaltet, und der Verf. daher den triftigen Einwendungen gegen die Annahme einer wesentlichen Aehnlichkeit beider hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren läfst. Sehr schätzenswerth aber ist eine kurze Uebersicht der einfachen Sätze, welche Fourier in seinem bekannten Werke so sehr mit dem Luxus eines schwierigen mathematischen Calcüls ausgestattet vorgetragen hat, dafs eben deswegen der physikalische Gehalt nur mit grofser Mühe aufgefunden wird. Allerdings stimmen manche der von diesem berühmten Geometer erhaltenen Resultate mit bekannten Erscheinungen überein; ob jedoch die Theorie der Wärme wesentlich dadurch gefördert sey, und man die aufgestellten Prämissen als hinlänglich begründet betrachten dürfe, wenn sie dieses nicht ohnehin schon sind, hierüber mit einiger Sicherheit zu entscheiden, ist ausnehmend schwierig. Um so mehr aber wird man allgemein die hier gegebene lichtvolle Darstellung eines an sich so dunkeln Gegenstandes dankbar aufnehmen.

Ueberall werden zwischen die der Natur der Sache nach etwas dunkeln und schwierigen Untersuchungen praktische Anwendungen und leichter aufzufassende Thatsachen eingeschoben, was man nicht anders als sehr zweckmäfsig nennen kann, in sofern dadurch dem Leser Gelegenheit zum Ausruhen von angestrengterem Nachdenken gegeben wird. So folgt z. B. auf die Bestimmung der specifischen und relativen Wärme eine Betrachtung über die Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren, über das spec. Gewicht des Eises, über Polareismassen und das Eis der hohen Bergspitzen und Gletscher. Dafs die Frage über den absoluten Nullpunct aus den bisher darüber aufgestellten Theorieen schwerlich nur mit einiger Sicherheit, vielweniger aber genügend beantwortet werden könne, ist mit wenigen Worten sehr lichtvoll nachgewiesen. Der weitläuftigen und zugleich für die Anwen-

dung so wichtigen Lehre von den Dämpfen sind zwei Vorlesungen gewidmet, die siebente gröfstentheils den theoretischen Bestimmungen ihrer Dichtigkeit, Elasticität u. s. w., die achte einer Angabe des vielfachen Gebrauches, welchen die Technik von ihnen macht, wobei übrigens mit Recht dem Schiefspulver ein entschiedener Vorzug als ballistischem Mittel eingeräumt wird, woran gegenwärtig von denen, die sich früher übertriebene Vorstellungen von der Wirksamkeit der Dämpfe in dieser Beziehung machten, schwerlich gezweifelt werden kann, da von der glänzenden Erfindung der Dampfkanonen kaum mehr etwas verlautet. Die gröfstentheils zur Meteorologie gehörigen Erscheinungen, wobei die Bildung und Niederschlagung des Dampfes eine vorzügliche Rolle spielt, als der Thau, der Regen, die Wolken u. s. w. nebst der Hygrometrie machen den Inhalt der beiden folgenden Capitel aus, worauf dann die beiden letzten die Theorie des Verbrennens mit den zahlreichen hierunter zu rechnenden Phänomenen enthalten. Man findet daher hier auch das Wesentlichste über Oefen und Feuerherde, über die Flamme und die Gasbeleuchtung, über Davy's Glühlämpchen und Sicherheitslampen, über das Knallgasgebläse, über Selbstentzündungen und die Feuerzeuge mit Platinschwamm, so weit die mit Ueberlegung bestimmten, und mit Consequenz beobachteten Grenzen des Werkes eine Ausführung aller dieser interessanten Gegenstände gestatten.

In der Elektricitätslehre findet man die bis jetzt hinlänglich ausgemachten Thatsachen mit genügender Vollständigkeit zusammengestellt, und zugleich sind die wichtigsten Versuche, nebst den dazu erforderlichen Apparaten, so genau beschrieben, dafs jeder Anfänger in dieser Wissenschaft, wenn er gehöriges Interesse für die Sache und nur einige manuelle Fertigkeit besitzt, die Erscheinungen sämmtlich zu seiner Belehrung vermittelst einfacher Vorrichtungen hervorrufen und beobachten kann. Zugleich hat der Verf. einige der wichtigsten Aufgaben

durch Wiederholung der bereits bekannten Versuche und durch Abänderungen derselben näher bestimmt, fester begründet und mehr aufgeklärt. Rücksichtlich der Theorie wird gezeigt, daſs die Franklin'sche Hypothese allerdings die meisten Phänomene genügend erklärt, einige sogar noch leichter als die entgegengesetzte dualistische, welche letztere jedoch der Gesammtheit der Erscheinungen am leichtesten anzupassen ist. Hierbei zeigt es sich aber, daſs wir sonach noch kein eigentliches *experimentum crucis* haben, was mit der einen von beiden Hypothesen durchaus unvereinbar wäre, wie in der Optik der berühmte Interferenzenversuch doch wohl seyn möchte, den noch niemand der Emanationstheorie anzupassen unternommen hat. Das einzige Phänomen, was in dieser Beziehung übrig bleibt, nachdem auch die Erman'sche polare Leitungsfähigkeit der verschiedenen Körper durch Ohm wankend gemacht ist, dürfte doch wohl das durch van Moll beobachtete seyn, daſs der Batteriefunke in ein dünnes Metallblättchen, wenn es zwischen den beiden Kugeln des Henley'schen allgemeinen Entladers in einer geringen Entfernung von ihnen abstehend gehalten wird, jederzeit zwei, nach beiden entgegengesetzten Seiten ausgebogene, Löcher schlägt, wobei es kaum möglich scheint, die zwei auffallend verschiedenen Bahnen der elektrischen Funken auf einen einzigen Strom zurückzuführen, wenn man nicht zu einer neuen, und zugleich unnatürlichen, Hypothese seine Zuflucht nehmen will, um eine bereits mehrfach nicht hinlänglich genügende Theorie aufrecht zu erhalten. Dieser interessante Versuch ist hier übrigens nicht vorzüglich hervorgehoben. Unter den Elektrisirmaschinen, deren Construction genau beschrieben ist, giebt der Verf. mit Recht den aus Spiegelscheiben verfertigten rücksichtlich der Stärke ihrer Wirkungen den Vorzug, und es würde dieses noch unbedingter geschehen, wenn die Leistungen der in Wien verfertigten bereits allgemeiner bekannt wären, denn die kleine von Fister daselbst gebauete übertrifft ohne Widerrede alles, was bis daher in dieser Beziehung geleistet

ist, auch steht die dortige im polytechnischen Institute an Gröfse und Wirksamkeit weit über der berühmten Harlemer.

Die Erscheinungen, welche zur sogenannten Vertheilung der Elektricität gehören, und in theoretischer Hinsicht wohl als die wichtigsten zu betrachten sind, der ungleiche elektrische Zustand der Körper, die sich im Wirkungskreise eines anderen geladenen befinden, eben wie die Versuche mit dem Probescheibchen, findet man hier eben so vollständig als gründlich erläutert. Dabei wirft der Verf. die Frage als mindestens nicht durchaus absurd auf, wie sich wohl ein Körper verhalten möge, dem beide Elektricitäten entzogen wären, und findet diese nach der Franklin'schen Theorie überall unzulässig. Dieses ist in sofern allerdings unbestreitbar, als man nach dieser nur eine einzige elektrische Materie annimmt, mithin von einer Entfernung zweier schon an sich die Rede nicht seyn kann; dagegen aber würde eben nach dieser die nahe verwandte Frage über gänzliche Abwesenheit aller Elektricität, oder über den absoluten elektrischen Nullpunct, ganz eigentlich zulässig seyn, da selbst der negativ elektrische Zustand ein mehr oder minder vollkommener seyn kann, in sofern er sich weiter vom mittleren Sättigungspuncte, oder dem 0 elektrischen Zustande, entfernt. Nach der dualistischen Hypothese dagegen ist eine solche Abwesenheit aller Elektricität durchaus unmöglich, weil ein jeder Körper einem jeden anderen die eine der beiden Elektricitäten in eben dem Mafse zuführt oder deren Spannung vermehrt, in welchem er ihn der andern beraubt. Auch Poisson's und Coulomb's leicht schwierig erscheinende Darstellung des eigentlichen Verhaltens der Körper bei der Aufhebung des elektrischen Gleichgewichts, nebst den zahlreichen, hieraus abgeleiteten, Folgerungen findet man hier sehr lichtvoll dargestellt, in welcher Beziehung hauptsächlich die S. 260 ff. gegebene Erläuterung über die Wirkung der Spitzen eine Erwähnung verdient. Ueber die Anlegung

der Blitzableiter wird es wegen der Wichtigkeit dieser Aufgabe allerdings erlaubt seyn, eine Bemerkung hinzuzufügen. Nach dem Verf. soll die ableitende Stange tief in die feuchte Erde herabgesenkt werden, nach Pfaff dagegen in mehreren Zweigen der Oberfläche näher ausgebreitet seyn. Gegen den letzteren Vorschlag wird allerdings mit Grunde angeführt, dafs durch starkes Austrocknen des Bodens die Leitungsfähigkeit desselben aufgehoben seyn könnte, allein es läfst sich wohl mit Grunde annehmen, dafs eine solche grofse Dürre in der Nähe von Gebäuden, die den Sonnenstrahlen in der Regel nicht verstatten, den Boden während des ganzen Tages zu treffen, bis zur Tiefe von mehr als etwa nur einen Fufs sicher niemals statt finden wird. Senkt man dagegen die Stange zu tief herab, so dafs sie das Wasser selbst erreicht, oder führt man sie andern Vorschriften nach sogar in einen Brunnen oder Teich, wobei zugleich die durch die mehreren Verzweigungen bezweckte Menge der Berührungspuncte mit der oberen Erdkruste bei einer einzigen Stange immerhin geringe seyn kann, so zeigt die Erfahrung übereinstimmend mit der bekannten sehr geringen Leitungsfähigkeit des reinen Wassers, dafs der Blitz nicht selten den Ableiter verläfst, und auf der Bahn der ihm dargebotenen besseren Leitung bedeutenden Schaden anrichtet.

Ueber die vortreffliche Behandlung der Erscheinungen, die zur sogenannten Berührungs- oder Volta'schen-Elektricität gehören, überhebt sich Ref. aller in's Einzelne gehenden Bemerkungen, jedoch wird man ungern unter den beschriebenen, zur Erzeugung dieser Elektricität dienenden Apparaten die gewundenen vermissen, die einzeln und vereint wohl die stärksten Wirkungen geben, wenn nur beide Metalle nicht zu weit von einander abstehen. Rücksichtlich der Theorie der Volta'schen Säule zeigt der Verf., dafs die ursprünglich vom Erfinder derselben selbst aufgestellte, aller vielfachen Einwendungen ungeachtet, dennoch immer den Vorzug behauptet.

Mit gleicher Deutlichkeit und für den vorgesetzten Zweck genügenden Vollständigkeit, als die übrigen Abschnitte, ist auch die Lehre vom Magnetismus vorgetragen. Im Ganzen folgt der Verf. der sich sehr empfehlenden Hypothese, wonach die magnetische Materie in den verschiedenen Körpern auf eine ähnliche Weise vertheilt wird, als die elektrische in den sogenannten Leitern und Nichtleitern, nur mit dem Unterschiede, daſs die magnetische Leitungsfähigkeit der Körper entweder ausnehmend stark oder sehr schwach ist, und keineswegs so viele Abstufungen durchläuft, als die elektrische, sonstige Verschiedenheiten nicht zu erwähnen, die übrigens sogleich einen Unterschied zwischen beiden Potenzen bedingen, und der Theorie Ampère's nicht zusagen. Zur Erläuterung der Erscheinungen des tellurischen Magnetismus ist eine Charte mit den verschiedenen magnetischen Linien beigefügt, wobei zwar einige ältere Bestimmungen noch beibehalten sind, allein da über dieses weitläuftige Problem fast täglich neue Thatsachen zu den bereits bekannten hinzukommen, welche diese mitunter bedeutend abändern, die ganze Sache ohnehin nicht ohne groſse Mühe deutlich vorstellbar wird, so ist eine solche erleichternde und gleichsam versinnlichende Uebersicht auf allen Fall dankbar aufzunehmen. An die Erklärung der magnetischen Phänomene findet man hier eine Beschreibung des Nordlichtes angereihet, was nach dem gegenwärtigen Standpuncte unserer Kenntnisse hierüber kaum anders seyn kann, da man dem Verf. beipflichten muſs, wenn er über diese merkwürdigen Erscheinungen sagt, daſs ihre Einwirkung auf die Magnetnadel wohl als gewiſs zu betrachten sey, ihre Verbindung mit der Elektricität aber selbst nach den Beobachtungen von Foster und Capitän Franklin noch zweifelhaft bleibe. Inzwischen erlaubt sich Ref. im Allgemeinen hierüber die unmaſsgebliche Bemerkung, daſs nur sehr wenig Elektricität dazu gehöre, um eine Bewegung der Magnetnadel zu bewirken, aber eine bis jetzt kaum noch zu schätzende Intensität des Magnetismus, um nur ein

sehr winziges Fünkchen zu erzeugen, und dafs es daher dennoch immerhin leichter seyn dürfte, da einmal ein mit Magnetismus verbundenes Leuchten zum Wesen des Nordlichts gehört, den Magnetismus aus einem elektrischen Leuchten abzuleiten, als das sehr intensive Licht für eine Folge des auf allen Fall nur sehr schwachen Magnetismus zu betrachten. Ref. hat eine hierauf gebauete Hypothese so eben in seiner Monographie des Nordlichts (Gehler Bd. VII. Abth. 1. p. 113.) ausführlich durchzuführen und bekannten Phänomenen anzupassen sich bemühet. Poisson's Theorie der magnetischen Erscheinungen wird vom Verf. in einer kurzen und leicht faſslichen Uebersicht mitgetheilt; inzwischen sind schwerlich die Thatsachen zur Begründung einer solchen mathematischen Bearbeitung schon gegenwärtig hinlänglich ausgemacht. Die Erscheinungen des Rotationsmagnetismus nach Arago findet man hier vollständiger beschrieben, als dieses sonst in den Handbüchern der Fall zu seyn pflegt; aber dieses ist gerade gegenwärtig sehr zweckmäfsig, weil man durch eine genauere Kenntnifs dieser Phänomene in den Stand gesetzt wird, zu beurtheilen, ob und in wie fern dieselben mit den neuerdings durch Faraday aufgefundenen im Zusammenhange stehen.

Zur Erklärung der elektromagnetischen Erscheinungen scheint der Verf. nicht abgeneigt, der durch Ampère aufgestellten Theorie beizupflichten, wobei er jedoch das Gewicht derjenigen Einwendungen keineswegs verkennt, die derselben bereits entgegengestellt sind. So viel ist wohl gewifs, dafs es nicht schwer fällt, die einzige dieser genannten bisher entgegengesetzte Hypothese des Transversalmagnetismus als unhaltbar nachzuweisen, aber dieses entscheidet keineswegs für die durch Ampère und seine Anhänger vertheidigte, welche die magnetischen Bewegungen geometrisch construirt, diesen jedoch elektrische Strömungen unterschiebt, die letzteren aber zugleich in ihrer Wesenheit dadurch wieder aufhebt, dafs sie die factisch begründete Isolirung der

Elektricität durch Nichtleiter nicht blos unberücksichtigt läfst, sondern sogar das Gegentheil als stattfindend annimmt, weswegen der scharfsinnige H. Davy hierin allezeit ein unwiderlegliches Argument gegen die Annahme der Identität dieser beiden Potenzen fand. Allerdings mufs es dem skeptischen Forscher als ein seltsamer Sprung in der Argumentation erscheinen, dafs man nur durch Hülfe der Isolirung Elektricität (die ihre wesentliche Eigenschaft, Isolatoren nicht zu durchdringen, fortwährend unwidersprechlich beibehält) erzeugt werden, und diese dann ohne alle weitere Modification als Magnetismus auftreten läfst, der durch jene Isolatoren nicht zurückgehalten wird, ja dafs man annimmt, die nämliche Elektricität, die ihrer geringen Spannung wegen die dünnste Lage von Seidenzeug nicht durchdringt, vermöge nicht blos diese, sondern auch die isolirende Luft auf zehn und mehrere Fufs Entfernung zu durchdringen, um die Magnetnadel in Beweguug zu setzen, sobald es nur beliebt, ihr den Namen Magnetismus zu geben, den sie sich dadurch erwirbt, dafs sie ihrem sonstigen Verhalten zuwider im Leitungsdrahte (dem Rheophore nach Ampère) nicht einfach fortströmt, sondern denselben in grofsen Windungen umkreiset, wobei sie gleichzeitig und identisch Elektricität und auch Magnetismus seyend als erstere die isolirende Hülle nicht durchdringt, als letzterer aber dadurch nicht gehindert wird. Ref. findet seiner Seits die Einfachheit in der Wirkungsart der Natur auch in diesen Erscheinungen bestätigt, wenn man annimmt, dafs auf gleiche Weise, als die zuverlässig nicht gleichen Potenzen, Licht und Wärme, sich wechselseitig hervorrufen, dieses auch bei der Elektricität und Wärme, noch auffallender aber bei der Elektricität und dem Magnetismus stattfinde. Eine Menge Schwierigkeiten, welche bei der Annahme dieser Hypothese sich einer genügenden Erklärung aller verschiedenartigen Phänomene entgegenstellen, werden aber sofort verschwinden, wenn man nur berücksichtigt, dafs alle unwägbare Potenzen die Natur der Flüssigkeit nicht

verleugnen können; alle uns bekannte Flüssigkeiten aber zeigen bei ihrem Fortströmen eine wellenartige Bewegung, und diese müssen wir daher auch bei jenem um so viel weniger außer Acht lassen, je auffallender ihre Wirkungen beim Lichte sind, und je bedeutender die Wirksamkeit der Schallwellen hervortreten. Es würde jedoch hier zu weit führen, diese allgemeine Andeutung in ihrer Anwendung auf einzelne Fälle zu verfolgen.

Endlich möge diese Anzeige eines seines inneren Gehaltes wegen für die physikalische Literatur so ausnehmend wichtigen Werkes noch mit der Bemerkung schließen, daß auch auf den sauberen Kupfertafeln eine sehr vollständige Auswahl der für die Kenntniß der Phänomene unentbehrlichen Apparate nach ihren wesentlichsten Theilen dargestellt ist.

Muncke.

Quadro in musaico, scoperto in Pompei a di 24. Ottobre 1831; descritto ed esposto in alcune tavole dimostrative dal Car. Antonio Niccolini. Ed 2. con aggiunte dell' Autore. Prato, 1832. 98 S. 4. und 12 Kupfertafeln.

Der Schreiber dieses unternimmt die Anzeige dieses Werkes, zu der ihn seine Studien zur Zeit noch sehr wenig befugt machen, hauptsächlich weil er die Gelegenheit hatte, den darin behandelten Gegenstand an Ort und Stelle selbst zu sehen, und weil er es für wünschenswerth hält, daß derselbe in Deutschland bekannter werde, wozu eine Verbreitung dieses Werkes und der darin enthaltenen Kupferstiche am dienlichsten wirken würde, weil die letzteren durch eine Beilage, die das Morgenblatt im December vorigen Jahres ausgab, nur höchst unvortheilhaft vertreten werden. Das Auffinden dieses Mosaiks in Pompeji (in dem sogenannten Hause des Faunen) ist ein Ereigniß, das die Beurtheilung der alten Malerei einmal von einer ganz anderen Seite her erstaunlich fördert, als es die fortgesetzten Ausgrabungen von

Wandgemälden in Pompeji je thun könnten, als es so viele andere sonst sehr merkwürdige Entdeckungen thun könnten, wie z. B. die nähere Bekanntschaft mit den Hypogeen von Corneto, um die sich, seitdem einmal Winckelmann darauf aufmerksam gemacht hatte, erst wieder Kestner, Stackelberg u. A. verdient gemacht haben. Es ist ein so bedeutender Fund, dafs man über seinem höheren Interesse das sonst gewifs nicht unwesentliche Verdienst, dafs dieses Stück nebst einigen kleineren dabei gefundenen alle alten Mosaike an Vollkommenheit weit übertrifft, ganz zu übersehen gewohnt ward. Die Entdeckung dieses Kunstwerkes mufs die hartnäckigsten Zweifler bekehren, mufs sie belehren, dafs man aus den Wandmalereien kleiner Landstädte, in denen allerdings bekannte Gemälde der Meister oft copirt seyn mögen, wohl im Allgemeinen einen Begriff von der Art des Componirens unter den Alten erhalten, nie aber weder den Grad ihrer technischen Fertigkeit, noch auch den eigentlichen Geist ihrer Malereien beurtheilen konnte, und dafs in der That der auf keine Weise hinlänglich erklärbare Abstand zwischen den beiden Hauptzweigen der bildenden Künste, den man so gerne annahm, nicht Statt hatte.

Das Mosaik, von dem das vor uns liegende Buch handelt, ist von etwas mehr als neunzehn Palm Breite und über zehn P. Höhe. Zur Linken ist es beträchtlich beschädigt, rechts an einigen Stellen schlecht reparirt, was zu der Vermuthung Anlafs gab, es sey von dem Erdbeben, das dem völligen Untergang von Pompeji wenige Jahre vorausging, verdorben, und dann dessen Ausbesserung ungeschickt versucht worden. Der Grund ist weifs; ein Hintergrund fehlt; die Luftperspective ist wenig beobachtet. „Was die materielle Ausführung betrifft," sagt der Verf. unsers Buches, „so läfst sie nichts zu wünschen übrig. Das Werk ist nicht in Stiften von Glasflufs gearbeitet, sondern in kostbaren Marmorstückchen von natürlicher Farbe, die mit der gröfsten Sorg-

falt zusammengesetzt, vollkommen geglättet und sehr klein sind; ich habe an verschiedenen Stellen deren 78 bis 89 in dem Raum eines Quadratzolls des Palms gezählt, so dafs auf jeden □ Palm 6942 Stückchen kommen würden, und das Ganze hält ohne den Rand etwa 198 □ Palmen." Der Verf. hat seinem Werke, aufser mehreren Platten von verschiedenen Details und Hülfsmitteln zur Erklärung einen Kupferstich, der das Ganze darstellt, beigefügt, mit dem er offenbar mehr gesucht hat, die muthmafsliche Beschaffenheit des Originalgemäldes, das in diesem Mosaik copirt ist, dem Betrachter zu veranschaulichen, als ihm einen vollkommenen Begriff von dem Mosaik selbst zu geben. Hierzu würde mehr von jener gewissenhafteren Treue gehören, die man in Zahn's pompejanischen Zeichnungen findet; denn ganz frei von Schmeichelei, ganz anspruchlos ist dieser Stich nicht; auch nicht einmal da überall gleich genau, wo das Schmeicheln nicht Absicht war. Das Berufen auf Autopsie kann freilich unsern Lesern zu nichts nützen, und mit einer zweiten öffentlichen Zeichnung können wir noch nicht vergleichen; wenn man aber nur den durchgezeichneten Kopf, der sich in unserem Werke beigefügt findet, und den wir sogleich noch näher erwähnen werden, mit dem entsprechenden im Kupferstiche vergleicht, so wird man strengere Genauigkeit etwas vermissen. Demungeachtet ist der Eindruck, den die Platte im Allgemeinen macht, ziemlich gut und adäquat; das Grofsartige freilich (die Figuren sind 3/4 Lebensgröfse) könnte nur durch das gleiche Mafs erreicht werden; der griechische Cothurn hatte seinen Zweck, und uns schien es immer, als ob erhabenen Gegenständen die kleine Form, wie z. B. in Raphael's Ezechiel und Overbek's Elias, nur schade.

(Die Fortsetzung folgt.)

Niccolini, Quadro in musaico.

(Fortsetzung.)

Jenen Zweck, eine deutliche Vorstellung von dem Mosaik selbst zu geben, suchte der Verfasser dadurch zu erreichen, dafs er eine besondere Tafel beifügte, in der er einen durchgezeichneten und genau colorirten Kopf vorlegt, aus dem man aufs genaueste die Art der Ausführung ersehen kann. Er bemerkt dabei p. 13: *„La quale testa, se verrà posto sotto ad una lente che la impicciolisca, come le due precedenti* (welche sehr schön ausgeführt sind), *comparirà avere lo stesso effetto di luce e di ombre, acquistando ad un tempo forza e vivacità nel suo colorito; lo che avverrà dell' intero quadro reduto con acchiallino che tutto lo ristringa, poichè nel suo impiccolimento spariscono le imperfezioni della sua esecuzione, e si armonizzano mirabilmente la viva espressione delle figure, il vigore del colorito, e l'effetto del chiaroscuro, non altrimenti che in egregio dipinto.*

Der Gegenstand ist eine Schlacht zwischen Persern und Griechen; wie man gleich anfangs annahm, zwischen Alexander und Darius. Den Stand des Treffens kündigt die Nähe der beiden Führer oder Könige an, von denen der persische rechts zu Wagen ist, der griechische links, wie die meisten Figuren, zu Pferde. Der höchste Punct der Entscheidung ist gewählt, und die Kunst, mit welcher der Erfinder in geringen und bedeutenden Merkmalen den Moment, den er auffafste, charakterisirt, ist ganz aufserordentlich. Die Mitte des Bildes nimmt ein persischer Reiter ein, dessen Pferd mit einer abgebrochenen Lanzenspitze hinter dem rechten Vorderschenkel verwundet, auf das abgestorbene Bein gesunken und mit dem andern in den Zügel verwickelt

ist; indem der Reiter von dem gestürzten Thiere abzusteigen strebte, durchstöfst ihn der siegreiche Führer der Griechen mit der langen Sarisse; jener hat das Schwert, das er im Begriff war aus der Scheide zu ziehen, fahren lassen, fafst krampfhaft nach dem Spiefs, der ihm den Unterleib durchbohrt, und malt in seinem Gesichte Grausen und Schmerz. Auf ihn und seinen Fall concentrirt sich das Allereinzelnste in dem ganzen Gemälde, so reich an Figuren und Handlungen es ist. Es scheint, Er war die letzte Stütze des besiegten Heeres. Auf den harten Kampf, der vorherging, deuten auch noch in dem Fragmente, das leider auf der linken Seite allein übrig ist, gestürzte Männer, zerstreute Waffen, der Helm, den der griechische Stratege verlor, und zwei von den ihn Umgebenden, die Wunden an den Köpfen tragen; hinter der Vorderscene scheint ein Wald von entgegengerichteten Lanzen zu verkünden, dafs noch eine Schaar von Persern den andrängenden Feinden hinter dem Wagen des Königs Widerstand leistet. Bei dem Blick auf den Sturz jenes Reiters giebt jeder Perser die Sache völlig verloren. Der Nächststehende, der ihm vielleicht von dem verwundeten Pferde hatte helfen wollen, eilt mit einem Blicke des Kummers, den er auf den mit dem Tode Ringenden wirft, sich auf sein bäumendes Pferd zu schwingen — eine prachtvolle Gruppe! Der König ist mit dem vollen Körper gegen den Fallenden gewandt, prefst mit der einen Hand den Bogen und reicht mit der anderen nach dem ihm theueren Unglücklichen; sein Blick ist Entsetzen und grofser Schmerz, sein Haar sträubt sich, sein Mund ist zum Schrei geöffnet, seine Züge sind etwas verzerrt. Das Schreckliche des Augenblicks und der Antheil an dem Durchbohrten machen ihn seiner selbst vergessen; um so besorgter ist sein Wagenlenker, der das Viergespann mit so plötzlicher Eile zur Flucht wendet, dafs drei befreundete Krieger durch Wagen und Pferde gestürzt werden und sich unter den Hufen und Rädern aufzuraffen suchen; ein vierter, weiter hinten, dem der Wagenlenker, die Geifsel schwingend,

einen zornigen Blick zuzuwerfen scheint, ist, wie uns dünkt, zwischen Rad und Zugpferd mit seinem Rosse hineingerathen; er schien in Eile dem Gestürzten zu Hülfe kommen zu wollen, sein Blick hängt, wie der des aufschreienden und von Furcht erfüllten Fahnenträgers neben ihm, eben so entsetzt auf jenem, und er faſst in Verzweiflung nach seinem Haupte. Zur Seite des Wagens sieht man die griechischen Helme vorwärts dringen und den Wagen umzingeln; das rückgewandte Gesicht des Nächstvordersten deutet an, daſs auch diese Bewegung in Verbindung mit dem Fall des Persers steht; hinten winkt ein aufgehobener persischer Arm um Hülfe, und der äuſserste Kämpfer zur Rechten, der den Blick ganz allein unter allen, welche sämmtlich nur Sinn für jenen Vorfechter zu haben scheinen, nach jener Seite gerichtet hat, erkennt die Gefahr, die von dorten droht, ballt die Faust und man sieht ihm den Fluch auf der Lippe schweben.

Das Charakteristischste an diesem Bilde ist die strenge Einheit der Handlung, die man in dieser Schilderung erkennen wird, in welche fast alle sichtbaren Personen des Gemäldes aufgehen; und dies bildet auch einen der gröſsten Vorzüge desselben, wenigstens für den, der in einem Bilde auſser der Fertigkeit des Pinsels auch einen Gedanken sucht, oder der von einer dargestellten Begebenheit Gefühle angeregt, und nicht blos mit mannichfaltigen bunten Scenen das Auge zerstreut haben will. Einen ganz lächerlichen Vorwurf macht daher der Verf. unseres Buches dem Künstler, wenn er p. 31. sagt: *E qui mi sia concesso asserire che l'esimio artista, di cui abbiamo ammirato l'incomparabile ingegno e la sagacità nel far conoscere le più piccole circostanze del suo soggetto, non poteva trascurare in esso una cosa essenzialissima, quale sarebbe stata quella di caratterizzare lo scontro de' due grande rivali colla espressione dell' ansietà, che l'uno aver dovera per l'altro in quel desiderato e temuto momento, espressione non indicata nei due personaggi del quadro nemmeno da*

uno sguardo. E se si dice che essi sono distratti, uno in ferire, l'altro in compassionare il ferito, soggiungo che Alessandro e Dario nel trovarsi la prima volta in presenza non avrebbero potuto, per qualunque causa, restare indifferenti ad un' incontro per essi cotanto interessante, o che in ogni supposizione, l'antico artista avrebbe in altra guisa rappresentato quel momento e quel' caso. Man kann hierauf mit nichts besser antworten, als mit einem Bilde von Pietro di Cortona, das im Palast der Conservadoren in Rom hängt, und denselben Gegenstand hat. Auch dieser stellt den besiegten Darius dem siegreichen Reiter gerade so gegenüber, wie hier; und jenes Blick ruht auf diesem, wie Niccolini es verlangt: die Wirkung ist gegen die in unserem Gemälde völlig null, in dem eben die angstvolle Theilnahme des Königs an dem stürzenden Vertheidiger mit das Ergreifendste ist. Jene Einheit nun unterscheidet dieses Werk von dem, was man in neuerer Zeit Schlachtenmalerei nennt, so sehr, dafs man es auf keine Weise damit vergleichen darf, ohne ihm das schreiendste Unrecht zu thun. Die Geschichte der Schlachtenmalerei unter den Alten und Neueren kann auch zeigen, dafs dieselbe in beiden Zeiten eine ganz abweichende Entstehung und verschiedene Bedeutung gehabt hat. Was man nämlich hierunter in der neueren Zeit dem Schulausdruck nach versteht, ist eine Gattung, die erst mit dem Verfall der Kunst aufgekommen ist, und die auch von Lanzi und anderen Geschichtschreibern der Malerei in die sogenannte niedere Kunst gezählt wird. Aus der guten Zeit der italienischen Kunst besitzen wir nur sehr wenige Schlachtstücke, und diese müssen wir ihrem ganzen Charakter nach von der bezeichneten Gattung ausschliefsen, worauf wir sogleich weiter unten zurückkommen werden. Jene neueren Schlachtstücke nämlich datiren sich erst etwa von Tempesta her, der noch in's 17te Jahrhundert reicht, und der als Lehrer des Bourguignon hierin Epoche macht. Der Letztere war erst Militär, nachher Jesuit, und sein Talent ward auf diesen Gegenstand von jenem

Michelangiolo, der von seinen Schlachten einen Beinamen trägt, dem Römer Carquozzi, gelenkt. Wenn man seine Schüler, wie Francesco Monti, Angiolo Everardi, Antonio Calza, Verhuik u. A. wegnimmt, so bleibt nur noch Salvator Rosa übrig, der in dieser Art etwas Bedeutendes geliefert hat, und aufser ihm nennt man noch einen Ancello Falcone mit einigen Scholaren, von denen uns nie etwas zu Gesicht gekommen ist. Diese Männer fallen der Zeit nach in die Jahrhunderte, wo die veränderte Kriegskunst eine veränderte Schlachtmalerei bedingte, und wo besonders durch und nach dem dreifsigjährigen Krieg militärische Reiche entstanden, militärischer Geist aufkam und vielfaches Interesse nach dieser Seite hin rege ward. Es ist die Zeit, um es mit Einem Worte anschaulicher zu machen, wo auch in der Literatur jene Bambocciaden des Spaniers Quevedo Villegas entstanden, und jene militärischen Scenen seines Verehrers Moscherosch in Deutschland und so manches dieser Art, was in der genauesten Parallele mit der Bourguignon'schen und ähnlicher Schlachtmalerei steht. Diese Gattung ist erst aus Landschafterei, Viehstücken und Bambocciaden hervorgegangen, trägt in der genannten Periode ihrer Vollkommenheit diesen Charakter am genauesten, und ist daher besonders häufig bei den Niederländern, wo der feine und gewandte Pinsel die Wouvermans und Aehnliche verleitete, die zersplitterten Details und Episoden bis in's Carricaturartige zu übertreiben, und über dem Nachtreten der Natur im Kleinen an einen Gesammtton und Charakter des Ganzen gar nicht mehr zu denken. Die griechische Schlachtmalerei, weit entfernt von der Scenenmalerei, wie es Plinius nennt *(scenery)*, auszugehen, ahmte das Basrelief nach, und während unsere Schlachtstücke, nicht allein dieser, sondern überhaupt jeder Art, erst sehr spät erscheinen, so sind gerade die ersten Malerversuche, die man bei den Griechen nennt, fast nur Schlachten: jenes Gemälde des Bularchus, das Kandaules mit Gold aufgewogen haben soll (Plin. 35, 34.); jene Marathonschlacht in der Poikile von Panänos (Paus. I,

15, 2. cf. V, 11, 2.); jener Feldzug der Argiver von Onatas im Tempel der Athene Areia zu Platäa; jener Kampf zwischen Athenern und Amazonen von Mikon, dem Zeitgenossen des Panänos; ja die ersten italischen Bilder, die noch vor Mummius in Rom von Valerius Max. Messala an der Seite der hostilischen Curie aufgestellt wurden, repräsentirten die Schlacht, die jener mit Hiero gegen die Carthager gewann, und eines, von Lucius Scipio im Capitol aufgestellt, dessen asiatische Siege. (Plin. 35, 7.) Die griechische Schlachtmalerei nahm ihren Gegenstand aus der Geschichte, meist aus der Zeitgeschichte, blieb fast immer auf diesem Wege und vervollkommnete sich, indem sie ihn getreulich verfolgte; die moderne der Tempesta nahm sich selten einen bestimmten Gegenstand, und konnte auch mit einigem Tacte nicht wohl, da in der neueren Zeit wenige Kriege mehr um Ruhm und Vaterland geführt werden, da persönliche Tapferkeit und Gewandtheit nichts mehr gilt, individuelles Interesse also mangelt. Im Gegentheil, seit Covendich ward diese Gattung gemein und flach; je mehr man sich der Naturwahrheit näherte, je taktischer genau unsere Schlachtgemälde wurden, um so mehr benahmen sie sich selbst allen Anspruch auf den Namen von Kunstwerken. Jene Gemälde von Bourguignon, Lebrun u. A. scheiterten an der Klippe, dafs sie den inneren Widerspruch nicht möglichst zu beseitigen suchten, der darin liegt, Scenen, die ganz Bewegung, und lebhafte, tumultuöse, rasche Bewegung sind, malen zu wollen, ohne dafs irgend ein Mittelpunkt da ist, der einen Halt, einen Stillestand andeutet, auf dem Maler und Betrachter ruhen kann. Wer den grenzenlosen Wirrwar in einer der Lebrun'schen Alexanderschlachten, wer in dem schon erwähnten Bilde des Peter von Cortona das ungeheuere Aufgebot von Mitteln betrachtet, und wie die endlosen Massen und das nie zu überblickende Chaos das Auge martern, ohne dafs sie auch nur im entferntesten einen Schatten des Eindrucks hervorzubringen vermöchten, den die Paar Figuren unseres Bildes, ohne dafs man ihn

suche, machen müssen, der wird dem alten Ausspruch, daſs die Griechen mit Wenigem Viel, die Neueren mit Vielem Wenig auszurichten verstehen, an diesen Beispielen übervoll belegt finden. Aus jenen Zeiten ist uns nur ein einziges, dem Salvator Rosa zugeschriebenes Gemälde im Palast Chigi in Rom bekannt, den Sturm der griechischen Schiffe durch Hector darstellend, wo Leben, Einheit und ungetheiltes Interesse gleich groſs ist. Doch auch hier fühlt man sich, wie in den neueren Effectdramen, leidenschaftlich aufgeregt; Alles ist grell, vereinzelt, ausgeführt und voll; eine Menge von handelnden und müſsigen Figuren drücken das Grausenhafte des Kampfs und seine vielfachen Schreckensscenen vortrefflich aus; sie haben jedoch nichts von dem einfach Groſsen und Erschütternden, nichts von dem Theilnahme Erzwingenden, das in den 3—4 von Schmerz, Muth, Angst und Todeskampf zerrissenen Gesichtern unsers Bildes liegt. Ja was diese Punkte des Ausdrucks, des Totaleffects und der weisen Sparsamkeit angeht, so muſs nach unserem Urtheil und Geschmack sogar eine gröſsere und höhere Classe von Schlachtgemälden der neueren Zeit, die zu den vorhin bezeichneten einen Gegensatz bilden und die in die Blüthezeit der italischen Kunst fallen, unserem antiken unbedingt weichen, so sehr wir sonst Reichthum und Fülle der Kunst in ihnen anerkennen und bewundern. Es giebt nämlich eine nicht sehr groſse Zahl von zum Theil sehr berühmten Werken der gröſsten Meister, die auch ihrem Vorwurfe nach mit unserem Mosaik übereinstimmen, und die eben hierdurch die Einzigen sind, die man zur Vergleichung anziehen kann, sey nun von Ideen, Gegenstand, Bestimmung oder Kunstwerth die Rede. Wir meinen z. B. jene Schlachtstücke im Vatican, die neben anderen Werken der verschiedensten Art zur Verherrlichung der Kirche gemalt sind, wo also offenbar die Darstellung der Schlacht nicht der unmittelbare Zweck des Künstlers war, so wenig wie das bei den griechischen Schlachtgemälden der Fall ist, die meist, soweit wir wissen, eine allgemeine patriotische

Bestimmung hatten. Wir meinen also jene Stücke von Raphael im Vatican aus dem Leben Leo's IV. und Constantins des Grofsen, den Sieg jenes Pabstes bei Ostia, und dieses Kaisers am Ponte Molle über den Maxentius, Werke, die auch darin, besonders das letztere, ihre Unähnlichkeit mit jener späteren Schlachtmalerei und ihre mit den antiken übereinstimmende Entstehung zeigen, dafs sie ganz deutlich die Benutzung und das Vorbild der Basreliefs an der Trajansäule und des besseren an dem Constantinbogen verrathen, was theilweise schon Vasari bemerkte. So wie hier der Gegenstand kirchlich-römisch ist, eben so vaterländisch-florentinisch war der Stoff in dem Entwurf zweier sehr berühmter Gemälde des Buonarotti und Lionardo da Vinci, die für den Rathssaal in Florenz bestimmt waren, aber nicht mehr existiren. Man sagt von da Vinci, dafs er geliebt habe, Scharmützel und Schlachtscenen zu malen, und dies ist von dem von jeder Seite her bestaunenswerthen und schöpferischen Künstler, der einer der Ersten war, der die Kunst aus dem steifen Nebeneinanderreihen müfsiger Figuren zu beweglichen Gruppen und geschlossenen Handlungen überführte, glaublich genug, obgleich Er gewifs nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ein solches Uebungsstück von zweck- und gedankenlosem Gewirre zum eigentlichen Gegenstande eines Kunstwerkes zu machen. Sein Entwurf, der die Schlacht bei Anghiari gegen Niccolo Piccinino vorstellte, hatte daher, der Beschreibung Vasari's zufolge, die Concentration und die strenge Einheit unseres Mosaiks, indem das Ganze, welches als das Wildeste und zugleich Zusammengreifendste, was man sich denken kann, geschildert wird, sich um einen einzigen Fahnenkampf drehte. Anders war es offenbar mit dem Carton des Buonarotti, der ein Treffen der Florentiner mit den Pisanern darstellte; er schuf sich darin eine Gelegenheit, wie er auch sonst in seinen malerischen Compositionen allzuoft gethan hat, müfsige Figuren, Acte aus seinen Skizzenbüchern anzubringen, aus jener Vorliebe für das Nackte, für auffallende Be-

wegungen, Stellungen und Verkürzungen, die ihn zu so vielem Bizarren und Wunderlichen verführte: er wählte nämlich den Moment, wo ein Theil des florentinischen Heeres im Flusse badet und von da zum Kampfe eilt. Den fruchtbarsten Stoff zur Vergleichung aber bietet der alte Palast von Venedig, wo diese vaterländische Malerei von einem Volke von grofser Nationalität, von kriegerischem Ruhme, von nationellem Stolze und Reichthum sehr angelegentlich gepflegt ward, und wo Schlachtstücke von dem verschiedensten Werthe, von dem steifen, gezwungen gruppirten und furchtsam componirten des Domenico Compagnola, bis auf die trefflichen Werke der Palma und des Tintoret, hinlängliche Vergleichungspuncte gewähren. Immer aber werden wir finden, dafs in allen diesen Compositionen, die herrliche Constantinschlacht des Raphael oder des Giulio Romano nicht ausgenommen, die Figuren und Gruppen nicht von einer gemeinsamen Haupthandlung zusammengehalten werden, und dafs darin nichts von der Kunst zu gewahren ist, mit der unser Grieche in dem Einen Momente, der ja dem Maler überall nur zu Gebote steht, das Vorausgegangene und Folgende andeutet, mit der er durch die Nähe des Siegers am besiegten Haupte den Verlauf der Schlacht, ihren letzten Ausgang mit dem Hinsturz des Kriegers bezeichnet, auf den sich dann, wie wir sahen, die flüchtige Bewegung des abgestiegenen Reiters, die eilige Wendung des Wagens, das Grauen des Königs, die Verzweiflung, die Wuth, die Aufgebung der Anderen bezieht. Hier ist nichts Episodisches, nichts von entfernterer Beziehung; jede Handlung der Personen fliefst auf das Eine Factum zusammen; jeder Ausdruck der verschiedensten Gesichter, die Regungen der Seelen und die Bewegungen der Körper gehen hierauf zurück. Dies soll nicht gerade ein absoluter Tadel gegen die neuere Art der Darstellung seyn, es soll nur einen Unterschied zwischen alter und neuer Malerei überhaupt, auf den schon lange hingewiesen wurde, auch in dieser Gattung in's Licht setzen helfen. Schon Winkelmann hat das

griechische und germanische Schauspiel zu Vergleichung der alten und neuen Malerkunst genommen, und auch uns scheint dies völlig angemessen. Er hat gesagt, dafs die Alten jene Regel der tragischen Kunst, nicht mehr als drei Personen zusammen auftreten zu lassen, auch in ihren malerischen Compositionen beobachtet hätten. Man wandte eben die Schlachtstücke ein; allein was die älteren angeht, so hatte man bestimmt unrecht. Schon dafs man des Polygnot Eroberung von Troja dagegen anführte, war kaum zulässig, da die Beschreibung des Pausanias durchaus von lauter vereinzelten Reihen und Gruppen spricht, die nur selten die Zahl von drei überschreiten, was man aus den geistreichen Versuchen der Brüder Riepenhausen, jene Gemälde des Polygnot herzustellen, bequem übersehen kann. Auch in den übrigen älteren Schlachtstücken, z. B. jener Marathonschlacht, sind mehrere Abtheilungen, und nach der Rohheit der Kunst zu urtheilen, konnten damals die Vielen unmöglich in getrennter Action seyn, sondern es wird sich auch hier die Aehnlichkeit des Chors festhalten lassen. Später, als sich das Drama und die bildende Kunst unserem neueren Geschmack überhaupt ähnlicher bildete, wurde die Strenge jener Regel allerdings in beiden verlassen; wir hören dann bei Lucian und vielen Anderen von gröfseren und Figuren-reicheren Compositionen; und aus dieser späteren Zeit ist, schon dem Gegenstande nach, auch unser Werk. Aber immer bleibt auch hier, wie in den Poesien dieser Zeit, die gröfsere Oekonomie sichtbar, und der eigenthümliche Zug der gesammten redenden und bildenden Kunst der Griechen, jene grofsartige Ruhe und Erhabenheit, die die Leidenschaft lieber in der Maske als in dem Gesicht des Schauspielers sehen wollte, ist hier noch deutlich ausgeprägt; noch ist in dieser Schlacht, wie im homerischen Gesange, die weise und besonnene Pallas die überlegene Schlachtgöttin, und der tobende Ares und die gräfsliche Eris erscheinen nur im Hintergrunde. Dies Bild ist nicht aus der Periode, in welcher die Griechen in jenem Ausdrucke, den sie den

ethischen nennen, am gröfsten sind, in welcher sie die Darstellung der Handlung und Bewegung vermieden; es ist nicht aus der Zeit, in welcher Parrhasius jenen bewunderten athenischen Demos malte — (welcher Künstler würde sich heute eine solche Aufgabe zu wählen wagen?!), sondern aus jener, wo die über den Kindermord brütende Medea, wo jene Schafwürger Ajax des Timomachus entstand; es ist nicht aus der Zeit, in der die Niobe und ihre sterbenden Kinder gebildet wurden, in denen die Seelengröfse über den Schmerz der Seele und des Körpers einen gewissen Sieg behauptet, es ist der Zeit des Laocoon näher, in welcher der pathische Ausdruck seine Vervollkommnung erhielt; der Grundzug der alten Kunst aber, stille Gröfse, ist nicht verkennbar. Die grofse Einfachheit hebt den Eindruck, den ein Werk zu machen fähig ist; die Verworrenheit der Neueren stört ihn. Es giebt kaum in irgend einer Gattung auch der redenden Künste bei den Griechen ein Product, das nicht streng auf Einen einzigen Eindruck, Eine einzige Empfindung hinarbeite; auch dies nennen wir nicht unbedingt einen Vorzug; es ist in Hinsicht auf Fülle, Reichthum und Mannichfaltigkeit eher ein Nachtheil, wie es denn daher kommt, dafs die alte Poesie, die alte Malerei, und ebenso die älteste Periode der neueren, lauter Werke aufzeigt, die unter sich in Stoff und Behandlung so sehr ähnlich sind, während die neueren Künste in ihren Producten so sehr mannichfaltig und in ihrer Behandlungsart so abweichend sind; dennoch aber müssen wir das immer vertheidigen, dafs jene Eigenschaften den alten Werken in aller Kunst mehr Gröfse und Würde, und mehr strengen und ächten Kunstwerth geben. — Dem ganzen Styl nach also müfste man, auch wenn nicht schon der Gegenstand an und für sich dem Bilde eine spätere Zeit anwiese, auf die alexandrinische Zeit schliefsen; es sind überdies einzelne Eigenheiten darin, die jene Zeit verrathen, wo die einfältige Kunst des Zeuxis schon hie und da auf Künsteleien überglitt. Wir bewundern mit unserem Verf. die genaue und geist-

volle Ausführung des Details; wir würden in jedes Lob einstimmen, das man z. B. dem aufsteigenden Reiter und seinem Pferde sprechen möchte, eine Gruppe, die des kühnsten Pinsels jedes gröfsten Meisters würdig ist; wir sind einverstanden mit dem, was der Verf. über den durchbohrten Vorkämpfer *) sagt; allein wenn er p. 7.

---

*) p. 8. Per avere una qualche idea del fino accorgimento che ebbe l'autore in occultare gli studj del suo lavoro ritorniamo alcun poco a contemplare quel misero. — La naturalezza, con che il suo cavallo ferito cade inginocchiato in avanti non dà luogo a riflettere che per sostenere il cavaliere in quell' azione contratta, semisospeso all' asta micidiale che lo trapassa, l'artista ebbe bisogno de' punti di appoggio, che seppe rinvenire nel cavallo in quel modo caduto; edora, quantunque ciò si consideri, si dice che la cosa non poteva essere altrimenti rappresentata, poichè quel cavallo ferito così appunto doveva cadere, e che il guerriero sorpreso nell' atto di scavalcare dal colpo che lo trafisse, necessariamente doveva in quell' attitudine di spasimo rimanersi, quasichè la natura del fatto, e non l'arte abbia il tutto disposto. E qui non finisce la nostra ammirazione, se si osserva, come quel cavallo cadendo incespa col piè sinistro d'avanti nella sua redina, la quale gl' impedisce di muoversi, come l'altro piede è già morto per la ferita della lancia, e come il sangue che versà dalla ferita non cola immediatamente a terra, ma gronda dal ferro scendendo al di sotto di esso fino alla spezzatura dell' asta. Fa d'uopo convenire, che la scoverta di questo classico monumento conferma più che mai la superiorità, che ebbero le arti antiche in nascondere sotto l'apparenza di spontaneità; più studiati concetti. E dovremo pur confessare, che la pittura moderna perde ora il vanto che le rimaneva di non avere negli antichi dipinti esempj di competenza rispetto a composizioni copiose, ed a somma perizia negli scorci. Il perchè in quanto agli scorci, Michelangelo e Correggio, i più grandi maestri che ne furon vaghi, sovente gli usarono per mostrare che sapevano farli, e non senza dare ad essi il carattere di tal pretensione, ma in questi che abbiamo sott' occhio nemmeno vi scorgi la scelta non che la minima affettazione, e pare che siano stati così veduti e ritratti ne' variati accidenti di un combattimento vero. Relativamente poi alle grandi composizioni, precisamente di battaglie, quelle di Lebrun, del Rubens, di Giulio Romano e del Sanzio sono veramente ammirabili per moltissimi pregi, ma in alcune parti

mit folgenden Worten: *Così più abbasso ammirammo l'economia dello spazio e la maestria del disegno ne' guerrieri rovesciati dall' urto della quadriga, senza fare attenzione a quella faccia umana sul lato di un disco, che a prima vista non ben si distingue. Essa è il volto di colui che volge la schiena, il quale riflette come in un cristallo su quel forbito scudo circolare, e produce la medesima confusione di cose, che talora s'incontra, quando uno specchio è frammischiato ed altri oggetti. Non è trascurato in quello scudo circolare nemmeno l'effetto della convessione, la quale suol produrre nella riflessione l'impiccolimento degli oggetti. Nè bisogna credere con taluni, che questo tratto sia uno scherzo pittorico, poichè quella specie di confusione, che cagiona in questa parte accessoria del quadro, ben si addice ad un soggetto in cui vuolsi rappresentare ben anche confusione e scompiglio; e se si guarda al carattere di verità che traspare negli altri volti, non esiteremo a credere, che ritratti siano tutte le teste di questo quadro* (dies ist nicht sehr wahrscheinlich, aber nicht unmöglich, da in dem Schlachtstück des Panänos schon Porträts der griechischen und persischen Führer gewesen seyn sollen), *riconoscendo quindi in quel riverbero l'ingegnoso mezzo di un l'artista si servì per rendere visibile la faccià del guerriero, di cui non avrebbesi potuto vedere che il di dietro del capo* — wenn, sagen wir, der Verf. in diesen Worten die Abspiegelung des Gesichts eines der von dem Wagen Gestürzten in einem Schilde so warm preist, so scheint auch uns dies eine Spielerei, der sich ein ernster Künstler in einem ernsten Gegenstande enthalten sollte. Dergleichen zeigt

---

mostrano ciò che gli artisti chiamano *aggiustamento*, ed in generale un non so che di ridondante ne' gruppi, o nel moto de' combattenti: ma qui mentre nulla manca alla energica espressione de' più felici concepimenti ed alla pienezza di una ricca composizione, nulla vi si discerne di superfluo e di esagerato.

die Periode an, wo eine Art von niederländischem Geschmack in die griechische Malerei eindrang, wo Pausias anfing, dergleichen Künsteleien zu verbreiten (Plin. 35, 11, 10.), die man damals, wie unser Verf. und wie die Welt meistentheils mit ihm thut, zu bestaunen gewohnt war, wenn man nämlich dies daraus schliefsen darf, dafs dieses Kunsstück, dessen sich wohl auch Raphael, aber nur in grotesken Compositionen, z. B. in einem Bacchustriumphe bedient hat, dessen wir uns aus einem alten Stich des Julius Bonafone erinnern, in jener Zeit nicht selten ist, wie man denn von einer Methe eben jenes Pausias weifs (im Tholos in Epidaurus, Paus. II, 27, 3.), die aus einem gläsernen Gefäfse trinkt, das ihr Gesicht verdeckt, aber durchscheinen läfst, wie ferner Lucian eines Gemäldes erwähnt, in welchem Perseus die Medusa, indem er ihr den Kopf abschlägt, nur im Schilde abgespiegelt sieht; auch ist in einem etwas verwischten Bilde im Museum in Neapel Perseus zu sehen, wie er seiner geretteten Andromeda das hülfreiche schreckliche Haupt im Wasser abgespiegelt zeigt. Das Gemälde indefs einem bestimmten Maler auch nur muthmafslich zuzuschreiben, wie der Verf. dem Philoxenus, der (Plin. 35, 36, 22.) ein Treffen des Alexander mit Darius gemalt hat, würden wir nicht wagen. Dieser ist nicht der Einzige, von dem wir wissen, dafs er Scenen aus Alexanders Thaten gemalt hat, und wie viele Hunderte mögen deren gemalt haben, von denen wir nichts wissen. Noch viel weniger wird einer die Vermuthung des Prof. Quaranta theilen wollen, dafs es von Apelles sey.

Nun nur noch ein Paar Bemerkungen über einige Irrthümer oder Mängel in dem mehr gelehrten Theile unseres Buches, obgleich wir keinen grofsen Werth auf die archäologische Zergliederung eines Kunstwerks legen; nur ist es so gar gewöhnlich, dafs Einmal aufgestellte Behauptungen der ersten Verbreiter solcher neuer Entdeckungen von Hand zu Hand weiter gehen; was uns daher gerade ein- und auffiel bei dem Durchlesen des Buches, fügen wir bei, ohne einige Bedeutung darauf

zu legen, auch ohne es zu wagen, gewisse Fragen mit Bestimmtheit beantworten zu wollen. So würden wir ein ernstliches Bedenken tragen, zu entscheiden, welch eine Alexanderschlacht eigentlich hier dargestellt sey. Die drei Verfasser des gröſseren und der zwei kleineren in unserem Werke enthaltenen Aufsätze, Niccolini, Avellino (sein Artikel aus dem *giornale del regno delle due Sicilie, No.* 258.) und Quaranta, neigen der Erste für Arbela, der Zweite für den Granicus, der Dritte für Issus. Wenn man an die Schwierigkeiten denkt, die sich zu allen Zeiten dem Versuche entgegenstellen, die Vorfälle eines Treffens genau zu constatiren, und wenn man dabei nicht vergiſst, daſs fast sämmtliche Autoren, die die Schlachten des Alexander erzählen, viel jünger sind als die Verfertigung und selbst als die Zerstörung unseres Mosaiks, daſs sie noch dazu fast sämmtlich höchst verdächtige und wenigstens höchst leichtfertige Zeugen sind, so wird man es natürlich finden, daſs man auf der Einen Seite, wenn man einmal eine Erklärung suchte, sie mit einigem Scharfsinne für die oder jene Schlacht finden konnte, auf der andern Seite aber auch, daſs die Züge eben so häufig, und häufiger sind, welche jenen Deutungen widersprechen, als die sie begünstigen. Gewiſs ist, daſs wir ein Treffen zwischen Griechen und Persern vor uns haben. Die letzteren erkennen sich auf Einen Blick an den gelben Schuhen, die man aus Aeschylus Persern kennt, und an den Anaxyriden, die bei Herodot vorkommen. Daſs die Feinde Griechen sind, läſst sich eigentlich nur aus der halberhaltenen Figur des siegenden Führers schlieſsen, obwohl hier Niccolini die unterstützenden Merkmale verkennt und ein entgegenstehendes gar nicht erwähnt, geschweige beseitigt. Er sagt nämlich p. 15: *La nobilissima armatura del cavaliere è greca di puro stile, gli ornamenti che si veggono sul torace sono osservabili per la loro singolarità. Essi hanno il carattere del ricamo più che del rilievo di cesello o dell' intarsio del niello, e pare che non siano operati sul metallo, poichè sono per lo*

più bianchi, e campeggiani sopra varj colori non proprii de metalli, così la Medusa chiomata di serpi è colorata di carne: le quali cose mi farmo credere che questo torace appartenga ad una di quelle corazze di lino rammentate degli storici, ma non ancora vedute, per quanto io sappia, in altri monumenti di arti. Diesem Gedanken überläfst er sich dann um so lieber, als Plutarch erzählt, Alexander habe in der Schlacht von Arbela einen linnenen Panzer getragen, was denn seine Meinung über den Gegenstand des Gemäldes unterstützt. Die Farben des Panzers hätten den Verf. nicht verleiten sollen, denn auch andere Waffen haben in unserem Bilde ungewöhnliche Farben, wie auf p. 64. zu bemerken ist. Dieser Harnisch hat offenbar metallene Ringe; die Achselstücke, von denen der Verf. in der Note sagt, ihre Verzierung sey, so lange das Mosaik noch nicht völlig gereinigt war, irrig für den römischen *fulmine* gehalten worden, sind allerdings ein Zierrath, der zu dem *fulmine* der römischen Panzer das Muster abgab, wie Avellino auch zu meinen scheint; beides nun eignet sich gewifs nicht auf einen linnenen Panzer. Unser Harnisch ist vielmehr starres Eisen, d. h. er ist ein ächt griechischer, der sich von den römischen besonders dadurch auszeichnet, dafs er nichts von der Körperform zeigt, was doch ein leinener müfste, und was die römischen aus Leder gemachten oder nach der Form des Körpers in Metall gearbeiteten thun. Auch die doppelte Reihe breiter und einfacher Gehänge macht ihn ächt griechisch; ferner ist der Mantel des Reiters die kurze griechische Chlamys von Purpurfarbe. Dagegen sind dem Verf. nicht die Aermel aufgefallen, eine Tracht, die bei den Griechen nie, es sey denn auf dem Theater, vorkam, dagegen bei Phrygern und Persern gewöhnlich ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Niccolini, Quadro in musaico.

(Beschlufs.)

Wenn es nun gewifs wäre, dafs dieser Sieger Alexander wäre (was unser Verf. mit Vergleichung ächter Porträts und Schilderungen wahrscheinlich zu machen sucht, worin ihm das blonde Haar unsers Bildes und die Anastole der Haare, die mit Aelian's Schilderung übereintrifft *), zu Statten, der Backenbart aber sehr ungelegen kommt; übrigens ist dieser Kopf der fadeste im ganzen Gemälde und ist weit entfernt von dem Löwenartigen, das die Lobredner Alexanders in sein Gesicht, aber Quaranta gar auch in dies Bild legt —), so würde man annehmen dürfen, er habe bereits seine Tracht zum Theil der persischen accomodirt, was er nach Eratosthenes mit Vermeidung der Tiara, der Candys und der Beinkleider that. Da dies nach allen Zeitbestimmungen bei Diodor und Plutarch erst sehr spät geschehen seyn soll, so bleibt eine Schwierigkeit, oder es würde hierdurch so viel Aufschlufs über die Zeit unsers Treffens gewonnen, dafs es eines der früheren nicht seyn kann. — Von p. 17. unseres Werkes an folgt eine lange Abhandlung über die Kopfbedeckung der Perser unseres Mosaiks. Es ist diese ein gelbes Stück Tuch, das von dem Kopf hinten auf die Schultern fällt, sich vorn über die Brust legt und das Kinn bis an die Lippen bedeckt. Der Verf. hätte sich die Mühe sparen können, so umständlich zu erweisen, dafs dies nicht die griechische Mütze ist, denn nicht leicht wird Jemand — obgleich Avellino freilich es gethan hat — diese Umhüllung für jenen Hut nehmen,

*) Mit anderen Nachrichten, wie Osann in der Schulzeitung vom 18. März 1832. bemerkt hat, freilich nicht.

chen neben einander stellt. Der Verf. des vorliegenden Werkes hat den Plan hierzu entworfen, und auf eine ausnehmend wohl gelungene Weise ausgeführt. In der kurzen Vorrede ist dieser Zweck angegeben, und zugleich ein anderer, nämlich die Uebersicht derselben und damit zugleich ihre Erlernung zu erleichtern, namentlich auch dem Schüler, indem es ihm das Verständnifs dreier Sprachen zugleich eröffnet. Hiermit ist jedoch Ref. nicht einverstanden. Schwerlich wird es nämlich in der Regel der Fall seyn, dafs der eigentliche Schüler nur zwei, noch viel weniger aber drei Sprachen zugleich erlernt, vielmehr beschäftigt er sich wohl immer ausschliefslich mit einer einzigen, und dann ist ihm ein ausführliches Wörterbuch, wie z. B. das englische von Dr. Hilpert und das französische vom Abbé Mozin ungleich nützlicher; eben so wenig wird der in diesen Sprachen mehr Bewanderte es angemessen finden, die Eigenthümlichkeiten ihres Baues und ihrer Form aus einem seiner Natur nach nur kurz gefafsten Taschen-Wörterbuche zu studiren. Dagegen hat der Verf. einen Hauptnutzen seines Werkes anzugeben vergessen, welcher die beiden von ihm erwähnten bei weitem überwiegt. Die Gelehrten der vier wissenschaftlich wohl am meisten gebildeten Völker stehen nämlich gegenwärtig mit einander in einem sehr fleifsigen Briefwechsel, um sich einander baldmöglichst die neuen Entdeckungen mitzutheilen, insbesondere aber sind die Teutschen in dieser Hinsicht vorzugsweise fleifsig und bedienen sich daneben aus Gefälligkeit oder gezwungener Weise der Muttersprache derjenigen, an die ihre Briefe gerichtet sind. Leicht aber kann jemand eine ziemliche Fertigkeit in einer fremden Sprache erlangt haben, sie ohne alle Schwierigkeit lesen, selbst auch mit mindestens einiger Leichtigkeit schreiben, dennoch aber wird ihm sehr häufig das eine oder das andere Wort gerade im Augenblicke nicht gegenwärtig seyn, da man sich ja sogar zuweilen in der Muttersprache nicht sofort auf den eigent-

lichen Ausdruck besinnen kann. In sofern aber englische, französische und italienische Briefe zu schreiben bei den Gelehrten und auf den Comtoiren sehr häufig vorkommt, so gewährt es allerdings eine grofse Erleichterung, zu diesem Zwecke ein so wenig Raum einnehmendes Buch zur Hand zu haben, welches in den genannten Sprachen eine leichte und schnelle Auskunft giebt. Man ersieht also hieraus, dafs das Werk allerdings für einen sehr ausgebreiten Gebrauch bestimmt ist, es fragt sich nur, in welchem Grade es dieser seiner Bestimmung Genüge leistet. Ref. hat in dieser Hinsicht sein Urtheil schon im Allgemeinen ausgesprochen, will dasselbe aber noch bestimmter fassen und durch Beweise begründen.

Der Verf. nennt das Wörterbuch ein vollständiges, was allerdings viel sagen will, wenn man berücksichtigt, wie oft die armen Lexicographen gescholten werden, sehr häufig und wohl meistens mit Unrecht, weil sie gerade dasjenige in seiner, mitunter nicht einmal schulgerechten, Eigenthümlichkeit vermissen lassen, was jedem gerade zu suchen beliebt. Vergleicht man ferner den grofsen Umfang mancher mit Recht geschätzter Wörterbücher, die bei dem grofsen Reichthume der ausgebildeten Sprachen dennoch auf Vollständigkeit keine gegründete Ansprüche machen können, so dürfte es Zweifel erregen, ob diese so schwer zu erreichende Eigenschaft mit einem verhältnifsmäfsig so kleinen Volumen überhaupt vereinbar sey. Man mufs jedoch wohl erwägen, zuerst dafs hier nur von einem Taschenwörterbuche die Rede ist, worin die oft seitenlangen etymologischen Erläuterungen der vielfachen Bedeutungen einzelner Worte, wie ausführliche Lexica sie sachgemäfs enthalten müssen, schon an sich nicht Platz finden durften, durch deren Beseitigung also schon viel Raum gewonnen ist. Zweitens aber hat der Verf. auf eine sehr sinnreiche Weise Abkürzungen ersonnen, die sogleich bezeichnet werden sollen, um begreiflich zu machen,

was für eine grofse Raumersparnifs hierdurch möglich wurde. Für den Beurtheiler ist es übrigens keine leichte Aufgabe, über den wirklich erreichten Grad der Vollständigkeit eine Entscheidung auszusprechen, denn er kann eben so wenig, als der Autor, den ganzen Reichthum einer Sprache stets im Gedächtnifs gegenwärtig haben, und entweder ein anhaltender Gebrauch oder eine mühsame Vergleichung mit einem anderen geprüften Wörterbuche müfste daher einem solchen Urtheile vorausgehen. Ref. hat keins dieser beiden Mittel in Anwendung gebracht, glaubt indefs seiner Muttersprache ziemlich mächtig zu seyn, und hat daher theils einzelne Seiten überlesen, theils absichtlich gemeine, wissenschaftliche und Kunstausdrücke aufgesucht, ohne jedoch in irgend einem Falle einen Mangel zu entdecken, aufser wo einseitig wissenschaftliche Worte gesucht wurden, die in einem Taschenwörterbuche gewifs selten oder nie angetroffen werden. Nebenher läfst sich der grofse vorhandene Reichthum auf folgende Weise leicht ziemlich genau nachweisen. Des Versuches wegen zählte Ref. auf sieben zufällig aufgeschlagenen Seiten die Anzahl der darauf befindlichen Wörter, und fand als geringste 40, als gröfste 59, im Mittel 51 und etwas über $\frac{1}{2}$, wofür 52 angenommen werden, um in der Rechnung möglichst genau zu seyn, da aufser der aufzunehmenden Bogenzahl noch $2\frac{1}{3}$ Seiten nicht gerechnet werden. Indem aber das Ganze 50 Bogen stark ist, so begreift dasselbe $50 \times 16 \times 52$, d. i. 41,600 Worte, wofür man mit Sicherheit mindestens 40,000 annehmen kann, falls zufällig reichere Seiten gezählt seyn sollten.

Ref. hat bereits die sinnreichen Abkürzungen erwähnt, wodurch es dem Verf. gelungen ist, sehr vielen Raum zu ersparen, ohne von den verschiedenen Bedeutungen des nämlichen Wortes einige wegzulassen. Die in andern Wörterbüchern gewöhnlichen Abkürzungen findet man auch hier, nämlich dafs ganz verschiedene Bedeutungen eines Wortes durch einen Querstrich, die

minder verschiedenen durch ein Semicolon getrennt, und wenn deren viele sind, durch Buchstaben mit einer Klammer gesondert werden, wobei sich von selbst versteht, dafs die nämlichen Bezeichnungen durch alle vier Columnen der nämlichen Seite fortlaufen, um für die eigenthümliche Bedeutung den Ausdruck in den andern Sprachen leicht aufzufinden. Auf gleiche Weise findet man die grammatischen Bedeutungen durch die auch anderweitig üblichen Abkürzungen bezeichnet, z. B. *adj.*, *m.*, *v. n.*, statt *adjectivum*, *substantivum*, *masculinum*, *verbum neutrum* u. s. w. Neu dagegen ist die sehr kurze und zugleich vollkommen genügende Weise, wie die technischen Bedeutungen der Worte bezeichnet sind. Es ist nämlich eine alphabetische Uebersicht von 208 Gewerben, Künsten und wissenschaftlichen Disciplinen angegeben, denen eine Zahl, also von 1 bis 208, zugehört, und andeutet, dafs das Wort diejenige Bedeutung habe, die ihm in und bei jenem Gewerbe oder der bezeichneten wissenschaftlichen Disciplin eigenthümlich zukommt. So steht z. B. bei dem Worte: Gries, zuerst ein Querstrich, und dahinter die eingeklammerte Zahl (8), und indem diese in der voranstehenden Tabelle der Bezeichnung: Arzneikunde, zugehört, so wird hierdurch angegeben, dafs die in den drei folgenden Columnen gegebenen Ausdrücke im Englischen, Französichen und Italienischen dasjenige bezeichnen, was das deutsche Wort Gries in der Arzneikunde bedeutet. Bei dem Worte: Entwerfen, steht voran ein kleines Kreuz, hinter demselben *v. a.*, demnächst ein horizontaler Strich, und dann: (16 u. 97.); das Kreuz bezeichnet das Wort als ein unregelmäfsiges, die Buchstaben *v. a.* heifsen *verbum activum*, der horizontale Strich giebt an, dafs man die gemeine Bedeutung des Wortes in den drei übrigen Sprachen nur bis an den dort gleichfalls befindlichen Querstrich zu suchen habe, die Zahl 16 und 97 aber verweisen auf Bildhauerkunst und Malerei, und die hierfür gebräuchlichen Kunstausdrücke folgen daher in den drei

nebenstehenden Columnen in gleicher Ordnung. Dafs auf diese Weise ausnehmend viel Raum erspart sey, liegt klar vor Augen.

Es ist schwer mit Bestimmtheit anzugeben, ob und in welchem Grade die gleichbedeutenden Worte aus den fremden Sprachen vollständig angegeben sind, indem schon an sich jede Sprache rücksichtlich der eigentlichen bestimmten Wortbedeutungen ihre speciellen Eigenthümlichkeiten haben mufs. Ref. hat viele Stellen auch in dieser Beziehung sorgfältig geprüft, soweit ihm dieses möglich war, und findet das Werk für ein Taschenwörterbuch so genau und vollständig, als man billig verlangen kann. Es wird ferner kaum möglich seyn, rücksichtlich der Vollständigkeit einen Unterschied bei einer der drei aufgenommenen fremden Sprachen aufzufinden, vielmehr mufs der Verf. entweder aller sehr mächtig seyn, oder er hat die grofse Mühe nicht gescheuet, gute und vollständige Wörterbücher fleifsig zu benutzen. Sollte jedoch ein Uebergewicht in dieser Beziehung vorhanden seyn, so würde das Maximum auf die Seite des Italienischen, und das Minimum auf die Seite des Englischen fallen; jedoch ist auch dieses entweder gar nicht, oder mindestens nur in einem sehr geringen Grade wahrnehmbar, wie sich am besten daraus ergiebt, dafs man bei einer absichtlichen Prüfung bald zu der einen, bald zu der entgegengesetzten Entscheidung hingezogen wird.

Der Druck ist stereotyp, was ungetheilten Beifall verdient, da man erwarten mufs, dafs eine grofse Menge Abdrücke gemacht werden wird, wobei man nur unter dieser Bedingung auf das unverrückte Zusammenhalten der Lettern und Zeichen rechnen darf. Um so nöthiger aber war eine anfängliche sorgfältige Correctur. So weit Ref. bei oft wiederholtem Blättern auffinden konnte, ist der Satz frei von allen Verschiebungen, und unwandelbar fest, auch sind uns überall keine Druckfehler aufgefallen. Die Lettern sind klein, lateinische Typen, andere für

die teutsche als für die drei andern Columnen, jedoch sind alle gröfser als die sonst für Stereotypen, namentlich die französischen, übliche Perlschrift. Aufserdem sind sie sehr rein und scharf, so dafs man sie, namentlich die für die teutsche Columne, auch bei Kerzenlichte noch ohne besondere Anstrengung gut lesen kann, was insbesondere durch das weifse, zwar dünne, aber sehr feste, Papier noch mehr erleichtert wird. Einen Rath erlaubt sich jedoch Ref. den wahrscheinlich zahlreichen Käufern dieses sehr zweckmäfsig eingerichteten Werkes zu ertheilen, nämlich sich durch den eleganten rothen, zugleich den Titel enthaltenden, Umschlag nicht irre führen zu lassen, vielmehr das Buch sogleich gut und dauerhaft binden zu lassen, wobei der Umschlag erhalten werden kann, denn dasselbe enthält weit mehr Masse, als man auf den ersten Blick glaubt, und wird daher nach sehr kurzem Gebrauche bald lose, und mufs unfehlbar nach längerem auseinander fallen, was bei dem schmalen Rande des Papiers unangenehme Folgen hat. Das Werk verdient aber sicherlich einen dauerhaften Einband, und ein jeder, welcher sich desselben bedient, wird dem Verf. für den zweckmäfsigen Plan und dessen eben so mühvolle als sorgfältige Ausführung, und dem Verleger für die typographische Nettigkeit den wohlverdienten Dank nicht versagen.

Uebersicht der phanerogamischen natürlichen Pflanzen-Familien, nebst einer kurzen Charakteristik derselben, von J. Hefs, Grofsherzogl. Hess. Oberfinanzrath, Mitglied der Oberbaudirection, Vorsteher des botanischen Gartens und correspondirendes Mitglied einiger naturforschenden Gesellschaften. Darmstadt und Leipzig. Druck und Verlag von Karl Wilhelm Leske. 1832. 8. 134 *S.*

In dem vorliegenden Werkchen beabsichtigt der Hr. Verf., wie schon der Titel sagt, eine Uebersicht der phanerogamischen natürlichen Pflanzenfamilien, so zwar,

dafs von jeder derselben durch Auswahl der hervorstechendsten Charaktere eine möglichst gedrängte Definition gegeben werde, die eben hinreichend ist, die Familie von jeder andern bestimmt zu unterscheiden; ein Unternehmen, das auch der bekannte englische Botaniker Lindley nicht ohne Beifall versuchte, so dafs von dessen Werk eine deutsche Uebersetzung angekündigt ist, doch unterscheidet sich Lindley's Schrift in vieler Hinsicht wesentlich von der vorliegenden. Hr. Oberfinanzrath H. versichert, dafs er bei jener Auswahl der Charaktere mit Ueberlegung und Vorsicht zu Werk gegangen und mit sorgfältiger Prüfung und Benutzung der neuesten Bearbeitungen der Familien, die Hauptzüge derselben treu darzustellen bemüht gewesen sey, was man denn in der That auch nicht verkennen wird.

In Hinsicht der Hauptabtheilungen des sogenannten natürlichen Systemes folgte der Hr. Verf. den Angaben Decandolle's, die Reihefolge der Familien ordnete er jedoch nach eigenem Gutdünken. Bei jeder Familie sind einige *Genera* als Beispiele genannt und auf gute Abbildungen derselben hingewiesen, zu diesem Behufe rühmt der Hr. Verf. jene Abbildungen, die zu dem bei Levrault in Paris erschienenen *Dictionnaire des Sciences naturelles* gehören, welche, aufser den Kryptogamen, die Monototyledonen auf 82 und die Dicotyledonen auf 31[illegible] Octavblättern trefflich darstellen, und die sämmtlich hier citirt worden sind, sonst sind auch hie und da kostbare und seltene Kupferwerke citirt, wozu die reiche Bibliothek in Darmstadt behülflich war. Sehr zweckmäfsig ist die Anordnung, dafs die in Deutschland wild wachsenden *Genera* sämmtlich bei ihren Familien aufgeführt und zur Unterscheidung von den ausländischen mit einem Sternchen bezeichnet wurden; eben so passend ist es, dafs bei jeder Familie die Zahl der dahin gehörenden Gattungen und Arten beiläufig angegeben ist, wodurch der Anfänger sogleich auf den Umfang jeder einzelnen Abtheilung aufmerksam gemacht wird.

Ref. glaubte die Einleitung des Buches, die durchaus allbekannte Dinge enthält, übergehen zu können, und begnügt sich blos mit einigen Bemerkungen über die Familien selbst. Die Familie der Magnoliaceen ist hier noch ganz nach der älteren Angabe von Jussieu bezeichnet; Neuere trennen aber von ihr als eigene Abtheilung die Wintereen, welche der Gruppe der Illicieen nach Decandolle entsprechen, sie unterscheiden sich von den wahren Magnolien insbesondere durch die punktirten Blätter und die aromatische Beschaffenheit aller Theile, welcher letztere Umstand wohl sehr wesentlich seyn dürfte, und wobei Ref. erinnert, dafs es zweckmäfsig gewesen wäre, wenn der Hr. Verf. mit wenigen Worten auf die vorherrschenden Stoffe in den Familien aufmerksam gemacht hätte, wie dies z. B. Schulz gethan hat. In der Nähe der Aurantiaceen oder Meliaceen vermifst man die durch Adrian von Jussieu aufgestellte Familie der Humiriaceen, die südamerikanischen Gattungen *Humiria Aublet*, *Helleria Nees et Martius* und *Sarcoglottis Mart.* enthaltend, auch die von Blume erörterte Familie der *Hydrocereae* ist hier nicht aufgenommen, was freilich um so weniger ein grofser Nachtheil ist, da sie nur eine einzige wenig bekannte javanische Pflanze, die *Hydrocera angustifolia* enthält; die neue Familie soll ihre Stelle zwischen den Oxalideen und Balsamineen erhalten. Es mangelt ferner die Familie der Dipterocarpeen, welche den Malvaceen und Bombaceen verwandt ist. Die Familie der Rosaceen hat der Hr. Verf. noch in ihrem grofsen alten Umfange beibehalten, während dem Neuere, z. B. Kunth, sie in folgende besondere Familien, nämlich in die Sanguisorbeen, Rosaceen, Pomaceen und Amygdaleen trennt, und Andre noch weiter gehen, was jedoch kaum nachzuahmen seyn dürfte. Die Familie der Empetreen hat hier ihre Stelle zwischen den Bruniaceen und Stackhousieen erhalten, ohne dafs dafür ein besonderer Grund angegeben worden wäre. Jussieu stellte einst die Gat-

tung *Empetrum* an das Ende der *Ericeae;* nach Don ist diese kleine Gruppe den Celastrineen, vorzüglich aber den Euphorbiaceen verwandt, so dafs es in der That schwer ist, eine passende Stelle für sie im System aufzufinden. Die von dem Herrn Verf. aufgeführte Familie der *Napoleoneae R. Brown* ist wohl dieselbe, die der berühmte englische Botaniker auch *Belvisiaceae* genannt hat; sie steht hier zwischen den Passifloreen und Homalineen; nach Kunth scheint sie den Styraceen am meisten verwandt zu seyn und würde also eine ganz andere Stelle erhalten müssen.

Es würde nicht schwer gewesen seyn, noch viele andere ähnliche Bemerkungen zu machen, da die Ansichten der Botaniker über die Disposition und Anordnung der Familien noch so aufserordentlich verschieden sind und überdem noch so viele Untersuchungen erfordert werden, ehe eine Menge einzelner Streitfragen entscheidbar sind; es genüge daher hier nur noch die Bemerkung, dafs die vorliegende Schrift mit grofsem Fleifse und Umsicht bearbeitet, wirklich eine bis jetzt oft gefühlte Lücke in der botanischen Literatur ausfüllt und den Anfängern mit Recht als ein zweckmäfsiger Leitfaden empfohlen werden kann, wenn sie sich im Allgemeinen mit der Charakteristik der natürlichen Familien des Gewächsreiches bekannt machen wollen. Wenn eine zweite Auflage dieser nützlichen Schrift nöthig werden sollte, so wird der Hr. Verf. vielleicht auch die Familien der Zellenpflanzen, welche hier mangeln, noch beifügen.

Briefe über Erziehung von Elisabeth Hamilton. Von Dr. Fr. Karl Meier, Privatdocent auf der Univers. Jena. Daselbst bei Friedr. Frommann. 2 Theile. kl. 8. jeder 236 S.

Diese Gedanken einer verständigen und feinsinnigen Engländerin verdienen von deutschen Erziehern und Erzieherinnen gelesen zu werden; Hr. Dr. M. hat sich also

ein Verdienst durch diese Uebersetzung erworben. Da wir das Original nicht zur Hand haben, so können wir über den Werth der Verdeutschung nicht weiter urtheilen, als dafs sich das Buch wie ein gut geschriebenes deutsches liest. *)

Der Inhalt giebt uns zwar im Wesentlichen nichts Neues, erinnert vielmehr an manches Vorzügliche, das unsere Literatur schon von längerer Zeit her darbietet; wir erinnern hier nur, was die Erziehung des weiblichen Geschlechts betrifft, an die Gemälde dieser Erziehung von Karoline Rudolphi, die in weiblichem Zartsinn und zugleich Scharfblick noch nicht übertroffen sind, und denen wir nur die Tiefblicke und die genialen Winke des gemüthvollen J. P. Richters über denselben Gegenstand zur Seite setzen. Desto willkommner sind dem Deutschen die Mittheilungen aus einem Lande, in welchem die Bildung auf einer hohen Stufe steht, und uns nur in einiger Verschiedenheit der Form erscheint. Dieses Nationale gewährt uns grade am meisten Belehrung. Das die vorliegenden Briefe im Ganzen, aber auch viele einzelne Bemerkungen und Gedanken von nicht geringem Werth. Wir wollen einige auszeichnen.

S. 4. Die Bemerkung einer Frau, welche in Indien war, über die Religion und Sitten der Hindu; wie bewundernswürdig die Strenge sey, mit welcher dieses Volk die religiösen und sittlichen Vorschriften befolgt, so dafs sie sich lieber zu Tode hungern, als sie übertreten, und die Kinder weder durch Uebertretung noch durch Leckereien dahin gebracht werden, etwas Verbotenes zu essen, führt die Verf., welche in diesem Briefe von der Wichtigkeit des ersten Eindrucks redet, zu der Herzensfrage? „Ist das ewige Heil einer unsterblichen Seele in den Augen einer christlichen Mutter weniger bedeutend, als

*) Jedes Bändchen enthält 12 Briefe; so heifsen die Abtheilungen mit den Ueberschriften, von Briefform haben sie nichts.

der Verlust der Kaste in den Augen einer Hindu?" Und so giebt sie noch bestimmtere Mahnungen und Winke für die Herzen der Mütter, mit dem treffenden Schlufs, der kühn aber wahr ist, „dafs es trotz allen Entdeckungen der Wissenschaft, und allen Forschungen der Philosophie mit der fortschreitenden Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts schon besser stehen würde, wenn die Mütter im Allgemeinen ihrem hohen Berufe mehr gewachsen wären."

Ueber den bleibenden Einflufs der Eindrücke wird in den folgenden Briefen mit Belegen aus dem Leben manche Regel gegeben, z. B. wie ein natürlicher Widerwille des Kindes in Abscheu gegen die Sünde, nicht aber gegen die Person verwandelt wird. Zum Zartgefühl, Wohlwollen, Gehorsam u. s. w. wird das Kind auf diese Weise gewöhnt. Auch weifs die Verfasserin feine Bemerkungen über den Einflufs der Schulen auf das Gemüth, wie auch besonders der Religion, und dagegen über den nachtheiligen Einflufs der Eitelkeit verblendeter Eltern zu machen, welche zwar etwas redselig vorgetragen sind, aber ihren Eindruck bei dem Leser nicht verfehlen werden. Auch wird der Hauptgedanke öfters wiederholt, z. B. über die Macht der frühe eingepflanzten Vorurtheile. Unter solchen wird ganz besonders auch das gerügt, dafs man die christliche Frömmigkeit nur dem weiblichen Gemüth, nicht aber dem höherstrebenden Geiste des Mannes angemessen finden will, und gerecht ist ihre Klage darüber, dafs „eine Frau voll religiösen Glaubens, aus frühe eingepflanzten Vorurtheilen an Verstand und Einsicht für viel zu unbedeutend gehalten werde, als dafs sie so glücklich seyn könnte, auch ihrem Gatten diesen Glauben einzuflöfsen. Auch mancher Fehler, in welchen Frauen von Geistesstärke leicht gerathen, wenn sie der festen Begriffe im Sittlichen entbehren, wird bemerkt, und in der Reinheit der Seele der Grund jenes leisen Gefühls gefunden, „welches, wie die Natur an einigen Pflanzen und Blumen

zeigt, Schutz und Schmuck zugleich ist." Wir stimmen auch darin der gebildeten Engländerin bei, „dafs ein solches Zartgefühl durch Erweiterung der Kenntnisse nicht gefährdet noch getrübt wird, jedoch wohl nicht selten dem Herzen derer fremd seyn möchte, die nichts desto weniger den Schein deselben angenommen haben."

In dem 8ten Briefe kommen recht gute Hausmittel gegen Verweichlichung der Kinder vor, dabei auch Warnungen gegen Mifsgriffe von Aerzten und Eltern, wie sie sich nur zu häufig finden. Wahr ist auch die Sentenz: „Nur wo Lehre und Beispiel übereinstimmt, so dafs die erstere zur Gewohnheit und im Innern bestätigt wird, kann allein ein dauernder Eindruck auf das jugendliche Gemüth hervorgebracht werden." Unter mehreren auch die: „Kinder, welche durch Geburt, Lage und Verhältnisse Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit sind, werden durch die Beschränkung, in der man sie aus Besorgnifs für ihr persönliches Wohl gewöhnlich hält, leicht mürrisch und eigensinnig."

Nicht allen Bemerkungen können wir jedoch beistimmen; gewifs ist die unrichtig, dafs die Naturtriebe der beiden Geschlechter ursprünglich gleich seyen, und was man für angeboren halte, vielmehr durch frühe Vorstellungen angebildet worden, und z. B. das kleine Mädchen, das gesund und munter ist, sich mit der Trommel und dem Kreisel ihres Bruders lieber abgeben würde, als mit dem Aus- und Ankleiden der schönsten Puppe. Wenn eine Schriftstellerin so etwas behauptet, so möchte man fast vermuthen, dafs sie die Natur der Kinder nur in irgend einem Buche, nicht in dem Leben studirt habe. Sie behauptet jenes gegen Rousseau, wo er nicht recht hat; einmal aber finden wir ein wahres Urtheil über ihn, das aus weiblichen Feinsinne kommt. Sie schreibt (im 5ten Br. des 2ten B.): „Dabei ist es ferner unumgänglich nothwendig, dafs der Erzieher alle Heftigkeit des Temperaments und alle Reizbarkeit des

Gefühls in seiner Gewalt habe, sonst wird er das Uebel des Kindes nur noch vergröfsern. Es ist begreiflich, wie nachtheilig ein Erzieher von Rousseau's Charakter auf ein Kind von wenigen" (nicht vielleicht noch mehr von vielen?) „Anlagen einwirken mufs; wie Rousseau denn auch selbst gesteht, dafs er seine Zöglinge unwissender verlassen habe, als er sie gefunden hatte."

Mitunter spricht die Verf. aus dem Geiste der Erziehung, der auch in die Zukunft blickt. „Man sagt," schreibt sie, „die gegenwärtige Zeit sey ein furchtbarer, bedeutungsvoller, und für das kommende Geschlecht unglückschwangrer Entscheidungspunct; in einer Hinsicht ist sie es sicher. Das immer mehr zunehmende Wohlleben mufs über Viele des kommenden Geschlechts sicher all das Unglück bringen, welches aus zunehmender Ueppigkeit und abnehmendem Vermögen entsteht. Die unglücklichen Folgen mufs jeder Verständige schon voraussehen, und jeder Edle mufs wünschen, dafs sie abgewendet werden." Wenn aber die Verf. das Uebel, so weit es durch die Erziehung abzuwenden ist, nicht tiefer bei der Wurzel ergreift, als dafs sie von den Eltern und dem Unterricht verlangt, dafs die Kinder zum richtigen Urtheilen über den Werth des Reichthums u. s. w. belehrt werden, so wird man an den Arzt erinnert, der durch Reflexionen den Kranken heilen will. Wir wollen übrigens ihre Regeln für gute Gewöhnungen nicht tadeln, vielmehr die Zurechtweisung, welche auch hier die fehlerhafte Erziehung, insbesondere der Reicheren und Vornehmeren hat, als wohlbegründet und zeitgemäfs der Beherzigung empfehlen; ganz besonders was sie den Müttern (1. B. S. 183 fg. 175.) über die Wahrheit des Gemüths, und (im 12ten und 13ten Br.) über den religiösen Unterricht an das Herz legt.

(Der Beschlufs folgt.)

Pädagogik.

(Beschlufs.)

Die Briefe des 2ten Bändchens psychologisiren, in dieser Reflexionsweise, wie man sie bei Frauen zu vernehmen pflegt, wenn sie über die Seelenvermögen reden und Lehren ertheilen. Doch giebt die Verf. gute und meist auch praktische Lehren. Dahin rechnen wir besonders, was sie gegen das voreilige Treiben und „eine sogenannte Schnellkunst" im Unterrichten, wie auch gegen das träge, sprachlose Verhalten der Wärterinnen bei dem Kinde, so auch für die Uebung der Aufmerksamkeit erinnert. Dafs sie die Uebung dieses Seelenvermögens von der frühesten Zeit an als sehr wichtig anerkennt, und darüber manches, wenn gleich für uns nicht Neue, doch scharf Bemerkte sagt, rechnen wir dem Buche zu einem nicht geringen Verdienst. Besonders gut sind auch ihre ächt weiblichen Blicke in den Einflufs der Selbstsucht auf die Aufmerksamkeit, so wie in den inneren Zusammenhang der Selbstsucht mit der krankhaften Reizbarkeit und dem Trübsinn. Von dem Vermögen der Begriffe, dem Gedächtnifs und der Urtheilskraft reden mehrere Briefe nur mehr in Reflexionen als aus der Natur des Kindes. Mütter und Lehrer, welche diese kennen, werden der Verfasserin vieles erlassen, was sie da sagt, z. B. gegen die Fabeln und die Bildung des Morgenlandes, selbst ihr Lob jener Maria im Evangelium, deren bestes Theil sie bei allen dem nicht scheint verstanden zu haben. Wir besorgen, dafs der von ihr vorgeschlagene Weg, so ernstlich sie auch darauf, dafs die Kinder im klaren Auffassen und Begreifen, namentlich auch die der niederen, bisher (mehr freilich in England) vernachlässigten Volksklasse dringt, der weder psychologisch noch ethisch befriedigt, das Mädchen

mehr zu einem reflectirenden Wesen zurichten möge, als es wahrhaft und natürlich bilden. Selbst vieles von dem, was der 10te Br. über die Einbildungskraft und den Geschmack lehrt, läfst wünschen, dafs diese Lehrerin mehr ihr Gemüth als das Abstractionsvermögen, von welchem der 11te Brief handelt, hätte sprechen lassen. In dieser ganzen Region ist sie nicht die Führerin, als welche sie sich in den vorhergehenden empfiehlt. Auch ist ihr Begriff von Geistesbildung des weiblichen Geschlechts nicht der unsrige. Es mag wohl etwas Nationales darin zu bemerken seyn, da die Bildung der Engländerin mehr durch den Verstand ihren Weg zu nehmen pflegt, und so ist denn um so mehr zu loben, dafs die Verfasserin manches Fehlerhafte rügt, was der Richtung zum Edlen im Wege steht.

Schwarz.

Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichts-Lehre von B. G. Denzel, Kön. Würtemb. Prälaten u. Vorst. des Schullehrer-Semin. zu Efslingen, Herzogl. Nassauischem Oberschulrathe, Ritter des Ordens der W. Kr. Dritten Theils dritte Abtheilung. Stuttgart, in der Metzler'schen Buchhandl. 1832. 8. *(340 S. mit mehreren Tabellen.)*

Von diesem dritten Theile eines umfassenden und sehr brauchbaren, auch wie es scheint viel gebrauchten Werkes, welcher insbesondere die Unterrichts-Lehre und zwar von ihren Elementen an enthält, erschien bereits vor mehreren Jahren die erste und zweite Abtheilung, und die dritte Aufl. i. J. 1828. Die vorliegende dritte Abth. enthält den zweiten Cursus der Lehrgegenstände, welche in den Volksschulen vorkommen, und schliefst an den ersten, welchen jene beiden vorhergehenden behandeln, in Stoff und Form an, so dafs der wohlbedachte Lehrgang auch wohl ausgeführt wird. Der dritte Cursus soll dann das, was in diesen beiden ersten als mehr formaler Unterricht zum Grunde gelegt ist,

mehr in den materialen hinüberführen „und die Anwendung des bisher Gewonnenen auf das thätige Leben zeigen," wie der Hr. Verf. §. 1. verspricht.

Der Unterzeichnete hat anderswo (in den Freim. Jahrb. für die Volkssch. und in seinem Buche: Die Schulen) von der vorzüglichen Brauchbarkeit dieses Werkes gesprochen; sie ist auch allgemein anerkannt. Wir geben hier von dieser Fortsetzung nur den Inhalt an, mit wenigen Bemerkungen.

I. Leseübungen. Hier zeigt sich alsobald, was durch die neueren Fortschritte gewonnen worden, vorerst für das fertige, dann aber auch für das schöne Lesen, für welches letztere in diesem Cursus die Anweisung zwar kurz aber vollständig, sogar mit Musiknoten bezeichnet, ertheilt wird. Nur möchte Ref. erinnern, dafs die Betonung von der Länge oder Kürze mehr unterschieden seyn sollte.

II. Schreibübungen. Wir werden dabei mit der neuesten Methode dieses Unterrichts von Carstair, oder der sogenannten englisch amerikanischen Schreibunterrichts-Methode bekannt gemacht. Hr. Präl. D., dessen Urtheil competent genug ist, findet sie „rein gymnastischer Natur," und hält ihre Einführung in die Volksschulen für einen grofsen Gewinn, welcher jedoch hauptsächlich die grofse Schülerzahl im Wege stehe.

III. Der Religionsunterricht. Ausführlich, wie billig. Nach dem Lehrgang des Verfs. folgt hier der 3te Cursus, dessen Zweck ist, mit der Bibel bekannt zu machen; von Anfang an mit frommem Sinn, welcher auch in dieser ganzen Fortführung unterhalten wird. Vorerst wird das Geschichtliche angegeben, theils in der Einfalt jener alten Bibelsprache, theils in bescheidenen Erläuterungen, wobei auch auf die Geschichte der in die biblische Geschichte einschlagenden Völker hingewiesen wird; dann werden bei gewissen Abschnitten die Glaubens- und Sittenlehren der historischen Bücher des A. T. angemerkt. Auf diese Weise ist für diesen Cursus die biblische Geschichte der Faden, an welchem sich der

Religionsunterricht entwickelt; ein Lehrgang, den man auch hier als den richtigen, naturgemäfsen und religiös bildenden erkennen wird. Obwohl im kurzen Abrisse, ist er doch hinlänglich für den Lehrer. Das Aufstellen der historischen Tabellen, wie sie der Hr. Verf. hier hat abdrucken lassen, würden wir lieber zur Wiederholung den geübteren Schülern aufgeben. Eine Karte der ganzen Erde, welche der Lehrer bei der Schöpfungsgeschichte bis zu Abraham den Kindern vorlegen soll, scheint uns nicht diensam, weil sie das Anschauungsvermögen mehr hindert als belebt; sie enthält nur Zeichen, der Schüler aber wird die werdende Welt in jener einfachen Erzählung sich selbst am besten vorstellen. Die Auswahl der Lesestücke aus jenen alttestamentlichen Büchern kann der erfahrne Lehrer nicht anders als billigen.

IV. Der Sprachunterricht. Die Fortsetzung des vorigen Cursus, oder der „dritte Sprachkreis." Der Lehrgang für diesen Kreis ist nach den anerkannten Grundsätzen vollständig durchgeführt.

V. Die Weltkunde. In jährlicher Abwechselung wird die Naturgeschichte und Erdbeschreibung gelehrt, aus jedem das Nöthigste; aus jener zuerst von dem Menschen, dann von der Natur aufser uns (Ref. würde es umkehren); aus dieser zuerst die Erde als Wohnplatz der Menschen, dann das besondere Vaterland, zuletzt Deutschland.

Der Zahlunterricht auf der dritten Elementarstufe, der zweite Theil der Raumlehre, und die Fortsetzung des Gesangunterrichts machen den übrigen Theil dieses durchaus zweckmäfsig abgefafsten Lehrbuches aus. Es würde überflüssig seyn, über die Behandlung grade dieser Gegenstände, in welchen der Verf. sich ganz besonders als Methodiker schon längst ausgezeichnet hat, auch nur ein Wort zu sagen. Der dritte Cursus, dessen baldigste Erscheinung allgemein wird gewünscht werden, wird den Zusammenhang des Ganzen bewähren, wie es gerade für die Volksschulen dient.

Schwarz.

Römische Literatur.

M. Tullii Ciceronis Orationes pro M. Caelio Rufo et pro P. Sestio, e codd. nunc primum collatis denuo emendatae. Cum annotationibus in usum scholarum edidit Jo. Casp. Orellius. Turici Ex officina Gesseneriana, MDCCCXXXII. XVI u. 231 S. in gr. 8.

Diese Ausgabe von zwei durch Inhalt und Darstellungsweise ausgezeichneten, für die Lectüre sich besonders empfehlenden Reden des Cicero ist eben sowohl für Privatstudien als auch zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten berechnet und darnach die Einrichtung des Ganzen bestimmt. Denn wir können darin dem Herausgeber nicht Unrecht geben, wenn er sich gegen diejenigen erklärt, welche den Gebrauch aller mit Noten versehenen Ausgaben auf Schulen verwerfen und darin wohl zu weit gehen, weil sie die mannichfachen Vortheile verkennen, welche aus zweckmäfsiger Benutzung von zweckmäfsig eingerichteten Noten-Ausgaben hervorgehen. Unzweckmäfsig eingerichtete Ausgaben der Art, unzweckmäfsig benutzt, werden nur Schaden stiften können, und Ref. ist weit entfernt, solchen Ausgaben, die blos der Bequemlichkeit und Trägheit unserer Schuljugend nachhelfen sollen, das Wort zu reden. Es kommt also hier Alles auf die Beschaffenheit und Einrichtung solcher Ausgaben an, und dies allein wird hier entscheiden können. Eben darum müssen wir dringend auffordern, des Herausgebers Vorwort näher zu durchgehen, weil er hier seine Ansichten und damit auch die Grundsätze, welche ihm bei dieser Bearbeitung zweier dem Schulgebrauch zunächst bestimmter Reden des Cicero geleitet haben, auf eine so klare, überzeugende Weise ausgesprochen und entwickelt hat, und zugleich die Vertheidigung solcher mit Noten versehenen Schulausgaben wider deren Gegner auf eine Weise durchgeführt hat, welche für Andere eben so belehrend wird, als sie zugleich für den Herausgeber die Rechtfertigung der eigenen Bestrebungen enthält. Allerdings wird es für den Lehrer bequemer seyn, wenn blofse Texte

der alten Classiker ohne alle Noten gebraucht werden; es wird sogar für ihn weit schwieriger seyn, solche mit Noten versehene Ausgaben zum wahren Nutzen seiner Schüler zu gebrauchen, um die Vortheile, die dadurch erzielt werden sollen, wirklich zu gewinnen; daſs aber bei einer zweckmäſsigen Einrichtung und zweckmäſsiger Benutzung solcher Ausgaben auch weit schnellere Fortschritte erzielt und das Studium der classischen Sprachen dann eine ganz andere, geistesanregende Richtung gewinnt, davon wird Jeder, hat er des Herausgebers Darstellung mit Aufmerksamkeit gelesen, sich bald überzeugt haben.

Gehen wir nun näher zu des verdienten und für die alte Literatur rastlos thätigen Herausgebers Leistungen über. Sie betreffen einerseits den Text und dessen Gestaltung, andererseits den kritisch-exegetischen Commentar oder die dem Text untergesetzten Noten.

Was den ersten Punkt betrifft, so giebt der Verf. durchaus nicht den Text so wieder, wie er in dessen gröſserer Ausgabe des Cicero sich findet; ein seitdem gewonnener, nicht unansehnlicher kritischer Apparat hat ihn in den Stand gesetzt, so durch die Benutzung neuer Hülfsquellen dem Text an manchen Orten eine bessere Gestalt zu geben und ihn seiner ursprünglichen Beschaffenheit immer näher zu bringen. Diese von keinem der bisherigen Herausgeber benutzten Hülfsmittel bestanden für die *Coeliana* in den Turiner und Mailänder Palimpsesten, in einem *Codex regius* des neunten Jahrhunderts (No. 7794.), dessen Collation der Herausgeber durch Hrn. Burschlin erhielt, in zwei Berner Handschriften (No. 236. und 254.) des zehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die aber mit dem eben erwähnten *Codex regius* einer und derselben Familie angehören und unter die vorzüglicheren Handschriften zu zählen sind. Ihre Collation verdankt der Herausgeber der Güte seines Freundes Usteri. Dazu kommen noch die von Wunder bekannt gemachten Lesarten des Erfurter Codex, der freilich

weit entstellter mit Fehlern auf uns gekommen ist, als jene drei Handschriften, aber immerhin Copie eines trefflichen Originals ist, und darum selbst an einigen Stellen bessere Lesarten bot, als die drei genannten. Dieser ganze Apparat stand dem Herausgeber noch nicht zu Gebot, als er seine gröfsere Ausgabe des Cicero lieferte. Die Abweichungen der genannten Codd. von dem Text der gröfsern Ausgabe sind am Schlufs vollständig mitgetheilt. Dieselben Berner Handschriften wurden auch für die *Sestiana* *) benutzt, in deren kritischen Behandlung selbst der neueste Herausgeber dieser Rede so Manches zu wünschen übrig liefs, wodurch der Text erst seine Begründung und die Gestaltung gewinnen konnte, die ihm hier erst durch sorgfältige Collation der Codd. und durch besondere Rücksicht auf die für die kritische Behandlung der Rede so wichtigen, aber vergessenen, Vorgänger, Hervagius, Naugerius und Garatoni, und Benutzung anderer seitdem beigebrachten Subsidien, hier gegeben werden konnte. Von Müller's *Curae secundae* konnte kein Gebrauch gemacht werden, sie kamen dem Herausgeber zu, als sein Buch bereits gedruckt war.

Eine auch nur oberflächliche Ansicht kann einen jeden Unbefangenen bald lehren, welchen verständigen und zweckmäfsigen Gebrauch der Herausgeber von diesen Hülfsmitteln gemacht hat, um den Text der Rede seiner wahren und ursprünglichen Gestalt immer näher zu bringen. Dies konnte auch nur einem Manne gelingen, der mit Cicero und dessen Sprach- und Ausdrucksweise sich so vertraut gemacht hat, wie unser Herausgeber, dessen gesunder Blick, dessen feines Gefühl und Takt ihn nie das Richtige verkennen läfst, und dessen besonnenes Urtheil alle Willkühr in der kritischen Behandlungsweise entfernt gehalten hat. Die Abweichungen von Ernesti's

*) Hr. Orelli schreibt stets *Sestius* (statt des bisherigen *Sextius*), theils der Autorität der besseren Handschriften folgend, theils der griechischen Schreibart *σηστιωδέστερον* bei *Cicer. ad Attic.* VII, 17. §. 2. S. die Note zu der Rede §. 3. p. 98.

Ausgabe sind mit kleinerer Schrift sorgfältig unter dem Texte bemerkt, dann folgen, getrennt davon, ebenfalls unter dem Texte die Noten kritischer und exegetischer Art (die Trennung beider, der kritischen und der exegetischen Noten, war in einer Ausgabe, wie vorliegende ist, gewiſs nicht räthlich; sie würde nur Unbequemlichkeit im Gebrauch und selbst unnöthige Wiederholungen herbeigeführt haben), letztere über sachliche Gegenstände, sowie über Sprachgebrauch und selbst über grammatische Punkte, namentlich in sofern sie mit der Kritik des Textes in Verbindung stehen, sich verbreitend. Inhalt und Umfang dieser Noten ist bestimmt durch den Zweck der Ausgabe nach den Grundsätzen, welche der Herausgeber darüber im Vorworte im Allgemeinen ausgesprochen hat, und die wir darum allgemeiner Berücksichtigung empfehlen dürfen. Bei einer solchen Ausgabe, die eine solche Bestimmung hat, muſs in den Noten vor Allem auf eine mögliche Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks gesehen werden, es muſs alle Weitläufigkeit auf's sorgfältigste vermieden werden und jedes nicht durchaus und streng nothwendige Wort wegbleiben; es muſs also vor Allem auf Maſs gesehen werden, auf verständige Auswahl in den Bemerkungen, namentlich auch in der Erörterung grammatischer Punkte, wobei alles Jagen nach grammatischen Subtilitäten oder Düfteln über einzelne grammatische Punkte (was den Schüler so leicht abstöſst), sorgfältig zu vermeiden ist; noch weniger werden Uebersetzungen einzelner Worte oder Redensarten in deutscher Sprache zugelassen werden dürfen, weil sie nur zu leicht Polster der Trägheit des Schülers werden. Man suche ja stets in den Bemerkungen das gehörige Maſs zu halten, um nicht durch allzu groſse Masse des angehäuften Stoffs den Schüler zu erdrücken, der über dem Lesen der Noten am Ende den Schriftsteller selber, zu dessen Erörterung das Ganze dienen soll, aus den Augen verliert. Die Noten sollen so eingerichtet seyn, daſs der gebildete Schüler oder der Jüngling, der sich diese Reden zur Lectüre gewählt,

auch ohne Zuziehung und Beistand eines Lehrers, ohne sonderlichen Anstofs zum Verständnifs des Textes, wenigstens in den wesentlichsten Dingen — denn wer könnte für Alles sorgen — gelange, aber auch zugleich so, dafs ein verständiger Lehrer noch genug Stoff und Gelegenheit findet, das in den Noten Angedeutete oder Bemerkte weiter auszuführen, oder weitere Erörterungen und Erklärungen daran zu knüpfen. So werden z. B. die sachlichen Anmerkungen, die historischen, antiquarischen, geographischen nur das Nöthigste anzugeben haben, die weitere Ausführung bleibt dem mündlichen Vortrag des Lehrers überlassen, der auf jene Grundlage weiter fortbaut, und soll er erst selbst diese Grundlage bei seinem Vortrag legen, nur an Zeit verlieren und gänzlich unvorbereitete Schüler finden würde. Auch über den Umfang und die Art und Weise der Einrichtung kritischer Noten in einer solchen, für Schüler bestimmten Ausgabe hat unser Verf. S. XI. des Vorworts höchst beachtenswerthe Winke und Andeutungen gegeben, die wir bei der grofsen Verschiedenheit der Ansichten über diesen Punkt gern vollständig mittheilen möchten, weil man daraus sehen kann, wie der Verf. diesen Gegenstand durchdacht hat und wie richtig er das Ganze beurtheilt. Auch hier ist wohl ein Mittelweg der richtige; denn alles Kritische zu vermeiden oder gänzlich auszuscheiden wird eben so wenig angehen, als die Mittheilung oder vielmehr die Aufhäufung aller Varianten, was gewifs das beste Mittel wäre, dem jungen Leser alle Beschäftigung mit Kritik, ja oft das Lesen der Alten selber von vorne herein zu verleiden. Unbedeutende Lesarten oder offenbar falsche und unrichtige müssen durchaus wegfallen, es sey denn, dafs sie Veranlassung zu irgend einer Textesverbesserung geben könnten, auf solche Lesarten aber, die für den Sinn der Stelle von Belang sind, oder in sprachlicher oder grammatischer Hinsicht einige Bedeutung haben, die Aufmerksamkeit des Schülers zu richten, ist gewifs sehr erspriefslich und nützlich. Und von dieser Ansicht scheint auch unser Verf. ausgegangen zu

seyn, was Umfang und Einrichtung seiner kritischen Noten betrifft. Er hat dieselben, so wie auch die exegetischen in lateinischer Sprache abgefaſst, und dies billigen wir, weil in solchen Ausgaben, die für geübtere Schüler bestimmt sind, überhaupt die lateinische Sprache den Vorzug verdient, indem dadurch eine doppelte Uebung im Lateinischen, und so ein doppelter Gewinn herbeigeführt wird. Nur muſs die Sprache dieser Noten, wie auch der Herausgeber richtig bemerkt, einfach, klar, faſslich und so im Ganzen leicht verständlich seyn, ohne darum schlecht Lateinisch zu werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die Noten, welche nach diesen Grundsätzen eingerichtet, den Text dieser Reden begleiten, so ergiebt sich bald, daſs sie keineswegs der Bequemlichkeit oder Faulheit Vorschub leisten sollen, sondern daſs sie vielmehr so beschaffen sind, daſs schon zu ihrem Verständniſs und zu ihrer richtigen Auffassung mehr nöthig ist, als eine oberflächliche Präparation, daſs sie eignes Nachdenken erfordern und die ganze geistige Thätigkeit des Schülers in Anspruch nehmen, aber auch einen wohl gebildeten Lehrer erfordern, der mit Vortheil sich ihrer zu bedienen versteht, um andere Nachtheile zu vermeiden, die aus dem Gebrauch der mit Noten versehenen Ausgaben, wie man wohl behauptet, hervorgehen könnten. Neben den zum Verständniſs nothwendigen sachlichen Anmerkungen, die zum Theil auch aus den früheren Commentatoren dieser Reden entlehnt und mit deren eigenen Worten eingeschaltet sind, wie dies z. B. bei den Noten eines Manutius, Ernesti, Garatoni u. A. öfters der Fall ist (*„Equidem non video,“* ruft der Herausgeber S. XIII. aus, *„cur, quae ab aliis recte, interdum praeclare monita sunt, ea aut verbis paullulum immutatis, unde saepe fiunt etiam deteriora, ut nostra repetamus aut omittamus“*), und wie auch das zu den beiden Reden abgedruckte ausführliche *Argumentum Schützii* beweist, so daſs in dieser Hinsicht die sachliche Interpretation eben

so gut bedacht ist, enthalten diese Noten eine Masse von sprachlich-grammatischen Bemerkungen, oft auch nur, wie es Zweck und Bestimmung dieser Ausgabe wohl erlaubte, in einzelnen Andeutungen und Winken, oft aber auch und namentlich in einzelnen zweifelhaften oder bestrittenen Fällen mit mehr Bestimmtheit vorgetragen, immerhin höchst nützlich zur genauen und gründlichen Auffassung des Ciceronianischen Sprachgebrauchs. Und so dürfen wir diese Specialausgabe als einen höchst schätzbaren Beitrag unserer Ciceronianischen Literatur betrachten und daran den Wunsch knüpfen, auch in der Folge durch ähnliche Bearbeitungen einzelner Schriften des Cicero zu ähnlichen Zwecken und in ähnlicher Weise unsere Literatur bereichert zu sehen.

Chr. Bähr.

Caji Julii Caesaris Commentatio de bello Gallico et Civili. Für die Schüler der mittleren Classen deutscher Gymnasien bearbeitet von Anton Baumstark, Doct. d. Philos., Grofsh. Bad. Professor am Gymnasium zu Freiburg und Collaborator an dem philologischen Seminarium der Universität daselbst. Freiburg. Universitätsbuchhandlung und Buchdruckerei der Gebrüder Groos. 1832. *XXXII und* 587 *S, in gr.* 8.

Auch diese Ausgabe ist für Schüler bestimmt, obwohl für Schüler ganz anderer Art als die, welche der Herausgeber der eben bemerkten beiden Reden des Cicero im Auge hatte; und daher kommt auch bei dieser Ausgabe die Frage zur Sprache, ob es räthlich sey, Schülern, und namentlich Schülern der niedern Classen, der Tertia zunächst, welche der Herausgeber des Cäsar vor Augen hatte, Ausgaben mit deutschen Noten in die Hände zu geben. Der Herausgeber hat in der lesenswerthen Vorrede sich ausführlicher darüber verbreitet, er vertheidigt solche Ausgaben, er hält sie, auf eigene Erfahrung gestützt, für zweckmäfsiger und geeig-

neter, ein schnelleres und doch gründliches Fortschreiten in dem Erlernen der lateinischen Sprache zu bewirken, und dadurch dem Schüler selbst gröfsere Neigung und Liebe zur Sache einzuflöfsen. Wir können hier nicht in eine Prüfung dieser Grundsätze, die wir auch lieber praktischen Schulmännern überlassen wollen, eingehen, und haben hier, bei einem Producte des Inlands, den Gesetzen dieses Instituts gemäfs, blos über folgende Punkte unsern Lesern einen Bericht abzustatten: Nach welchen Grundsätzen hat der Verf. gearbeitet, für wen ist seine Ausgabe bestimmt, und ist die Ausführung dem Plan und der Bestimmung des Ganzen entsprechend zu nennen?

„Die Aufgabe und Bestimmung einer solchen Ausgabe," heifst es p. VII. der Vorrede, „ist es also, den Schüler durch genaue und sorgfältige Belehrung und Leitung auf die grammatische Structur der einzelnen Ausdrucksweisen und Sätze aufmerksam zu machen und allmählig den Grund zur höheren und feineren Kenntnifs der lateinischen Grammatik, sowie zur wissenschaftlichen Lesung der lateinischen Schriftwerke zu legen, überhaupt aber durch ausführlichere Erklärungen und kürzere Winke den Schüler in der Ueberwindung der bedeutenderen Schwierigkeiten zu unterstützen, welche sich ihm sowohl in Bezug des Verständnisses als auch in Bezug auf die würdige und richtige Uebersetzung der verstandenen Worte des Schriftstellers darbieten werden," und so setzt unser Herausgeber gerade darin einen ganz besondern Vorzug einer solchen Ausgabe, dafs darüber Belehrung ertheilt werde, woran Schüler dieses Alters und dieser Kenntnisse in der Regel anstofsen. Und da der Schüler in Tertia, welchem man in der Regel den Cäsar an die Hand giebt, „der wissenschaftlichen Lesung der Alten immer näher gebracht werden soll," so soll dieser höhere Zweck durch die Anmerkungen in der Art erreicht werden, dafs man des lesenden Schülers Urtheil über den Inhalt der Schrift bei passender

Gelegenheit anregt und leitet — dafs man ihn dahin bringe, „den Schriftsteller nicht blos überhaupt als einen lateinischen Schriftsteller zu lesen, sondern als ein schriftstellerisches Individuum von bestimmtem Charakter in Gedanken und Sprache genau kennen zu lernen. Die Anmerkungen dürfen also nicht blos das nöthige Verständnifs des Schriftstellers befördern, sondern müssen durch sorgfältige Andeutungen auf die Eigenheiten des Ausdrucks und die Wendungen, deren sich der Schriftsteller gewöhnlich bedient, aufmerksam machen, müssen sich aber auch blos direct und ausschliefslich auf diesen einzigen Schriftsteller beschränken u. s. w."

Nach diesen Grundsätzen hat der Verf. sein Werk ausgearbeitet, und damit, bei aller Anerkennung des Werthes und des Verdienstes anderer schätzbaren, aber für die Bedürfnisse der Schüler, welche der Verf. im Auge hatte, nicht passenden Ausgaben, die Erscheinung seiner Ausgabe zu rechtfertigen gesucht. Aus diesem Grunde, die Bedürfnisse seiner Schüler stets berücksichtigend, hat sich der Verf. aller kritischen Texteserörterungen enthalten, was gewifs lobenswerth ist; inzwischen da der Verf. von dem Texte seiner 1829. in Stuttgardt bei Hoffmann gelieferten Ausgabe, welche auch dem Texte dieser Ausgabe im Ganzen zu Grunde liegt, und im Ganzen die Oudendorp-Dähne'sche Recension liefert, hie und da, wo er glaubte, seitdem eines Bessern belehrt zu seyn, abweicht, dieser Abweichungen aber keine Erwähnung geschieht, hätten wir doch gewünscht, etwa am Schlufs nur auf einem Blättchen — denn dies hätte ohne grofsen Aufwand von Raum geschehen können — diese Abweichungen zusammengestellt zu sehen, um jede Verwirrung in der kritischen Behandlung des Textes für die Folge zu verhüten und dem kritischen Forscher bei seinem ohnedies mühevollen Geschäft die Uebersicht zu erleichtern. Ferner hat sich der Verf. bestrebt, in den Noten keine Untersuchungen oder Forschungen anzustellen, sondern, wie es der

Zweck seiner Leser mit sich brachte, nur Resultate zu geben; deshalb sind auch Citate aus andern Schriftstellern, als Belege und zum Verständnifs einzelner grammatischen oder sprachlichen Bemerkungen nur da gegeben, wo Cäsar und Cornelius Nepos, die hier zunächst berücksichtigt werden mufsten und es auch überall wirklich sind, keine passenden Beispiele darboten. Das, worauf der Verf. besonders bei seinen Bemerkungen sah, war Erörterung der grammatischen Punkte, wie es denn bei Schülern von dem Alter, wie sie der Verf. vor sich hat, vor Allem ankommt, auf Feststellung und Einprägung der grammatischen Regeln, so wie Entwickelung des Sprachgebrauchs, was freilich mit dem ersten Punkte zusammenhängt; hier konnte zugleich durch Anführung passender Parallelstellen die richtige Auffassung erleichtert werden, und eine sorgfältige Beachtung der Synonymen, wie dies auch der Verf. gethan hat, von grofsem Nutzen seyn. Bei Erörterung der grammatischen Punkte, in denen der Verf. auch oft blos andeutend oder durch Fragen die Aufmerksamkeit des Schülers und damit dessen eigene Thätigkeit weckend, verfahren ist, finden sich überall Nachweisungen auf die verschiedenen jetzt in den verschiedenen Ländern auf Schulen angeführten Grammatiken, damit Schüler jeder Anstalt diese Ausgabe gebrauchen können. Der Verf. hat sich darüber gegen übelwollenden Tadel zu rechtfertigen gesucht; wir hoffen nicht, dafs es bei allen Einsichtsvollen einer solchen Vertheidigung bedarf, da die beschwerliche Mühe, die der Verf. damit übernommen hat, nur Vortheile und keine Nachtheile erwarten läfst, also eher Lob wie Tadel verdient. Alle gelehrten Auseinandersetzungen oder Anführungen sind natürlich weggeblieben, da ohnehin die Bestimmung der Ausgabe möglichste Ersparnifs des Raums und damit also auch möglichste Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks gebot. Und in der That, wir glauben, dafs man in dieser Beziehung alle Ursache hat, mit den Leistungen des Verfs. zufrieden zu seyn, der nicht leicht auch nur ein Wort zu viel

gesagt hat, sondern sich gewissenhaft möglichster Kürze und Bestimmtheit, jedoch mit Vermeidung aller Dunkelheit oder Unverständlichkeit, beflissen hat. Ob der Verf. in den Anmerkungen selber stets das erforderliche Mafs beobachtet, ob nicht, wie vielleicht Manchem vorkommen wird, namentlich in dem Ersten Buch, zu Viel erläutert ist oder Manches, was man dem Schüler selbst zu finden überlassen mufs, oder worüber er bereits im Reinen seyn soll, hier erläutert ist, das wollen wir Andern zur Entscheidung überlassen, da wir wohl wissen, wie schwer es ist, Allen in Allem zu genügen und allen Forderungen zu entsprechen, da wo jeder nach seiner individuellen Ueberzeugung und nach eigenem Mafsstabe urtheilt, oder auch selbst die verschiedenen Fähigkeiten oder der verschiedene Grad der Kenntnisse der Schüler auf das Urtheil, in wiefern zu Viel oder zu Wenig gegeben sey, Einflufs hat. Was daran das Wahre und Richtige ist, wird den Verf. eigene Erfahrung lehren und ihn bei einer neuen Auflage mit mehr Leichtigkeit seinem Werke die gewünschte Gleichförmigkeit geben lassen. In den folgenden Büchern des *Bellum Gallicum* nehmen die Noten an Umfang ab, was freilich auch daraus schon sich erklären läfst, dafs der Verf. Manches, das hier wiederkehrt, früher erläutert hatte und eine Beziehung darauf genügen konnte. Das achte, von Hirtius bekanntlich stammende Buch hat der Verf. aus Gründen, die wir anerkennen müssen, nicht ausführlich commentirt; er hat nur das Nöthigste, zum Verständnifs unumgänglich Nothwendige bemerkt; so ist auch das dritte Buch *De bello civili* kürzer als die beiden ersten behandelt, weil der Schüler „erst dann das *Bellum civile* lesen sollte, wenn er mit den Büchern *de Bello Gallico* schon recht bekannt ist, und da gewifs kein Lehrer die Lectüre des *bellum Civile* mit dem dritten Buch anfangen wird." — Die Bücher *De bello Alexandrino*, *Africano* und *Hispaniensi* sind mit Fleifs weggelassen, weil sie ihrer mangelhaften Darstellungsweise halber nicht passend Schülern

in die Hände gegeben werden könnten, in einer Schulausgabe also füglich wegbleiben dürfen. Einem jeden Buch sind die lateinischen Argumente vorangestellt.

Als Einleitung ist eine mit vielem Fleifs ausgearbeitete Lebensgeschichte Cäsars, wo selbst auch am Schlusse auf seine schriftstellerische Thätigkeit die gebührende Rücksicht genommen ist, vorausgeschickt, woran sich eine Tabelle schliefst: *Caesaris Vitae Tabula ad temporum ordinem disposita.* Am Schlusse des Ganzen finden wir eine Abhandlung Ueber die Römische Legion, worin nach den Quellen eine auch für Schüler recht fafsliche Uebersicht des römischen Kriegsdienstes gegeben ist, und dann das geographische Register. Auf diese Weise konnte sich der Verf. in dem Werke selbst aller Erörterungen über das Kriegswesen (die doch vereinzelt kaum gehörig aufgefafst hätten werden können) und über geographische Gegenstände enthalten, wodurch er zugleich an Raum bedeutend gewann. Ein genaues Register über die zahlreichen in dem Werke behandelten Worte und Redensarten beschliefst die Ausgabe, deren Einführung und Verbreitung auf Schulen auch der für ein über sechshundert Seiten starkes Buch gewifs billige Preis von 3 fl. 36 kr. erleichtert, während die Verlagshandlung gröfsere Parthien für Gymnasien zu einem weit billigern Preise abzulassen bereit ist. Druck und Papier sind befriedigend. Vielleicht entschliefst sich der Verf., in der Folge auch eine Karte Galliens beizugeben; nützlich halten wir es in jedem Fall, und bei den besseren Hülfsmitteln, welche dazu jetzt vorliegen, dürfte das Unternehmen in der Ausführung auch nicht schwierig zu nennen seyn.

Chr. Bähr.

Cornelii Nepotis quae exstant Vitae, grammatisch und sprachlich erklärt von M. Johann Christoph Dähne, Prorector an dem Stiftsgymnasium zu Zeitz. Helmstädt, Verlag der Fleckeisen'schen Buchhandlung, 1830. XLVIII und 387 S. in gr. 8.

Wir müssen hier nachträglich dieser Schulausgabe um so mehr gedenken, als sie durch eigene Vorzüge ausgezeichnet, dem Herausgeber der eben beurtheilten Ausgabe des Cäsar, in Absicht auf Anlage und Behandlungsweise das Muster war, wornach er seine Ausgabe einzurichten gesucht hat, wie er selbst S. XI. der Vorrede bemerkt, dafs ihn bei seiner Ausgabe des Cäsar genau eben dasselbe Bestreben leitete, welches dieser Ausgabe des Cornelius zu Grunde liege; und so erfüllen wir gern die uns obliegende Pflicht, auch von dieser zwar früher erschienenen und daher schon weiter verbreiteten, auch in andern kritischen Blättern zum Theil ausführlich beurtheilten Ausgabe unsern Lesern einen kurzen Bericht abzustatten, zumal da auch der andern, in neuester Zeit erschienenen Bearbeitungen des Cornelius Nepos in diesen Blättern stets gedacht worden ist. Es fehlt uns freilich nicht an Ausgaben des viel gelesenen Schriftstellers, auch selbst an solchen nicht, die für Schulen berechnet, durch mehr oder minder umfassende, Lateinisch oder Deutsch geschriebene Anmerkungen diesen Zweck erreichen sollen. Und doch wird schon ein oberflächlicher Blick in diese Ausgabe zeigen, dafs sie durchaus kein überflüssiges Unternehmen ist, sondern eine Ausgabe, die durch ihren innern Werth und durch ihren gediegenen Gehalt, durch die ganze Einrichtungs- und Behandlungsweise, die von der der früheren sich sehr entfernt, und einen eigenthümlichen Charakter, zugleich mit steter Rücksicht auf ihre Bestimmung überall an sich trägt, alle Empfehlung verdient.

Es soll diese Ausgabe — das ist ihr Plan und ihre Bestimmung — „hauptsächlich Anmerkungen enthalten,

welche sich auf Grammatik, Wort- und Spracherklärung und auf den dem Schriftsteller eigenthümlichen Sprachgebrauch beziehen" (S. IV.), indem die bisherigen Ausgaben theils zu Viel, theils zu Wenig in dieser Beziehung enthielten. Auf Förderung grammatischer Gründlichkeit und Festigkeit war des Verfs. Hauptstreben gerichtet, daher auch die öfteren Verweisungen auf die verschiedenen in Schulen eingeführten Grammatiken und einige andere ähnliche, das Studium der Grammatik und Sprache fördernde Schulschriften; dagegen wurde in der Sacherklärung (und wer wird dies nicht billigen!) nur das Nothwendigste und zum Verständnifs Unentbehrliche gegeben, mit Uebergehung aller ausführlichen geschichtlichen oder antiquarischen Anmerkungen, die für einen Schüler, der den Cornelius Nepos liest, schwerlich passend seyn dürften; ohnehin findet der Lehrer in den hier gegebenen Nachweisungen immer so viel, dafs er daraus bei dem mündlichen Vortrag leicht das etwa noch Fehlende ersetzen kann. Sprache und Grammatik bildet also das Wesentliche der Anmerkungen, und hier läfst sich nun nicht leugnen, dafs des Verfs. Leistungen sehr befriedigend ausgefallen und keineswegs unter der Erwartung geblieben sind, welche die Ankündigung seiner Ausgabe erregt hatte. Mit eben so viel Schärfe als Bestimmtheit, aber auch mit sorgfältig abgemessener Kürze werden die einzelnen Regeln entwickelt, oder die Gesetze des Sprachgebrauchs, sowohl des allgemeinen als auch des besondern, dem Cornelius eigenthümlichen, angegeben, und dafür auch insbesondere dem Synonymischen eine Aufmerksamkeit geschenkt, die füglich Andern als Muster dienen kann. Auf diese Weise suchte der Verf. den Zweck dieser Noten: richtige Begründung und Feststellung der grammatischen Regeln und des Sprachgebrauchs, zu erreichen, und nur die eine Besorgnifs konnte hier etwa eintreten, ob nicht manche der Bestimmungen zu scharf sind und die Auffassung für den den Nepos lesenden Schüler dadurch hie und da erschweren; obwohl eines verständigen Lehrers nachhel-

fende Hand hier wohl Besorgnisse der Art, durch die erleichternde Erklärung und Erörterung im mündlichen Vortrag, zu heben und der leichtern Auffassung des Schülers nachzukommen wissen wird oder es wenigstens wissen soll. Die Noten sind auch so eingerichtet, dafs sie das eigene Nachdenken des Schülers anregen sollen, in welcher Beziehung Manches in blofsen Andeutungen und Winken oder in Fragen, die sich der Schüler selbst beantworten soll, niedergelegt ist. Dafs aber auch selbst mancher Lehrer Manches aus diesen Bemerkungen, die so Vieles zur genauen Begründung und richtigen Feststellung des Sprachgebrauchs und des Unterschieds desselben enthalten, lernen kann, wagen wir wohl zu behaupten, indem auch die feinsten Nuancen und Unterschiede des lateinischen Sprachgebrauchs hier berücksichtigt sind. Zu diesen Eigenschaften der Gründlichkeit gesellt sich noch die rühmliche Beobachtung des Mafses in allen Erörterungen, und eine dadurch bestimmte Kürze und Gedrängtheit in den einzelnen Bemerkungen selber.

Von besonderem wissenschaftlichen Werthe ist die vorausgeschickte Abhandlung: „Ueber Cornelius Nepos, dessen Schriften und die Aechtheit derselben," worin dieser schwierige Gegenstand auf eine eben so gründliche als befriedigende Weise behandelt ist, mit sorgfältiger Rücksicht auf die zahlreiche über diesen Gegenstand bereits vorhandene Literatur und eigenen Forschungen, von denen Ref. in seiner Geschichte der Römischen Literatur §. 183 a. und §. 185. bereits dankbaren Gebrauch gemacht hat, weshalb er wegen des Näheren darauf verweist. Wir hoffen, dafs damit die Untersuchung über den Verfasser der vorhandenen *Vitae* so ziemlich geschlossen ist, da sich nach dem, was Hr. Dähne und seine Vorgänger darüber beigebracht, wohl schwerlich neue Data aufbringen lassen, die dem nun ziemlich feststehenden Resultate eine andere Richtung geben könnten. Ein vollständiges Register giebt über die zahlreichen in den Anmerkungen behandelten Ausdrücke und Gegenstände nähere Kunde. *Chr. Bähr.*

Oratorum Romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et M. Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum. Collegit atque illustravit Henr. Meyerus, ph. Dr. et AA. LL. M. Turici. Typis Orellii, Fuesslini et Sociorum, MDCCCXXXII. XXIV und 278 S. in gr. 8.

Eine Sammlung der Fragmente der verlorenen Redner Roms, wie dies bereits schon frühe ein Justus Lipsius und Janus Dousa beabsichtigt, aber nicht ausgeführt hatten, war gewifs ein sehr erspriefsliches, auch mehrfach gewünschtes Unternehmen, zu dessen Ausführung sich aber noch Niemand verstanden hatte. Hr. Meyer hat es versucht, diese Lücke unserer Literatur durch eine so vollständig als möglich angelegte Sammlung sämmtlicher Reste auszufüllen, um es uns so doch einigermafsen wenigstens möglich zu machen, zu überschauen, was die Römer in dem Gebiete der Beredsamkeit geleistet, oder vielmehr, um uns den ungeheueren, unersetzlichen, und nie genug zu beklagenden Verlust, den wir in diesem Theil der Literatur, gerade in dem, in welchem die Römer am meisten sich ausgezeichnet und am selbstständigsten waren, erlitten haben, recht zu vergegenwärtigen. Nun hat zwar der Verf. in seine Sammlung (und das wird Jedermann nur billigen können) nur die Redner aufgenommen, von denen wirklich Reste ihrer schriftlich aufgezeichneten Reden auf uns gekommen sind, alle andere aber ausgeschlossen. Und doch beläuft sich die Zahl derer, die hier aufgeführt sind und von denen gröfsere oder geringere Bruchstücke auf uns gekommen sind, auf hundert fünf und zwanzig, eine an und für sich gewifs bedeutende Anzahl, die sich aber auf das Doppelte bringen liefse, wenn der Verf. hätte weiter gehen und alle die, welche überhaupt als Redner in den Schriften der Alten namhaft gemacht sind, in dies Verzeichnifs aufnehmen wollen. Wenn wir demnach die Zahl aller derer, die schriftliche Reden hinterlassen, auf hundert fünf und zwanzig feststellen (und sie war gewifs bedeutender), so kann dies doch schon hinreichen, um uns von der aufserordentlichen Thätigkeit der Römer

auf diesem Felde der Literatur einen Begriff zu geben. *Nulla alia gens,*" ruft der Verf. S. X. der Vorrede aus, „*simile praebet exemplum, nulla tot artificiis oratoriis abundat. Ceterae nationes ac praesertim nostrorum temporum in omni alio litterarum genere magis excellunt quam in oratorio.*" Ja selbst mit Griechenland kann sich Rom in dieser Beziehung eher messen als in andern Beziehungen; daſs aber Griechenland von Rom hier übertroffen worden, wagt Ref. nicht zu behaupten, zumal wenn er an die Verbindung der Römer mit Griechenland denkt, und an den Einfluſs, den dieses auf die Wissenschaft zu Rom und deren Bildung, namentlich auch selbst auf die Beredsamkeit ausgeübt hat. In Rom kam die Beredsamkeit durch ihre eigene Stellung offenbar zu einer solchen Blüthe empor, da sie neben dem Kriegsdienst, zumal in den späteren Zeiten, das Mittel war, zu Einfluſs im Staat, zu Würden und Ansehen — dem höchsten Streben des Republikaners — zu gelangen. Wir wollen hier nur an den einen Cicero erinnern, der gewiſs ein in dieser Beziehung in der Geschichte der Republiken alter und neuer Zeit einziges Beispiel ist. Ohne militärische Macht oder Einfluſs, ohne groſse Geldmittel gelangte er, ein *homo novus*, zu den höchsten Würden des Staats, dessen Schicksale er eine Reihe von Jahren hindurch theils unmittelbar als Consul, theils mittelbar als Senator durch seinen politischen Einfluſs im Senat lenkte, und dies Alles blos durch die Kraft und Macht seines gewaltigen Rednertalents. Wo liefert die Geschichte ein ähnliches Beispiel?

Aus dieser Stellung der Beredsamkeit erklärt es sich auch, warum die meisten dieser Reden Staatsreden sind, was aber wiederum die Gröſse unsers Verlusts erhöht, indem wir hier nicht blos den rednerischen Werth, sondern auch den geschichtlichen in Anschlag zu bringen haben. Die vorliegende Sammlung läſst uns die Gröſse dieses Verlustes, durch den Ueberblick des Ganzen, den sie gewährt, erst recht deutlich erkennen, sie setzt uns aber auch zugleich in den Stand, die einzelnen Redner

in ihren Leistungen im Einzelnen besser kennen zu lernen und dieselben, so weit es noch möglich ist, richtig zu beurtheilen.

Die Sammlung beginnt mit Appius Claudius Cäcus (dessen Rede im Senat gegen den mit Pyrrhus zu schliefsenden Vertrag 474 n. c.), und Q. Fabius Maximus Cunctator, worauf der ältere Gracchus, Scipio Africanus der Aeltere, und Cato der Aeltere folgt, von welchem hier Bruchstücke von neun und achtzig Reden (mehr als hundert und vierzig existirten bekanntlich zu Cicero's Zeit) nebst einigen ungewissen Fragmenten. Des Verfs. Hauptaugenmerk war hier auf Ausmittelung der Zeit der einzelnen Reden und die dadurch zu bestimmende Reihenfolge derselben gerichtet; sowie auf Erörterung der historischen Beziehungen dieser Reden. Leider fand er bei seinen Vorgängern Popma und Lion (der eigentlich nur Popma's Sammlung wiedergab) wenig Trost; und seine Untersuchung hatte bei dem vielen Problematischen, das hier sich findet, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dann folgen die übrigen Redner (von denen im Ganzen nur unbedeutende Reste vorhanden sind, bis auf den jüngern Gracchus, von welchem aufser mehreren ungewissen Fragmenten, Bruchstücke von siebenzehn Reden angeführt sind. An ihn schliefsen sich an die zahlreichen Redner der blühendsten Periode, von M. Aemilius Scaurus an bis in die Kaiserperiode und von da weiter herab bis auf Symmachus (von 350—410 p. Chr. oder 1103 n. c. bis 1163 n. c.), mit welchem die einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten durchschreitende Sammlung schliefst. Cicero's verlorne Reden oder vielmehr deren Bruchstücke sind nicht aufgenommen; man findet sie ja in Cicero's gröfseren Ausgaben bereits gesammelt. Ohnehin sind die Fragmente von den meisten der gefeiertsten und gerühmtesten Redner der mittlern und spätern Periode oft an Umfang sehr unbedeutend und kaum von der Art, dafs wir ein eigenes Urtheil über den rednerischen Charakter oder das Talent der einzelnen Redner uns daraus bilden

können. Des Herausgebers Sorge war auch hier nicht blos auf Sammlung und Zusammenstellung der Fragmente, sondern auch auf richtige Anordnung und Zusammenstellung nach der Zeitfolge, auf Berichtigung des Textes, Erläuterung einzelner schwieriger oder seltner Ausdrücke, insbesondere auf Erörterung der historischen Beziehungen gerichtet, und wenn auch hier manches Einzelne wird nachgetragen oder gebessert werden können, so liegt dies in der Natur solcher Arbeiten, namentlich aller ersten Versuche der Art. Tüchtige Vorarbeiten mangelten gänzlich; denn die oben angeführte Sammlung der Reden Cato's von Popma wird kaum in Anschlag zu bringen seyn; (die über Cato in neuester Zeit erschienenen Schriften von Belhuis — *Diatribe in M. Porcii Catonis scripta et fragmm. Traject. ad Rhen.* 1826. — und Schober — *De M. Porc. Caton. Censor. oratore. Neiss.* 1825. — scheinen dem Verf. nicht bekannt zu seyn); Ellendt's *succincta eloq. Rom. Historiae* in Verbindung mit *Pighii Annales* waren die einzigen trefflichen Vorarbeiten, die mit Erfolg benutzt werden konnten. Aus Cicero's Brutus liefs sich ohnehin für die frühere Periode bis Cicero das Meiste entnehmen. Aber für die spätere Zeit fliefsen die Quellen immer spärlicher; die Hülfsmittel nehmen immer mehr ab. Seneca der Rhetor und Quinctilian sind für diese Periode die Hauptschriftsteller. Aufser ihnen sind es besonders Gellius, Macrobius und die lateinischen Grammatiker (Festus, Nonius, Priscianus) nebst dem Griechen Plutarch, welchen wir die meisten Fragmente der spätern wie der frühern Periode verdanken; und auch diese haben kaum mehr aus der Urquelle geschöpft, sondern aus der Sammlung von Rednern, welche zu des Tacitus Zeit M. Licinius Crassus Mucianus veranstaltet hatte, und der wir auf diese Weise noch die Erhaltung der wenigen Reste, die wir besitzen, zu verdanken haben. Wäre uns diese Sammlung erhalten, deren Untergang, wie der so mancher ähnlichen Werke, offenbar in dem grofsen Umfang derselben zu suchen ist, wie ganz anders würde es um unsere Kenntnifs der römi-

schen Beredsamkeit stehen? Die Schrift des A. Schottus: *De claris apud Senecam rhetoribus* wufste der Verf. nicht aufzutreiben; ob er auch im glücklichsten Fall darin Viel gefunden, bezweifeln wir fast.

Noch müssen wir der dreifachen Eintheilung gedenken, welche der Verf. im Gebiete der römischen Beredsamkeit vorschlägt (S. XI seqq.). Er unterscheidet nämlich *Oratores antiquos, medios, novos,* und charakterisirt dann im Allgemeinen die Redeweise derselben. *Antiqui* sind ihm die Redner von Cato an; mit Cicero beginnt die Reihe der *medii,* sie bilden die blühende Periode der römischen Beredsamkeit und reichen bis auf August's Herrschaft, wo dann mit T. Cassius Severus die dritte Periode der *novi* beginnt, die des Verfalls der Beredsamkeit, deren Verderbnifs der Verf. aus zwei Hauptursachen ableitet: aus dem Untergang der Republik und dem Aufhören der Volksgerichte, dann zweitens aus der Verdorbenheit der Sitten und dem überhand nehmenden Luxus (p. XIII.). Indessen kommen auch noch mancherlei andre Punkte hier in Betracht, so wenig wir auch das Gewicht jener beiden Hauptursachen zu verkennen geneigt sind. Vergl. des Ref. Röm. Lit.-Gesch. §. 14. a. p. 35 ff. u. §. 261. p. 546 ff. der 2ten Ausg. — Auch will es dem Ref. scheinen, als wenn das Urtheil, das S. XV. über die doch mittelmäfsigen zwölf Panegyriken ausgesprochen wird, im Ganzen zu günstig laute, zumal wenn alle Schuld der Mittelmäfsigkeit dieser Machwerke und der zahlreichen Gebrechen, die ihnen ankleben, der elenden Schmeicheleien, der geschraubten und gekünstelten Sprache, dem übertriebenen Wesen, wo auch jeder Schimmer von Wahrheit verschwindet, blos auf das Zeitalter fällen soll! „*Sic mediocritas*" (lesen wir S. XV.) „*ista Panegyricorum seculo potius quam hominum culpae tribui debet.*" — „*Quare Panegyricos Maximiano Herculeo dictos vel Constantio et Constantino non ineptas declamationes aut viles adulationes appellaverim, sed gratissimo animo atque sincere ingentes laudes his imperatoribus*

sunt tributae." Dies ist doch warlich zu Viel gesagt; Ref. denkt anders, obwohl er den Werth, den diese Machwerke zur Beurtheilung des Charakters der Beredsamkeit des ganzen Geistes jener Zeit, sowie in historischen Beziehungen haben, durchaus nicht in Zweifel stellen will. Vergl. die Röm. Lit.-Gesch. §. 271. p. 575. — Druck und Papier des Buchs sind sehr befriedigend, sinnentstellende Druckfehler durch sorgfältige Correctur vermieden. Ein Index über die in des Verfs. Noten behandelten oder verbesserten Schriftsteller und ein zweites Wort- und Sachregister über die Anmerkungen des Verfs. beschliefsen das Ganze.

Chr. Bähr.

Cai Salusti Crispi Catilina, Jugurtha et Historiarum fragmenta. Ad fidem optimorum codicum Bas. Paris. Einsiedl. Leid. Vaticc. Tur. denuo recensuit atque accuratius auctiusque edidit F. D. Gerlach. Basileae, in libraria Schweighaeuseriana. MDCCCXXXII. XLII und 258 *S. in gr.* 8.

Unser bei Anzeige des dritten Bandes der gröfseren Ausgabe ausgesprochener Wunsch, eine nach den neu gewonnenen Hülfsmitteln berichtigte Handausgabe von Hrn. Gerlach zu erhalten, ist, und dessen freuen wir uns, hier in Erfüllung gegangen. Wir erhalten einen sehr correcten Textesabdruck, an dessen Rand die Abweichungen von Corte's Ausgabe stehen, während unter dem Text die wesentlichsten Abweichungen der hier benutzten kritischen Hülfsmittel mit ganz kleiner, aber sehr lesbarer Schrift mitgetheilt sind, so dafs auch von dieser Seite diese Ausgabe als eine selbstständige erscheint, in der zugleich der Text seiner ursprünglichen Gestalt immer näher gebracht, und manche alten Formen, die in den erweislich ältesten Handschriften nun vorgefunden worden, hier überall zurückgeführt sind (vergl. p. VII. des Vorworts), also, wenn man will, eine neue Recension des Textes wirklich geliefert ist, welche auf die anerkannt ältesten der vorhandenen und bekannten Codd. sich stützt.

Diese zum Theil schon in dem dritten Bande der gröfseren, früher erschienenen Ausgabe erwähnten neuen Hülfsmittel zur Kritik des Textes bestanden in einer Einsiedler und Zürcher Handschrift, welche beide Hr. Orelli verglich, dann einer Basler, Pariser No. 1576.), einer Leidner (die Havercamp für die vorzüglichste unter seinen Codd. hielt, die aber etwas nachlässig geschrieben ist); sie enthalten sämmtlich den Catilina und Jugurtha; von den drei Vaticanischen Handschriften enthält die erste aufser den gröfseren Bruchstücken der Historien, noch Reden und Briefe, die aus dem Catilina und Jugurtha excerpirt sind; die zweite und dritte erstrecken sich blos auf die Fragmente der Historien, wozu noch die Varianten der *Editio princeps* kommen. Der Basler und der ersten Vaticaner erkennt der Herausgeber die erste Stelle zu, und darum hat er auch nach diesen zunächst den Text seiner Ausgabe gegeben. Die davon abweichenden Lesarten der übrigen Codd. sind in der oben bemerkten Weise unter dem Texte mitgetheilt; sie stehen nach des Herausgebers Urtheil den beiden genannten sehr nach, so dafs im Ganzen seltner ihre Lesarten in den Text aufgenommen worden sind. Gegen die Aufstellung von bestimmten Familien, Handschriften oder verschiedenen Recensionen hat sich der Verf. auf's bestimmteste ausgesprochen, indem er die obwaltenden Verschiedenheiten unter denselben auf andere einfachere Weise erklären zu können glaubt. Eine bedeutende Anzahl von Stellen werden in dem Vorwort näher kritisch untersucht und behandelt, und dann folgt der Text sowohl der vollständig auf uns gekommenen Werke des Sallustius, als auch der Fragmente in der oben angegebenen Weise, in einem correcten, auch das Auge ansprechenden Abdruck. Dafs auch den Fragmenten der Herausgeber von Neuem seine Sorgfalt zugewendet, dafs Manches darin (seit dem Erscheinen der gröfseren Ausgabe) berichtigt, Manches eine veränderte Stellung erhalten hat, brauchen wir wohl kaum noch ausdrücklich zu bemerken.

Einige Aeufserungen des an seinen Freund, den Hrn. Professor Orelli zu Zürich gerichteten Vorworts gaben die Veranlassung zu folgender Schrift, deren wir bei dieser Gelegenheit pflichtmäfsig gedenken müssen.

Historia critica Eclogarum ex Salustii Historiarum libris. Scripsit Jo. Casp. Orellius. Accedit Descriptio editionis Martialis Epigrammaton Romanae anni MDCCCLXXIII. Turici, typis Orellii, Fuesslini et Sociorum. MDCCCXXXIII. 36 *S. in* 8.

Sie enthält zuvörderst eine Rechtfertigung der Angabe des Hrn. Prof. Orelli, dafs er in seiner Ausgabe der *Oratt.* und *Epistoll.* aus den Historien des Sallust an hundert Stellen Corte's Text verbessert habe: gegen welche Aeufserung Hr. Gerlach verwundernd aufgetreten war mit dem Beisatz: *Non enim opus erat ut iterum reformarentur, quae jam erant correcta atque emendata.* Eben so wird S. 6. die von Hrn. Gerlach behauptete Gleichheit der Bongarsischen Lesarten mit dem ersten Vaticanischen Codex bezweifelt, und S. 7 ff. Gerlachs bereits oben erwähnte Ansichten über die Constituirung von Familien der Handschriften näher beleuchtet, auch an einigen Beispielen die Wichtigkeit und die für den Kritiker aus der einmal sicher erkannten Familienabtheilung der Codd. wesentlich hervorgehenden Vortheile gezeigt. Die offene und würdevolle, jedoch durchaus nicht beleidigende, dabei wahrhaft classische Sprache kann füglich auch Andern, die zu ähnlicher Opposition sich veranlafst fühlen, als Muster empfohlen werden. Nun folgt S. 10 ff. die auf dem Titel genannte „*Historia critica Eclogarum Salustianarum.*“ Ref. hatte aus einer Privatmittheilung des Hrn. Verfs. Einiges bereits in s. Röm. Lit. Gesch. S. 383 f. der zweiten Ausg. seinen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt; sie finden hier eine ausführlichere Erörterung, auf welche ein Abdruck der *Oratio Lepidi consulis ad Populum Romanum* folgt, mit den Abweichungen vom Gerlach'schen Texte, und mit den Varianten der Codd., beides getrennt unter dem Texte. — Den Schlufs S. 31 ff. bildet eine genaue

Notiz über die seltene (von Ebert im Bibl. Lex. II. p. 54. No. 13227. aufgeführte) *Editio princeps* des Martialis, von der nach der dort gegebenen Versicherung nur ein Exemplar vorkommt, das nachher nicht wieder zum Vorschein kam, so dafs Ebert mit einer Frage über ihre wirkliche Existenz seinen Artikel schlofs. Diese höchst seltene Ausgabe entdeckte Hr. Orelli zu Basel, er beschreibt sie näher und theilt eine Vergleichung des ersten Buchs mit. Ein künftiger Bearbeiter des Martialis, der uns aber leider noch immer fehlt, wird auf diese *Editio* insbesondere sein Augenmerk zu richten haben, und darum verdient Hr. Orelli Dank, dieses seltene Buch näher hervorgezogen und zur allgemeinen Kunde gebracht zu haben. Auf dem letzten Blatt wird noch von einer Basler Handschrift des Lucretius, welche von Pomponius Lätus um 1468. geschrieben worden, nähere Nachricht gegeben, und über des Isaac Vossius Apparat zu Lucretius, der jetzt in Oxford aufbewahrt ist, eine Notiz des Freundes Hauthal mitgetheilt. Ein künftiger Herausgeber des Lucretius sollte diese handschriftlichen Hülfsmittel vor Allem berücksichtigen.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Die Polizei-Wissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. Von Robert Mohl, Dr. der Rechte und der Staatswiss., ord. öff. Lehrern der letztern auf der Univ. Tübingen. Erster Bd. Tüb. bei H. Laupp. 1832. 579 *S.*

Der Verf. giebt durch das vorliegende Werk einen neuen Beweis von seinem Berufe zur Bearbeitung der Staatswissenschaft. — Die Einleitung verbreitet sich über die Grundlagen und über die Literatur der P.W. Rec. will aus dieser Einleitung das herausheben, was sich auf die Bestimmung des Begriffs der Wissenschaft bezieht. Die Völker, sagt der Verf., suchen, nach der Ver-

schiedenheit ihrer Cultur, ihrer Civilisation, ihrer äufseren Verhältnisse, durch den Staat bald diesen bald einen andern Zweck zu erreichen. Der Zweck eines Rechtsstaates ist der, das Zusammenleben des Volkes so zu ordnen, dafs die Mitglieder desselben einander nicht in der möglichst freien und allseitigen Uebung und Benutzung ihrer Kräfte hindern, vielmehr einander zur Beseitigung der Hindernisse, welche dem Gebrauche und der Entwickelung ihrer Kräfte entgegenstehen, Beistand leisten. Zur Erreichung dieses Zwecks ist theils Rechtspflege, theils Polizei erforderlich. Jene ist den Eingriffen entgegengesetzt, welche der Mensch in die Rechtssphäre Anderer thun kann, diese aber den Gefahren, mit welchen äussere Umstände die Rechtssphäre der Menschen bedrohn. (Rec. gesteht, dafs er sich von der Richtigkeit dieser Grenzbestimmung der Polizeiwissenschaft nicht überzeugen konnte, ungeachtet er in dem Rechtsbegriffe des Staates — oder in dem Begriffe eines Rechtsstaates, um mit Vollgraff zu sprechen, — mit dem Verf. übereinstimmt. Rec. kann hier nicht die Gründe seiner abweichenden Meinung anführen. Er müfste sonst selbst eine Abhandlung schreiben. Nur eine Frage: Sind die Mafsregeln der Gesundheitspolizei nicht zum Theil auch, ja zuweilen ausschliefslich, gegen die Handlungsweise der Menschen gerichtet?) Jedoch hat die Polizei nicht da einzuschreiten, wo ein äufseres Hindernifs durch die Anwendung der eigenen Kraft der betheiligten Bürger vollständig und zweckmäfsig entfernt werden kann. (Eine goldne Regel, welche der Verf. sehr gut ausführt.)

Der Verf. trägt hierauf die P.W. so vor, dafs er I) von der Vorsorge des Staates für die physische Persönlichkeit der Bürger, (für die gehörige Volkszahl, für Leben und Gesundheit,) von der Theurungspolizei und von der Armenpflege, und II) von der Vorsorge des Staates für die geistige Persönlichkeit der Staatsbürger, (für die Verstandesbildung, für die sittliche Bildung, für die religiöse Bildung, für die Geschmacksbildung,) handelt. So weit geht der erste Band.

Vergleicht man das vorliegende Werk mit den Werken desselben Inhalts, besonders denen, die im vorigen Jahrhunderte erschienen sind, so zeichnet es sich besonders durch zwei Vorzüge aus, erstens, durch eine genauere Bestimmung der Grenzen der Polizeigewalt, zweitens durch den Styl, der überall lichtvoll und abgerundet ist.

Karlsruhe, bei Ch. Th. Groos: Geometrische Constructionslehre für Lehrer und Lernende, ein Versuch geometrischer Geistesgymnastik von J. F. Ladomus. Dritter Theil; auch unter dem Titel:

Tulla's Annäherungsconstructionen, ein für die Raumtechnik höchst wichtiger Unterrichtszweig, bearbeitet von J. F. Ladomus, nebst einem Anhange, enthaltend: Tulla's Methode der graphischen Centrirung der Winkel und der Correction der Seiten und Winkel der Dreiecke bei geodätischen Vermessungen, ausgearbeitet von F. Zipfel, Obergeometer u. s. w. 1832. *XXXI und* 70 *S. in* 8. *mit* 13 *Steintafeln.*

Die gewöhnliche Art, geometrische Aufgaben aufzulösen, besteht im Allgemeinen darin, dafs man durch den Durchschnitt von geraden Linien, Kreisbögen und anderer krummen Linien, deren Lage und Gröfse entweder blos auf geometrischem Wege oder mit Anwendung der Algebra bestimmt worden ist, die Lage eines Punktes bestimmt, und ist, da sich dabei die Resultate unmittelbar ohne Hülfe einer Hypothese ergeben, vollkommen direkt. Es giebt aufser dieser eine indirekte, auch die empirische genannte, Auflösungs-Art geometrischer Aufgaben, welche darin besteht, dafs man, wie z. B., wenn man eine gerade Linie durch blofse Versuche in eine gegebene Anzahl gleicher Theile theilt, ein regelmäfsiges Viereck von einer gegebenen Anzahl Seiten in einen Kreis einschreibt, das Resultat mit Hülfe falscher Voraussetzungen nach einer nicht voraus zu bestimmenden Zahl von Versuchen erhält. Die in der vorliegenden Schrift gelehrte Auflösungs-Art geometrischer Aufgaben aber besteht darin, dafs man bei jeder Aufgabe eine beschränkte Zahl falscher Voraussetzungen macht, die hierdurch erhaltenen Punkte durch eine mit freier Hand gezogene (von den Franzosen *courbe d'erreurs* genannte) krumme Linie verbindet und durch den Durchschnitt dieser Linie mit einer schon gezogenen geraden oder einem schon gezogenen Kreisbogen den gesuchten Punkt erhält. Diese Auflösungs-Art kann daher, da sie mit der erstern der obengenannten beiden Auflösungs-Arten das, dafs sie nach einer endlichen Zahl von Operationen sicher zum Zweck führt, mit der letztern die Annahme falscher Voraussetzungen gemein hat, weder zu der einen noch zu der andern Klasse gerechnet werden, ist aber, da sie, ohne schwierige geometrische Betrachtungen vorauszusetzen, immer sicher zum Resultat führt, in der Praxis von ungemein grofser Brauchbarkeit. Der sowohl um die Hydrotechnik überhaupt, als insbesondere um die Rectification des Rheins und die Wiederherstellung des Linthbettes so hochverdiente, zum grofsen Nachtheil des Staats und der Wissenschaft vor einigen Jahren frühzeitig verstorbene Grofsherzogl. badische Ober-Director des Wasser- und Strafsenbaues, Obrist Tulla, der neben

andern sehr gründlichen mathematischen Kenntnissen besonders eine hohe Fertigkeit in geometrischen Constructionen besafs, und es sich immer angelegen seyn liefs, die Sätze der Mathematik auf eine vortheilhafte Art zur Auflösung der in der Praxis vorkommenden Aufgaben anwendbar zu machen, vervollkommnete und erweiterte diese letztere Auflösungs-Art geometrischer Aufgaben, und der Verf. der vorliegenden Schrift, ein Schüler und vieljähriger Freund des hochgeschätzten Tulla, hat in derselben die verdienstvolle Arbeit übernommen, sie in der ihr von Tulla gegebenen Gestalt bekannt zu machen. Es ist in der Schrift das Verfahren geometrischer Construktionen der angegebenen Art, welche in derselben Annäherungsconstructionen genannt werden, auszuführen, mit aufserordentlicher Klarheit und so faslich, dafs es auch jedem Anfänger in der Mathematik verständlich seyn wird, dargestellt, die Schrift wird, was hier die Hauptsache ist, einen Jeden, der sie vollkommen verstanden hat, so weit führen, dafs er in vorkommenden Fällen selbst zweckmäfsige Annäherungsconstructionen aufzufinden im Stande ist, und sie ist daher allen die Mathematik einer praktischen Anwendung wegen Studirenden recht sehr zu empfehlen.

Sacra Natalicia Guilielmi I. regis Wirtembergiae. in Gymnasio Stuttgartiano celebranda indicit Augustus Pauly, prof. litt. antiqq. Illustrantur inscriptiones aliquot romanae in solo Wirtembergico retectae. Stuttg. b. Mäntler. 1832. 28 *S. in* 4.

Der Verf., welcher sich durch eine anziehende Uebersetzung Lucians in der schätzbaren Metzlerischen Sammlung als feinen Kenner der Gräcität gezeigt hat, berichtigt hier, nach einem sehr löblichen Patriotismus, mehrere aus mifsverstandenen römischen Monumenten, die in Wirtemberg aufgefunden waren, in die Topographie des Landes durch Auctoritätsglauben eingeschlichene Irrthümer, welche nach mancherlei Combinationen wohl auch auf die allgemeinere Geschichte der Römer einen Einflufs bekommen könnten. Das Auffinden und Entziffern solcher Denkmäler ist mühsam; daher gar zu leicht der Fehler, dafs man, weil die Arbeit doch nicht umsonst gemacht seyn soll, da, wo wenig herauszufinden ist, mancherlei Merkwürdiges in sie hineinzutragen versucht.

So meinte unter dem für das Nichtgewöhnliche wifsbegierigen Herzog Friedrich I. Simon Studio, welcher übrigens als der erste Untersucher solcher Monumente in Wirtemberg bleibenden Ruhm verdient, gefunden zu haben, dafs in der Nähe von Benningen eine römische Stadt *Siccá Veneria* gewesen seyn müfste, welche zugleich auf dem entdeckten Denkstein als *Quiritium terminus*

bezeichnet sey. So meinten dann sehr geschätzte Geschichtsforscher hierdurch vergewissert zu seyn, wie weit die Römerherrschaft in dieser Gegend gereicht habe. Der Verf. hat S. 7. überzeugend nachgewiesen, dafs die *Sicca Veneria* sich auf einen Ort in Afrika (Plin. H. N. 5, 3. Sallust. B. Jugurth. 56.) bezieht, und hier genannt ist, weil der Urheber des Steins dorther gebürtig war. (Der Ausdruck: *domo Sicca Veneria*, statt *patria* — ist freilich sonderbar!) Der *Quir. terminus* verwandelt sich in die *Tribus Quirina*, zu welcher jener gehörte; *Terminus* aber wird als *Cognomen* betrachtet. Das Richtige bestimmt der Forscher dadurch, dafs er aus sonstigen Inscriptionen die Reihenfolge der Namen und Beinamen genau auffafst, welche regelmäfsig befolgt wurde.

Ein Marbacher Denkstein sollte sonst auf einen *Collis Peregrinorum* topographisch deuten; der Verf. zeigt, dafs von einem Collegium (Corporation) solcher die Rede ist, die dort, ohne Bürger zu seyn, Gewerbe trieben. Auf einem andern Stein hat man sich gefreut, statt einer *Secundina Pervinca* an das Flüfschen und Dörfchen Brenz zu denken; und noch in Leichtlins Forschungen I. S. 15. steht zuversichtlich: Nur Brenz kann noch urkundlichen Anspruch auf städtische Verfassung unter den Römern machen.

S. 21. werden sogar gegen eine *Inscriptio*, welche der gutmüthig sammelnde Crusius auf *Caracalla* bezog, Gründe angegeben, dafs die ganze Inschrift erdichtet, und der Versuch, Tübingen mit Caracalla in Verbindung zu bringen, nur eine Fiction sey. Des Verfs. Resultat ist: *quae in fictitio hoc lapide legere sibi visi sunt, in honorem Caracallae a legione VIII. exstructum Tubingae esse monumentum, aut adeo arcis Tubingensis. ipsum Caracallam conditorem fuisse, id genus commenta inter fabulas esse rejicienda.*

Ach wie viele Mühe verursacht die liebe Leichtgläubigkeit, bis das, was man aus Vorliebe zum Schnellglauben und sonderbares Wissen mit allerlei Künstlichkeit herbeigeschafft hat, von denen, die vor dem Glauben schärfer denken und nur Glaubliches glauben wollen, wieder weggeräumt wird. Die durch dieses Programm angekündigte Rede von Prof. Clefs hat ein interessantes Thema: *Regnum Seleucidarum, quantum momenti habuerit ad omne genus humanitatis per Asiam propagandum.* Schade, wenn eine vollständige Ausführung darüber nicht gedruckt wird.

Dr. *Paulus.*

Zu kritischer Einsicht in die Entstehung der fünf Mose'sbücher.

1. *Historisch-kritische Forschung über die Bildung, das Zeitalter und den Plan der 5 Bücher Mosis nebst einer beurtheilenden Einleitung und einer genauen Charakteristik der hebr. Sagen und Mythen. Von A. Th. Hartmann, Grofsh. Mecklenb. CR., Prof. d. Theol. zu Rostock. Rostock, bei Oeberg u. Comp.* 1831. 807 *S.* 8.

Die vielen gelehrten Bemühungen, den Ursprung, und dadurch auch die Autorität der sogenannten 5 Bücher Mosis zu bestimmen, gewinnen durch diese vollständigere Arbeit auf eine doppelte Weise. Der kenntnifsreiche und vorurtheilsfreie Verf. giebt nach seiner Gewohnheit reiche historische Nachweisungen über die bisherige vielfache Behandlungsart des problematischen Gegenstands, und macht dadurch fast mit allen darüber möglichen Ansichten bekannt. Ueber das Unbedeutendere giebt er sogleich kurze Beurtheilungen, die wichtigeren Hypothesen werden besonders behandelt. Erst nach diesen Vorbereitungen aber giebt Er seine eigenthümliche, auf Kenntnifs der Eigenthümlichkeiten des Orientalismus gegründete Untersuchungen, wie sich die Entstehung der verschiedenen Bestandtheile des jetzt längst vorhandenen Ganzen doch nur aus sehr verschiedenen Quellen und Veranlassungen erklären lasse. Besonderer Aufmerksamkeit werth ist, was der Verf. über das Hangen der morgenländischen Geschichte an Genealogien, an Etymologien, an nationalstolzen Deutungen, an romantisch unterhaltenden Sagen, die man nicht mit den Mythen oder Lehrerzählungen in eine Classe werfen sollte, ausführlich nachgewiesen hat. Dadurch aber, dafs die einzelnen Bestandtheile eines endlich gesammelten Ganzen aus so sehr verschiedenen Veranlassungen abzuleiten sind, wird nicht aufgehoben, dafs die endliche Zusammenordnung durch einen bestimmten politisch-hierarchischen

Zweck oder Pragmatismus veranlafst und geleitet war, so dafs die Absichtlichkeit des Ganzen von den besondern Zwecken und Entstehungsarten der Theile wohl zu unterscheiden ist.

Die ausführliche und freimüthige Behandlung der ganzen Aufgabe ist um so schätzbarer, weil, in der mystischen Erschlaffung des gegenwärtigen Zeitabschnitts gegen das hellere, wissenschaftliche Forschen, neue Nebel und Vorurtheile über die Kritik des A. T. aus vermeintlichem Bedürfnifs eines Infallibilitätglaubens hervorgehen, wobei aber Manche (was relativ sehr lobenswürdig ist!) die alttheologischen Vorstellungen mit mehr Sprach- und Geschicht-Kenntnissen zu vertheidigen suchen, als sonst nie darauf verwendet wurden. Mögen sich daraus die Rationalisirenden, welche die möglich besten Erfahrungskenntnisse mit der Rationalität verbinden zu müssen, nie vergessen sollten, bei Zeiten die Warnung abstrahiren, dafs zwar dem Nichttheologen der geradsinnige Gebrauch der praktischen Vernunft und des logisch-gebildeten Verstandes für seine praktisch-christlichen Religionsüberzeugungen hinreichende Führer seyn können, dafs aber der Lehrerstand, wenn er sich nicht selbst als überflüssig herabsetzen will, für das christliche Religionswesen, welches nicht blos auf dem Nachdenken, sondern auch auf genaueren Natur- und Geschicht-Kenntnissen und Zweifelslösungen beruhen mufs, sich selbst gar zu sehr entbehrlich macht, wenn er dieses ganze Fach nicht durch weit gründlichere, philologisch-historische und philosophische Vorkenntnisse nach allen Beziehungen unablässig zu studiren strebt, sondern blos mit dem, was der Nichttheologe auch einsehen und beurtheilen kann, sich begnügen will und höchstens noch einige pastoralische Gewandtheit zu der homiletischen Beredsamkeit und Salbung, und zu den gewöhnlichen Declamationen wider den sogenannten Unglauben leicht hinzuzufügen meint. Möge vielmehr der bei einigen Mystikern unsrer Zeit unverkennbare und rühmliche Studieneifer die Freunde der Rationalität bei Zeiten zu einer

heilsamen Eifersucht reizen, etwa so, wie einst der Apostel durch die Heidenchristen seine eigene Nation auf eine heilsame Weise eifersüchtig zu machen suchte.

Die ersten Ahnungen, dafs der Titel: „die 5 Bücher Mose's" — nicht gerade den Verf. bezeichnen müsse, sondern der Inhalt, die durchgängige Beziehung auf mosaische Gesetzgebung, ein hinreichender Grund zu dem Titel סֵפֶר תּוֹרַת מֹשֶׁה gewesen seyn könne, giengen zu einer Zeit, wo die christliche Theologie, durch Staats- und Priestergewalt geschützt, auf patristisch scholastischen Lorbeern schlummerte und von Mifsbräuchen, den Folgen dogmatischer Irrmeinungen, zehrte, von jüdischen Gelehrten aus, unter denen Dr. H. zuerst Aben Esra nennt, alsdann aber vorzüglich auf Spinoza's *tractatus theologico-politicus* hinweist, welcher, anfänglich äufserst verketzert, endlich doch für die, welche denken durften, das eigentliche Licht auf diesem Wege geworden ist. Wundern mufs man sich nur, dafs selbst Spinoza, noch allzu fern von ästhetischer Aufmerksamkeit auf rohe Diction und ungenialische Denkart, den Gedanken zulassen konnte, wie wenn der so engherzige und ungewandte Verf. des Buchs Esra wenigstens der Auswähler und Zusammenordner der Torah gewesen seyn könnte; welches fast eben so wenig möglich ist, als wenn die Verff. der sibyllinischen Bücher die Odyssee in ihre jetzige Gestalt gebracht haben sollten.

Besonders die 4 ersten Mose'sbücher scheinen durch ihren reinen und sich gleich bleibenden Flufs der Rede und der Gedanken zu beweisen, dafs sie, wenn sie gleich aus mancherlei früheren, schon geschriebenen Bestandtheilen zusammengefügt sind, doch in einer Zeit gesammelt worden seyn müssen, wo die hebräische Sprache zu ihrer einfachsten Reinheit und der Geist der Nation zu einiger Regsamkeit gekommen war, und wo deswegen das Obsolete, welches nach dem allgemeinen Gang der Sprachenausbildung in jenen aufgenommenen Bestand-

theilen überliefert seyn mufste, von den Sammlern nach einer reinern Sprachart ihrer Zeit so gleichförmig abgeändert werden konnte, wie wir es jetzt in der Anordnung des Ganzen antreffen. Schon diese Beschaffenheit der Sprache ist für mich ein Hauptgrund zu der Ueberzeugung, dafs die Zusammensetzung und gleichförmige Gestaltung der 4 ersten Bücher nur während des Flors der althebräischen, aber nie bis zur Periodologie ausgebildeten Sprache, also nicht lange vor David, aber auch nicht lange nach seiner Zeit auch nur als möglich zu denken ist.

Gehe ich sodann in das historisch Bekannte jenes Zeitalters hinein, so erscheint sogar historisch angegeben eine Epoche, wo das Bedürfnifs fühlbar geworden war, manches Mosaische als *littera scripta* unter das Volk zu bringen, ohne dafs die politische und priesterliche Absicht, den Gegenkönigen Israels entgegen zu arbeiten, unmittelbar in die Augen fiel. Mir erscheint es als eine klare Unmöglichkeit, dafs der Gegenkönig Jerobeam, als ein neuer Volksbeherrscher, für den Jehovah-Cultus gerade Stierbilder, ägyptische Moscholatrie, einzuführen hätte räthlich finden können, wenn die jetzt im Pentateuch gegen alles Bildermachen von Gott und besonders gegen die Stiergestaltung vorhandenen Gesetze damals schon als mosaisch und theokratisch unter der Nation bekannt gemacht gewesen wären. Die Herrscherklugheit forderte unstreitig von Jerobeam, dafs er seine 10 Volksstämme nicht alljährlich dreimal zu dem Salomonischen Tempel in Jerusalem wallfahrten liefs, wo sie allzubald wieder für die Davidische Dynastie gewonnen und von ihm abgezogen worden wären. Dies sagt uns sogar 1 Kön. 12, 27. wörtlich so. (Und das Alterthum ist überhaupt in der Wirklichkeit viel raffinirender, als seine noch so einfache und nichtverfeinerte Sprache uns, Versteckteres, zu vermuthen veranlafst. Die Sache ist im menschlichen Gemüth vor dem Wort!)

Auch klug war es offenbar, dafs Jerobeam das Volk

nicht zu einem einzigen, für die Meiste entfernteren, Tempel um der jährlichen drei Feste willen zu reisen nöthigen wollte, vielmehr an zwei verschiedenen Orten diese Tempelbesuchung möglich machte. Was aber hätte den offenbar klugen Usurpator bewegen können, in seine Tempel gerade dasjenige Symbol seines Jehovah zu setzen, welches nach dem jetzigen Inhalt der Torah das aus Aegypten ausgewanderte Nomadenvolk dem Aaron aufgenöthigt hatte, das aber dort von Mose auf das Aeusserste gemifsbilligt erscheint? Wäre jene Erzählung schon unter seinen 10 Volksstämmen geltend gewesen, wie hätte er, ohne alle Noth, den gewagten Entschlufs fassen können, seinen neuen Unterthanen etwas so ausdrücklich Verworfenes als Heiligthum darstellen zu wollen?

Fast eben so wenig hätte es ihm räthlich scheinen können, den Stamm der Leviten zu depossediren und von den Polizei- und Richterstellen zu vertreiben, wenn bereits unter das Volk überall die Gesetze verbreitet gewesen wären, wodurch die Priester und Leviten ihre bestimmte Einnahmen und Besitzungen als mosaisch zugesichert und folglich als etwas nicht blos Herkömmliches, sondern durch geschriebenes Recht Unverletzliches hätten ansprechen können. Weil nun aber doch dieses beides in der Revolution, welche durch Salomo's luxuriös despotische, nur scheinbar aufgeklärtere Regierung verursacht wurde, möglich war, so halte ich den pragmatischen Schlufs für nothwendig, dafs vor den Regierungseinrichtungen Jerobeams die 4 älteren Bücher der Torah noch nicht als Volksgesetz publicirt seyn konnten.

Mit dieser Ansicht verbinden sich dann sogar einige gewifs nicht umsonst überlieferte historische Data aus dem 2ten Buch der Chroniken. Nach Cap. 17, 7—10. war es im 3ten Jahr Josaphats, dafs dieser ausgezeichnete Davidische König eine Anzahl vornehmer Männer nebst mehreren Leviten und Priestern in die Judäischen Städte ausschickte, um dieselbe, wie es heifst,

zu belehren = לַמֵּד. Mit ihnen aber war, wie V. 9. sagt, ein geschriebenes der Torah des Jehovah und sie gingen umher in allen Städten von Juda und lehrten unter dem Volke. וַיְלַמְּדוּ בִּיהוּדָה וְעִמָּהֶם סֵפֶר תּוֹרַת יְיָ. Sollte nun nicht dieses, verbunden mit dem vorher angedeuteten Verhältniſs unter Jerobeam, vermöge des Zusammenhangs der Begebenheiten überwiegend zu der Wahrscheinlichkeit leiten, daſs man nach jenem Abfall endlich zu Jerusalem auf die, für das Königshaus so sehr, als für die Priester wichtige, Einsicht gekommen war, dem Volke eine alterthümliche Gesetzsammlung als סֵפֶר ausdrücklich publiciren zu müssen, da, wenn dieses früher geschehen wäre, vieles von jenem Abfall und dessen Folgen nach der Natur der Sache verhindert gewesen seyn würde.

Damals also, sehe ich ein, war man zu Jerusalem zu einer Sammlung dessen, was man als mosaisch bekannt machen zu können glaubte, politisch und hierarchisch veranlaſst. Und achten wir auf manches im Inhalt der 4 ersten Bücher genauer, so sind die Spuren nicht selten, daſs auch im historischen Theil der ein Ganzes bildenden vier Mosesbücher mehreres gerade zur Empfehlung des Stammes Juda, der Priester und Leviten und selbst, so viel es schicklich war, der Einheit des Tempels und der Davidischen Residenz so aufgenommen ist, wie es in früherer Zeit ohne eine gewisse Beabsichtigung (= Pragmatismus) schwerlich aufgenommen worden wäre.

Die ziemlich dringende Veranlassung, unter der Autorität von Mose eine Gesetzsammlung zu promulgiren, die eben durch jenen immer gemeinschaftlich bleibenden Namen auch den losgetrennten Israeliten ehrwürdig werden müſste, hätte allerdings die Sammler oder Redactoren bewegen können, nur mit dem Ursprung der mosaischen Gesetzgebung selbst, also etwa mit Exodus 19. oder frühestens mit Exod. 6, 14. anzufangen. Doch

hätte kaum so abgerissen eine Fragmentensammlung von der gesetzgeberischen Wirksamkeit Mose's genügen können, ohne auf die früheren Wunderbegebenheiten zurückzugehen, durch welche er der Retter der zerstreuten 12 Nomadenstämme und ihr Vereiniger in Eine Nation des Jehovah werden konnte. Dieses Zurückgehen aber bis nach Egypten und bis zu seiner Erziehung mufste sodann auf das Kommen der Vorväter in dieses Nachbarland von Canaan zurückführen. Und dort zeigte man noch weiter hinauf, wie sich leicht erblicken läfst, gar gerne eine Art von Begründung für die Besitznahme Canaans schon in der Geschichte des ersten dahingekommenen Nomaden-Emirs, Abrahams, und den ihm gewordenen sogenannten Verheifsungen, welche in der That doch nichts anderes, als einseitige Wünsche und Hoffnungen seyn konnten, da die Behauptung: Gott hat mir dieses Land versprochen! nie einen wahren Eroberungsgrund abgeben konnte.

Je mehr aber wir uns in die Denkart der Zeit, wo die Völker von ihren besondern Nationalgöttern abzuhängen, ja mit diesen zu steigen und zu fallen meinten, zurückversetzen, desto klarer scheint es, dafs man durch das nächste Bedürfnifs, eine Gesetzgebung als alterthümlich bekannt zu machen, erst auch zum Zurückgehen auf die frühere Volksgeschichte und dessen Erhebung veranlafst war.

Ich begreife nur in sofern, als das höhere Alterthum nicht der Hauptzweck war, warum in jenen älteren Ueberlieferungen vieles fragmentarischer und weniger zusammenhängend gelassen werden konnte, als wir es in der Geschichte Mose's bemerken. Die ersten Capitel der Genesis von 1, — 11, 9. scheinen ohnehin nur vorangestellt worden zu seyn, weil denn doch alle Völker ihre *Origines* und *Aborigines* gerne wissen möchten und also auch der Anfang der Nomadenfamilie Abrahams an die noch höhere Vorzeit geknüpft werden mufste. Alles weitere war dann durch eine grofse Ueberschwemmung begrenzt, wie sich überhaupt alle Naturforscher sagen müssen, dafs man

von unserem lieben Tellusplaneten nur eine Zeit nach und etwas weniges vor seiner letztgewesenen Revolution wissen kann, über welche zurück auch der Althebräer nicht viel mehr als eine doppelte Reihe von Namen aufbehalten hatte, an welche noch einige wenige Sagen (auch alte Lehrerzählungen oder Philosopheme, wie Cap. 3. über die Entstehung des Uebels in der Welt) anzuknüpfen waren.

Was nun die Bestandtheile dieser wahrscheinlich zuerst publicirten 4 Bücher der Torah betrifft, so zeigt ihr Inhalt und selbst das Fragmentarische derselben, daſs sie keineswegs erst von den Sammlern aus eigenmächtigen Vermuthungen und blos möglichen Sagen zusammengefügt worden sind. Alles würde alsdann ineinander wirkender und geordneter erscheinen. Da schon der in den Mitteln, das Volk zu führen, gewandte Samuel Schulen von Nebijim oder Exaltirten, welche durch Gesänge, Musik und gestikulirende Deklamationen auf das zu regierende Volk zu wirken, einen förmlichen Unterricht und vereinte Uebung erhielten, folglich Motanabbi's (= sich exaltiert machende, ihrer Exaltation selbst bewuſste) werden muſsten, so sieht man historisch, wie in der hebräischen Nation lange vor Josaphats Zeit aus dem höheren Alterthum vielerlei Ueberlieferungen aufgesammelt seyn konnten, von denen die Gesetzsammler eine Auswahl zu machen die Freiheit hatten. Selbst daſs schon nach gewissen Rubriken, z. B. der Kriegsthaten, ganze Aufsätze vorher verfaſst waren, ist aus den Allegationen und Titeln, wie סֵפֶר הַיָּשָׁר nicht zu miſskennen. Ueberhaupt sind die hebräischen Ueberlieferungen sehr gegen die Meinung von langem Mangel aller Buchstabenschrift; so wie gewiſs die weit hin handelnden Phönizier ohne baldige Erfindung solcher merkantilisch unentbehrlichen Zeichen schwerlich zu denken wären.

Daher begreife ich auch, was mir unläugbar scheint, daſs ein groſser Theil der Genesis aus einem schon

älteren, einfacheren, wenig mirakulosen Aufsatz, in dem der Name **Elohim** ausschliefsend gebraucht wurde, und aus einem andern weniger alten, wortreicheren, wundervolleren, in welchem die Benennung **Jehovah** vorherrschend war, zusammengefügt werden konnte. Nur darf, denke ich, die Zusammenfügung dieser beiden Aufsätze in das jetzige erste Mosesbuch nicht so pedantisch genommen werden, wie wenn sie durch ein blos wörtliches Ineinanderschieben, rein mechanisch, entstanden wäre, und wie wenn nicht einige wenige Male jetzt Elohim geschrieben stehen könnte, wo ursprünglich Jehovah gestanden hatte und umgekehrt. Auch finde ich nicht Grund, zu behaupten, dafs die ganze Genesis nur aus diesen beiden Aufsätzen eines Elohisten und Jehovisten geschöpft worden sey; vielmehr erscheinen manche Abschnitte als Fragmente, die erst der Vereiniger jener beiden Aufsätze dazwischen zu stellen für gut fand.

Dennoch erscheint mir die Präexistenz von dergleichen zwei Aufsätzen und ihr Ineinanderschieben namentlich in dem Abschnitte von der Noachischen Fluth unverkennbar, wo die zweierlei Erzählungen, ob 2 oder 7 Paar der Thiere aufgenommen worden seyen, allen Untersuchern aufgefallen sind und wo, so viel ich sehe, das Auffallend-Wunderbare und Redselige alles in den Aufsatz zusammenfällt, der den Namen Jehovah gebraucht und also ohne Zweifel der spätere und postmosaische (nämlich erst nach der Erklärung, die wir 2 Mos. 6, 3. lesen, mögliche) war.

Bei der ganzen Untersuchung kommt auf alle Fälle darauf viel an, dafs das **sogenannte 5te Buch der Torah** abgesondert von den übrigen betrachtet werden mufs. Als später gebildet verräth es sich schon selbst durch die, wie mir scheint, ganz unpassend gewählte Form oder Einkleidung. Wie kann man es sich als Wirklichkeit denken, dafs Mose eine solche lange **Volksrede** an seine Hunderttausende gerichtet habe? Diese für ihn, während noch die ganze nomadische Nation wohl mehr als Eine Million stark, um Ihn her beisammen

war, völlig unpassende Form konnte nur aus Vergessenheit über die Zeitverhältnisse in einer Zeit gewählt werden, wo man schon, wie unter Josaphat der Anfang gemacht worden ist, in den einzelnen Städten Leviten umherschickte, welche die Gesetzsammlung vorzulesen und darüber auch, wie der Text sagt, לַמֵּד = Belehrungen zu geben hatten. Damals also konnten dergleichen Volksreden über das Gesetzliche, doch aber nur vor einzelnen Gemeinden, Sitte werden; und nur wenn eine solche Sitte da war, wird es begreiflich, dafs irgend ein Gutmeinender auch dem alten Mose selbst (der doch immer über seine unbeschnittene, d. i. allzu grofse Lippen klagt, und dadurch seine Unfähigkeit zu mündlichen Vorträgen bekennt) eine übermäfsig lange Predigt in den Mund legen konnte.

Als nichtmosaisch mufs jeder, der seinen kritischen Blick nicht durch Mysticismus (= durch Einweihung zum Glauben vor dem Beweisdenken) abgestumpft hat, diese Rede auch dadurch erkennen, dafs sogar bei mehreren historischen Punkten sie von dem dissentirt, was in den drei vorherigen Büchern mit gröfserer Wahrscheinlichkeit als ächt mosaisch angegeben ist. Wäre Mose wirklich in dieser Volksrednersgestalt aufgetreten, so müfste man sagen können, der ehrwürdige Alte scheine seine eigene Geschichte zum Theil vergessen zu haben.

Höchst wahrscheinlich dagegen ist das Deuteronomium jener סֵפֶר הַתּוֹרָה, welcher 2 Kön. 22, 8. 2 Chron. 34, 30. (wo nicht von einer blofsen Abschrift oder einem Autographon die Rede seyn kann) erst unter Josia von dem Hohenpriester im Tempel gefunden wurde und durch die darin enthaltene Menge von Verwünschungen v. 11. 19. charakterisirt wird. Die ganze dortige Erzählung macht klar, dafs diese Schrift als *lex scripta* für eine Zeit bestimmt war, wo die Könige und das Priesterthum von Juda die Möglichkeit und die Pflicht vor Augen hatten, das von den Assyrern überwältigte Reich

Israel zur Wiedervereinigung mit der judäischen Dynastie und mit dem Jehovahdienste des Tempels zu Jerusalem zu gewinnen. Wie Hiskia schon diese Zeitumstände zu benutzen angefangen hatte, so begann Josia eine noch durchgreifendere Reformation gegen alle Zeichen der Vielgötterei. Waren diese auszurotten und abzuhalten, so entstand von selbst zwischen denen im Lande übrig gebliebenen Israeliten und ihren assyrischen Unterdrückern ein desto gröfserer Gegensatz und dadurch eine Vermehrung der Möglichkeit, dafs die Davidische Dynastie auf der Zionsburg auch wieder über das ganze alte Land regierend werden konnte, wenn sie nur selbst sich in dieser Antithesis gegen die auswärtigen Reiche noch längere Zeit fest erhalten hätte.

Das Buch selbst scheint nicht einmal wie eine *pia fraus* entstanden zu seyn. Ein mosaisch eifriger Priester mag es für sich als eine Volksrede, welche Mose hätte halten können, verfafst haben. Aufgenommen sind darin manche offenbar uralte Stücke. Z. B. Jenes grofse Schutzgesetz für die Propheten als Freiredner 18, 15—24. hat gewifs nicht erst ein späterer Priester denken können oder wollen. Es waltet darin eine ursprünglich mosaische Klugheit, dafs die Nation, welcher Mose keinen sichtbaren König und keine Religionsdogmatik gab, sogar gegen das Priester- und Suffetenregiment immer eine rechtlich geschützte Opposition haben dürfte, wenn nur die prophetischen Freiredner sich an das hielten, was die Zeitgenossen für göttlich gewollt halten konnten. Denn dafs die Propheten oder die durch jenes erste Sprechfreiheitsgesetz gesicherten Freiredner jederzeit die Opposition in jenem Priester- und Königthum bildeten, darf pragmatisch nicht vergessen werden. — Die Absichtlichkeit aber, dafs durch den Mosaisch klingenden Nachtrag des ganzen fünften Mosesbuchs besonders die Priester und Leviten in ihrer unentbehrlichen Sustentation und staatsverwaltenden Autorität noch mehr als zuvor geschützt werden sollten, erhellt daraus, dafs der Verf. gar oft auf diesen Punkt zurückkommt, den Ort, welchen Je-

hovah gewählt habe, als das *Centrum unionis* für die ganze Nation auszeichnet, und den König selbst (von dem doch Mose nicht gesprochen haben konnte) 17, 18. stark an dieses Gesetzbuch bindet. Ein sonderbarer Verstofs ist es freilich, dafs der Verf. des Deuteronomium im K. 17, 15. seinem Mose die Worte, wie wenn Gott der Nation einen einheimischen König wählen werde, in den Mund legt, während der ächte Mose schlechterdings keinen sichtbaren König haben wollte, und noch der Prophet Samuel, als die Nationalvorsteher im Gegensatz gegen seine unerträglich gewordene Söhne, statt erblicher Suffeten einen König von ihm verlangten, darüber so entschieden war, dafs dieses als eine Verachtung gegen den unsichtbaren König Jehovah, wie Mose denselben durch die Volksstimme hatte wählen lassen, angesehen werden müfste. 1 Sam. 8, 8. 9.

Wäre im jüdischen und christlichen Alterthum ein Funke von historischer, dem trägen Infallibilitätsglauben allzu verhafster Kritik gewesen, so hätte schon diese einzige Stelle den nichtmosaischen Ursprung des 5ten Buchs evident machen müssen. Allein der Hohepriester Hilkia scheint den von einem Unbekannten zusammengetragenen, in vielen Rücksichten allerdings auch wichtigen „Sepher" wirklich im Gotteshause vorgefunden, nach seinem ernsten Inhalte für ächt mosaisch gehalten und so beim König und Volk ohne Anstand als gültig eingeführt zu haben.

Ein grofses Unternehmen war es, dafs durch diese für mosaisch gehaltene Sammlung die gewaltige Cultusreformation bewirkt wurde, welche 2 Kön. 23. als Zerstörerin alles Zusammenhangs der Judäer mit der Vielgötterei wortreich beschrieben ist. Wie viel zur Vereinigung von ganz Palästina mit der Dynastie von Jerusalem hätte dadurch bewirkt werden können, wenn nicht das übrige Fortschreiten der benachbarten mächtigeren Reiche inzwischen schon so übermächtig gewesen wäre, dafs der kleine mosaische Zwischenstaat nicht mehr in seiner Abgeschlossenheit fortbestehen konnte und entweder

ein Anhang von Aegypten (dessen Pharao Necho schon den Josia tödtete, und seinen Nachfolger 2 Kön. 23, 30—35. zum Vasallen machte) oder von dem assyrischen Babylonien und dessen kriegerischen Chaldäern abhängig werden mufste.

Hr. CR. Hartmann selbst hat S. 54. durch eine Note bemerkt, dafs ihm eine genauere Angabe der Ansichten, welche der Rec. über den Ursprung der sogenannten mosaischen Schriften habe und von denen er indefs nur hie und da Andeutungen bekannt machen konnte, nicht unerwünscht seyn würde. Deswegen ergreife ich gerne diese Veranlassung, kritische Hauptgedanken darüber, wie ich sie schon, ehe mein damaliger Zuhörer, Hr. Dr. de Wette seine erste Schrift über das Deuteronomium (Jenae 1805. 4.) herausgab, in meinen Vorlesungen zur Einleitung in das A. T. mitzutheilen pflegte, hier wenigstens zu skizziren und im Uebrigen auch auf die einzelnen Vorarbeitungen, welche der in der allgemeinen Sprachenkunde so geübte sel. Dr. Vater bekannt gemacht hat, zu verweisen, da ich auch diesen Forscher zum Zuhörer gehabt zu haben mich freue und Vielem, was er weiter verfolgte, gerne beistimmend nachgehe.

Mögen nunmehr gerade diese meine allgemeineren Blicke, in wiefern zwar manches Einzelne in der Torah wirklich uralte Ueberlieferung sey, die Sammlung selbst aber nach ihren zwei Haupttheilen einen weit späteren politisch und hierarchisch motivirten Ursprung gehabt habe, auch zu den specielleren Untersuchungen, für welche der Verf. vieles geleistet hat, den Uebergang vorbereiten. Gerne nämlich stimme ich mit dem Verf. S. 147. überein, dafs die Bemühungen, die Genesis aus zwei, vorher schon bestandenen, Erzählungsganzen, einer Elohistischen und Jehovistischen zusammengesetzt zu zeigen, sich allzueinseitig auf diese Erklärungsart beschränkt haben, dafs aber doch der verschiedene und oft beharrliche Gebrauch der zweierlei

Namen Elohim oder Jehovah ein gutes Mittel zur Unterscheidung von zweierlei Erzählern werde. Allerdings besteht die ganze Genesis aus Fragmenten von sehr verschiedener Art, und die Bearbeitung des Verfs. hat vornämlich das Verdienst, dafs Er den so oft den wahrsten Enträthselungen schädlichen Fehler, alles aus einerlei Hypothese zu erklären, vermeidet, auch die halbmystische Einseitigkeit, fast alles durch das vageste Wort: Mythen, in das Dunkel des Wahnglaubens zurückzuschieben, beleuchtet und dagegen auf eine unläugbare Weise zu zeigen versucht, wie manches aus Etymologien, anderes aus halbdichterischen, halbgeschichtlichen Sagen, manches besonders aus Gegensätzen des hebräischen Nationalstolzes gegen andere Völker, manches aus politischen oder priesterlichen Zwecken, einiges auch als Philosophem oder Lehrerzählung, zur uralten Volkstradition geworden seyn mochte. Dadurch, scheint es mir, erklären sich die mancherlei Bestandtheile des Ganzen, welche schon früher da waren, ehe der Elohiste aus ihnen und alsdann auch der Jehoviste, jeder nach seiner Denkart, seine Zusammenstellung machte.

Die Präexistenz dieser beiden Aufsätze vor der unter Josaphat gemachten Sammlung scheint sich mir auch dadurch zu entdecken, dafs jener Unterschied zwischen der einfacheren, elohistischen und der wunderbareren, jehovistischen Erzählung sich sogar noch bis in die früheren Capitel des Exodus erstreckt. Dafs dort zweierlei Erzählungen präexistirten, die sich noch grofsentheils, wie in der Genesis, von einander scheiden lassen, wird mir ebenso, wie dort, dadurch unverkennbar, weil die nämliche Sache hie und da wiederholt und auf zweierlei Weise (einfacher und wunderbarer) wiederholt wird, eben diese wiederholenden Stellen aber sich zugleich auch durch den Gebrauch des Worts Elohim oder Jehovah unterscheiden.

Die 7 ersten Verse von Exod. 1. scheinen mir Zugabe desjenigen Ordners unter Josaphat zu seyn, welcher 4

verschiedene Bücher, ein Buch der Altväter, Eines der Gesetzgebungsgeschichte, Ein Priesterbuch und Ein Bürgerbuch, vereinigt darstellen wollte und daher mit Josephs Tod Gen. 50, 26. die Erzählung des Elohisten abbrach. Diesen läſst er sodann von Exod. 1, 8. bis 3, 1. ununterbrochen forterzählen. Von dort an werden einzelne Stellen, wie 3, 2. 3. 4. bis zum Wort לִרְאוֹת, ferner V. 7 u. 8. aus dem Jehovisten dazwischen aufgenommen. Eine gröſsere Stelle aber von diesem fängt an mit 3, 15, wo das Wort אֱלֹהִים schwerlich in den Text gehört, vielmehr der Jehoviste bis 4, 17. fort erzählt, welchem auch das Nachfolgende von 4, 19. bis 6, 1. so angehört, daſs nur der einzelne Vers 4, 18. aus dem Elohisten übergetragen zu seyn scheint.

Das Letzte sodann aus dem Elohisten scheint mir zu seyn die Stelle 6, 2—9. In dieser erklärt der Elohim selbst, daſs er den Voreltern zuvörderst unmittelbar als ein „Machtgott und in Wohlthaten freigebig" = בְּאֵל שַׁדָּי (*ad instar potentis et largiter benefici*) *) sich bewiesen habe. Daſs Er aber auch in der Zukunft eben derselbe wie er war, seyn werde, also den Sinn der Benennung Jehovah habe er ihnen (natürlich) noch nicht bekannt machen können, weil jene nur die Gegenwart vor sich hatten. Jetzt hingegen sollten die Hebräer in Aegypten durch seine Wirksamkeit erfahren, daſs ihm auch die charakteristische Benennung Jehovah, als = *semper idem* in der That zukomme. — Durch diese Stelle scheint mir nun der Elohiste den Namen Jehovah, wie eigenthümlich einführen zu wollen, und zwar so, daſs sein Aufsatz selbst hier mit V. 9. aufhört, wie wenn seine Absicht dies gewesen wäre, aus dem hö-

*) שַׁדָּי (אֲשֶׁר) ist Pihelisch, von תָּדָה ثدن *rigavit*. Die Ableitung von שדד erklärt das Jod nicht und würde nur ein Synonymum mit אֵל, also etwas Ueberflüssiges hervorbringen.

heren Alterthum eine Reihe von Erzählungen dessen, worin sich der Elohim als solcher (= der Hochverehrte) noch im allgemeineren und einfacheren gezeigt habe, bis dahin durchzuführen, wo er sich nunmehr als Jehovah zeigte (nämlich als den, welcher von den Vorvätern auf die zur Nation gewordenen, Ihn zum unsichtbaren König wählenden Nachkommenschaft immer sich selbst gleich übergehe).

Mit 2 Mos. 6, 10. beginnt offenbar etwas Neues; denn hier wird von V. 14. bis 7, 7. Mose und Aaron, wie ganz von vorne her durch ihr Geschlechtsregister nach orientalischer Weise ausgezeichnet. Unverkennbar aber ist es, dafs eben dies Genealogische, wie ein Auszug aus einem allgemeinen Geschlechtsreregisterbuch, wo nach der Ordnung der Stämme das ganze Volk verzeichnet gewesen seyn mufs, genommen ist. Denn wie käme es sonst, dafs zuerst Vs 14. von Ruben an und Vs 15. von Simeon an die nächsten Urväter der Stammabtheilungen angegeben sind, bis man erst Vs 16. zu dem Stamm Levi gelangt, wo Aaron und Mose hauptsächlich bezweckt werden. Dafs nun Mose dieses gewifs nicht selbst schrieb, hören wir nicht nur aus den Worten 6, 26: „Dies ist Der Aaron und Mose, zu welchen Jehovah sprach: Machet ausziehen die Israeliten aus dem Lande Mizraim in Gegenwart ihrer (der ägyptischen) Heerrüstungen." Auch die Absicht der ganzen genealogisirenden Angabe ist klar. Der neu beginnende Erzähler will zuvörderst seine Hauptpersonen genealogisch bekannt machen. Dies versteht sich aber doch wohl von selbst, dafs, wenn Mose selbst diese Erzählung hier begonnen oder fortgesetzt hätte, Er seine eigene Genealogie nicht aus einem allgemeinen Volksgeschlechtsregister genommen hätte, das nach der Ordnung der Stämme erst die Rubeniten und dann die Simeoniten enthielt, ehe es zu dem dritten Stamm, dem levitischen, kam.

(Die Fortsetzung folgt.)

CR. Dr. *Hartmann, über die Bildung der 5 Bücher Mose's.*

(Fortsetzung.)

Haben nach allem diesem die Sammler zu Josaphats Zeit wahrscheinlich zwei schon vorhandene gröfsere Aufsätze, die sich eben so sehr durch die zweierlei Benennungen: „Elohim und Jehovah," als durch den Ton der Einfachheit und der redseligeren Wunderbarlichkeit unterscheiden, für die Genesis und den Anfang des Exodus zum Grunde gelegt, so wird dadurch doch nicht ausgeschlossen, dafs jene Sammler der ersten 4 Bücher auch noch manche andere Ueberreste des Alterthums einfügen konnten, wie sich sogleich Gen. 2, 4—24. nicht allein durch die Benennung „Jehovah Elohim," sondern überhaupt durch jene ganz sonderbaren Erzählungen über die (an Prometheus erinnernde) Bildung des Mannes als organisch künstlichen Leib, welchem erst ein Geisteshauch inspirirt worden sey, über das semitische Paradies und über die Bildung der Frau aus dem Leib des Mannes unterscheidet, wo die parallele Frage: woher die aus der Herzgegend des Mannes gebildete Frau den Lebensgeist erhalten habe? unbeantwortet bleibt.

Daher hat Hr. Dr. H. unstreitig die bessere Untersuchungsmethode gewählt, das Ueberlieferte nicht sogleich, wie ein Ganzes zu betrachten, vielmehr die eigenthümliche Beschaffenheit jedes eigenthümlichen Bestandtheils nach dem besondern Inhalte desselben zu erwägen und dadurch auf dessen eigentliche Entstehungsart, so weit Vermuthungen reichen können, zurückzugehen. Denn in jedem Falle ist ja wohl vorauszusetzen, dafs auch der Elohiste und Jehoviste schon aus überlieferten Resten des Alterthums manches ihren Zwecken gemäfse geschöpft haben.

Irre ich nicht sehr, so mufs bis von Abrahams Zeit her mehr von geschichtlich richtiger Tradition sich bei den Althebräern fortgepflanzt haben, als man sonst bei einer so grofsen Zeitentfernung zu vermuthen wagen möchte. Abraham erscheint durchgängig, (sogar bei dem grofsen Fehlurtheil, wie wenn sein Gott die Opferung seines Sohns verlangen könnte) mit einem so grofsartigen Charakter, wie ihn schwerlich ein späterer, wie Samuel selbst wohl ihn zu dichten nicht vermocht hätte. Und wäre auch anzunehmen, dafs Einer der Späteren ein solches Gemüthsgepräge, wie es jener Nomaden-Emir in That und Gesinnung zeigt, zur Ehre der Nation zu ersinnen im Stande gewesen wäre, so wird diese mögliche Vermuthung dadurch widerlegt, dafs den übrigen Vorvätern der Nation ein viel weniger achtungswürdiger Charakter beigelegt ist und dafs dieser zugleich so gar viele psychologische Wahrscheinlichkeit hat. Isaak, der Sohn des Alters, der verzärtelte Sohn der lange kinderlos gewesenen Hirtenfürstin = Sarah, erscheint geschichtlich, wie man es physiologisch vermuthen müfste, als ein körperlich schwacher und auch, gegen seinen eigenen Verstand, von der Frau Rebekka gemifsbrauchter Vater zweier sehr ungleichartigen Söhne. Unter diesen hat Esau (= der mit Haaren bedeckte von غشي *texit*, d. i. der körperlich stärkere) einen Charakter, welcher ihn, den dennoch Ausgestofsenen, weit achtungswerther macht als den Urvater der eigentlichen Jakobiden oder Israeliten, den überall täuschenden und sich schmiegenden Jakob. Dafs alsdann die meisten seiner 12 Söhne, von 4 gegen einander eifersüchtigen Frauen geboren und erzogen, gerade solche hartsinnige Menschen wurden, wie sie in der Tradition geschildert sind, ist, psychologisch betrachtet, höchst richtig. Würde denn aber ein Späterer, welcher aus Nationalstolz Abrahams Grofsherzigkeit geschildert hätte, diesen sogenannten Patriarchen einen so ganz andersartigen Charakter angedichtet haben, wenn nicht die wirkliche Ueberlieferung davon da gewesen wäre?

Daher möchte ich mit dem Namen „historische Mythen," worüber auch der Verf. von S. 337. an viel Lesenswerthes bemerkt hat, in der Anwendung auf diese Alterthumsreste sehr sparsam seyn. Wo ein belehrender Gedanke, wie die Frage: Woher das Uebel in der Welt? und die Antwort: Aus der Unfolgsamkeit der Menschen gegen göttliche Warnungen! in eine historische Form eingekleidet erscheint, wie Gen. 2, 25. — 3, 24, da spricht der Sachinhalt für die Ueberschrift μῦθος = Lehrerzählung. Aber selbst dort, wo von einem Besuch des Jehovah mit zwei Engeln oder Vollstreckern seiner Befehle Gen. 18, 19. die Rede ist, möchte ich die Kunde nicht mythisch nennen, oder als ein Produkt der religiösen Phantasie betrachten, weil es mir vielmehr der Zeit sehr angemessen scheint, dafs jener — seinen Einen, rechtwollenden Gott sich so vertraulich vergegenwärtigende — Abraham selbst den wirklichen Besuch von drei Unbekannten, (welche gegen das ausgeartete Sodom u. s. w. ein strenges Vehmgericht beabsichtigten und ausübten) sich so ausgelegt und geschichtlich erzählt habe, wie der Eine derselben sein Gott gewesen sey. Denn überhaupt scheint mir Vieles im Alterthum ein wahres Faktum gewesen zu seyn, welches sich nur die Menschen durch eine falsch urtheilende Andeutung mythisch und mystisch gemacht, d. i. über das Natürliche hinaus gerückt haben.

Eine noch lang fortdauernde Aufgabe wird es seyn, aus dem Inhalt solcher einzelnen Ueberlieferungen immer mehr etwas von ihrem Ursprung mit Wahrscheinlichkeit zu entdecken. Und doch mufs hier der Inhalt allein auf die wahrscheinliche Entstehungsart, das Product auf den Ursächer, leiten, wenn gleich die Folgen der langen Angewöhnung an Meinungstraditionen gar schwer abzulegen sind. So z. B. ist ohne Zweifel das Fragen und Antworten über den Ursprung des Uebels in der Welt schwerlich aus den einfacheren Zeiten des Menschengeschlechts abzuleiten. Dennoch erscheint es schon als ein einzelnes Philosophem, dessen Lösung sich der

Denker in allgemeineren Worten verdeutlicht haben mufste, ehe er es in eine geschichtartige Form einkleidete. Diese Einkleidung aber für etwas Nichtfrühes zu halten, bin ich aufser dem, dafs die Beantwortung schon eine Art von Dualismus *) enthält, auch dadurch bewogen, weil in dieses Geschichtartige Gen. 3, 24. הַכְּרֻבִים eingemischt sind.

Dies Wort bedeutet nach dem Arabischen unstreitig Geängstigte und bezeichnet demnach die Diener Gottes so, wie die Diener eines orientalischen Herrschers, gleichsam als Angstgestalten = gebückt und sich verhüllend, vor ihrem Gebieter zu stehen pflegen. So lange nun aber der uralte Gott noch wie ein Familienvater, der gegen Abend im Garten umher sich umsehe, oder auch noch wie ein Nomadenfürst, der mit Abraham herablassend sich bespreche, gedacht zu werden pflegte, konnte ein solcher noch keine wie gebeugt und angstvoll vor ihm stehende Hofdiener haben! Erst nachdem Gott mehr wie ein orientalischer Herrscher gedacht zu werden pflegte, konnte die Phantasie Cherubim und Seraphim (Scherifs = Erhöhete) in seine Umgebung bringen. Wer also Gen. 3. gedacht hat, mufs schon in dergleichen späteren Zeiten gelebt haben. Indem derselbe aber jene Auflösung seines Problems von Entstehung des Uebels in eine Lehrgeschichte einkleidete, beging er den Mifsgriff, dem noch so väterlichen Gott der Urwelt, der auch mit den gestraften Menschen noch so nachsichtig

*) Die Schlange nämlich erscheint bereits als eine böse, gegen Gott zum Argwohn und Neid verleitende Natur, so dafs die Erzählung schon dreierlei Gesinnungen voraussetzt: 1) den gutwollenden Elohim, 2) die wider sein wohlwollendes warnendes Verbot zum Mifstrauen reizende böse List des als denkfähig angenommenen Schlangenwesens, 3) die noch in der Mitte stehende (nicht: Unschuld, sondern) Unentschlossenheit, als leichte Möglichkeit zu Sündigen = Peccabilität, die der alte Lehrweise hier als natürlich, und ohne alle Erbsünde in der menschlichen Unvollkommenheit gegründet, anerkannt hat.

umgeht, doch schon — Cherubim beizugeben, welche nur in ein Zeitalter gehören können, das die Gottheit bereits postpatriarchalisch wie einen orientalischen König sich vorstellen konnte.

Alles kommt auch in dieser Gattung von Untersuchungen darauf an, dafs wir uns zuerst mit heller, in die Vorzeit aufsteigender Menschenkenntnifs, mit Vergegenwärtigung der Oertlichkeit, der Zeitgemäfsheit, der natürlichen Umgebungen u. s. w. in die richtige Methode, diese Ueberlieferungen zu betrachten, hineingewöhnen, und dazu giebt die sehr lesenswerthe Schrift des Verfs. vielerlei Veranlassung. Für die richtige Anwendung der Methode auf's Einzelne aber sind gewisse glückliche, man möchte wohl sagen genialische, Augenblicke nöthig, in denen es dem Vorurtheilsfrei-gewordenen — aber auch nur Diesem — gelingt, aus dem modernen bald supernaturalistisch, bald rationalistisch Verkünstelten, sich in die alterthümliche Wirklichkeit durch treffende Ahnung des Historisch-wahrscheinlichen zurückzuversetzen.

Diese unentbehrliche Vorurtheilsfreiheit findet sich nicht in einer entgegengesetzten Abhandlung, welche Hr. Cons.R. Hartmann nicht mehr vor der Bearbeitung seiner Forschungen zur Prüfung erhalten hat.

2. *Dissertation sur l'origine, l'age et l'état critique du Pentateuque Samaritain. Par Casimir Mazade, Candidat au St. Ministère. Genève, bei Lador, 1830. 92 S.*

Achten wir auf das vorgesetzte charakteristische Motto: *Nés au milieu de ruines en tout genre, nous sentons le besoin de reconstruire,* so müssen wir zum Voraus bedauern, dafs Hr. M. die allerdings zertrümmerten Vorurtheile, wie wenn eine von vorneher grundlose Meinungstradition die herkömmliche Annahme Mose's als Verfassers der nach ihm benannten 5 Bücher ehedem als fest erwiesen hätte, wieder in ein

haltbares Gebäude zu verwandeln sich zur Aufgabe macht. Aus den kritisch zertrümmerten Ruinen der Paläodoxie ist nichts Festeres zu reconstruiren, gesetzt, dafs man auch einige Risse in jenen Bruchsteinen ausfülle oder verkleistere. Auch beweist sich nur der Mangel an dem wahren architektonischen Blick, wenn man klagt, wie wenn nur Ruinen zu erblicken wären, da vielmehr eben die das Unbegründete zermalmende Urtheilskraft und bessere Sachkenntnifs seit Semler, Ernesti, Michaelis, Eichhorn, Kant u. s. w. an dem Tempel der theologischen Wahrheit weit mehr gebaut und befestigt haben, als die langen und leeren zwei vorhergegangenen, unprotestantisch zu Meinungstraditionen zurückgesunkenen Jahrhunderte vor Friedrich dem Grofsen, welcher Lichtscheu zu seyn und das Lichtscheue um sich her zu befördern keine Ursache hatte.

Hat Hr. M. jene lang der Unwissenheit nachgesprochene, aber nie begründete Behauptung glücklicher Weise nur noch als Ruine angetroffen, so hätte er sich selbst wohl besser berathen, wenn er dagegen in dem solideren Gebäude, welches die Kritik statt der zertrümmerten und von vorneher grund- und namenlosen Ueberlieferung gegründet hat und auszubauen fortfährt, eine mit allen übrigen rationellen Einsichten der Wissenschaft und Cultur zusammenhängende Wohnung zu bereiten sich bemüht hätte. Was einmal als verstandeswidrig und geschmacklos anerkannt ist und belächelt werden mufste, das kann und soll niemals wieder eine vermeintliche Grundlage der zur Sittlichkeit so nöthigen christlichen Religiosität werden. Denn nur weil ein grofser Theil des theologischen Glaubens auf Ruinen gestellt war, steht das Glaubwürdige selbst in Gefahr, für grundlos und abgeschmackt gehalten und für Pflichterweckung und helle Ueberzeugungstreue unwirksam zu werden, weil die Denkenderen durch die nun entdeckten Täuschungen mifstrauisch werden müssen und das festbleibend Wahre der Religiosität von den vergänglichen Meinungstraditionen nicht genug zu sondern vermögen.

Der Verf. beginnt S. 9. mit der Frage: Hat der Pentateuch, der jüdische oder samaritanische, nach Salomo's Regierung bedeutende Zusätze erhalten? Wie kann man aber schon über Zusätze eine Frage stellen, während auf keine Weise zu behaupten ist, dafs zu Salomo's Zeit eine Sammlung von 5 Büchern Mose's existirte. Gerade dies ist der Grundfehler aller solcher unkritischen Versuche, dafs sie immer das Unerwiesene wie eine erste Basis voraussetzen und zerstörte Bruchstücke so behandeln, wie wenn sie ewiglich ein festes Gebäude, gleichsam eine Zionsburg wären, gegen welche nur „Angriffe" von sogenannten „Gegnern" gemacht werden könnten; die durch einige Gegenbemerkungen, wie durch kleine Scharmützel abzutreiben seyen. Kömmt denn aber nicht die ganze Behauptung, dafs der Titel „Torah des Mose" im Alterthum Mose selbst als den Verfasser der schriftlichen Sammlung, und nicht blos als Urheber des wesentlichen gesetzlichen Inhalts bezeichne, nur aus einer Zeit der Unwissenheit und Verwirrung, wie sie von der ersten Zerstörung Jerusalems an bis auf Jesus fortdauerte? Was kann dadurch entschieden werden, dafs die Judenschaft zur Zeit der Entstehung des Urchristenthums die Psalmen 2. 110. 45. u. dgl. für Gesänge Davids hielt und dafs die Urchristen den Inhalt benutzten, während Jahrhunderte hindurch vor- und nachher an eine philologisch-historische Aechtheitsprüfung nicht zu denken war. Zu dergleichen Beurtheilungen vermag freilich das so gerühmte „religiöse Bewufstseyn" nicht auszureichen. Und Jesus selbst machte die traditionsglaubigen Pharisäer (nach dem wahren Sinn von Matth. 22, 45.) umsonst darauf aufmerksam, dafs Ps. 110. seinem unverkennbaren Inhalt nach nicht von David seyn könne. (Vergl. Paulus exeget. Handbuch III. Th. zu jener Evangelienstelle so, wie überhaupt dieses Handbuch den Zweck hat, die Methode rationaler Schrifterklärung durch eine gleichförmig durchgeführte Anwendung praktisch zu bestätigen.)

Schwankte man nicht im Gegentheil während jener

Unglückszeiten der Nation aus Kenntnifslosigkeit und Behauptungssucht zwischen den Muthmafsungen, ob Esra, etwa gar durch eine höhere Inspiration, die mosaische Gesetzgebung reconstruirt habe? oder ob eine sogenannte *Synagoga magna* die restaurirende und sanctionirende Sammlerin der wenigen, sehr ungleichartigen, (sogar Lieder, wie Hohesl. 7, 3—9. enthaltenden) althebräischen Schriften gewesen sey, die, man weifs nicht wie bald und durch wen? „Altes Testament" genannt wurden. Ist aber nicht vielmehr jene ganze *Synagoga magna* (s. Ravius) eine bodenlose Fiktion? und ist nicht selbst der Begriff: Kanon, in sofern er bei den Christen die in den Kirchen regelmäfsig vorlesbaren Schriften bedeutet, blos mit Unrecht aus den christlichen Sitten auf das Jüdische zurückgetragen, da bekanntlich nur einige Theile der 24 alttestamentlichen Schriften in den Synagogen vorzulesen waren und also im Jüdischen kein Kanon als *regula publice legendorum* existirte.

Wer in diesen kritischen Aufgaben richtig beginnen will, müfste sich selbst zuerst angeben können, warum Mose mit Zuverlässigkeit für den Verf. des Pentateuchs zu halten sey. Da dies unmöglich ist, so zerfällt die herkömmliche Behauptung, als nicht begründet, schon, ehe irgend andre Einwendungen dagegen gemacht werden. Unter diesen aber sind die, welche aus der Anlage und dem Totaleindruck der vorhandenen Sammlung sich entgegenstellen, viel weniger beachtet und doch weit durchgreifender, als die aus vielem Einzelnen (wenn gleich mit Recht) entstehenden Objectionen. Wer vor Mose den seinem machtvoll ordnenden Geiste gebührenden Respekt hat, kann ihm doch unmöglich zutrauen, dafs er seine eigene Gesetzgebungsgeschichte so fragmentarisch und ungenügend ohne Anzeige des Grunds und Zwecks der Verordnungen zusammengeschrieben hätte, wie wir sie jetzt, zunächst im Exodus, vor uns haben? Und wie hätte Mose von sich selbst abweichen können? Würde je Mose selbst sogar die 10 Gebote im Deuteronomium zum Theil anders aufgezeichnet haben, als im Exodus?

Eine Sammlung von einzelnen Gesetzen, in welcher eine gewisse Sachordnung nachgewiesen werden kann, finden wir allerdings Exod. 21—23, 19. so kurz und gedrängt, wie sie vielleicht als eine nach lang geübtem Volkrichteramt geordnete Aufzeichnung von Mose her bewahrt worden seyn möchte; aber beweist nicht das Fragmentarische, dafs der Sammler und Ordner von dem Verf. eines solchen Bruchstücks verschieden war? Und wie kurz sind diese wichtigen gesetzlichen Aussprüche gegeben, ohne alle Motive und Bezeichnungen! Eben derselbe Gesetzgeber aber, für welchen doch Gesetz und Recht die Hauptsache gewesen seyn müfste, und der hierüber dennoch sich so wortarm erklärte, sollte alsdann über die blos mechanische Einrichtung der sogenannten Stiftshütte, über Kleidung und Salbung der Priester u. s. w. nicht nur 5 Capitel (von 25 bis 31, 11.) vollgefüllt, sondern auch von Cap. 35, 30 bis 40, das meiste von allem diesem noch einmal recapituliert haben?

Sehr wohl ist denkbar, dafs dem bis zu einer Art von Inspiration hochgepriesenen Künstler, Bezaleel, über all diesen (doch gewifs des Geistes wenig erfordernden) Mechanismus eine umständliche Instruction gegeben worden war, und dafs alsdann wiederholend gleichsam eine Controle protokolirt worden ist, zum Beweis, dafs der hochbegeisterte Bezaleel das ihm Vorgeschriebene ganz richtig abgeliefert habe. Diese beiden, nur wegen gleichförmiger Erhaltung der Stiftshütte aufbewahrten Urkunden mögen den priesterlichen Sammlern zu Josaphats Zeit, im Gegensatz gegen die Jerobeams-Tempel zu Bethel und Dan, interessant genug geschienen haben, um sie in ihren 4 Büchern vor dem Untergang zu bewahren, da ohnehin das Volk dergleichen specielle Schilderungen aus der Alterthümlichkeit mit einem gewissen Staunen aufzunehmen und bald in allegorische Deutungen darüber überzugehen pflegt. Aber dafs der Gesetzgeber selbst mit dergleichen Umständlichkeiten seinen Papyrus angefüllt und dagegen von 40 Jahren des Aufenthalts und der Volkserziehung in der Wüste fast nichts niederge-

schrieben hätte, ist, dünkt mich, Jedem, welcher Sinn und Gemerk für einen solchen Charakter hat, unmöglich zu glauben, und würde, wenn es je wieder geglaubt werden sollte, dem Manne Gottes ebenso, wie die Unordnung des Ganzen, wahrhaftig nicht zur Ehre gereichen.

Wie viel würdiger denken demnach von Mose diejenigen Kritiker, welche jenes, nie begründet gewesene, Vorurtheil, ihn für den göttlich inspirirten Verf. so ungeordneter, von Bereitung des heiligen Weihrauchs mehr als von 38 Jahren seiner hochwichtigen Amtsführung aufbewahrender Fragmente halten zu müssen, allerdings für nun und immer in Ruinen verwandelt haben. S. 13. führt freilich der Verf. einen sehr achtbaren Kanzelredner, Mr. Cellérier, als sein Vorbild an, und es mag recht gut gemeint seyn, daſs dieser Verfasser der „*Origine authentique et divine de l'ancien testament*" p. 11. sich Mose im Deuteronomium wie einen prophetischen Prediger vorstellt, welcher, dem Tode nahe, noch durch eine pathetische Ermahnungs- und Drohrede einen letzten, dauernden Eindruck auf das Volk habe machen wollen; aber wie irreleitend ist hier das rhetorische Modernisiren. Wie kann unsere Sitte, Ermahnungspredigten vor geordneten Gemeinden zu halten, auf die in Arabien umherziehende Nomadennation zurückgetragen werden? Dergleichen Gegenstände, dies muſs man sich zum Voraus sagen, sind nicht nach homiletisch-rhetorischen Empfindungen, vielmehr nach philologisch historischen Urtheilsregeln zu betrachten. Ganz ein Anderes ist's, jetzt eine Kirchengemeinde vor sich zu haben oder dort eine in Arabien umher nomadisirende Nation. Wie hätte Mose seinen Hunderttausenden eine solche „Ermahnungspredigt" hörbar machen können? Gerade durch diese Einkleidung verräth der ohne Zweifel gutmeinende Urheber des Deuteronomiums, daſs Er (aber nicht Mose) in einer Zeit lebt, wo die Priester schon die Torah in den Städten zu dociren = Volksbelehrungen darüber halten, angefangen hatten. 2 Chron. 16, 7. 34, 30.

Das Problem des ächten Kritikers wäre demnach zuvörderst, wo möglich, eine Beweisführung zu reconstruiren, dafs Mose nicht blos der Hauptgegenstand, sondern selbst der Verf. jener fünf Bücher sey, deren fragmentarischer Zustand doch so gar nicht einen Mann von gesetzgeberischem Ordnungsgeist, und noch weniger den Beschreiber seiner eigenen Zeit erkennbar macht, dem es, wenn er ein Ganzes machen wollte, gewifs am meisten daran gelegen gewesen wäre, die geschichtlichen Umstände, Veranlassungen und Beziehungen seiner Gesetze genauer, als das Mafs der Bretter und Zelt-Decken der Stiftshütte auf die Nachkommenschaft zu bringen. Die wahre Stellung dessen, der in dieser Sache Kritiker seyn will, ist demnach nicht die, nach Tertullians Methode die Wahrheit wie eine Sache juridischer Verjährung (Präscription) zu behandeln und so die Gewifsheit des Ursprungs der 5 Torahbücher von Mose wie bewiesen vorauszusetzen und als das Feststehende gegen einige Objectionen zu vertheidigen. Vielmehr ist jene Meinung nur aus einer bodenlosen Tradition, welche aus dem Titel: „Mose's Gesetz" auf Mose als Urheber der schriftlichen Abfassung geschlossen haben mag, entstanden und, was die Hauptsache ist, damit nicht vereinbar, dafs Mose selbst auf eine so unordentliche und ungenügende Weise der Beschreiber seiner gesetzgeberischen Thätigkeit gewesen seyn müfste.

Aber auch einzelne Gegenbemerkungen beruhen dann nicht blos, wie Hr. M. S. 21. andeutet, darauf, dafs der Rationalismus ein infallibles Voraus wissen der Zukunft weder *a priori* glaublich noch irgend *a posteriori*, durch gotteswürdige Voraussagungen, nachgewiesen findet, sondern zugleich darauf, dafs das angeblich Inspirirte mit reineren Ideen von der Gottheit nicht vereinbar wäre. Wenn z. B. Gen. 49. eine inspirirte Vorhersagung über die Schicksale der entfernten Nachkommen von Jakobs 12 Söhnen seyn könnte, so müfsten dadurch verkehrte, Gottes unwürdige Meinungen, wie inspirirt, und folglich als Lehre angenommen werden. Die Rubeniten, die

Nachkommen des Erstgebornen, welcher nach der alten Sitte priesterliche Familienvorzüge hatte, wurden als Hirten von Mose (wahrscheinlich weil er einen gebildeteren Stamm für sein Priesterreich geltend machen zu müssen, sehr richtig einsah) unerbittlich zurückgesetzt, so dafs hauptsächlich daraus der im 4ten Buch Cap. 16. wider Mose und Aaron sehr laut gewordene Aufruhr entstund. Für diese mosaische, an sich kluge, aber dem Herkommen entgegenstehende Einrichtung mag es nach Umständen sehr passend gewesen seyn, schon den Stammvater der Rubeniten als einen Mann zu bezeichnen, der sogar gegen seinen Vater ein Skandal begangen habe. Dies ist Gen. 49, 4. dem sterbenden Jakob in den Mund gelegt, und für die Zwecke Mose's konnte es einen dem Gesetzgeber erwünschten Eindruck bei der Nation machen, wenn dergleichen etwas, als Jakobs Abschiedsorakel in Umlauf gebracht wurde. Aber war daraus zu folgern, dafs der Rubenitische Volksstamm die Erstgeburtsrechte verliere? Der Denkart jener Zeit war dies wohl angemessen, dafs um eines Vergehens der Vorväter willen ein ganzer Volksstamm von Gott zurückgesetzt seyn könne. Wer nun aber als Nichtrationalist Gen. 49, 4. für eine göttliche und ächte Inspiration hält, müfste dieser nicht zugleich als Lehrsatz annehmen, dafs der Jehovah wirklich das Schicksal eines ganzen Volksstamms nach dem wollüstigen einzelnen Vergehen des entfernten Stammvaters bestimmt habe, eines Einzelnen, der im übrigen sogar (nach Gen. 37, 21. 30.) der gutmüthigste unter Jakobs Söhnen gewesen zu seyn scheint. (Die versuchte Deutung, dafs aus dem Charakter des Vorvaters der seines Volksstamms entstanden sey und dieser aus jenem sogar vorauszusehen war, setzt ein Wunder statt des andern.)

Zum Plan Mose's gehörte es ferner, dafs der Levitenstamm, welchem er richterliche und polizeiliche Vollziehung seiner Gesetzgebung anvertraute, überall unter den übrigen Stämmen vertheilt und ohne ein eigenes Stammland seyn sollte. Wer nun aber glauben kann, dafs Jakob durch Inspiration dieses vorausgewufst habe,

der müfste zugleich nach Gen. 49, 7. auch dies glauben, dafs die Leviten von Jehovah deswegen so zerstreut worden seyen, weil ihr Vorvater Levi etwa vor 3—400 Jahren gegen die Sichemiten eine hinterlistige Grausamkeit ausgeübt habe. Hier ist also nur Ein Dilemma. Wer Gen. 49, 7. für ächt hält, mufs überhaupt zugleich annehmen, dafs die uralte Volksmeinung, wie wenn Gott das Schicksal der Nachkommen nach individuellen Thaten der Voreltern bestimmen könnte, vermöge einer inspirirten Weissagung dogmatisch wahr sey. Wer hingegen sich auf einem höhern Standpunkt festhält, der findet unläugbar, dafs die angebliche Voraussagung Jakobs gerade das, was den gesetzgeberischen Zwecken Mose's günstig war, was aber gewifs nicht als eine göttliche Willensregel, Schicksale der Nachkommen nach einzelnen Thaten der Vorväter zu bestimmen, anerkannt werden darf, enthält. Der Kritiker wird also zwei an sich unläugbare Regeln vereint anwenden müssen. Die erste ist: Eine, im Tone der Voraussagung gegebene, Rede kann dennoch nicht eine wirklich inspirirte gewesen seyn, wenn sie der Gottheit Motive zuschreibt, die nur von Menschen gewisser Zeitalter als gotteswürdig geglaubt seyn konnten, aber mit der Idee eines vollkommen Weisen und Gerechten nicht übereinstimmen würden. Die zweite Regel ist: Wenn ein solcher Aufsatz offenbar auf gewisse Absichten hinarbeitet, so ist er höchstwahrscheinlich zu der Zeit und unter denen Umständen entstanden, wo für jene Absichten eine Art von alterthümlicher Sanction vortheilhaft seyn konnte.

Der Zusammenhang von Gen. 49. giebt noch ein drittes Beispiel dieser Art. Bei dem Auszuge aus Aegypten, etwa 3 bis 400 Jahre nach Jakobs Tode (vergl. Gen. 15, 13.) waren der Stamm Juda und der Stamm Joseph vor allen übrigen bei weitem die zahlreichsten, stunden aber zugleich eben deswegen in einer übermächtigen Gleichheit als Rivalen gegen einander, so dafs Mose gegen seinen grofsen Plan, die 12 Nomadenstämme unter Jehova auf die am wenigsten despotische Weise in Eine an

sich unabhängige Nation, in die glückliche Besitzerin eines schönen, abgeschlossenen Landes zu verwandeln, eine Trennung der zwölf Stämme befürchten mufste, wenn ein Theil an Juda, ein anderer aber an den Stamm Joseph sich anschlösse. Die rühmlichste Klugheit von Mose war es daher, dafs er die Josephiden in zwei Stämme, Ephraim und Manasse, theilte, und die (in der Folgezeit doch hervorgetretene, schädliche) Rivalität durch Schwächung der Zahl der Einen Parthie zu verhüten suchte. Eben die Theilung nun, für welche zu Jakobs Zeit noch kein Grund zu denken war, erscheint dennoch schon in die Geschichte Jakobs Gen. 48, 5. hineingelegt. In der angeblichen Weissagung aber 19, 22—26. wird alles mögliche Schmeichelhafte für die beiderlei Josephiden noch wie ungetheilte so ausgesprochen, dafs sie dadurch nicht an eine Verminderung ihrer Macht zu denken veranlafst werden konnten. Dagegen gab Mose bekanntlich dem Stamme Juda die Stellung des Anführers unter den übrigen, wahrscheinlich weil er zu seiner Zeit sehen konnte, dafs unter diesem Stamme der meiste Muth für die Eroberung Canaans sich erwecken lasse. Lesen wir nun 49, 10, dafs schon Jakob ausgerufen habe: „kein Stamm, שֵׁבֶט,*) solle von Juda weichen,

*) Die typologische Paläodoxie staunt und jammert vielleicht, dafs nicht mehr übersetzt werden solle, wie doch längst Justinus, der patristische Judenbekehrer, nach den LXX. übersetzt hatte: „das Scepter, σκηπτρον, soll von Juda nicht entwendet werden, bis Schilo = der Messias kommt." Einmal dafür entschieden, dafs das A. T. überall individuelles, von Jesus, als Messias, voraussage, zog auch Justinus und der ganze *Chorus* der *Patrum* das griechische Wort vom Scepter darauf hin, dafs Jesus ganz zu rechter vorausgesagter Zeit erschienen seyn müsse, dafs folglich auch das Scepter nicht früher von Juda gewichen seyn könne. Davon konnten sich nun die Juden freilich nicht überzeugen lassen, welche zu gut wufsten, dafs längst die Makkabäer als Priesterkönige vom Stamm Levi regiert hatten und die Judäer zu Jesu Zeit nicht blos aus dem Stamm Juda, sondern aus allen Volksstämmen Israels her waren. Die sachunkundigen *Patres* waren demnach schuld, dafs die

kein Volksordner abgehen von seinen Fufsstapfen, bis man (Canaan erobernd) nach Schilo gekommen seyn wird," so mufs wohl der Vorurtheilsfreie bei sich die angezeigten beiden kritischen Regeln zu Einem Schlufs vereinigen, welcher ihm sagt: Aus Inspiration kann Jakobs Rede, nach der ersten Regel, nicht abgeleitet werden; denn eine der Gottheit nicht würdige Maxime konnte dem Jakob nicht prophetisch inspirirt seyn. Da aber eben diese gewifs nicht aus Inspiration entstandene Rede Jakobs offenbar die Absichten, welche erst Mose haben konnte, zu ihrem Zwecke hat, so mufs sie zu der Zeit, wo für jene Absichten eine alterthümliche Empfehlung wünschenswerth war, entstanden und (mündlich) in Umlauf gebracht worden seyn. Wenn man den Ursächer einer That sucht, so frägt man: *Cujus bono?* = Wem war sie nützlich? Enthält ein Product offenbar eine gewisse Absicht, so ist wahrscheinlich der, welcher diese Beabsichtigung hatte, entweder selbst oder ein mit ihm Gleichdenkender der Producent!

Dergleichen Betrachtungen gehen aus dem Wesentlichen des Inhalts hervor und sind deswegen weit entscheidender, als das, was aus einzelnen Worten gefolgert werden kann, über deren Ursprünglichkeit (z. B.

Juden nicht zu Jesus bekehrt werden, vielmehr die Meinung fester halten mufsten, dafs das chronologische Datum vom Nichtentwenden des Scepters von Juda wenigstens gewifs auf die Lebenszeit Jesu nicht, sondern auf eine weit frühere Epoche ihrer Geschichte hinweise. Dennoch beharrte die von den Kirchenvätern ererbte Exegese auf jener Deutung von שֵׁבֶט als σκηπτρον. Wird man es aber nun dem Denkglaubigen danken, dafs er dieses dem chronologischen Glauben an Jesus als Messias schädliche Vorurtheil auch — zur Ruine macht? Hengstenbergs Christologie S. 71. will übersetzen: Juda wird als Stamm nicht untergehen. Aber dies können die Textworte nicht sagen, welche wörtlich aussprechen: nicht wird (oder soll) abweichen ein Stamm von Juda. Die Hengstenbergische Uebersetzung wäre nur möglich, wenn der Text sagte:

לֹא יָסוּר יְהוּדָה מִהְיוֹת שֵׁבֶט׃

über Assur 4 Mos. 24, 22.) eher gestritten werden mag. Nur ist zugleich wohl zu bemerken, dafs wenn gleich Gen. 48. 49. dem Inhalt nach zu Mose's Zeit entstanden seyn mag, daraus auf Mose als Verfasser der gesammten Umgebung dieser Fragmente keineswegs zu schliefsen ist.

Weil nun, wenn wir das bisherige zusammenfassen, die Präexistenz des Pentateuchs als Sammlung vor Jerobeam durch nichts zu erweisen ist, vielmehr der Inhalt selbst zeigt, dafs, wenn gleich manches von Mose's Zeit her überliefert seyn mochte, doch Er selbst nicht der Verf. einer so fragmentarischen, nur über das Unwesentliche ausführlichen Selbstgeschichte gewesen seyn kann, auch Jerobeams Handlungsweise gewifs macht, dafs ein Verbot der Stierbilder und des Priesterwählens aus allem Volk noch nicht unter der Nation als mosaische Gesetzgebung bekannt seyn konnte; so ist es freilich nur eine *petitio principii*, wenn bei Hr. M. sein drittes Cap. den Beweis fortsetzen will, dafs „der mosaische Codex sich im Israelitischen Königreiche bis zu seinem Ende erhalten habe."

Die Gründe für dieses Erhalten dessen, was noch nicht da gewesen seyn kann, sind nicht besser, als die erste Voraussetzung an sich ist. Weil man auch in Israel Priester und Richter hatte, so folgert S. 31, dafs auch die Gesetze unter den Händen derselben *(entre les mains)* gewesen seyn müssen. Haben aber nicht die Deutschen und viele Völker sehr lange ohne schriftliche Gesetze öffentliche Volksgerichte gehabt? Und was das Priesterthum betrifft, so wäre ja gerade die Anordnung Jerobeams 1 Kön. 12, 31, Priester aus dem Volke selbst und nicht aus den Leviten zu nehmen, bei einem neuen Regenten schwerlich ausführbar gewesen, wenn die Leviten das Volk dagegen auf ein längst „in ihren Händen" gewesenes, entgegenstehendes Gesetz aufmerksam hätten machen können.

(Der Beschlufs folgt.)

Mazade sur l'origine et l'état critique du Pentateuque Samaritain.

(*Beschlufs.*)

Prophetenschulen oder eine, vom Königthum meist verfolgte, monotheistische Opposition hatte Elia und Elisa allerdings, aber dafs sie sich gegen Fürst und Volk nicht auf geschriebene Gesetze wider die fremden Götter berufen konnten, dies zeigt wohl doch, dafs nichts von dieser Art schon unter dem Volke anerkannt und gangbar gewesen seyn kann. Selbst Salomo's luxuriöse Toleranz gegen ausländische Vielgötterei würde neben einem schon promulgirten, alten Volksgesetzbuch kaum möglich gewesen seyn. Allerdings behielt auch Jerobeam den Jehovah als alten Nationalgott, aber dafs er ihn 1 Kön. 12, 18. durch goldene Kälber versinnlichte, dies wäre neben einem mosaischen Volksgesetzbuche undenkbar, da nicht einmal ein Staatsinteresse den neuen König zu einem so auffallenden Gegensatz gegen Exod. 32. veranlassen konnte.

Noch sonderbarer ist, dafs der Verf. Cap. 4. zeigen will, die Samaritaner (oder vielmehr die Israeliten nach der assyrischen Zerstörung ihres Königreichs) hätten den Pentateuch gehabt, da doch die Geschichte ausdrücklich sagt: man habe den neuen Einwohnern, um sie mit dem Landesgott in eine bessere Harmonie zu bringen, einen israelitischen Priester aus der assyrischen Gefangenschaft zurückgeschickt, welcher alsdann zu Bet-El den Jehovah-Cultus erneuert habe. 2 Kön. 17, 18. Hätte, wie der Verf. voraussetzt, das im Lande zurückgelassene niedere Volk ein schriftliches Cultusgesetz gehabt, so würden sie unmittelbar den neu hinzugekommenen Colonisten dasselbe mitgetheilt und die Furcht dieser neuen Miteinwohner vor den Löwen als Rächern des Jehovah V. 25. durch Hinweisung auf die Torah und einen ihr gemäfsen

Jehovahcultus gemildert haben. Gerade die Kunde, daſs erst ein aus der Gefangenschaft zurückgeschickter Priester ihr Lehrer = מוֹרֶה, wie der Jehovah zu verehren sey, werden muſste, deutet offenbar darauf, daſs man mündlicher Anordnungen bedurfte. Auch fuhr man nach 2 Kön. 31, 17. hier dennoch fort, im Widerspruch mit dem mosaischen Codex, die Priester aus dem ganzen Volke zu nehmen und den Jehovahdienst mit dem Cultus anderer Götter zu verbinden. Wäre jener Priester aus Judäa herüber geborgt worden, so hätte er wohl seit Josaphat's und Josia's Zeit, eine schriftliche Gesetzsammlung mitbringen können; aber davon, daſs der aus Assyrien Zurückgekommene den Pentateuch mitbrachte und befolgte, sehen wir das Gegentheil, weil er zu einer Zeit, wo das Volk in Angst und also eher zu reformiren war, doch nicht nach mosaischen Vorschriften das Priesterthum einrichtete.

Als die Judäer, von Cyrus begünstigt, ehe 50 Jahre verflossen waren, zur Wiedererbauung Jerusalems und des Tempels zurückkommen durften, war es redlich und klug zugleich, von Seiten der Samaritaner, daſs sie sich als „Verehrer des Landesgottes Jehovah" angaben und mit den Judäern vereinigt desto stärker werden wollten. Hätten sie aber wirklich das mosaische Gesetz und nicht blos einen antimosaischen Jehovahcultus zu Beth-El gehabt, so hätte selbst der Eiferer Esra und vor ihm schon Serubabel (Esra 4, 1.) sie nicht unbedingt zurückstoſsen können; sie würden nur die genauere Beobachtung des Gesetzbuchs als Vereinsbedingung gefordert haben.

Jetzt erst kommen wir demnach zu dem Zeitpunkt, wo auch Samaritaner einen levitischen Priester von Judäa aus bekamen, der nicht etwa Apostat von dem dort anerkannten mosaischen Volksgesetzbuch werden wollte und deswegen unter dem Schutze des Landvogts, seines Schwiegervaters, einen neuen, allein dem Jehovah (ohne Stierbilder) geweihten, Tempel auf Garidsim errichtete. Damit stimmen auch die

übrigen historischen Data, die wir in dieser Beziehung wissen können, zusammen. Die Samaritaner haben den Pentateuch in den älteren Schriftzügen. In dieser samaritanisch genannten oder eigentlich phönizischen Schriftart brachte natürlich der Mann, welcher den Einrichtungen des Esra und Nehemia entgegen seyn mufste, die Torah zu ihnen hinüber und die Samariter nahmen sie gerne in ihrer alten Gestalt auf, weil Manasse sie nach seiner Ansicht ihnen als das ächt mosaische Gesetzbuch darlegen konnte und als Günstling des Landvogts Ansehen und Credit genug haben mufste, dafs das Volk, was Er als mosaisch hochhielt, auch als solches respectirte.

Die Umwandlung der alten Schriftzüge in die chaldäische Quadratschrift kann natürlich nur unter den Judäern geschehen seyn, die indefs in Chaldäa gelebt hatten, während die Samaritaner im Lande Israel geblieben waren und zur Abänderung keinen Anlafs haben konnten. Da aber bei den Judäern sowohl als bei den Samaritanern die Handschriften im älteren Schriftcharakter immer noch als die ältere geachtet bleiben mufsten, so begreift man, warum auch die alexandrinische Version der Torah aus Handschriften jener älteren Schriftart gemacht wurde, wenn gleich die alexandrinischen Uebersetzer ihre Handschriften gewifs nicht von den Samaritanern hergenommen haben können. Die Frage, ob denn jener griechische Pentateuch aus einem Codex der verketzerten Samaritaner habe genommen werden können? war immer nur unrichtig gestellt. Sie mufsten wohl gerne Manuscripte d e r ä l t e r e n Z e i t zum Grunde legen; diese aber bekamen sie als alt aus Judäa und weder von den Samaritanern, noch mit den Aenderungen, welche die Samaritaner aus eigenen Veranlassungen gemacht haben mögen, wohl aber in der Schriftart, die wir besser altphönizisch, althebräisch und nicht blos samaritanisch nennen sollten.

Die übrigen 19 Schriften, welche jetzt das A. T. ausmachen, findet man bei den Samaritanern nicht, weil es abermals nur ein Vorurtheil ist, wie wenn schon damals

diese bei den Judäern ein kanonisirtes Ganzes ausgemacht hätten. Sind doch vielmehr die Bücher, welche jetzt den Namen von Samuel, von den Königen und den Chroniken haben, nach ihrer eigenen Angabe Auszüge aus althebräischen Zeitbüchern, und Niemand weiſs durch wen? und zu welcher Zeit diese bis in und über das babylon. Exil hinausgehenden Auszüge gemacht worden sind. Ihre Quellen, jene einst gleichzeitig geführten Jahrbücher, scheinen noch bis nach dem Exilium zugänglich gewesen zu seyn. Wie das Auszugmachen auch den Verlust mancher Classiker veranlaſste, so blieben vermuthlich jene voluminöseren Quellschriften im Tempel bei Gelehrten sich selbst verzehrend liegen, und wurden, seit man die Auszüge davon gemacht und als Volksbuch verbreitet hatte, nicht weiter durch Abschriften vervielfältigt. Denn von der Voraussetzung, wie wenn auch die Judenschaft damals einen biblischen Kanon gehabt hätte, müssen wir uns rein erhalten. Wäre ein solcher von Esra's Zeiten her gewesen, wie hätten die Sadducäischen Rabbinen nach Hyrkanus Zeit, ohne verketzert zu werden, nur die Torah allein als gültig anerkennen dürfen.

Ganz richtig entwirft der Verf. S. 84. den Plan seiner Beweisführung ſo, daſs er von der Gewiſsheit: bei den Samaritanern galt im Anfang des Urchristenthums die Torah als ächt mosaisch! beginnen könne. Dieser Anfang aber veranlaſst uns alsdann, nur bis zu einem Zeitpunkt zurückzugehen, wo die Samaritaner diese Torah „aus den Händen" einer ihnen befreundeten Autorität erhalten konnten, und unbedenklich annahmen, weil der uralte Mose ihnen nicht weniger ehrwürdig war, als den Judäern. Auf diese spätere Annahmezeit aber werden wir durch andere Beweise hingeleitet, vermöge welcher Mose selbst der Verf. nicht seyn kann, die Chroniken uns die Zeitpunkte, wo die Torah volksthümlich gemacht worden ist, noch historisch aufbewahrt haben, und der Inhalt dieses gesetzlichen Volksbuchs mehreres enthält, was die Einrichtungen Jerobeams und seiner

Nachfolger, auch selbst die Einrichtung des aus Assyrien zurückgekommenen Priesters zu Bet-El gehindert haben würde, wenn dem Volk das Antimosaische davon schon schriftlich vorgelegen hätte. Manasse's Tempel zu Garidsim hingegen, da er keine Bilder und einen Leviten zum Oberpriester hatte, war mit den 5 Mose'sbüchern damals wohl vereinbar, da Jerusalem darin als bestimmter Tempelort nicht genannt ist.

Gerne mache ich hier zugleich noch auf den Anfang eines Werks aufmerksam, welches den Pentateuch in der Gestalt anderer klassischer Schriften des Alterthums zu bearbeiten begonnen hat, noch aber, soviel wir wissen, nicht fortgesetzt worden ist.

8. *Pentateuchus hebraice et graece recognovit et digessit, varias lectiones notasque criticas subjunxit, argumentis historico-criticis illustravit et cum annotatione perpetua edidit G. A. Schumann, philos. Dr. theol. bacc. et ad aedem academiae Lipsiensis concionator matutinus. Lipsiae, bei Fleischer.* 1829. 786 *S.*

Angenehm ist es, hier wenigstens die ganze Genesis so recht in philologischer Gestalt vor sich zu sehen. Schon dieser Behandlungstypus wirkt gut. Vgl. Koppe's Beispiel beim N. T., welches viel paläologischen Rostes zum Voraus entfernt hielt. Ebenso, sollte man denken, müfste wenigstens diese Ausgabe der Genesis Absatz finden, da doch selbst auf Gymnasien meist mit der Genesis begonnen wird und diese, etwa nebst den Psalmen und dem Jesaiasbuche, in akademischen Vorlesungen (wäre es auch nur um des Examens willen) bisher ihren Platz behauptet hat, wenn gleich das leidige: *hebraica sunt, non leguntur!* überhand zu nehmen scheint. Der hebräische Text erscheint hier rechts mit den Vocal-Puncten und Accenten gut gedruckt, ihm gegenüber das Alexandrinisch-griechische, unter beiden eine Auswahl von Varianten. Die gröfsere Hälfte des ganzen Werks besteht alsdann aus erklärenden Scholien, welche Altes

und Neues mit Freimüthigkeit benutzen und besonders als Grundlage zu Vorlesungen gut gebraucht werden können.

Da zu recensirenden Bemerkungen jetzt der Raum fehlt, so mache ich vornämlich darauf aufmerksam, daſs die Frage: *De Pentateuchi scriptore* S. XXIV—LII. behandelt ist; über die verschiedenen Abtheilungen aber, wie Astruc, Eichhorn, Illgen und Gramberg die Zusammenfügung der Genesis sich zu erklären versucht haben, S. LVI—LXVI, eine die Prüfung sehr erleichternde Tabelle mitgetheilt wird. Ueberblickt man so die verschiedensten Ansichten, so kann man sich schwerlich des Ausrufs enthalten: *Quantum est, quod nescimus!* Daraus aber folgt keineswegs, daſs man aus dem, was mit Recht in Ruinen zerfallen muſste, ein neues haltbares Bauwesen jemals reconstruiren könne. Werden die rationalen Forschungen erst nur ruhiger, anhaltender, und mehr durchgeführt, so werden auch die von den ersten freieren Bestrebungen unzertrennliche Discrepanzen mehr in diejenige Harmonie sich auflösen, die bei Einheit des Zwecks und der Mittel in die Länge nicht fehlen kann und sich bereits wohl erkennbar macht.

Dr. *Paulus.*

Physikalisch-medicinische Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europa's. Von Dr. E. Osann, ord. Prof. der Medicin an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität und der K. med.-chirurg. Akademie für das Militär zu Berlin, Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Zweiter Theil. Berlin, bei Ferdinand Dümmler, 1832. 868 *S.* 8.

Nach einem Zeitraum von mehr als drei Jahren kann endlich Ref. die Fortsetzung dieses höchst wichtigen Werkes anzeigen, wovon gerade der vorliegende zweite Theil um so interessanter seyn dürfte, da er einzig den Heilbädern Deutschlands gewidmet ist. Auf den ersten

Band sich beziehend, der von den Mineralbrunnen im Allgemeinen handelt, und von dem in diesen Jahrbüchern zu seiner Zeit Nachricht gegeben worden ist, geht der Hr. Verf. in diesem sogleich zu der speciellen Beschreibung der einzelnen Kurorte über.

Eine nicht gleichgültige Sache ist nun die Eintheilung der Mineralbrunnen selbst, die man, wie bekannt, bald nach therapeutischen Principien, bald nach chemischen Grundsätzen vornahm; beide haben ihre Schwierigkeiten, und neue Ansichten oder Entdeckungen störten nur zu oft die sicher und fest geglaubten Dispositionen, welches wohl auch zum Theil der Grund seyn mag, warum der Hr. Verf. es vorzog, die Gesundbrunnen Deutschlands nach der politischen Begrenzung der einzelnen Staaten, aus denen unser Vaterland zusammengesetzt ist, zu ordnen. Indessen sind diese Grenzen fast noch mehr der Veränderung unterworfen, als die Systeme der Gelehrten, und so dürfte wohl eine Disposition der Heilbäder nach natürlichen Grenzen, namentlich nach den Stromgebieten, wenigstens auf eine festere Basis Anspruch machen, als die bisherigen der Chemiker und Therapeuten. Für Deutschland liefsen sie sich ungefähr auf nachstehende Weise ordnen:

a) Die Heilquellen des Donaugebiets, wohin zuvörderst einige Mineralquellen Würtembergs, das Jordansbad bei Bieberach u. s. w. gehören, ferner jene des alten baierischen Kreises, von Mähren, des Erzherzogthums Oestreich und der übrigen im südlichen Deutschland gelegenen Provinzen des Kaiserhauses, die zahlreichen Gesundbrunnen von Ungarn u. s. w.

b) Die Heilquellen des Rheingebietes, deren mehrere schon in der Schweiz liegen, sämmtliche Kurbrunnen des Grofsherzogthums Baden, das würtembergische Wildbad, Boll, Göppingen, das Liebenzeller Bad, jenes zu Kannstadt, die Bäder des baierischen Mainkreises, das Sironabad, das Wilhelmsbad bei Hanau, die berühmten Quellen der nassauischen Länder, jene in Rhein-Preufsen, die bei Spaa u. s. w.

c) **Die Heilquellen des Elbgebietes**, wohin die in Böhmen, in Sachsen, das Bad zu Berka u. s. w. gehören.-

d) **Die Heilquellen des Odergebietes**, unter denen jene in Schlesien ohne Zweifel die vorzüglichsten sind.

e) **Die Heilquellen des Wesergebietes**, von denen die meisten in Westphalen sich befinden; die Mineralbrunnen zu Nenndorf, Ruhla, Liebenstein, Waldeck u. s. w.

An einem andern Orte gedenkt Ref. diese Sache näher auseinander zu setzen; hier mögen die gegebenen kurzen Andeutungen genügen.

Hr. Prof. Osann hat in seiner Darstellung aufser den noch jetzt benutzten Heilquellen, viele ältere, welche zwar jetzt aufser Gebrauch, aber nicht ohne historischen Werth, und viele neuere, welche entweder wegen ihres Gehaltes empfehlenswerth scheinen, oder zur Vervollständigung und Erläuterung der besonderen Gruppen von Heilquellen von Wichtigkeit sind, aufgenommen, doch so, dafs die letzteren nur kurz berührt sind, während von den ersteren ausführlichere Nachrichten gegeben werden. Hinsichtlich der Analysen der Heilquellen, so benutzte er theils die öffentlich bekannt gewordenen, theils Privat-Mittheilungen. Neuere Analysen, Höhenbestimmungen von einzelnen Kurorten, welche in dem ersten Theile noch nicht aufgeführt werden konnten, fanden in diesem ihre Stelle. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Hr. Verf. der Literatur der einzelnen Kurorte, und theilte sie so vollständig als möglich mit, welche höchst mühsame Arbeit gewifs mit Dank anerkannt werden wird. In Betreff der Einrichtungen und den gegenwärtigen Zustand der einzelneu Kurorte, so folgte der Hr. Verf. bei denen, welche er nicht selbst besucht hatte, den öffentlich bekannt gewordenen oder privatim erhaltenen Mittheilungen, und er hatte sich in dieser Hinsicht des Beistandes mehrerer berühmter Gelehrten zu erfreuen.

Nach einer kurzen Betrachtung der deutschen Mineralbrunnen überhaupt, geht der Hr. Verf. über zu den Heilquellen des österreichischen Kaiserstaats, die ihrerseits wieder in folgende Unterabtheilungen zerfallen:

a) Die Heilquellen des Königreichs Böhmen, der Markgrafschaft Mähren und des österreichischen Schlesiens.

Hier sehr genaue Nachrichten, was nur immer für den Arzt wissenswerth ist, von dem Karlsbade, von der Mineralquelle zu Gieshübel, dem Kaiser-Franzensbade zu Eger, dem Marienbade im Pilsener Kreise, den Heilbrunnen zu Königswerth in demselben Kreise, von jenen zu Töplitz im Leutmeritzer Kreise, von jenen zu Bilin daselbst; darauf folgen die Quellen zu Saidschitz, Seidlitz und Püllna; jene zu Liebwerda im Bunzlauer Kreise, und endlich eine nicht kleine Zahl zumal von Eisenquellen und Säuerlingen, die wenig oder gar nicht gebraucht werden.

In Mähren und dem österreich. Schlesien kommen als vorzügliche Mineralbäder vor jenes zu Ullersdorf im Ollmützer Kreise, das Bad Hinewider oder der Karlsbrunnen, die Quelle zu Luhatschowitz, der Andersdorfer oder Sternberger Sauerbrunnen, nebst einigen andern von geringerer Bedeutung. Zu diesen gehört auch die Slatonitzer Schwefelquelle im Ollmützer Kreise, über welche folgende Schrift existirt, deren Hr. Prof. O. nicht gedenkt:

Alex. Ant. Ign. Schamsky, kurzer Aufsatz und Beschreibung des heilsamen Wassers zu Grofs-Lattein, insgemein Scatenitz genannt, bei Ollmütz u. s. w. Brünn und Ollmütz 1713. 12.

b) Die Heilquellen des Erzherzogthums Oestreich und des Herzogthums Salzburg, der gefürsteten Grafschaft Tyrol und der Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain.

Hier kommen als sehr berühmte Orte vor: die Schwefeltherme zu Baden im Kreise unter dem Wiener-Walde, das Gasteiner Wildbad im Salzburger Kreise, das Soolbad zu Ischl im Traunkreise, nebst einer grofsen Zahl

minder bedeutenden oder weniger bekannten. Die Heilquellen Tyrols werden sehr schicklich in die nördlichen und südlichen getheilt, wovon diese letzteren jenseits der Alpen liegen und somit unmittelbar mit Italien zusammenhängen, auch eine völlig verschiedene Abdachung haben. Im nördlichen Tyrol kommen vor: das Bad zu Ampas, das Egerdacher Bad bei Inspruk, das Voldersbad bei Schwatz, das Offenbacher Bad, das Venusberger und viele andere. Im südlichen Tyrol finden sich das Egart-Bad, das Mitterbad, das Inner oder Latter-Bad, das Bad Ratzes, jenes zu Schums u. s. w.

Die berühmtesten Mineralquellen Steiermarks sind: das Tobel- oder Dobbelbad im Grätzer Kreise, das Römerbad zu Tyffern, das Bad zu Neuhaus, der Mineralbrunnen bei Rohitsch oder Rotisch, jene zu Klausen u. s. w. In Kärnthen findet man die Mineralquellen des Fellathales, das Bad zu St. Leonhard, den Pieblauer Sauerbrunnen, jenen zu Lienzlmühl, den Klininger und Ebriacher, die Mineralquelle zu St. Peter, das Villacher Bad und manche andere. In Krain endlich sind vorzugsweise die Thermen zu Töplitza, Altenburg und Veldes zu bemerken, die Bäder zu Montefalcone u. s. w. Zu der hierher gehörigen Literatur ist nachzutragen:

Anton Castellez: Thermarum Toeplicensium in inferiori Carniolia existentium examen et usus etc. Lat. et Germ. Vindobon. 1777. 4.

c) Die Heilquellen des Königreichs Ungarn und Galizien, des Grofsfürstenthums Siebenbürgen und der Königreiche Slavonien und Kroatien.

Kaum irgend ein Land ist so reich an Mineralquellen als Ungarn, so dafs die vollständige Aufzählung derselben einen grofsen Raum einnehmen würde, die vorzüglichsten sind aber die nachstehenden: die Eisenquellen zu Bartfeld, Neu-Lublau, Vichnye, Füred, Tarsea, Buzias, Ronia, Skalatnya, Rank, Herlein, Kobolo-Polyan, die Alaunquellen von Parad, Sarisap und Erdo-Benye; die Schwefelthermen zu Piestyän, Trenosin, Ofen, Stubnye, Baimocz, Skleno, Kesthely, Lipick; — die kalten Schwefelquellen zu Balf, Dragomirfalva, Keked, Har-

kany, Leibitz, Szobranz; — von den alkalischen Mineralwassern der Sodasee in der Biharer Gespannschaft; — die Bittersalzquellen von Gran; — die Kochsalzquellen von Nelipinia, Sovar, Felsö-Bajom, die Cementquellen zu Schmöllnitz, Lybeth, Borostyankö, Nagy-Banya, Illobo, Szaska.

Galizien hat gar keine heiſse Mineralquellen, besitzt dagegen an Eisenquellen und Säuerlingen die bekannten Heilbrunnen von Krynica, Korsow, Szawnice, Dorna-Kandreny und Watra; an Kochsalzwassern die zu Bolechow und Drohobicz, so wie eine groſse Menge kalter Schwefelquellen, von welchen eine besondere Erwähnung verdienen jene von Lubiew, Sklo, Rozdal, Niemirow, Szwaszowice, Nowosielce und Truskawice.

Die bekanntesten Mineralquellen in Siebenbürgen, sowie in der slavonischen, banatischen und siebenbürgischen Militärgrenze sind die Gesundbrunnen und Bäder zu Borizeck, Mehadia, Bodok und Kovazna; — an sie schlieſsen sich die von Also-Vatza, All-Gyogy und Kis-Kalan.

In den Königreichen Kroatien und Slavonien sind die bekanntesten Heilquellen jene von Groſswardein oder Töplika, Krapina, Szutinozka, Daruvar, Lipik und Stubicza.

Ueber die Heilquellen des Königreichs Preuſsen haben wir von dem Hrn. Verf. bereits im Jahre 1827. eine eigene Schrift erhalten, die der vorliegenden neuen Bearbeitung als Basis gedient zu haben scheint, aber vielfach erweitert und mit den neueren Erfahrungen bereichert worden ist. Die Eintheilung ist die nachstehende:

a) Die Heilquellen der Provinz Schlesien und der Grafschaft Glatz.

Ueber die schlesischen Gesundbrunnen ist kürzlich eine eigene Schrift erschienen, die der Hr. Verf. noch nicht anführt, nämlich:

C. A. Müller: Beschreibung sämmtlicher Bäder Schlesiens in topographischer, ökonomischer und medicinischer Hinsicht. Breslau 1832.

Ausführliche Nachrichten giebt Hr. Prof. O. von den Schwefelthermen zu Warmbrunn, dem Mineralbrunnen zu Salzbrunn, jenem zu Altwasser, zu Flinsberg, sowie über noch viele andere von geringerem Belange kurze Notizen beigefügt sind. In der Grafschaft Glaz sind vorzüglich zu merken die Schwefeltherme zu Landeck, die Mineralquellen bei Reinerz, zu Cudowa, nebst einigen anderen weniger besuchten Gesundbrunnen.

b) Die Heilquellen des Grofsherzogthums Niederrhein und der Provinz Jülich-Cleve-Berg.

Sie sind nach den Regierungsbezirken wieder untergeordnet, in jenem von Aachen und Cleve befinden sich die Heilquellen zu Aachen und Burtscheid, die Mineralbrunnen bei Malmedy, zu Heilstein u. s. w. In den Regierungsbezirken Cöln, Coblenz und Trier die Therme von Bertrich, die Eisenquelle zu Lamscheid, die Soolquellen zu Kreuznach, die Gesundbrunnen zu Roisdorf, der Draifschbrunnen zu Godesberg, der Heilquell zu Tönnistein nebst vielen andern. Der Literatur ist noch beizufügen:

Petri Holtzemii descriptio fontis medicati St. Antonii vulgo Tilleborn dicti prope Andernacum. Colon. Agripp. 1620. 12.

In der Provinz Westphalen befinden sich die Mineralquellen zu Driburg, zu Godelheim, das Bad Fiestel, der Gesundbrunnen zu Schwelm, jener zu Tatenhausen, die bei Valdorf im Kreise Herfort, die Mineralbäder zu Gripshofen, zu Holzhausen u. s. w.

In den Provinzen Sachsen, Brandenburg, Pommern und Ostpreufsen sind besonders zu merken das Soolbad zu Elmen, jenes zu Halle, das zu Kösen, zu Artern, die Schwefelquelle zu Langensalze, zu Tennstedt, die Eisenquelle zu Lauchstädt u. s. w. In Pommern und Ostpreufsen kommen vor die Mineralquellen zu Freienwalde, zu Neustadt-Eberswalde, das Hermannsbad bei Muskau, jenes zu Gleifsen nebst mehreren anderen weniger bekannten und besuchten.

Die Heilquellen des Königreichs Baiern theilt der Hr. Verf. ganz zweckmäfsig in die von Franken

und des alten Baierns, jene gehören in das Stromgebiet des Rheins, diese in das der Donau. In Franken sind die berühmten Kurorte Brückenau, Kissingen, Bocklet, das Ludwigsbad bei Wipfeld nebst mehreren weniger berühmten. Im Ober-Main und Rezatkreise sind zu merken das Alexanderbad oder das Bad zu Sicherts-reuth, die Mineralquellen zu Steben, das Wildbad zu Burgbernheim, die Gesundbrunnen bei Wemwieg, Rothenburg an der Tauber, Weissenburg, Nördlingen u. s. w. Der Literatur dieser Kurorte ist noch hinzuzufügen:

Theod. Balthasar: Nachricht von einem Gesundbrunnen, welcher unweit Erlangen jüngstens gefunden worden. Erlangen 1709. 4.

Hieron. Reusneri: eigentliche und gründliche Beschreibung des uralten heilsamen medicinischen Bads zu Wembdingen. Neuburg 1718. 8.

Georg Abrah. Mercklein: neue Beschreibung des Wildbades zu Weyssenburg am Norggau, wie solches von Camerario, Menzel und Rosa probiert. Onolzb. 1651. 8.

Im eigentlichen Baiern hat blos das Bad zu Kreuth im Isarkreise einigen Ruf, während die zahlreichen übrigen im Auslande kaum dem Namen nach bekannt sind; doch sind zu merken die Soole zu Reichenhall, die Mineralquelle zu Heilbrunn, 8 Meilen von München bei Adelholzen, Almannshausen, zu Krumbach nebst manchen andern.

Auch das Königreich Würtemberg erfreut sich zahlreicher Heilquellen, die der Hr. Verf. folgendermaſsen abtheilt: *a*) Die Heilquellen des Schwarzwaldkreises, wo sich das Wildbad im Oberamt Neuenburg befindet, ferner das Zeller oder Liebenzeller Bad, die Mineralquelle zu Imnau, zu Niedernau, der Sauerbrunnen zu Deinach, die Schwefelquellen bei Reutlingen, der Gesundbrunnen zu Bahlingen, das Bläsibad u. s. w. Der Literatur dieser Orte ist noch hinzuzufügen:

Philibert Leucippäus: Von Natur, Eigenschaft und Wirkung und rechten Gebrauch der warmen und wilden Bäder, insonderheit der 4 im Schwarzwald gelegenen Marggraven Baden, Wildbad, Zellerbad und Huberbad. 1598. 4.

Planer, Vater und Sohn (Joh. Andr. u. Georg Andr.): Ausführlicher Bericht von dem Deinacher Sauerbrunnen im Herzogthum Würtemberg. Stuttgardt 1740. 8.

Deinach: Luft, Lage, Vergnügungen, Bequemlichkeiten und Vortheile für die Gesundheit, die ein Aufenthalt an diesem Brunnen gewähren kann. Mit 6 Kupfert. Tübingen 1789. 12.

Sam. Hasenreffer: Unda Bethesdae repullulans, d. i. gründliche Beschreibung u. s. w. des Wassers im Steinacher Thal bei Tübingen, insgemein das Bläsibad genannt u. s. w. Tüb. 1629. 12.

Camerarius: De Balneo Blasiano. Tubingae 1718.

Im Neckar- und Jaxtkreise befinden sich die Mineralquellen zu Cannstadt, das Soolbad zu Hall, die Mineralquellen zu Mergentheim, das Wildbad zu Giengen, das Hirschbad bei Stuttgardt u. s. w. Für letzteres ist folgende Schrift nicht zu übersehen:

Beschreibung des unweit Stuttgardt gelegenen Hirschbades von J. A. G. Stuttgardt 1746. 8.

Im Donaukreise sind folgende Heilquellen zu nennen: das Mineralbad zu Boll, jenes bei Göppingen, der Sauerbrunnen zu Jebenhausen, die Heilquelle zu Ueberlingen, das Röthelbad bei Geislingen, das Jordansbad bei Biberach und mehrere andere. — Für das Boller Bad gedenkt zwar der Hr. Verf. einer Schrift des berühmten Botanikers Joh. Bauhin, von dem aber noch die zwei nachstehenden besonders wichtigen nachzutragen sind:

Joh. Bauhini: Historia novi et admirabilis fontis balneique Bollensis in ducatu Würtembergico ad acidular. Goeppingensis etc. Montisbel. 1598. 4.

Ejusdem: Arznei- und Badbuch, oder historische Beschreibung fast aller heilsamen Bäder und Sauerbrunnen u. s. w., insonderheit von dem zu Boll u. s. w. A. d. Latein, Stuttg. 1603. 4.

Aufserdem sind noch nachstehende Badschriften nachzutragen:

Jac. Eckholt: Kurze Beschreibung des Sauerbrunnens zu Ueberkingen im Ulm'schen u. s. w. Mit 1 Kupfert. Ulm 1651. 4.

Vit. Riedlin: Der in Ulmischer Herrschaft Geifslingen liegende Sauerbrunnen zu Ueberkingen u. s. w. Augsburg 1681. 12.

Das Jordansbad bei Biberach ist, wie der Hr. Verf. sagt, nach dem General Jordan benannt, welcher es in den

neunziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts gebrauchte. Diese Angabe ist dem Ref. sehr unwahrscheinlich, und zwar schon dem Titel folgender Schrift wegen:

Salomon Brauner: Teutscher Jordan oder Biberacher Bad u. s. w. Augsburg 1673. 8.

Die guten Alten hatten bei dieser Benennung wohl schwerlich den General Jordan, wohl aber den Fluſs Jordan in Syrien im Auge.

Die Heilquellen des Groſsherzogthums Baden sind in zwei Abschnitte gebracht, nämlich in die des Murg- und Neckarkreises, dann in die des See-, Treisam- und Kinzigkreises. — In der ersten Section werden besonders die Thermalquellen zu Baden und das Amalienbad zu Langenbrücken abgehandelt, und als weniger bedeutende die Mineralquellen zu Wiesloch, Langensteinbach, Zeisenhausen, die Soole zu Bruchsal, das Stephanienbad zu Beyertheim und die Mineralquelle zu Mingolsheim aufgeführt.

Mit Recht hat der Hr. Verf. am ausführlichsten und auf sehr gründliche Weise von den Anstalten in Baden geredet und auch eine zahlreiche Literatur dieses berühmten Kurortes aufgeführt, dennoch ist ihm manches entgangen; denn auſser der bereits oben angeführten Schrift des Leucippäus sind noch nachzutragen:

Abhandlung von dem mineralischen Gehalt und medicinischen Gebrauch des im Markgrafthum Baden-Baden gelegenen warmen Bades u. s. w. Strasburg 1756. 8.

B. Dyhlin: Diss. de thermis Badensibus. Rast. 1725.

Die Heilquellen und das Klima von Baden im Groſsherzogthum Baden, als Heilmittel zum Frommen der daselbst heilsuchenden Leidenden beleuchtet von J. A. Pitschaft. Baden, bei Scotzniovsky, 1831. 8.

Die Badener Heilquellen im Groſsherzogthum Baden nach ihrer jetzigen Beschaffenheit. Allgem. medicin. Annalen 1831. No. 36. p. 561 ff.

Von besonderem Interesse ist aber folgende Abhandlung, die wohl eine Uebersetzung verdiente:

Mémoires sur les eaux minerales de Bade en particulier, et sur les eaux thermales en general, par M. Foderè. Journal compl. Avril. 1830.

Eine Erwähnung verdient auch noch die von dem Hrn. Verf. ganz übergangene Stahlquelle zu Weinheim, wo man auch kürzlich Anstalten zur Aufnahme von Kurgästen getroffen hat.

Zu den Heilquellen des Kinzig-, Treisam- und Seekreises gehören die Mineralbrunnen zu Griesbach, Antogast, Petersthal, Riepoltsau, Badenweiler, das Bad an der Hub, jenes zu Ueberlingen, zu Säckingen, das Erlenbad und eine ganze Reihe anderer wenig besuchter Orte. —

Als hierher gehörige literarische Nachträge gedenkt Ref. nur folgender:

Georg Paul Rösel: Eigentlicher Bericht von der Natur des Bads und Sauerbrunnens, der Antegast genannt. Strasburg 1741. 8.

J. Rudolph Salzmann: Kurze Beschreibung des heilsamen Bades und Brunnens, der Stahlbrunnen oder das Sehlbacher Bad genannt, in Hohen-Geroldseck im Schutterthal. Strasburg 1612. 12.

Dieselbe Schrift kommt auch mit etwas abgeändertem Titel in Folio vor.

Ueber die Quellen zu St. Landolin existirt eine eigene Schrift, deren 4te Auflage zu Schuttern im Breisgau 1746. herauskam, aber ihr Titel ist so abgeschmackt, dafs ihn Ref. gar nicht anführen mag.

Sehr interessant ist aber folgende, die unser Hr. Verf. noch nicht kannte:

Ueberlingen und seine Heilquellen, von J. E. Herberger. Constanz 1831.

(Der Beschlufs folgt.)

Osann, über Europa's Heilquellen.

(Beschlufs.)

Das Grofsherzogthum Hessen ist eben nicht reich an Heilquellen; es sind da nur zu nennen: das Sironabad bei Nierstein, die Mineralquelle zu Salzhausen, jene zu Seltz in der Wetterau, die zu Auerbach und einige andere jetzt fast vergessene. Uebergangen hat der Hr. Verf. die Soolbäder bei Wimpfen, die schon seit Jahrhunderten im Gebrauche sind, wie folgende Schrift beweist:

G. Marii: Etlicher Gelehrten Bedenken von dem heilsamen Salzbronnen zu Offenauw, nechst der Reichsstadt Wimpfen gelegen u. s. w. Heidelberg 1584. 4.

Auch das Kurfürstenthum Hessen hat verhältnifsmäfsig nur wenige geschätzte Heilquellen; es gehören dahin jene von Nenndorf, die Eisenquellen zu Hofgeismar, der Säuerling zu Schwalheim, jene zu Neuschwalheim, das Wilhelmsbad bei Hanau; die Heilbrunnen zu Dorfgeismar, Weyhers, Johannisberg u. s. w.

Um so gesegneter ist **das Herzogthum Nassau** an Heilquellen, welche der Hr. Verf. in die am südlichen und jene am nördlichen Abhange des Taunus eintheilt; zu den ersten gehören die Thermen in Wiesbaden, die Schwefelquelle zu Weilbach, die Mineralquellen zu Soden, jene bei Kronenberg, der Grindbrunnen bei Frankfurt u. s. w. An den nördlichen Verzweigungen des Taunus befinden sich die berühmten Kurorte und Quellen zu Selters, Ems, das Schlangenbad, Schwalbach, Fachingen, Geilnau, Dinkhold, die Mineralquellen bei Montabaur, Oberlahnstein, Niederlahnstein, Lindenholzen u. s. w. Nur die Heilquellen zu Herborn vermifst Ref., über welche folgende Schrift existirt:

. *Ludw. Chr. Cnopii alias Blankenboth Pagographia Nassovico-Herbornea,* oder kurze Beschreibung derer bei der Stadt Herborn unversehens entdeckten Heilbrunnen. Herborn 1650. 4.

In dem Königreiche Sachsen sind keine Heilquellen, die einen ausgebreiteten Ruf hätten, wenn es gleich an wirksamen Mineralbrunnen nicht ganz fehlt; es gehören dahin das Wiesen- oder Jobsbad bei Annaberg, jenes bei Wolkenstein, zu Nieder-Zwönitz, das Augustusbad bei Radesberg, die Schwefelquellen zu Schmeikwitz, die Bäder zu Tharand; das Buschbad bei Meifsen, das Georgenbad zu Berggieshübel, die Quellen bei Rofswein, zu Schandau, das Augustusbad zu Zittau, das Hermannsbad bei Lausigk, die Mineralquelle zu Leipzig, der Augustusbrunnen bei Elster nebst einer ganzen Reihe anderer.

In dem Grofsherzogthume Weimar und den sächsischen Herzogthümern sind zu bemerken die Mineralquellen zu Ruhla, zu Berka, zu Rastenberg, zu Vippach-Edelhausen, bei Göschwitz unfern Jena, zu Liebenstein, die Soolquellen zu Salzungen, das Soolbad zu Frankenhausen, das Günthersbad bei Stockhausen, die Mineralquellen zu Rudolstadt, Ronneburg u. s. w.

Die Fürstlich Waldeckischen, Lippe-Detmold und Schaumburgischen Länder besitzen die Heilquellen zu Pyrmont, zu Wildungen, -Kleinern, zu Eilsen, Meinberg u. s. w.

In dem Königreiche Hannover, dem Herzogthume Braunschweig und den Herzogl. Anhaltischen Ländern sind zu bemerken die Mineralquellen zu Rehburg und Wieslar, die Schwefelquelle zu Bentheim, der Heilbrunnen bei Northeim, jener bei Limmer, zu Uhlmühle, bei Eimbeck, das Alexisbad oder der Selkenbrunnen, das Beringerbad bei Suderode, die Mineralquelle zu Helmstädt und viele andere wenig bekannte.

Die Grofsherzoglich Mecklenburgischen Länder und das Herzogthum Holstein besitzen nur wenige und darunter keine solche Heilquellen, die

stark und von Fremden besucht würden. Doch sind zu erwähnen die Heilbrunnen zu Goldberg, die Soolquellen bei Sulz, der Gesundbrunnen bei Parchim, jener bei Stavenhagen, bei Bramstedt, Oldesloho, Ottensen, Neumünster u. s. w.

Den deutschen Seebädern an der Nord- und Ostsee hat der Hr. Verf. ein eigenes Kapitel gewidmet, in welchem man die Einrichtungen dieser Anstalten, ihre Gebrauchsart u. s. w. erfährt; es sind da aufgeführt die Seebäder zu Norderney, zu Helgoland, zu Cuxhaven, zu Wangeroge, das Wilhelminenseebad auf der Insel Föhr, das Seebad zu Doberan, jenes zu Swinemünde, das Friedrich-Wilhelmsbad zu Putbus, das Seebad bei Travemünde, bei Kiel, das Apenroder Seebad und mehrere andere.

Den Beschlufs dieses Bandes und eine eigene Abtheilung bilden die Heilquellen Hollands und Belgiens, deren eben nicht sehr viele sind, nur die von Spaa besitzen einen ausgebreiteten Ruf; weniger bedeutend sind die Quellen zu St. Amand, zu Blanchimont, Tongern u. s. w. Das eigentliche Holland hat nur See-Bade-Anstalten, wie die zu Scheveningen unfern Haag und zu Zandvoort an der Nordsee, bei dem Dorfe dieses Namens eine Meile von Harlem.

Aus diesem sehr abgekürzten Inhalts-Verzeichnisse läfst sich die Reichhaltigkeit des vorliegenden Werkes leicht ermessen, und wenn man den aufserordentlichen Fleifs und Ausdauer bewundern mufs, die zur Beischaffung solcher vielfacher und zerstreuter Nachrichten erforderlich war, so mufs man zugleich der Schönheit, ja man darf sagen der Eleganz der Darstellung gerechtes Lob zollen, um so mehr, da sie mit so grofser Gründlichkeit und Deutlichkeit vereint ist. Zwar mangelt es nicht an Schriften über Deutschlands Mineralquellen; Hufeland, Wetzler und einige andere, zumal ältere Autoren, haben darin Vorzügliches geleistet; Keiner aber hat bisher diesen so äufserst wichtigen Gegenstand in

gleich grofsem Umfange aufgefafst, und Keiner ihn so genügend in jenem wissenschaftlichen Geiste erörtert, wie es der jetzige Zustand der Naturgeschichte und Medicin erfordert. Osann's Darstellung der Heilquellen darf deshalb auf klassischen Werth Anspruch machen, und kein deutscher Arzt wird dieselbe entbehren wollen.

Populäre Darstellung der Naturkunde zum Gebrauche für das gebildete Publicum im Allgemeinen und für höhere Bürger- und Realschulen, so wie auch für angehende Pharmaceuten im Besondern herausgegeben von Dr. E. Witting u. s. w. Erster Theil. Physikalische Chemie. Mit einer Steintafel. Lemgo 1832. *VIII u.* 131 *S.* 3.

Man ist bereits seit längerer Zeit zu der Ueberzeugung von dem grofsen Nutzen des Studiums der Naturwissenschaften gelangt, und sucht dasselbe daher durch Verbreitung von Schriften zu befördern, die für die verschiedenen erlernenden Classen geeignet seyn sollen. Auf dem Titel der vorliegenden Schrift sind der Letzteren ziemlich viele angegeben, die sich jedoch schwerlich in der Art vereinigen lassen, dafs die eigenthümliche Darstellung für sie alle ganz eigentlich passend seyn könnte, wie z. B. der Schüler einer Bürger- oder Real-Schule und der angehende Pharmaceut, welcher letztere doch eine der genannten oder gar eine höhere Schule bereits hinter sich haben mufs. In der Vorrede ist näher angegeben, dafs das Werk vorzugsweise als Leitfaden beim Unterrichte auf Real-Gymnasien und höheren Bürgerschulen dienen solle, und hiernach also beurtheilt werden müsse; allein nach unserer Ueberzeugung müssen solche vorzugsweise wichtige Lehrbücher diesem ihren Zwecke gerade so speciell angepafst seyn, dafs sie nicht füglich zugleich für andere dienen können. Es ist dann ferner angegeben, dafs der zweite Band die Geognosie und physikalische Geographie, der dritte die Zoologie und Botanik enthalten, das Ganze aber binnen

Jahresfrist beendigt seyn solle. Wir hätten also hier abermals eine kurze Encyklopädie der gesammten Naturwissenschaften, namentlich als Leitfaden zum Unterrichte auf Schulen bestimmt, weil manche glauben, um für Schüler zu schreiben, dürfe man blos etwas mehr von der Sache verstehen, als diese; aber Ref. ist der Meinung, dafs ein Lehrbuch für die gesammte Naturkunde von einem einzelnen Manne überall nicht geliefert werden könne, weil alle diese unglaublich schwierigen und weitläuftigen Zweige von einem Einzelnen unmöglich vollständig gekannt werden können, und niemand als Lehrer in irgend einer Wissenschaft schriftstellerisch vor dem Publicum auftreten sollte, der diese nicht selbst gründlich studirt hat.

So wie sich aber hiernach schon die Anlage des Buches als eine verfehlte zeigt, ist dieses noch mehr der Fall bei der Ausführung. Diese erste Lieferung enthält nämlich nichts anders als eine nicht systematisch geordnete Chemie, im Ganzen für den Pharmaceuten zu mangelhaft, für den Schüler einer Bürgerschule zu ausführlich, für das gebildete Publicum aber in Ermangelung eines leicht aufzufindenden besseren allerdings brauchbar, in sofern man immerhin das Vorgetragene daraus erlernen kann. Nach einer kurzen Erläuterung einiger allgemeinen Sätze handelt der erste Abschnitt von den luftförmigen Körpern, und in einzelnen Abtheilungen vom Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, der Gaserleuchtung, dem Chlor und dem Stickstoff, der zweite von den nicht metallischen Körpern, dem Schwefel, Selen, Iod, Brom, Phosphor, und dem Bor. Indem hiermit diese Abtheilung beendigt ist, so sind diese Metalle vermuthlich dem mineralogisch-chemischen Theile in der zweiten Lieferung vorbehalten.

Der Vortrag ist bei demjenigen, was zur eigentlichen, hauptsächlich der praktischen Chemie gehört, klar und bestimmt, allein diese nothwendigen Eigenschaften fehlen bei den mehr wissenschaftlichen, namentlich den physikalischen Betrachtungen. Der 19te Paragraph z. B.

heifst: „Ein anderes Verhältnifs findet aber bei den Gasarten statt. Diese besitzen die Wärme im chemisch gebundenen Verhältnisse (?) und sind, wie wir sie im dargestellten Zustande kennen, stets mit jener verbunden. Der Verlust dieser Wärme hat wieder eine neue Verbindung zur Folge, so dafs wir sie nicht als isolirtes Element bis dahin sinnlich wahrnehmen konnten, sondern nur die Gegenwart dieses Elementes selbst nachträglich (?) aus der Verbindung mit Wärme herleiten müssen. — Der abgekühlte Raum (?) ist nicht im Stande, diese Wärme zu entreifsen (wie bei den Dämpfen), und nur bei wenigen Gasarten vermag es ein bedeutender Druck (ihrer eigenen Atmosphäre), (??) sie in einen flüssigen oder festen Zustand zu versetzen, welche Form sogleich wieder verschwindet, sobald der Druck nachläfst." Sogar Sachkenner werden dieses schwerlich zu entziffern vermögen, was soll aber der Schüler, der Lernende, damit anfangen?

Muncke.

Geometrische Formeltafel, theils zum täglichen (?) praktischen Gebrauche, theils zur Benutzung beim mathematischen Unterrichte, entworfen und berechnet von Fried. Löhmann. Erste Abtheilung: Berechnung über (?) die Figuren der ebenen Geometrie, in rein algebraischen Ausdrücken, und combinatorisch geordnet. Dresden und Leipzig, 1832. (1 Rthlr. 10 Gr.).

Obgleich es der mathematischen Literatur lange Zeit an methodisch geordneten Zusammenstellungen geometrischer und trigonometrischer Formeln gefehlt hat, so sind doch in den letztern Jahren einige so vortreffliche Werke der Art erschienen — zu denen wir die gediegene Leistung des Hrn. Burg (Sammlung trigonometrischer Formeln. Wien 1827.), und vorzüglich die meisterhafte Arbeit des Hrn. v. Radowitz (Formeln der Geometrie und Trigonometrie. Berlin 1827, als ersten Theil des Handbuchs für die Anwendung der reinen Mathematik rechnen — dafs man heutigen Tages nicht wohl über den

Fortbestand eines solchen Mangels klagen darf, ohne sich dem Verdachte der literarischen Unkunde, oder der kritischen Ungerechtigkeit auszusetzen. In wie fern dieser Verdacht den Hrn. Löhmann trifft, können wir dahingestellt seyn lassen; Thatsache aber ist es: daſs er in der Vorrede zur gegenwärtigen Schrift die genannten Werke mit keiner Sylbe erwähnt, und nur von längst gefühlten, immer noch nicht befriedigten Bedürfnissen für dergleichen Sammlungen spricht, um die Herausgabe neuer Formeltafeln zu motiviren.

Der Ankündigung gemäſs sollen diese Formeltafeln aus vier Abtheilungen bestehen, deren erste den Formeln der ebenen Geometrie gewidmet ist, und hier vorliegt; während die drei übrigen noch unvollendet sind, der Reihe nach aber die Formeln der Stereometrie („die der prismatischen Körper, mit Einschluſs des Kegels, Cylinders, der Kugel und der Kugelstücke, ohne Einmischung der Trigonometrie"), der Trigonometrie („die trigonometrischen Functionen, mit Anwendungen derselben auf die Figuren und Körper der ersten und zweiten Abtheilung"), und der wichtigsten Curven („der Parabel, Ellipse, Hyperbel, Cycloide, Epicycloide, Cissoide, Muschel-, Spiral- und logarithmische Linie") darbieten, und bei hinreichender Theilnahme des Publicums möglichst bald nachfolgen sollen.

Hr. Löhmann hält diesen Plan für beifallswerth, und verspricht sich von der Bekanntwerdung desselben die besten Erfolge. Vergleichen wir aber obige Ankündigung mit dem, was der Hr. v. Radowitz verheiſsen („eine systematische Sammlung der Formeln, Ausdrücke, und Hülfszahlen aus der ebenen und körperlichen Geometrie, der ebenen sphärischen und analytischen Trigonometrie, der Arithmetik, Algebra, der niedern und höhern Analysis, und der Geometrie der Curven"), und rücksichtlich der geometrischen, stereometrischen und trigonometrischen Abschnitte bereits auf eine so höchst befriedigende Weise ausgeführt hat; so können wir das Vorhaben des Hrn. L. nur als ein sehr unzulängliches und

mangelhaftes bezeichnen, weil es weder auf Vollständigkeit noch auf systematische Anordnung der Darstellungen gerichtet ist, und in jedem Betracht den gründlichern und umfassendern Bestrebungen des Hrn. v. R. weit nachsteht. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist zu einleuchtend, als dafs sie Jemand in Abrede stellen könnte. Wir überlassen daher die nähere Würdigung derselben dem Hrn. L. selbst, indem wir ihm zu diesem Endzwecke die genauere Ansicht der obengenannten Werke empfehlen; und wenden uns zur Beurtheilung der vorliegenden geometrischen Formeltafel, welche 25 Unterabtheilungen enthält, die wir der Reihe nach angeben, und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen.

Tafel I. Formeln für das rechtwinklige Dreieck — Bestimmungs-Elemente sind: die drei Seiten, die der Hypotenuse zugehörige Höhe, die beiden von dieser Höhe auf der Hypotenuse gebildeten Abschnitte, und der Inhalt des Dreiecks. — Aus der Combination dieser sieben Elemente hat der Hr. Verf. 105 Formeln abgeleitet, die jedoch leicht auf 57 zu reduciren waren, wenn man erwägt, dafs folgende 48 paarweis von gleicher Bedeutung sind:

a) 1. 16 — 2. 18 — 3. 17 — 4. 19 — 5. 20 — 6. 22 — 7. 21 — 8. 23 — 9. 24 — 10. 25 — 11. 28 — 12. 29 — 13. 26 — 14. 27 — 15. 30.

b) 32. 37 — 33. 36 — 34. 38 — 35. 39 — 41. 43 — 42. 44.

c) 46. 61 — 47. 66 — 48. 67 — 49. 68 — 50. 69 — 51. 62 — 52. 63 — 53. 64 — 54 65 — 55. 70 — 56. 71 — 57. 72 — 58. 73 — 59. 74 — 60. 75.

d) 77. 81 — 78. 83 — 79. 82 — 80. 84 — 85. 86 — 89. 90.

e) 92. 96 — 93. 98 — 94. 97 — 95. 99 — 100. 101. — 104. 105.

Gegen die Richtigkeit der Formeln ist nichts weiter zu erinnern, als dafs durchgängig das Doppelzeichen ±

vor die Quadratwurzel gesetzt ist, da doch den Formeln **2**, **8**, **9**, **15**; **18**, **33**, **36**, **56**, **57**, **60**, **79**, **82** nur das + Zeichen, und den Formeln **23**, **24**, **30**, **71**, **72**, **75** nur das — Zeichen gebührt.

Einen wesentlichen Uebelstand dieser und aller folgenden Tafeln finden wir in der Aufserachtlassung sämmtlicher Figurenwinkel als Bestimmungs-Elemente. Eine Mangelhaftigkeit, die zwar dem ausgesprochenen Principe: die trigonometrischen Functionen erst in der dritten Abtheilung berücksichtigen zu wollen, beizumessen, aber nichts desto weniger tadelnswerth ist.

Denselben Gegenstand hat Hr. v. R. in der Tafel IV. D. behandelt. Es sind darin die drei Seiten, die beiden spitzen Winkel, die der Hypotenuse zugehörige Höhe, der Umfang, der Inhalt des Dreiecks, die Summe und Differenz zwischen je zwei Seiten als Bestimmungs-Elemente betrachtet, und nach **40** Formeln dargestellt worden; woraus sich noch zusatzlich **20** Formeln für das gleichschenklige rechtwinklige Dreieck ergeben haben, in denen die constanten Factoren auf sieben Decimalbruchstellen berechnet sind. Nach diesen Angaben kann es nicht zweifelhaft seyn, welche der beiden Tafeln den Vorzug verdient.

Tafel II. Formeln für das gleichseitige Dreieck — zu dessen Bestimmung eine Seite, eine Höhe, und der Flächeninhalt gewählt sind, woraus sich **6** Wurzelformeln ergeben.

Dieselben Formeln finden sich in des Hrn. v. R. Tafel IV. e. aufgestellt, jedoch brauchbarer eingerichtet, weil die constanten Coefficienten auf sieben Decimalbruchstellen berechnet, und aufser den natürlichen Formeln auch noch die logarithmischen angegeben sind.

Tafel III. Formeln für das gleichschenklige Dreieck. — Als Bestimmungs-Elemente erscheinen: Die Grundseite nebst der zugehörigen Höhe, eine Nebenseite, und der Inhalt des Dreiecks, woraus **12** Formeln abgeleitet sind, unter denen der 8ten nur das + Zeichen, und der Nenner **2**, der 5ten aber das — Zeichen statt des ±

beizulegen waren. Die ganze Tafel würde weniger arm ausgefallen seyn, wenn der Hr. Verf. den obigen Bestimmungs-Elementen eine zweite Höhe, und die Summe nebst der Differenz zwischen der Grundlinie und einer Nebenseite zugesetzt hätte.

Hr. v. R. handelt diesen Gegenstand in der Tafel IV. B. dergestalt ab, daſs er auſser den Bestimmungs-Elementen des Hrn. L. noch die Winkel des Dreiecks in Betracht zieht, und daraus 28 Formeln entwickelt, unter denen die vorgenannten 12 natürlich mit begriffen sind.

Tafel IV. Formeln für das ungleichseitige Dreieck. Bestimmungs-Elemente sind: die drei Seiten, eine Höhe mit den beiden zugehörigen Seitenabschnitten, und der Inhalt des Dreiecks. Hieraus combinirt der Hr. Verf. 140 Ternionen, unter denen 60 theils als überbestimmt, theils als unbestimmt vorkommen. Läſst man diese auſser Acht, so bleiben nur 80 Ternionen übrig, die leicht auf 48 herabgesetzt werden konnten, wenn man erwägt, daſs folgende 32 paarweis gleichbedeutend sind:

a) 1. 22 — 2. 21 — 3. 23. — 4. 24 — 5. 25 — 6. 27 — 7. 26 — 8. 28 — 9. 31 — 10. 30 — 12. 32 — 13. 33.

b) 41. 42 — 45. 50 — 46. 48 — 47. 49.

c) 61. 81 — 62. 82 — 63. 83 — 64. 88 — 65. 89 — 66. 84 — 67. 85 — 68. 86 — 69. 87 — 70. 90.

d) 103. 105 — 104. 106.

e) 122. 123 — 125. 130 — 126. 131 — 127. 132.

Es wäre besonders für den Schulgebrauch zweckmäſsig gewesen, wenn den obigen Elementen die beiden übrigen Höhen, die Halbmesser des Um- und Zwischenkreises, die Summen und Differenzen je zweier Seiten, und der Umfang des Dreiecks beigefügt worden wären, wodurch sich zwar für diese Tafel eine gröſsere Ausdehnung, für mehrere folgende aber eine bedeutende Zusammenziehung ergeben hätte.

Was die Aufstellung der Tafeln I — IV. betrifft, so muſste gerade die umgekehrte Ordnung gewählt werden,

weil sämmtliche Formeln der Tafeln III, II, I. als blosse Folgerungsformen aus denen der Tafel IV. entspringen. Der Hr. v. R. hat die vorgeschlagene Ordnung wirklich befolgt, und in der Tafel IV. A. das schiefwinklige Dreieck, mit Berücksichtigung der Winkel, der Summen und Differenzen der Seiten, und des Umfangs, in 41 Formeln bei weitem gründlicher abgehandelt, als dies durch Hrn. L. in der Aufführung seiner 140 Ternionen geschehen ist.

Tafel V. Formeln für das Quadrat. — Zu Bestimmungs-Elementen sind gewählt: die Seite, die Diagonalen, und der Flächeninhalt nebst der Summe aus der Seite und der Diagonale. Gegen die Richtigkeit der hieraus abgeleiteten 9 Formeln läfst sich nichts erinnern. Hr. v. R. giebt die 6 ersten Formeln in seiner Tafel I, aber mit der Berechnung der constanten Factoren auf 7 Decimalbruchstellen, und Beifügung der Logarithmen.

Tafel VI. Formeln für den Rhombus. — Bestimmungs-Elemente sind: die Seite, die beiden Diagonalen, die Höhe, und der Inhalt des Rhombus, woraus 30 Formeln entspringen, die sich aber auf 18 reduciren, weil folgende 12 paarweis gleichbedeutend sind:

1. 2 — 5. 6 — 7. 8 — 11. 12 — 13. 19 — 14. 20 — 51. 21 — 16. 22 — 17. 23 — 18. 24 — 26. 27 — 28. 29.

Tafel VII. Formeln für das Rechteck. — Bestimmungs-Elemente: zwei anliegende Seiten, eine Diagonale, und der Flächeninhalt, woraus 12 Formeln entspringen, unter denen jedoch nur 7 von wesentlicher Verschiedenheit sind, weil folgende 5 paarweis gleiche Bedeutung haben: 2. 3 — 4. 9 — 5. 7 — 6. 8 — 11. 12.

Hr. R. hat in der Tafel II. den obigen Elementen noch einen Winkel, gebildet von einer Seite und einer Diagonale, beigefügt, und daraus 24 Formeln, die jedoch auf 13 zu reduciren waren, abgeleitet, unter denen die des Hrn. L. mitbegriffen sind.

Tafel VIII. Formeln für das Parallelogramm. — Bestimmungs-Elemente: zwei anliegende Seiten, die beiden Diagonalen, der Abstand zweier Seiten) und der Flächeninhalt. Die hieraus entwickelten 60 Formeln konnten auf 35 beschränkt werden, weil jede einzelne Gruppe in folgender Zusammenstellung keine wesentliche Verschiedenheit darbietet: 1. 2 — 3. 4 — 5. 6 — 11. 21 — 12. 14 — 13. 15 23. 25. 33. 43 — 17. 27 — 22. 24. 32. 42 — 28. 29 — 31. 41 — 34. 44 — 35. 37. 45. 47 — 36. 46 — 38. 48 — 39. 49 — 51. 52 — 55. 26. Hr. v. R. hat in der Tafel III. dieselben Elemente, mit Hinzufügung eines Seiten- und eines Diagonal-Winkels, gewählt, und daraus 17 Formeln entwickelt, die sich, weil 5 doppelt vorkommen, auf 12 reduciren lassen.

Da die Formeln der Tafeln V. VI. VII. nur bloße Folgerungsformeln jener der Tafel VIII. sind, dabei mit den Dreieckstafeln in solcher Beziehung stehn, daß das Parallelogramm dem schiefwinkligen, der Rhombus dem gleichschenkligen, das Rechteck dem rechtwinkligen, und das Quadrat dem gleichschenklig-rechtwinkligen Dreiecke entspricht, so würden wir statt der Anordnung des Hrn. L., entweder die umgekehrte, oder noch besser folgende VIII. VI. VII. V. gewählt haben.

Hieran hätten sich natürlich die hauptsächlichsten Formeln für's Trapez und Trapezoid schliefsen sollen; der Hr. Verf. ist aber sogleich zur Kreisrechnung übergegangen, und hat sich begnügt, für jede der genannten Figurenarten drei allgemein bekannte Formeln in der Tafel XXV. aufzustellen, so daß diese Gegenstände als gänzlich vernachlässigt erscheinen. Vergleichen wir hiermit die Leistungen des Hrn. v. R. in den Tafeln V. A. und V. B, so finden wir für das Trapez 25, und für das Trapezoid 17 Formeln entwickelt, wodurch wenigstens den meisten Anforderungen der Praxis genügt worden.

Tafel IX. Formeln für die Kreisrechnung. — Bestimmungs-Elemente: der Halbmesser, der Durchmesser, der Umfang und der Flächeninhalt des Kreises, woraus

sich 12 Formeln ergeben, die füglich mit Ausscheidung des Durchmessers auf 6 beschränkt werden konnten.

Hr. v. R. geht in dieser Beziehung weit gründlicher zu Werke. Er eröffnet seine Kreistabellen mit „cyklometrischen Hülfszahlen" in der Tafel VII. A., und schliefst daran „die Berechnung der Linien und Flächen bei ganzen Kreisen in der Tafel VII. B. Die Tafel VII. A. enthält zuvörderst die Werthe von π bis 9π, von $\frac{1}{2}\pi$ bis $\frac{1}{9}\pi$, von $\frac{1}{4}\pi$ bis $\frac{9}{4}\pi$, $\frac{1}{4\pi}$ bis $\frac{9}{4\pi}$, von $\frac{1}{6}\pi$ bis $\frac{9}{6}\pi$, von $\frac{1}{12}\pi$ bis $\frac{9}{12}\pi$, von $\sqrt[2]{\frac{1}{\pi}}$ bis $9.\sqrt[2]{\frac{1}{\pi}}$, von $\sqrt[3]{\frac{\pi}{6}}$ bis $9\sqrt[3]{\frac{\pi}{6}}$, von $\sqrt[3]{\frac{6}{\pi}}$ bis $9\sqrt[3]{\frac{6}{\pi}}$ u. s. w., in 12 Decimalbruchstellen, worauf dann die Bogenlängen für alle ganze Grade, Minuten und Secunden, nach hundert Milliontheilchen des Halbmessers berechnet, nebst andern nützlichen Hülfszahlen folgen. — Die Tafel VII. B. giebt 1) die 12 Formeln des Hrn. L., aber mit der wesentlichen Vervollständigung, dafs die constanten Factoren in 12 Decimalbruchstellen, und zugleich in 10stelligen Logarithmen ausgedrückt erscheinen; 2) eine sehr umfassende Berechnung der Kreisflächen für sämmtliche Durchmesser von 1 bis 1000.

Tafel X. Formeln für den Kreisausschnitt. — Bestimmungs-Elemente: der Halbmesser, der Durchmesser, der Umfang des Kreises, der Flächeninhalt des Ausschnitts und das Grund- und Längen-Mafs seines Bogens. Die hieraus abgeleiteten Formeln konnten auf folgende 12 reducirt werden: 1, 2, 5; 8, 9, 12; 15; 16, 19; 22, 23, 24, wenn wegen des Halbmessers der Durchmesser und der Umfang aufser Acht gelassen worden wären.

Des Hrn. v. R. Tafel VII. c. giebt die „Berechnung der Linien und Flächen bei einzelnen Theilen des Kreises," und zwar nach folgenden Elementen: Radius des Kreises, Grade eines Bogens, Länge desselben, Sehne

desselben, Abstand dieser Sehne vom Mittelpunkt, Fläche des Ausschnitts, Fläche des Abschnitts, Pfeil des Abschnitts, Krümmung des Radius in Bogenform; woraus 67 Formeln entwickelt sind. Hieran schliefst sich eine Segmentenberechnung für alle Pfeile von 1 bis 999, und 9 Näherungsformeln für Bogen, Ausschnitte und Abschnitte des Kreises.

Tafel XI. Formeln für parallele Sehnen. — Bestimmungs-Elemente: die beiden parallelen Sehnen, deren gegenseitiger Abstand, der Abstand der gröfsern Sehne vom Centrum, der Radius, der Umfang, und der Flächeninhalt des Kreises. Die hieraus sich ergebenden 140 Combinationen konnten mit Weglassung des Kreis-Umfangs und Inhalts $= 2r\pi$, $r^2\pi$ auf folgende 20 zurückgeführt werden: 1, 2, 5, 6—21, 22, 25, 28—41, 42, 45, 48—61, 62, 65, 66—81, 82, 83, 85, unter denen 5, 6, 65, 66, 83, 84. überbestimmt, und 28, 48. unbestimmt sind, so dafs nur 12 Formeln, und weil je 4 derselben aus einer und derselben Gleichung entspringen, eigentlich nur 3 Grundformeln, nämlich 1, 2, 25. aufzustellen waren, was Hr. v. R. rücksichtlich der beiden letztern auf der Endseite der Tafel VII. e. gethan hat.

Tafel XII. Formeln für das Dreieck im Kreise. — Den Elementen der Tafel IV. sind hier noch beigefügt: der Radius, der Umfang, und der Flächeninhalt des Kreises, woraus 280 Combinationen abgeleitet worden. Hätte der Hr. Verf. Umfang und Inhalt des Kreises, wegen ihrer leichten Bestimmbarkeit nach dem Halbmesser, aufser Acht gelassen, so würden ihm, mit Vermeidung aller Wiederholungen, nur folgende 16 Formeln, als wesentliche Ergänzung der Tafel IV, übrig geblieben seyn: 2, 6, 10, 13, 19, 76, 107, 111, 114, 141, 142, 143, 144, 146, 248, 254.

Tafel XIII. Formeln für das Dreieck um den Kreis. — Auch hier werden den Elementen der Tafel IV. die genannten drei Kreisgröfsen beigeordnet, und abermals

280 Combinationen aufgezählt, obgleich nur 16 Formeln zur wirklichen Ergänzung der Tafel IV. dienen. Wir können daher den Ueberflufs beider Tafeln keineswegs loben.

Tafel XIV. Formeln für das reguläre N- und 2N-eck. — Aus den Seiten beider Polygone, und den Halbmessern des Um- und Zwischenkreises des N-ecks sind 12 Formeln entwickelt, unter welchen der 2ten und 9ten nur das + Zeichen, der 4ten und 5ten nur das — Zeichen zukommt.

Mit gewohnter Umsicht und Gründlichkeit werden auch diese Gegenstände in des Hrn. v. R. Tafel VI. A. und VI. B. abgehandelt. Die Tafel VI A. ist dem regulären Polygon überhaupt gewidmet, und giebt darüber 46 Formeln, denen die Seite, der Flächeninhalt, der Centriwinkel nebst dessen Hälfte, der Polygonwinkel des N-ecks, so wie die Radien des Um- und Zwischenkreises, als Bestimmungs-Elemente, zum Grunde liegen. In der Tafel VI. B. sind die Relationen zwischen dem regulären N-eck und 2N-eck aufgestellt, und zwar in der Art, dafs bestimmt worden: 1) die Theile des 2N-ecks aus denen des N-ecks nach 21 Formeln. — 2) Die Theile des N-ecks aus denen des 2N-ecks ebenfalls nach 21 Formeln. — 3) Die Theile beider Polygone aus deren Flächenräumen, nach 5 Formeln.

Tafel XV — Tafel XXIV. Formeln für das reguläre Drei-, Vier-, . . . bis Zwölfeck. — Dafs der Hr. Verf. für jede dieser Figurenarten eine Seite, den Flächeninhalt, und die Radien des zugehörigen Um- und Zwischenkreises als Bestimmungs-Elemente wählte, lag in der Natur der Sache; wie er aber dazu gekommen, die, nach den Halbmessern so leicht ausdrückbaren, Umfänge und Inhalte jener Kreise zu berücksichtigen, und jede Tafel mit 56, statt mit den wesentlichen 12 Formeln, auszustatten, ist in der That schwer zu begreifen, wenn man nicht etwa annehmen will, es sey bei Anfertigung der Tafeln mehr auf die Menge als auf die Zweckmäfsigkeit der Formeln gesehn worden.

Hr. v. R. berücksichtigt die regulären Polygone von bestimmter Seitenzahl in der Tafel VI. e, anfangend mit dem Dreieck und schliefsend mit dem Vierundzwanzigeck. Bei den 10 erstern Polygonen sind als Bestimmungs-Elemente gewählt: die Seite, der Flächeninhalt des N-ecks, und die Halbmesser des Um- und Zwischenkreises; bei den 12 letztern nur jene Seite, und der Radius des Umkreises. Hieraus ergaben sich für jedes Polygon bis zum Zwölfeck 12, für jedes der übrigen aber 4 Formeln, in denen die constanten Factoren sowohl in natürlicher als in logarithmischer Gestalt auf 7 Decimalbruchstellen berechnet wurden.

Die vollständige Charakteristik der geometrischen Formeltafel hat hiermit ihre Endschaft erreicht; sie giebt eine anschauliche Vergleichung zwischen der Arbeit des Hrn. L. und den Leistungen des Hrn. v. R., wodurch der Leser in den Stand gesetzt ist, sich ein selbstständiges Urtheil über den absoluten und relativen Werth beider Werke zu bilden. Die Mängel und Unzulänglichkeit des erstern, sowie dagegen die Reichhaltigkeit und Gründlichkeit des letztern sind zu einleuchtend, als dafs sie einer abermaligen Hervorhebung bedürften. Möge Hr. Löhmann die Richtigkeit dieser Ansicht selbst prüfen, und dabei die Ueberzeugung gewinnen, dafs der weitern Ausführung seines Plans nicht geringe Hindernisse im Wege stehn, da es in der That eine zwar rühmliche aber auch schwer zu lösende Aufgabe ist, der vortrefflichen Formelsammlung des Hrn. v. R. eine noch vorzüglichere an die Seite stellen zu wollen. — Ist es erlaubt, aus dem bereits Geleisteten auf das zu Leistende zu schliefsen, so möchten wir dem Hrn. L. diesen Wettkampf nicht anrathen, wohl aber seinem löblichen Streben das Feld der angewandten Mathematik als ein solches bezeichnen, auf dem für Formulardarstellungen noch wenig Erhebliches geleistet worden ist.

M. G. Grabow.

Beschreibung einer alten Stadt, die in Guatimala (Neuspanien) unfern Palenque entdeckt worden ist. Nach der englischen Uebersetzung der spanischen Originalhandschrift des Capitän Don Antonio del Rio und Dr. Paul Felix Cabrera's Teatro critico Americano, oder Lösung des grofsen historischen Problems der Bevölkerung Amerika's nebst einem räsonnirenden Verzeichnisse und 14 erläuternden Tafeln, die Palenque'schen, die Deppe'schen und anderen auf der hiesigen Königl. Kunstkammer vorhandenen amerikanischen Alterthümer darstellend. Von J. H. von Minutoli, Königl. Preufs. Generallieutenant, der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und mehrerer in- und ausländischer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Berlin 1832, bei G. Reimer. XX, 124 u. 87 S. in gr. 8. nebst dem Atlas in Folio.

Der Verf., von dessen Verdiensten um Aufhellung mancher dunklen und schwierigen Parthien der Alterthumskunde wir bereits mehrfach in diesen Blättern zu berichten Gelegenheit fanden, hat in dieser Schrift einen höchst schwierigen und daher noch wenig behandelten, aber höchst wichtigen Gegenstand auf eine solche Weise behandelt, als dies bei dem dermaligen Zustande der Quellen, aus welchen die Darstellung geschöpft werden mufste, nur immer möglich war. Es beabsichtigte nämlich Derselbe mit dieser Schrift nichts Geringeres, als durch eine vergleichende Zusammenstellung alles dessen, worin eine Aehnlichkeit zwischen den Bewohnern der alten und neuen Welt, in Sitten und Gebräuchen, besonders in gewissen religiösen Ansichten und in Werken der Kunst, sich darbietet, die grofse Frage, woher Amerika's erste Bewohner und erste Cultur stamme, der Beantwortung näher zu bringen. Fortgesetzte Untersuchungen und Forschungen können dereinst das schwierige Problem völlig lösen, wenn man anders auf dem von dem Verf. hier vorgezeichneten Wege weiter fortschreitet, und seinem Beispiele folgend, sich nicht in willkührlichen Zusammenstellungen gefällt oder in Aufstellung von Hypothesen, deren Hinfälligkeit jede neue Entdeckung

erweist, sondern mit Umsicht und Kritik die vorhandenen Angaben prüft, und auf das Ergebniſs dieser Prüfung sein Endurtheil stützt.

Im Ganzen läſst sich das Buch in zwei Abtheilungen zerlegen, von welchen die erste den Bericht des Spanischen Capitäns Antonio del Rio über die Alterthümer bei Palenque, nebst den darauf sich beziehenden Untersuchungen und Betrachtungen des Dr. Paul Felix Cabrera über Amerika's erste Bevölkerung enthält. Beide Abhandlungen hatten ein merkwürdiges Schicksal. Niedergelegt in den Archiven der Stadt Neu-Guatimala, kamen sie in die Hände eines sich dort als Residenten aufhaltenden Fremden, welcher sie nach London brachte, wo der Buchhändler Berthoud, bei welchem dieselben niedergelegt wurden, eine getreue englische Uebersetzung veranstalten lieſs, deren Druck auch bereits vollendet war, als die Buchhandlung fallirte, die Gläubiger auf die vorhandene Masse Beschlag legten und selbige unter einander vertheilten. Das noch in Ballen vorhandene Buch wurde für Maculatur angesehen und zu Pappe verwandelt. Doch gelang es dem damaligen französischen Generalconsul César Moreau, zwei vollständige Exemplare an sich zu bringen, von welchen er das eine an unsern Hrn. Verf. abliefs, der uns hier eine genaue deutsche, hin und wieder mit eigenen Anmerkungen bereicherte Uebersetzung liefert. Wir erhalten demnach hier zuvörderst den Bericht, welchen der Capit. Antonio del Rio im Jahr 1787. an den damaligen Statthalter des Königreichs Guatimala erstattete, über die ihm kraft königlichen Befehls aufgetragene Untersuchung der in der Provinz Chiapa (des gedachten Königreichs) im District von Carmen, zehn englische Meilen von der Stadt Palenque auf einer mit Buschwerk und Waldung vielfach bedeckten und dadurch fast unzugänglichen und undurchdringlichen Hochebene zerstreut liegenden alten Baureste, von den Eingebornen mit dem Namen *Casas de piedras* (d. i. Steinhäuser) bezeichnet, da es besonders vierzehn gewaltige Steinmassen, zum Theil mehr, zum

Theil minder beschädigt sind, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das gröſste dieser Gebäude liegt im Mittelpunkte, auf einem etwa zwanzig Ellen hohen Hügel, umgeben von andern zahlreichen Gebäuden, welche von da aus östlich und westlich in verschiedenen Richtungen sich verfolgen lassen, und zum Theil ganz zerstört und umgestürzt, zum Theil noch besser erhalten sind, also daſs die ganze Kette dieser groſsartigen Ruinen, die durch groſse Dauerhaftigkeit und Festigkeit sich auszeichnen (ohne daſs wir darum mit dem spanischen Berichterstatter auf römische Einwirkung, auf einen Verkehr der Eingebornen mit Rom oder gar auf römische, hierher verschlagene Kolonisten einen Schluſs machen dürfen), einen Raum von etwa sieben bis acht Stunden in die Länge bei einer Breite von einer halben Stunde einnimmt. Die Umgebungen sind höchst reizend, mit Naturschönheiten jeder Art reichlich ausgestattet; was gewiſs bei der ersten Anlage dieser groſsartigen Bauwerke, in denen sich ein Hauptsitz der alten Bewohner dieses Festlandes kaum verkennen läſst, in Anschlag zu bringen ist. Was die Zerstörung derselben herbeigeführt, darüber schweigt die Geschichte; vielleicht kann eine nähere Untersuchung dieser Reste selber in der Folge einige Aufschlüsse darüber geben; obwohl Ref. lieber an eine Zerstörung durch Erdbeben als durch Menschenhände denken möchte. Die Beschreibung der Ruinen selber geht sehr in das Einzelne ein und ist darum nicht leicht eines Auszugs fähig. Wir bitten daher, selbige bei dem Verf. selber nachzulesen, der aus mancher ihm auffallenden Aehnlichkeit dieser Ueberbleibsel mit denen der alten Welt, auf eine Verbindung beider schlieſst und darin selbst so weit geht, daſs er die Eroberungszüge der Alten bis auf Amerika ausdehnt, welchem von daher Kultur, Religion und Kunst gekommen.

Auch Cabrera's Untersuchung bewegt sich in ähnlichen Ansichten und dürfte die Art und Weise, wie er das groſse historische Problem über Amerika's Bevölkerung zu lösen sucht und auch gelöst zu haben glaubt,

schwerlich bei uns Beifall finden, obwohl wir das Bestreben des gelehrten Spaniers, dem wir auch manche andere schätzbare Notiz verdanken, nicht verkennen wollen, es übrigens vollkommen billigen müssen, dafs in der deutschen Bearbeitung Manches von den mythologischen Forschungen, das für uns kein Interesse hat, weil es uns längst bekannt ist, weggefallen ist. Die Tendenz dieses Aufsatzes geht dahin, aus den Angaben der alten griechischen und römischen Schriftsteller in Verbindung mit den Bestimmungen der biblischen Urkunden die Stammverwandtschaft der Urbewohner Amerika's mit denen der alten Welt zu erweisen und von hier aus Amerika durch Votan (Wodan?) über die Atlantis kolonisiren zu lassen. So dürfen wir uns dann nicht wundern, wenn wir hier lesen, wie noch vor der Zerstörung Troja's kananitische Stämme sich in den Besitz der afrikanischen Küste (wohin schon andere Stämme, als Josua nach Palästina zog, von da ausgewandert) gesetzt und von hier aus Amerika bevölkert, oder wie die Carthager Kolonien in die neue Welt gesendet, deren erste in die Zeit vor dem ersten punischen Kriege fällt (vergl. S. 73.), oder wie der Verf. die mythischen Sagen der Aegyptier oder der Griechen von einer Atlantis, von einem Herkules und dessen Zügen selbst mit amerikanischen Traditionen in Verbindung zu setzen sucht. Merkwürdiger ist, was am Schlufs der Abhandlung (S. 94.) über die Aehnlichkeit des mexikanischen und ägyptischen Kalenders angeführt wird (weshalb auch die Tabelle des mexikanischen Jahres S. 103. eine gewifs höchst schätzbare Zugabe zu nennen ist); wenn aber S. 100. der Verf. sich für überzeugt erklärt, dafs die Zendalsprache, d. i. die mexikanische und amerikanische Muttersprache, eine grofse Affinität mit der ägyptischen habe, so mag uns wohl erlaubt seyn, nach den näheren Beweisen dieser Verwandtschaft beider Sprachen zu fragen und vorerst unser Urtheil zu suspendiren.

Ohne uns weiter bei diesen Ansichten aufzuhalten, eilen wir zu der zweiten, ungleich wichtigeren Ab-

theilung des Ganzen, zu dem Anhang, den der Hr. Herausgeber beigefügt hat, und worin er nicht in der Weise des spanischen Gelehrten durch wunderliche Zusammenstellungen und Verbindungspunkte und seltsame Hypothesen, sondern durch Angabe von Thatsachen, mit sorgfältiger Prüfung und Kritik, zur Lösung des von Cabrera nur unbefriedigt gelösten Problems über Amerika's Bevölkerung schreitet, und so freilich auch zu ganz andern und zwar weit sichereren Resultaten gelangt, als die eben bezeichneten sind. Ohne gewisse Aehnlichkeiten, welche sich zwischen der mexikanischen und mosaischen Schöpfungsgeschichte darbieten, und manche Analogien im Mexikanischen und Semitischen geradezu verkennen und unbedingt verwerfen zu wollen, ist er doch zunächst bemüht, S. 7 ff. die Beweise zu sammeln (so weit dies bis jetzt möglich ist), woraus eine Uebereinstimmung in der mexikanischen und ägyptischen Kosmogonie, Theogonie, im Kultus, in Symbolen, Sitten und Gebräuchen hervorgeht. Der Hr. Verf. rechnet dahin den Polytheismus, die Kasteneintheilung, die Heiligkeit der Flüsse, die Verehrung gewisser und zum Theil derselben Thiere, die Beisetzung der Menschen, die Mumisirung von Menschen sowohl wie von Thieren, ferner Manches bei der Todtenbestattung Uebliche, die Lehre von der Seelenwanderung u. A. der Art; selbst die ägypt. Trimurtis (Osiris, Isis, Horus) findet sich wieder in der amerikanischen Trias: Ho, Vitziloputzli und Tlalok; ferner gehört dahin das Vorkommen gewisser Symbole bei beiden Völkern, wie des Phallus, Lingam u. s. w., das bei den ägyptischen wie bei den mexikanischen Priestern vorkommende Tragen von Masken, dann insbesondre die auffallende Aehnlichkeit der ägyptischen und mexikanischen Pyramiden (worüber der Verf. schon früher einmal bei einer andern Gelegenheit sich ausführlicher erklärt hatte), sowie anderer, merkwürdiger, dem Dienste der Gottheit zunächst gewidmeten Bauten (z. B. Monolithen, Werke von ungebrannten Ziegelsteinen aufgeführt), der Gebrauch des Papiers, die ganz ähnlichen

hieroglyphischen Darstellungen, die bereits oben bemerkte Aehnlichkeit in dem ägyptischen und mexikanischen Kalender, die bildliche Darstellung der Gottheiten, wo wir die ägyptische Kalantika und manches Andere, was uns an den ägyptischen Kopfputz erinnert (z. B. Lotuskränze, Doppelfedern u. A. der Art) in auffallender Weise entdecken, insbesondere auch die auffallende Aehnlichkeit in den kleineren Gefäfsen und Idolen, deren eine Anzahl durch das Verdienst eines preufsischen Reisenden, des Hrn. Deppe, nach Berlin gekommen ist, und wo wir, um nur ein Beispiel anzuführen, in dem amerikanischen Oxomatli leicht das Bild des ägyptischen Kynokephalos erkennen, da er wie dieser die Mondscheibe auf dem Haupte trägt. Zwar war den Aegyptiern Kynokephalos Symbol des Mondes, in welcher Beziehung er Tage, Neumonde und selbst das Aequinoctium anzeigte; bei den Mexikanern war Oxomatli im Kalender als Tag- und Festzeichen eingetragen und stimmte mit dem Sommersolstitium überein, dadurch aber mit dem Heou der Chinesen, den Petchi der Mandschus, woraus der Verf. die nicht unwahrscheinliche Folgerung ableitet, dafs die Zodiaken der Tulteca's (der ältern Bewohner Mexiko's) und der Mongolen sowie andrer jetzt gänzlich getrennter Völkerschaften, auf einem und demselben Punkte des Festlandes ihren Ursprung genommen haben. Alle diese Zusammenstellungen sind durchaus nicht aus der Luft gegriffen, sondern überall mit den gehörigen Belegen und Beweisen unterstützt.

Das Endresultat, das aus dieser Zusammenstellung sich ergiebt, führen wir lieber mit den eigenen Worten des Verfs. an, weil es zugleich ein Beweis von seiner umsichtigen und besonnenen Forschung, wie von seiner Wahrheitsliebe ist: „In wiefern man nun durch diese Aehnlichkeit berechtigt seyn dürfte, beide Völker für Stammverwandte zu halten, lasse ich dahingestellt seyn; es scheint mir vielmehr, als seyen die Einrichtungen dieser scheinbar verwandten Völker aus einem und demselben Princip einer Naturverehrung, die im grauesten

Alterthume herrschend war, hervorgegangen; es sey denn, dafs man annehmen wollte, dafs die Aegypter Amerika von Afrika aus über die Atlantica colonisirt hätten [was wir nicht glauben können]; oder dafs dieses von Asien aus geschehen sey." Für diese letztere Annahme führt der Verf. auch amerikanische Traditionen an, und dahin führt auch selbst die Aehnlichkeit des amerikanischen Stamms mit den mongolischen Stämmen Asiens, worauf schon Humboldt hinwies, die erweisliche Ausbreitung dieser Stämme über das ganze östliche und südliche Asien, und die in diesen Strichen zahlreich gefundenen Grabesmale und andere Denkmale, ganz ähnlich denen, welche man in Nordamerika entdeckt hat, die auch hier auf eine weit gröfsere Bevölkerung (als die jetzige ist) schliefsen lassen, und uns eben diese gröfsere Bevölkerung, bei der auffallenden Aehnlichkeit dieser Grab- und Baudenkmale, doch aus keinem andern Welttheil, als aus Asien ableiten lassen. Und merkwürdig genug, selbst die amerikanischen Sprachen, so weit sie uns bis jetzt bekannt geworden sind, erinnern uns in gar Vielem an das Mandschu. Wären wir demnach zu der Annahme einer Einwanderung tartarischer Stämme in den Norden Amerika's (von wo aus dieselben immer weiter nach Süden sich herabzogen) berechtigt, so würden sich dann manche Erscheinungen bei den Völkern Amerika's eher erklären lassen, es würde sich dann nicht blos eine Aehnlichkeit mit ägyptischer Kultur, sondern auch mit asiatischer, hindostanischer und mongolischer ergeben, wie z. B. „die übereinstimmenden Gesichtszüge jener mit diesen Völkern, die Aehnlichkeit ihres Kopfputzes, ihres Gewandes, die ihnen ebenfalls beigesellte Lotusblume und beigegebenen Thiere, ferner das Attribut des Lingam's Jony's, des Todtenkopfs, der Schlange u. dgl. m., wodurch beide Religionen ihrer Structur und ihrem Geiste nach, sich aneinander zu schliefsen scheinen." (S. 15.) Selbst die auffallend gröfseren Nasen, die man auf bildlichen Darstellungen findet, erinnern an ähnliche Erscheinungen bei mehreren mongolischen Stämmen.

Insbesondere aber zeigt der Verf. S. 16 ff. manche Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mexikanischer religiöser Vorstellungen mit alten indischen (wie z. B. der Glaube an vier Weltalter). Wenn wir aber sogar Negerköpfe in Mexiko finden, so darf uns diese Erscheinung nicht mehr befremden, als dies in Indien, wo wir sie gleichfalls neben der edleren kaukasischen Raçe antreffen, der Fall ist.

Aber auch angenommen (sagt der Verf. weiter S. 20.), dafs die Verbreitung des Menschengeschlechts von Hochasien ausgegangen sey, so fragt es sich dennoch: wie und zu welcher Epoche die Bevölkerung Amerika's statt gefunden, und ist dies von Osten oder von Westen über das atlantische oder über das stille Meer geschehen, durch malajische Stämme, welche über die Inselkette Australiens (deren Bewohner anerkannt zur malajischen Raçe gehören) nach Amerika übergesetzt oder durch mongolische, welche von dem Nordosten Asiens aus über die Behringstrafse sich nach Amerika ausgebreitet? Dafs Amerika schon etwa 600. v. Chr. bevölkert war, scheint ausgemacht; ob aber dies von Asien aus auf die bemerkte Weise geschehen, oder über das atlantische Meer durch die Phönizier, darüber sind die Ansichten bisher getheilt gewesen. Wir glauben uns mit Humboldt mehr für die erstere Ansicht entscheiden zu müssen, und stützen uns auf die vom Hrn. Verf. selber in dieser Schrift (wie wir bereits bemerkt haben) angeführten Thatsachen, zu welchen auch eine Sage der Mexikaner kommt, welche die Azteken und Tulteca's von Nordwesten herabkommen und Mexiko unterjochen läfst. Diesen Stämmen, welche Humboldt von den Hunnen ableitet, schreibt Ebenderselbe nicht ohne Grund die Errichtung der merkwürdigsten Denkmale in Mexiko zu, und es werden hier S. 23. noch andere Angaben für diese Abstammung der Tulteca's beigebracht. Auch die andere Hypothese, welche Amerika durch die Phönizier bevölkern läfst, wird von dem Verf. S. 24—30. mit gebührender Aufmerksamkeit behandelt. Das Resultat seiner Prüfung (und wir können hier nicht

anders als ihm beistimmen) fällt freilich dahin aus, daſs er die angeblichen Entdeckungsreisen der Alten nach der neuen Welt verwirft, und, weil durchaus kein Verkehr der alten und neuen Welt aus jener Zeit sich nachweisen lasse, die ganze Annahme als eine unhaltbare Hypothese erklärt, die andere hingegen, welche Amerika's Bevölkerung von Hochasien einwandern läſst, für wahrscheinlich hält. Für diese letztere sprechen indianische Sagen, so wie die mehrfach in Nordamerika und zwar in sehr bedeutender Anzahl (zu fünftausend oder dreitausend) entdeckten, meist an dem Ufer bedeutender Ströme, wie des Ohio und Misisippi auf fruchtbarem Grunde gelegenen Begräbniſsplätze, Lagerstätten, Waffenplätze, Tempel u. dgl. m., wie sie Asall in einer eigenen, auch auf deutschen Boden verpflanzten Schrift beschrieben hat. Von besonderer Merkwürdigkeit sind die Grabesmäler, und die Vergleichung der in denselben vorgefundenen Resten von Menschen, sowie die Vergleichung der in Amerika und Nordasien anwesenden einheimischen Thiere scheint einen Beweis abzugeben für die Behauptung, daſs die Menschen wie die Thiere Amerika's nicht auf dem Boden dieses Landes entsprossen sind, sondern von Asien her, über die Behringsstraſse, stammen. Wir haben damit eigentlich das Resultat der ganzen, von uns nur im Allgemeinen bezeichneten Untersuchung ausgesprochen, die, wie wir glauben, durch neue Entdeckungen, die auf einem solchen, noch so wenig untersuchten Felde nicht ausbleiben werden, nur neue Bestätigung gewinnen kann, so sehr auch der Verf. sich bescheidet, das groſse Problem keineswegs gelöset, sondern nur einen Beitrag zur Lösung desselben, der aber mehr als eine bloſse Materialiensammlung ist und mehr Werth in unsern Augen hat, als alle noch so geist- und sinnreichen Hypothesen und Combinationen, geliefert zu haben.

Wir haben nun noch von dem Atlas zu reden, welcher zunächst die dem angeführten Del Rio'schen Berichte beigefügten Abbildungen wiedergiebt, vermehrt

mit Darstellungen einer Reihe von Alterthümern, welche Hr. Deppe aus Berlin, der in Mexiko reiste, dort selbst zusammengebracht hat und die sich gegenwärtig in dem Besitze des Verfs. befinden. Was den allgemeinen Charakter jener bildlichen Darstellungen der bei Palenque entdeckten Ruinen betrifft, so urtheilt unser Hr. Verf. ganz richtig, dafs sie, hinsichtlich der Correctheit und Rundung der Formen, mit den alt-ägyptischen oder alt-etrurischen (die weit mehr Steifheit und gerade Linien enthalten) nicht zu vergleichen sind, sondern sich vor diesen, namentlich in Darstellung der Arme und Beine vortheilhaft auszeichnen, also vielleicht eher mit den ägyptischen Werken der späteren Periode der Ptolemäer vergleichbar sind, wo die Steifheit und Geschmacklosigkeit der früheren Werke durch griechischen Geschmack schon verfeinert und gebildet wurde, wo namentlich an die Stelle der eckigen Linien die gekrümmten traten, und Stellung und Bewegung der Figuren weit freier wurde. Daher bietet sich auch wenig Vergleichung mit alt-etrurischen Monumenten dar. Weniger im Einklang damit stehen freilich andere Körpertheile, wie der Hals, Kopf, einzelne Gesichtstheile, namentlich Mund, Kinn und die gewaltigen Nasen. Ueberhaupt zeigen die Gesichter keine hübsche Physiognomien, und an ein Idealisiren des Künstlers, der vielmehr treu die Natur nachgeahmt zu haben scheint, ist durchaus nicht zu denken. Die acht ersten Tafeln enthalten, mit ein Paar Ausnahmen auf Tafel VIII, die dem Del Rio'schen Bericht beigegebenen Abbildungen. Wir erkennen darin meist religiöse Darstellungen, Oblationen, ähnlich denen, die wir auf ägyptischen Denkmalen vorfinden, Götterbilder, Priester, meist aufrecht stehend, auch sitzend, oder auf den Füfsen kniend und flehend, wie z. B. die Figuren auf Tafel III. und IV. Einzelne Verzeichnungen abgerechnet, ist im Ganzen die Ausführung nicht zu tadeln, und namentlich ist in den Figuren viel Ausdruck, Leben und Bewegung, ja hin und wieder selbst Anmuth bemerkbar. Vergl. die genannten Tafeln und Tafel VI.

Figur 2. — Die Schlange, welche sich um den Baum (der Erkenntnifs) windet, Tafel VI. Figur 1, erinnert uns unwillkührlich an die mosaische Schöpfungsgeschichte; das thurmähnliche Gebäude, welches auf der andern Hälfte dargestellt ist, scheint noch ziemlich wohl erhalten. Auf der achten Tafel sehen wir auf der einen Seite verschiedene hieroglyphische Darstellungen, die wahrscheinlich eine astronomische Beziehung haben, und auf den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten sich beziehen; auch der Widderkopf erscheint hier ganz so, wie wir ihn als Attribut des Juppiter Ammon auf ägyptischen Denkmalen erblicken. Auf der andern Seite dieser Tafel sehen wir unter Andern (nach Humboldt) einen Theil des Hauses der Inka's im Königreich Quito, und (nach Beulloch) das Thor vom Kanale von Chalco in Mexiko: beides Reste alt-amerikanischer Baukunst, welche den ägyptischen Typus unverkennbar an sich tragen und darum so merkwürdig sind; ferner den Grundrifs ausgedehnter Befestigungswerke, welche Cap. Lyon auf der Strafse von Villa-Nueva, etwa 14 Stunden von Zacata antraf, ähnlich denen, die man häufig in Nordamerika antrifft, und welche man noch täglich im östlichen Asien bei den Völkern mongolischer Abkunft entdeckt, die auch selbst mit ähnlichen im Norden Europa's, an der Elbe, Oder, in der Lausitz und sonst entdeckten Linien sich zusammenstellen lassen.

Auf Tafel IX. X. XI. sind Gegenstände dargestellt, welche Hr. Deppe grofsentheils in Gräbern bei Mexiko und zwar da, wo früher der bevölkertste Theil war, gefunden hat. Es sind theils Geräthschaften, Gefäfse (meist von feiner Arbeit und netter Farbe), den Todten in das Grab beigegeben; und es scheinen, nach den hier mitgetheilten Abbildungen zu schliefsen, die Mexikaner in Verfertigung solcher Gefäfse eine besondere Fertigkeit gehabt zu haben, da manche der vorhandenen sich den besten etrurischen und campanischen an die Seite stellen lassen. Es finden sich darunter Vasen, die ganz das Ansehen der kanopischen haben, und wohl mit diesen

verwechselt werden könnten. Aufserdem finden wir hier dargestellt Pfeilspitzen, Messer u. dgl. m., Pfeifen, auch eine Syrinx, Schellen, Spiegel und anderes Geräthe, welches zum Tempeldienst gebraucht wurde.

Die zehnte Tafel giebt mehrere mit Kalk übertünchte Idole von gebrannter Erde, in ihrer natürlichen Gröfse in Gräbern aufgefunden, wahrscheinlich Hausgötter, welche dem Gestorbenen in das Grab mitgegeben wurden. In dieser Hinsicht fiel uns auch auf, was wir S. 44. lesen, dafs dem Todten gemeiniglich ein Haushund beigesellt und mit ihm verbrannt oder begraben wurde. Denn wir dachten an die ähnliche persische Sitte, worüber ein Mehreres bei Creuzer Symbol. I. p. 424, 752. Die eilfte Tafel zeigt meist Bruchstücke von menschlichen Figuren, darunter selbst einen Negerkopf, der sich jedoch schon mehr zur malayischen Raçe hinneigt. Aufserdem enthält diese Tafel noch Darstellungen von Verzierungen und Gefäfsen, deren auch einige merkwürdige, welche der Königl. Kunstkammer zu Berlin angehören, auf Tafel XII. dargestellt sind. Auf derselben Tafel sehen wir eine merkwürdige Syrinx, und unter No. 5. ein griechisches, in den Ruinen zu Atribis im Delta neben andern ägyptischen Alterthümern gefundenes Kreuz, das an ganz ähnliche Erscheinungen auf mexikanischen Denkmalen erinnert, wo dasselbe wohl eine ähnliche symbolische Bedeatung, wie in dem alten Aegypten gehabt haben mag. (Vergl. S. 42. 43.) Auf der Tafel XIII. ist neben andern Figuren und Köpfen (welche theils an die malayisch-mongolische, theils an die indisch-ägyptische Raçe uns erinnern) zugleich die Darstellung eines mit furchtbaren Attributen überdeckten, steinernen Götzen geliefert, den Humboldt für den Gott des Krieges (Huitzilopochtli) hält; dann eine steinerne Schlange (was dem Verf. Veranlassung giebt zu Bemerkungen über die symbolische Bedeutung der Schlange bei den Völkern der alten und neuen Welt, S. 58 ff.). Nicht minder merkwürdig ist Tafel XIV, wo die Figur 1. die Darstellung eines Steins mit mehreren Emblemen enthält, welche auf

die Sonne und deren Bewegungen sich beziehen, Figur 2. aber den von Humboldt und Andern erwähnten Opferstein, jetzt in Berlin befindlich, darstellt. — Alle diese lithographischen Darstellungen, von welchen wir hier nur eine nicht einmal vollständige Uebersicht geliefert haben, sind ganz vorzüglich ausgeführt, namentlich auch die colorirte Tafel IX. Das in London erschienene Prachtwerk über die Denkmäler Neuspaniens von Augustin Aglio ist dem Ref. (der es nur unvollkommen aus Anzeigen kennt) eben so wenig, wie dem Verf. zu Gesicht gekommen; so dafs er nicht anzugeben weifs, ob und welche Bestätigungen sich daraus für die von unserm Verf. gewonnenen Resultate ergeben dürften. Immerhin wünschen wir im Interesse der Wissenschaft wiederholte Untersuchung und Forschung der uns noch so wenig bekannten Denkmale der neuen Welt, und was besonders die Ruinen von Palenque betrifft, so geben wir dazu nach einer im Ausland seitdem gefundenen Notiz (1832. No. 87. p. 347.) die Hoffnung nicht auf. Möchte die Aufmerksamkeit unserer Alterthumsforscher sich diesem Punkte mehr als bisher zuwenden, und möge das Verdienst unseres Hrn. Verfs., dessen Untersuchungen die Bahn dazu gebrochen haben, allgemein gewürdigt werden und dankbare Anerkennung finden.

Chr. Bähr.

L'Ile de Staffa et sa grotte basaltique dessinées et décrites par C. L. F. Panckoucke, chevalier de la Légion d'honneur; associé correspondant de la société des antiquaires d'Edimbourg de l'Acad. d'archéologie de Rome. — Paris, Imprimerie de C. L. F. Panckoucke, Rue des Poitevins No. 14. MDCCCXXXI. grofs Fol. 3 Livraiss. 32 S. und 12 Tafeln.

Die Fingalsgrotte auf der Insel Staffa und ihre ganze Umgebung gehört bekanntlich zu den grofsartigsten Naturerscheinungen, welche Europa aufzuweisen hat, selbst abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches an diese Erscheinung sich knüpft. Dem-

ungeachtet vermifste man bisher eine genaue Schilderung dieser merkwürdigen Basaltgebilde und zugleich solche Nachbildungen derselben, die im Stande wären, uns einen richtigen Begriff davon zu geben. Banks, der Reisegefährte Cooks, war der erste Naturforscher, welcher das merkwürdige Eiland näher untersuchte und beschrieb in Folge einer dahin um das Jahr 1772 unternommenen Reise; indefs seine Zeichnungen sind nicht correct, und daher nicht vermögend, ein getreues Bild der Insel und der Grotte zu liefern. Ein anderer Naturforscher um dieselbe Zeit, Thomas Pennant, vermochte, durch Sturm und Wogen verhindert, nicht bis zur Insel selbst zu gelangen; eben so wenig nach ihm John Kox; glücklicher war darin der bekannte Mineralog Foujas-Saint-Fond, der auch eine Beschreibung der Insel herausgab, aber seine Zeichnungen ermangeln aller Perspective, manche Blätter sind sehr verzeichnet — obschon auch so noch immer besser als die von Neker de Saussüre, so gut auch sonst dessen Beschreibung ist. Hr. Panckoucke, von dem herrlichsten Wetter begünstigt, untersuchte die Insel Staffa (sowie die nahe gelegenen, gleichfalls höchst merkwürdigen Hebriden Jona und Sky) näher, und seiner glücklichen Reise verdanken wir die höchst genaue und belehrende Beschreibung dieser Insel, sowie die herrlichen Zeichnungen, die lithographirt dem Werke beigefügt sind und bei weitem die früheren Versuche, sowie andere ähnliche Erscheinungen, durch die wohlgelungene Ausführung übertreffen, und die uns allerdings einen Begriff von den gewaltigen Naturscenen zu geben vermögen, welche uns hier entgegentreten. Der Verf. hat diese grofsartigen Scenen auf eine unnachahmliche Weise geschildert, die uns unwillkührlich ergreifen mufs, wenn wir die Beschreibung mit der Zeichnung selber zusammenhalten. Man sieht, wie ergriffen, wie durchdrungen der Verf. von dem war, was er hier gesehen, und mit welch tiefem Gemüth er diese grofsartige Natur aufgefafst hat. Aber es ist nicht blos die Natur, die der Verf. so herrlich schildert, es ist nicht blos die genaue Beschreibung der Fingalsgrotte mit ihren Basaltsäulen in

allen ihren Richtungen und Theilen, welche er uns hier liefert, es geht Derselbe auch in eine wissenschaftliche Untersuchung ein, in der er das schwere Problem der Entstehung dieser Basaltgebilde zu lösen versucht. Indem wir die Freunde der Mineralogie und Geognosie aufmerksam machen, wollen wir dem Urtheil nicht vorgreifen, das wir von einem der ersten Mineralogen unserer Zeit in einer eignen, den Basaltgebilden und deren Entstehung gewidmeten Schrift zu erwarten haben; wir bemerken nur im Allgemeinen, dafs unser Hr. Verf. die Entstehung dieser Basaltsäulen auf Plutonischem Wege zu erklären sucht, und daher zu derjenigen Ansicht sich neigt, welche in Folge vulkanischer Ereignisse die Säulen aus dem Grunde der Erde aufsteigen läfst. Die, wie bereits bemerkt, ganz vorzüglich, auch hinsichtlich der Perspective, ausgeführten Bilder zeigen uns die Insel Staffa in der Entfernung von einer Stunde aus gesehen, dann eben dieselbe von der Westseite der Insel Mull aus; dann 3) eine (herrliche) Ansicht des Fingalsstuhls, 4) Eingang in die Basaltgrotte. 5) Ansicht des Plateaus der Insel, oberhalb der Grotte. 6) Ostseite der Insel 7) Ansicht der Insel und des Eingangs der Grotte in der Richtung nach der Insel Jona zu. 8) Ansicht der Insel Staffa von der Seite des Oceans. 9) Ansicht der Insel Staffa zwischen den Inseln Trenish und Gometra. 10) und 11) Einige Durchschnitte und geometrische Zeichnungen der Basalte. Auf einer eigenen Karte, welche diese Inselgruppe und das nahe Festland enthält, können wir die ganze Fahrt des Verfs. von Edinbourg und Glasgow aus näher verfolgen.

Findet das Unternehmen Beifall — und es ist in hohem Grade dessen würdig — so will der Verf. auch die nahe liegenden, zu derselben Inselgruppe der Hebriden gehörigen Inseln Jona, Sky und des Seefräuleins, die er auf dieser Reise gleichfalls besucht, in ähnlicher Weise beschrieben, und mit ähnlichen lithographirten Zeichnungen ausgestattet, herausgeben. Das Ganze, aus diesen einzelnen Theilen gebildet, dürfte dann so eine interessante *Voyage pittoresque aux îles Hebrides* uns liefern.

Einführung in eine Abtheilung der Vasensammlung des Königl. Museums zu Berlin von Dr. Dorow, *Königl. Preufs. Hofrath, Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. Mit vier Steindrucktafeln. Berlin* 1833. *Verlag der L. W. Krause'schen Buchhandlung. XI u.* 52 *S. in gr.* 8. (Mit dem Motto: *Discite justitiam moniti et non temnere honestum*).

Diese interessante Schrift bezieht sich auf die wichtige Sammlung etrurischer Vasen nebst einigen andern Gegenständen etrurischen Alterthums, welche auf einem dem alten Etrurien erweislich angehörigen Terrain entdeckt, durch die Bemühungen des Hrn. Dorow nach Deutschland gebracht sind, wo sie nun eine Zierde des königlichen Museums zu Berlin bilden. Bei dem grofsen Streit, der schon so lange über die Kunst der alten Etrurier und die uns bekannten angeblichen Reste derselben, geführt worden ist, bei dem Schwankenden und Ungewissen der darüber verschiedentlich aufgestellten Ansichten, wegen der Ungewifsheit, welche über den für altetrurisch ausgegebenen Gegenständen der Kunst waltete, kam es vor allem auf das Lokal an, aus welchem diese theuern Reste alt-etrurischer Kunst hervorgezogen worden, um über ihre rein-etrurische Abkunft aufser allem Zweifel zu seyn, und völlige Gewifsheit zu erlangen, weil so allein die Aechtheit derselben, ihr hohes Alterthum und ihr dadurch bestimmter Werth festgestellt wird. Dieses Local läfst sich aber (was so selten sonst der Fall ist) hier mit aller Bestimmtheit auf's genaueste nachweisen; es ist das Terrain, auf welchem einst die Städte Tarquinii, Tuscania, Vulcium und Graviscä lagen, und welches darum der Verf. auf den ersten vierzehn Seiten seiner Schrift mit möglichster Genauigkeit beschreibt, eine Ebene, auf der einen Seite vom Meere, auf der andern durch die Gebirge von Tolfa, Viterbo, Bolsena, Saturnia und Monte Acuto eingeschlossen, in einem Umfang von etwa fünftehalb deutschen Meilen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Dorow, Ueber die Berliner Vasensammlung.

(Beschlufs.)

In der Gegend des alten Tarquinii liegt bekanntlich jetzt die Stadt Corneto; Tuscania ist noch in der neueren Ortschaft Tuscanella erkennbar, so sehr auch sonst jede Spur des Alterthums verschwunden ist; Graviscä lag nicht sowohl (wie man bisher allgemein geglaubt hat) da, wo jetzt der Ort Montalto liegt, sondern mehr von dem heutigen Corneto dem Meere zu, bei den jetzt verlassenen Salzwerken des alten Vulcium, wo einige nicht bedeutende, einer spätern römischen Zeit angehörige Trümmer sich finden, im Jahre 1828. aber ein Begräbnifsplatz entdeckt wurde, der durch seinen Reichthum an Vasen, Bronzen u. dergl. m. der Gegend erst ein Interesse verlieh. Wir bedauern, dem Verf. nicht in dem Einzelnen der Beschreibung folgen zu können, und wollen, um den grofsen Reichthum an Werken der Kunst und den Umfang und die Wichtigkeit der gemachten Entdeckung zu charakterisiren, nur den einen Umstand anführen, dafs die Anzahl der bei Tarquinium verzeichneten alten Gräber bis auf beinahe sechshundert sich beläuft, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt als kegelförmige Hügel erscheinen, obwohl mehrere darunter durch die gemachten Ausgrabungen bereits mehr oder minder zerstört sind. Aus diesem Umfang der Necropolis läfst sich wohl ein Schlufs auf den grofsen Umfang und die zahlreiche Bevölkerung der Stadt Tarquinii selber machen; auch sind diese Gräber noch weit zierlicher gearbeitet, als die bei Vulcium.

Zu diesen auf dem bemerkten Terrain entdeckten Gegenständen alt-etrurischer Kunst kommen nun noch etliche und dreifsig schwarze Gefäfse mit bemalten Darstellungen, Reliefs und dergl., welche, eben so erweislich alt-

etrurisch, bei dem heutigen Chiusi, dem alten Clusium gefunden worden sind, und worüber uns der Verf. bereits früher in einer andern Schrift näher belehrt hat. Bereits der grofse Thorwaldsen sprach sich über den Werth und die hohe Wichtigkeit dieser etrurischen Kunstproducte auf eine Weise aus, welche denselben das allgemeine Interesse, ja Staunen zuwenden mufste, und der Verf. hat Recht gethan, dafs er das Urtheil, das dieser hohe Kenner der Kunst über die Beschaffenheit und den Werth dieser Sammlung früher aussprach, hier durch einen erneuerten Abdruck zur Kunde aller Kunstfreunde gebracht hat, die etwa noch einige Zweifel darüber hegen dürften; in ähnlichem Sinne sprach sich der berühmte französische Archäolog Raoul-Rochette darüber aus, und der umfassende Vortrag, den er über Bestand, Inhalt und Werth dieser Sammlung vor der Akademie zu Paris hielt, wird uns hier unverkürzt mitgetheilt. Hr. Raoul-Rochette, das grofse Verdienst des Sammlers und die hohe Wichtigkeit dieser in ihrer Art einzigen Sammlung anerkennend, verbreitet sich über einzelne Theile dieser Sammlung, und wenn wir auch mit manchen seiner Ansichten, die, wie wir glauben eben durch nähere Einsicht und Prüfung dieser alten Denkmale selber sich am besten widerlegen lassen, uns nicht befreunden können, wenn wir namentlich seinen Ansichten über den griechischen Ursprung dieser so eigenthümlichen und mit so merkwürdigen, rein orientalischen Attributen und Symbolen versehenen Kunstdenkmale des alten Etruriens nicht beitreten können und in dieser unserer Ueberzeugung durch das, was seitdem von Tag zu Tag über etrurische Alterthümer zu Tage gefördert worden ist, nur noch mehr bestärkt werden, so hat doch der Vortrag des gelehrten Alterthumsforschers so viel Belehrendes, dafs wir ungern seiner entbehrt haben würden.

Darauf geht nun der Verf. die einzelnen Gegenstände seiner jetzt dem Königl. Museum zu Berlin einverleibten Sammlung durch in der Folge und Anordnung, wie sie

an eben diesem Orte aufgestellt sind. Wir kennen dieses Lokal aus eigner Anschauung nicht, müssen es aber beklagen, wenn, wie wir hier lesen, diese alt-etrurischen Denkmale, die doch an und für sich ein eignes und so merkwürdiges in sich abgeschlossenes Ganze bilden, und einer bestimmten Lokalität angehören, mit griechischen und römischen Alterthümern untermischt aufgestellt sind und zwar grofsentheils an Plätzen, wo sie durchaus nicht dem Auge des Beschauers, so wie sie es sollten, hervortreten, wo sie des hellen Lichtes, dessen sie wegen der vielfachen bildlichen Darstellungen, Zeichen und Inschriften so sehr bedürfen, entbehren, ja wo selbst die Ofenhitze oder Feuchtigkeit auf ihre Erhaltung nachtheilig einzuwirken droht. So mifslich auch alle Umstellungen wegen der damit verbundenen Gefahr des Transportes sind, zumal bei solchen Vasen und andern zerbrechlichen Gegenständen, so liegt doch einer solchen Umstellung und Vereinigung sämmtlicher erweislich alt-etrurischer Kunstgegenstände an Einem Orte, wo sie allen nachtheiligen Einflüssen der Luft u. s. w. entzogen zugleich der gehörigen Beleuchtung sich erfreuen, zu sehr im Interesse der Kunst und der Erhaltung dieser unschätzbaren Reste, als dafs eine solche länger ausgesetzt bleiben dürfte. Unserm Verf. aber sind wir für die hier mitgetheilten Angaben um so mehr Dank schuldig, als er auch auf den beigefügten lithographirten Tafeln einen sehr genauen Nachstich der auf diesen Vasen befindlichen Schriftzeichen (die bei der jetzigen Aufstellung dieser Vasen an einem des gehörigen Lichts ermangelnden Orte hinter dem Ofen schwer zu erkennen sind) geliefert hat, welche den Scharfsinn unserer Paläographen und Archäologen in Anspruch nehmen kann. Zu dem grofsartigen Unternehmen einer Herausgabe sämmtlicher in dieser Sammlung befindlichen etrurischen Denkmale, wie solches der verdiente Verf. beabsichtigt, wünschen wir demselben allgemeine Theilnahme der Behörden und der Kunstfreunde, ohne welche unter den dermaligen Verhältnissen die Ausführung eines solchen, Kunst und

Wissenschaft fördernden Unternehmens schwer zu Stande kommen kann.

Wir erinnern dabei zugleich an folgende Schrift desselben Verfassers:

Altes Grab eines Heerführers unter Attila, entdeckt am 17ten April 1750. bei Merseburg, zum erstenmal nach den in dem Königl. Regierungsarchiv zu Merseburg vorhandenen Originalzeichnungen und Notizen, welche auf hohen Befehl 1750. davon angefertigt worden sind, vollständig herausgegeben vom Hofrath Dr. Dorow. Halle, Eduard Anton, 1832. 1 Bogen Fol. nebst 2 lithographirten Tafeln in Fol.

Nach der nicht ungegründeten Vermuthung des Hrn. Verfs. (dessen geübten Blick und grofser Erfahrung in solchen Dingen wir wohl vertrauen dürfen) würde das hier entdeckte und in seinen einzelnen Theilen so genau als möglich beschriebene Grab bis in die Zeiten des Attila, also in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreichen. Nähere Merkmale, aus welchen mit Sicherheit ein Schlufs auf die Zeit des Grabes gemacht werden könnte, fehlen freilich gänzlich, und so sind wir hier auf das Feld der Vermuthungen beschränkt. Insbesondre merkwürdig sind die vielen mit rother Farbe eingekritzten Zeichen, von welchen die beigefügten wohl ausgeführten Steintafeln sehr genaue Nachbildungen liefern, mag man nun darin eine Art von Schriftzügen, oder sonstige symbolische Zeichen erkennen. Sollten in der Folge ähnliche Gräber entdeckt werden, so liefse sich vielleicht darüber eher etwas Bestimmtes angeben; bis jetzt ist nichts Aehnliches gefunden worden, und so bleibt dieser Fund eine in seiner Art gewifs einzige und darum höchst merkwürdige Erscheinung.

---

1) *Eustathii, Metropolitae Thessalonicensis Opuscula. Accedunt Trapezuntinae historiae scriptores Panaretus et Eugenicus. E codicibus mss. Basileensi, Parisinis, Veneto nunc primum edidit Theophil. Lucas Frider. Tafel, ph. Dr. lit. antiqq. in Acad. Tubing. Prof. P. O. Francofurti ad Moenum sumptibus Sigismundi Schmerber. MDCCCXXXII. XIV.* 418 *und XLII S. in gr.* 4.

2) *Supplementa historiae ecclesiasticae Graecorum sec.* XI. XII. (*Viro summa reverendo D. Jerem. David Reuſs etc. gratulantur rector et senatus regiae Academiae Tubingensis cum ordine philosophorum, interprete Theophilo Luca Friderico Tafel, ph. Dr. etc. ordin. philos. h. t. decano. — Insunt Annae Comnenae Supplementa historiam ecclesiasticam Graecorum seculi* XI *et* XII. *spectantia. — Accedunt Acta synodi Constantinopolitanae in Soterichi Panteugoni Dogmata de Christi crucifixi sacrificio habitae. Tubingae, typis Hopferi de l'Orme. XVIII und* 24 *S. in gr.* 4.

Wir erlauben uns auf diese wichtige Erscheinung einer Reihe von Schriften des berühmten Erzbischofs von Thessalonich, des gelehrten Erklärers des Homer, aufmerksam zu machen, und unsern Lesern einen vorläufigen Bericht über Inhalt und Charakter der hier zum erstenmal durch den Druck mitgetheilten Schriften abzustatten, ohne die Erscheinung des Supplementbandes abzuwarten, der die bei solchen Ineditis gewöhnlichen Prolegomena, nebst einigem Andern, was wir weiter unten näher bezeichnen wollen, enthalten und dann auch über die Quellen, d. h. über die Handschriften, aus welchen Hr. Tafel diese literärischen Schätze edirt hat, uns näher belehren wird. Doch können wir so viel hier bemerken, daſs es zunächst eine Basler Handschrift ist, aus welcher das Meiste des in diesem Bande Enthaltenen entnommen ist. Neben einigen später zu erwähnenden historischen Schriften zerfällt die ganze Masse des hier Mitgetheilten in zwei groſse Hälften: Reden nebst einigen kleinern Aufsätzen, theologisch-philologischen Inhalts, und Briefe. Die erste Hälfte zählt an vier und zwanzig Nummern (wir lassen die lateinischen Ueberschriften der einzelnen Stücke in der Note folgen) *); es sind meist ausführliche Reden

*) 1) Oratio in sanctam quadragesimam praeparatoria. 2) Or. super Psalm. XLVIII, 8. 3) Or. de obedientia magistratui christiano

oder vielmehr Predigten, fünf zur Vorbereitung auf die Fastenzeit, eine Neujahrspredigt, vier Predigten auf Märtyrer und andere Heilige, so wie mehrere Anrufungen derselben, mehrere andere über das Mönchswesen, über den der Obrigkeit zu leistenden Gehorsam und dergl. m.

Es sind diese Reden höchst wichtige Dokumente der griechisch-christlichen Kanzelberedsamkeit, und haben darum auch für uns noch immer einen eigenen Werth, zumal da sie so Vieles zur näheren Kenntnifs der griechischen Kirche und ihres damaligen Zustandes enthalten, und dabei auch für die politische Geschichte jener Zeit nicht unwichtig sind. Dann aber sind sie auch wichtige Sprachdenkmale aus einer Zeit, die wir wohl als die Blüthezeit der späteren byzantinischen Literatur betrachten können, wo neben einem Eustathius noch Männer, wie ein Michael Psellus, Nicetas Choniatas, Zonaras u. A., ja selbst Glieder der kaiserlichen Familie der Komnenen, für die Wissenschafteu nicht blos selbst thätig waren, sondern auch deren Verehrer auf jede Weise unterstützten. Dies giebt diesen Werken griechischer Beredsamkeit,

---

debita. 4) Or. de Alpheo, Zosimo, Alexandro et Marco martyribus. 5) Alphei, Zosimi, Alexandri martyrum invocationes. 6) In eum, qui papa dici recusabat. 7) Ad Isaacium Angelum imperatorem post Scythas fugatos allocutio Philippopoli. 8) Epistola super dicto: Si ausus fueris. Nicht vollständig. 9) Or. in Ananiam, Azariam, Misaelem martyres. 10) Commentariorum Pindarice. praefatio. 11) Or. in sanctam quadragesimam praeparatoria. 12) Or. in magnam quadrages. praeparat. 13) De simulatione. 14) Adversus implacabilitatis accusationem. 15) Or. in sanctam quadrages. praeparat. 16) Dialogus Theophilus et Hierocles. 17) Or. in S. Philotheum Opsicianum. 18) Or. anno auspicando habita. 19) Epistola ad Thessalonicenses. 20) S. Demetr. myroblytae invocationes. 21) Or. in S. Demetrium myroblyten. 22) Or. ad stylitam quendam Thessalonicensem. 23) Manuelis Comneni imp. laudatio funebris. 24) De emendanda vita monachica. 25) De Thessalonica urbe a Normannis capta narratio.

die in den Schlufs des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fallen, allerdings eine eigene Bedeutung, abgesehen von ihrem theologischen Werth, dessen Würdigung wir Andern überlassen wollen, da wir überzeugt sind, dafs nicht blos etwa der gelehrte Sprachforscher oder der historische Forscher, sondern auch der praktische Theologe unserer Tage, der christliche Kanzelredner, den wir hiermit auf diese Erscheinung aufmerksam machen wollen, aus diesen Reden gar Manches für seinen Beruf und für seine Stellung wird lernen können. Es liegt dies freilich nicht im Geiste einer Zeit, die, weil sie selbst nichts Grofses hervorzubringen vermag, gern mit einer gewissen Geringschätzung oder selbst Verachtung auf das Alte zurückblickt und über einigen Aeusserlichkeiten, an denen sie gern Anstofs nimmt, den ächt christlichen Geist und Sinn, der in diesen Predigten weht und aus unzähligen Stellen uns anspricht, zu verkennen geneigt ist, um so zugleich ihrer Bequemlichkeit ein Polster zu bereiten und ein nicht müheloses Studium von sich abweisen zu können.

Mehrere dieser Reden haben, wie bereits bemerkt, einen eigenen historischen Werth, wie z. B. No. 7. die Rede an den Kaiser Isaak aus Veranlassung des über die Slaven (hier Scythen genannt) gewonnenen Sieges, oder No. 23. die Leichenrede auf den verstorbenen Kaiser Manuel, den Komnenen, oder No. 25, eine Predigt des Erzbischofs vor seiner Thessalonischen Gemeinde, worin er in einer höchst zierlichen und kunstvollen Sprache derselben die frühe Einnahme und Verheerung des Stadt durch die Normannen ins Gedächtnifs zurückruft und dieses Ereignifs, von dem uns eine genaue Schilderung gegeben wird, zu religiös moralischen Zwecken benutzt. Auch für den Zustand des Mönchswesens in jener Zeit und eine gerechte Würdigung desselben findet sich hier gar Manches; in dieser Beziehung ist besonders die Rede No. 24. wichtig, in welcher Eustathius, selbst ein Anhänger des Mönchswesens, das allerdings in jener Zeit

eine ganz andere Bedeutung und einen ganz andern Einflufs hatte, als späterhin, namentlich im Occident, eine Reform dieses zur Förderung und Belebung des christlichen Sinns von ihm als nothwendig geachteten Instituts, das aber von manchen Gebrechen der Zeit nicht frei geblieben war, beabsichtigte nach dem Ideal, das er davon in seiner Seele sich gebildet und das er den Ausartungen des Mönchswesens seiner Zeit entgegenhält.

Die Sprache, in welcher diese Reden abgefafst sind, ist im Ganzen künstvoll zu nennen, und bei der grofsen Aufmerksamkeit, die ihr Verf. sichtbarlich auf Styl und Ausdruck im Einzelnen verwendet hat, gehören diese Productionen gewifs mit zu dem Besten, was jenes Zeitalter hervorgebracht. Wer freilich an die Einfachheit der früheren Beredsamkeit, ja selbst noch an die Darstellung eines Aristides, Libanius u. A. gewöhnt ist, auf den wird manches Gesuchte oder Gekünstelte und Geschraubte in dem Ausdruck und der Darstellung des Eustathius keinen angenehmen Eindruck machen; es läfst sich aber aus der feinen und gesuchten Darstellungsweise, die bei einem Publikum, wie das zu Thessalonich war, so grofsen Beifall fand, zugleich ein Schlufs auf die Bildung oder vielmehr Verbildung eines Publikums machen, das in Eustathius einen seiner gröfsesten Kanzelredner verehrte, und an pikanten Wendungen, feinen Witzeleien, gesuchten Ausdrücken und Bildern ein solches Gefallen fand, dafs es dem Vortrage einer solchen Rede, die ihrem grofsen Umfang nach gewifs mehrere Stunden dauern mufste, mit Geduld anhören konnte. Freilich war es aber auch, um ein solches Auditorium auf längere Zeit zu fesseln, nothwendig, seine Ohren einigermafsen zu kitzeln; überdem wurden solche Reden nicht öfters, sondern nur bei einzelnen, seltenen Gelegenheiten des Jahrs gehalten. Indessen wollen wir über diesen Schattenseiten, die ohnehin im Ganzen mehr die äufsere Form betreffen (die wir aber nicht unerwähnt lassen wollten) nicht den inneren und gediegenen Gehalt verkennen, der

aus so vielen Stellen in ächt christlichem Geiste zu uns spricht.

Die andere gröfsere Hälfte dieser *Opuscula* enthält Briefe, in Allem fünfundsiebenzig (S. 307 ff.), eben so wichtig in sprachlicher als selbst in historischer Hinsicht, da sie grofsentheils an Kaiser aus der Familie der Komnenen gerichtet sind und auf das Ansehen und die Gunst schliefsen lassen, in welcher der Thessalonische Erzbischof bei Hofe stand; oder auch an andere bedeutende und einflufsreiche Personen jener Zeit, wie z. B. an den Exarchen der Insel Cos, an den Patriarchen von Constantinopel u. A. Immerhin werden diese Briefe, die in Sprache und herrlichem Ausdruck den Reden gleich kommen, zu den vorzüglicheren Productionen der epistolarischen Kunst der Griechen aus der späteren Periode überhaupt gehören. Mitten darunter findet sich auch S. 328 ff. *Ethopoeia adversus Clericum quendam Constantinopolitanum*, und S. 359 ff. *Olympi, Macedoniae montis, laudes.*

Am Schlusse sind noch beigefügt zwei Schriften, welche für die Geschichte von Trapezunt und des Trapezuntischen Kaiserthums von besonderer Wichtigkeit sind. Das erste ist das Chronikum des Trapezuntischen Geheimschreibers Panaretus S. 362—370: *περὶ τῶν τῆς Τραπεζοῦντος βασιλέων, τῶν μεγάλων Κομνηνῶν, ὅπως καὶ πότε καὶ πόσον ἕκαστος ἐβασίλευσεν*; aus einer Venetianer Handschrift abgedruckt, welche Fallmerayer bereits früher benutzt und der er nach seiner eigenen Versicherung es hauptsächlich verdankte, „dafs er eine in allen ihren Theilen zusammenhängende Geschichte über ein griechisches Reich verfassen konnte, über welches bisher nichts Gründliches und Wahres aufgestellt werden konnte." (S. Gesch. d. Kaiserthums von Trapezunt S. XIV, wo auch über Inhalt und Werth des Büchleins noch Mehreres bemerkt wird.) Leider finden sich in dem hier gelieferten Abdruck mehrere Lücken, die nur dann ausgefüllt werden können, wenn wir so

glücklich wären, noch eine andere vollständigere Handschrift mit der Zeit aufzufinden. Die andere Schrift, die ebenfalls hier zum erstenmal aus einer Pariser Handschrift (die Fallmerayer gleichfalls in dem angeführten Werke benutzt hatte, s. p. XIII, und woraus er selbst mehrere Stücke mitgetheilt hat) im Druck erscheint, ist eine Beschreibung oder vielmehr eine Lobschrift des Constantinopolitanischen Nomophylax Eugenicus auf Trapezunt, unter dem Titel: *τοῦ αὐτοῦ νομοφύλακος τοῦ Εὐγενικοῦ τῇ Τραπεζουντίων πόλει ἐγκωμιαστικὴ ἔκφρασις*, S. 370 ff.

Von allen diesen Stücken liefert uns nun der Herausgeber einen sehr sorgfältig gemachten, correcten Abdruck, freilich ohne lateinische Uebersetzung (was der grofse Umfang des Ganzen nicht wohl verstattet hat) und ohne Noten, da es sich hier vor Allem um Mittheilung und Bekanntmachung eines *Ineditum* in correcter Form handelte. Doch entschädigt uns dafür einigermafsen die dem Text vorangehende *Mantissa Observationum criticarum*, welche eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen und Berichtigungen, so wie eine Masse von Varianten enthält. Der verdiente Herausgeber, der mit so unermüdeter Thätigkeit und Sorgfalt dem schwierigen Geschäfte der Herausgabe solcher *Inedita* sich unterzogen hat, wird in der Folge gewifs uns noch mehr geben und unsere diesfalsigen Wünsche nicht unbeachtet lassen. Ein besonderes Verdienst hat er sich jetzt schon erworben durch die von ihm beigefügten, ausführlichen Indices, die freilich bei Werken der Art eine eben so erwünschte als nothwendige Zugabe sind. Zuerst ein sehr ausführlicher und genauer *Index rerum et nominum in Eustathium* von S. 375—418. bei dreifachen Columnen auf jeder Seite; dann ein eben so genauer *Index verborum in Eustathio memorabilium* und ein dritter *Index nominum, rerum et verborum in scriptoribus Trapezuntinis memorabilium*. Das Verzeichnifs der Addenda und Corrigenda ist bei dem grofsen Umfang des Werkes

und der grofsen Schwierigkeiten des Drucks nicht bedeutend.

In dem zweiten oder Supplement-Bande, den wir demnächst zu erwarten haben und dessen baldigem Erscheinen wir mit Verlangen entgegensehen, soll unter Andern enthalten seyn: *Prolegomena* (s. oben), dann folgende neue Stücke: *Eustathii Thessalonicensis expositio in carmen pentocostale Joannis Damasceni;* Desselben *Oratio ad Manuelem Comnenum imperatorem pro urbe Thessalonica* und eine andere *De obitu fratris;* ferner *Michaelis Pselli literae Eustathio Thessalonicensi datae; Michaelis Choniatae literae Eidem datae; Ejusdem monodia in obitu Ejusdem, Euthymii monodia in obitu Ejusdem; Michaelis Choniatae memoria Alexii Comn. imp.; Ejusdem laudes Isaaci Angeli imper.* Die Wichtigkeit dieser Reden und das historische Interesse, das an mehrere derselben sich knüpft, rechtfertigt hinreichend den eben von uns ausgesprochenen Wunsch.

Die Schrift No. II, eigentlich ein Programm der Tübinger Universität zur Feier des funfzigjährigen Jubiläums des Prof. und Oberbibliothekar's Reufs zu Göttingen, eines gebornen Würtembergers, enthält Mittheilungen aus der noch ungedruckten Panoplie oder dem *Thesaurus orthodoxae fidei* des Griechen Nicetas, welche für die Kirchengeschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und für die Kenntnifs der damaligen kirchlich-dogmatischen Streitigkeiten nicht ohne Belang sind.

Der Herausgeber hat aufser der am Schlufs dieser Mittheilungen beigefügten *Mantissa* (welche einige kritische Bemerkungen und Verbesserungen des griechischen Textes enthält), eine ausführliche Einleitung über die Schrift, aus der diese Mittheilungen entlehnt sind, über die Personen, auf welche sie sich beziehen und über den Inhalt der Mittheilungen, die Zeitverhältnisse

u. s. w. vorangeschickt. Das in sieben und zwanzig Bücher abgetheilte Werk des Nicetas enthält nämlich eine Darstellung und Widerlegung aller in der christlichen Kirche vorkommenden Häresien bis auf das dreizehnte Jahrhundert herab. Das, was wir daraus hier in dem griechischen, von einer lateinischen Uebersetzung begleiteten, Text erhalten, gehört in die Zeit der Komnenen und bezieht sich auf einen gewissen Johannes Italus, Professor der Philosophie zu Constantinopel (Anhänger der Aristotelischen Philosophie) und Eustratius, Erzbischof von Nicäa, hinsichtlich der Streitigkeiten unter den Katholiken und Monophysiten, wofür es einen schätzbaren Beitrag liefert, dann auf Leo, Bischof von Chalcedon (hinsichtlich der in alter und neuer Zeit viel besprochenen Frage: ob der Staat in dringender Noth von den Mitteln der Kirche Gebrauch machen dürfe), und dann auf Sotarichus Panteugonus, designirten Patriarchen von Antiochien über die Frage: ob Christi Opfer am Kreuz dem Vater allein oder dem Vater, Sohn und heiligen Geist, also der Trinität, gelte, und ob das Meſsopfer für ein eigentliches oder uneigentliches zu halten sey (*περὶ τοῦ δόγματος τοῦ σὺ εἶ ὁ προσφέρων καὶ προσφερόμενος* und *ὅπως ἐφρόνει περὶ τοῦ δόγματος κ. τ. λ.*), und am Schluſs: *τὸ ἐπὶ τῷ ἀναφυέντι δόγματι παρὰ τοῦ Παντευγόνου Σωτηρίχου γεγονὸς σημειῶμα.* — Auch auf den correcten Abdruck dieser Stücke hat der Herausgeber gleich rühmliche Sorgfalt verwendet.

Chr. Bähr.

M. Tullii Ciceronis Opera, quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta recognovit et singulis libris ad optimam quamque recensionem castigatis cum varietate Lambiniana MDLXVI, Graevio-Garatoniana, Ernestiana, Beckiana, Schütziana ac praestantissimarum cujusque libri editionum integra, reliquae vero accurato delectu brevique adnotatione critica edidit Jo. Casp. Orellius. Vol. V. Turici, typis Orellii, Fuesslini et Soc. MDCCCXXXIII. grofs 8.

Auch mit dem besondern Titel:

M. Tullii Ciceronis Scholiastae. C. Marius Victorinus. Rufinus. C. Julius Victor. Boëthius. Favonius Eulogius. Asconius Pedianus. Scholia Bobbiensia. Scholiasta Gronovianus. Ediderunt Jo. Casp. Orellius et Jo. Georgius Baiterus Turicenses. Turici etc. Pars prima. 418 *S. Pars altera. XVI u.* 444 *S. in gr.* 8.

Mit diesem in zwei Theile zerfallenden Volumen ist das grofse Unternehmen einer neuen Ausgabe des Cicero in der Art geschlossen, dafs zur Vollendung des Ganzen nur noch das *Onomasticum Tullianum* fehlt, das uns die Thätigkeit des Herausgebers wohl ebenfalls bald mit Sicherheit erwarten läfst. In dem uns vorliegenden Bande hat der Herausg im Verein mit seinem Freunde Baiter einen schon längst gehegten Wunsch auf eine Weise in Erfüllung gebracht, die ihm den Dank aller Freunde der Römischen Literatur und insbesondere der Freunde Cicero's zuwenden mufs. Denn er giebt uns hier eine vollständige Sammlung der verschiedenen, auf unsere Zeit gekommenen alten Erklärer des Cicero in einem berichtigten, an vielen Stellen jetzt erst lesbar gewordenen Texte, als eine (freilich unentbehrliche) Zugabe zu seiner, wie zu allen andern Ausgaben des Cicero. Wer die Beschaffenheit eines grofsen Theils dieser alten Reste kennt, an denen sich in der neueren Zeit fast noch Niemand versucht hatte, der grofsen Schwierigkeiten wegen, welche mit der Behandlung so zerstümmelt und verdorben auf uns gekommener Bruchstücke verbunden ist, der kann sich mit uns glücklich schätzen, dafs diese Bearbeitung von zwei so ausgezeichneten, durch kritischen Scharfsinn und Besonnenheit gleich rühmlich bekannten Kritikern unter-

nommen und auf eine so befriedigende Weise ausgeführt worden ist.

Der erste Theil enthält Folgendes: 1) *C. Marii Victorini rhetoris urbis Romae expositio in rhetorica Ciceronis.* In der Basler Ausgabe von 1541. heifst dieser Rhetor *M. Fabius Victorinus*, und unter diesem Namen hat ihn auch Ref. in seiner Röm. Lit. Gesch. S. 575. 2te Ausg. aufgeführt. In einer Basler Handschrift steht blos *Marius Victorinus etc.* Zur Verbesserung des Textes benutzte Hr. Orelli insbesondere die eben erwähnte Basler Handschrift aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche, obschon im Ganzen neu, doch nach des Herausgebers Versicherung zu den vorzüglichern Handschriften gehört; dann die Pariser Ausgabe von 1537. ex officina Roberti Stephani und die Aldiner Ausgabe der Werke Cicero's. Die Bemerkungen von Cappevoner und Range stehen unter dem Text, vermehrt mit den Bemerkungen des Herausg., die meist auf die Gestaltung des Textes sich beziehen.

2) *Versus Rufini V. C. litteratoris de compositione et de metris oratorum.* S. 183 ff. Hier liegt zwar Cappevoner's Ausgabe zu Grunde, aber es ist auch hier der Text an vielen Stellen von Hrn. Orelli, auch mit Benutzung einer trefflichen Einsiedler Handschrift aus dem eilften Jahrhundert und der Juntiner Ausgabe von 1525, glücklich verbessert und berichtigt worden.

3) *C. Julii Victoris Ars rhetorica Hermagorae, Ciceronis, Quintiliani, Aquilii, Marcomanni, Tatiani; Feliciter.* S. 195 ff. Hr. Orelli hat wohl daran gethan, auch diese Schrift eines uns im Uebrigen zwar nicht näher bekannten und auch sonst nicht sehr empfehlenswerthen Grammatikers, der, wie Mai vermuthet, ein gallischer Rhetor war, keineswegs aber der sonsther uns bekannte Sulpicius Victor, in seine Sammlung aufzunehmen, weil sie für die Kritik des Cicero, wie auch des Quintilian von Wichtigkeit ist und auch erst einmal von Mai herausgegeben worden, dadurch aber im Ganzen nur

höchst wenigen zugänglich war. Die römische Ausgabe ist hier mit vieler Genauigkeit wieder abgedruckt, auch hie und da berichtigt und verbessert, während in den unter dem Text stehenden Noten, welche die Bemerkungen Mai's vollständig erhalten, vermehrt mit denen des Herausgebers, manche Verbesserungsvorschläge des Letztern niedergelegt sind.

3) *Manicii Manlii Severini Boethii Commentarii in Ciceronis Topica.* S. 269 ff. Der Herausgeber, Hr. Baiter, hat die Pariser Ausgabe vom Jahr 1554, weil sie unter den früheren die genaueste und sorgfältigste war, seinem Texte zu Grunde gelegt, und zur Verbesserung desselben die Lesarten einer Einsiedler Handschrift vom zwölften Jahrhundert und die älteren Ausgaben der Werke des Boethius, die Venetianer von 1497 und 1499, zwei Basler von 1546 und 1570. benutzt; weshalb da, wo die Pariser Ausgabe verlassen worden, selbiges unter dem Texte, der auf diese Weise eine weit bessere Gestalt gewonnen, bemerkt ist. Am Schlufs ist auch das von Hase seiner Ausgabe des Lydus aus einer Pariser Handschrift zuerst bekannt gemachte Fragment *De diis et praesensionibus* beigefügt, und auf der Schlufsseite p. 396. aus einer Berner Handschrift ein sehr schönes, von einem Carthäusermönch abgefafstes Elogium Ciceronis abgedruckt, ähnlich denen, welche Ref. §. 259. not. 1. coll. 246. not. 5. 7. d. Röm. Lit. Gesch. angeführt hat.

4) *Favonii Eulogii Oratoris almae Karthaginis Disputatio De Somnio Scipionis.* S. 397 ff. Zuerst von A. Schott, hinter dem fünften Buch der Quaestt. Tull. (Antverp. 1613.) herausgegeben, und dann von Grävius bei seiner gröfseren Ausgabe der Officien von 1688. In Ermangelung der erstgenannten Schrift legte Hr. Baiter den Text des Grävius zu Grunde mit Benutzung von Barth's Adverss. V, 7; auch verdanken wir ihm manche glückliche Verbesserung des Textes, sowie Angabe mancher Verbesserungsvorschläge. Der Verfasser war nach des Fabricius nicht unwahrscheinlicher Vermuthung ein Schüler des heiligen Augustinus.

Der zweite Theil enthält zuerst den **Asconius Pedianus**, von Baiter bearbeitet, welcher ausdrücklich bemerkt, bei der Bearbeitung des Textes von Hrn. Orelli, unter dessen Augen die ganze Ausgabe veranstaltet worden und der auch die einzelnen Bogen vor dem Abdruck durchsah, vielfach unterstützt worden zu seyn. Neue wissenschaftliche Hülfsmittel standen dem gelehrten Bearbeiter nicht zu Gebot, aber desto sorgfältiger wurden die älteren und zum Theil sehr seltenen Ausgaben verglichen, die *Editio princeps*, die *Beraldina*, *Aldina*, *Lodoiciana*, die letzte *Manutiana*, die *Hotomaniana* und *Creniana*, nebst der *Lugdunensis* vom Jahre 1554; die sämmtlichen Varianten derselben sind unter dem Texte sorgfältig angeführt. So ist der von neuem durchgesehene Text an einer Menge von Stellen berichtigt worden, aber auch manche Veränderung neuerer Gelehrten hat sich als unnöthig erwiesen. Zwar bleibt auch noch so manche desperate Stelle übrig, der übrigens der Herausgeber mit etwas mehr Kühnheit (wie sie in unsern Tagen nicht so sehr selten ist) wohl eine andere Gestalt hätte geben können; aber wir müssen hier gerade im Gegensatz gegen ein so willkührliches Verfahren seine Vorsicht rühmen, die ihn bewog, lieber in solchen Fällen den Text der *Editio princeps* unverändert wiederzugeben, als willkührliche Aenderungen vorzunehmen, oder die einzelnen Lücken durch Sternchen anzudeuten, als sie willkührlich auszufüllen. Die Bemerkungen der älteren Herausgg., eines Lodoicus, Manutius, Hotomannus sind vollständig aufgenommen und stehen unter dem Text, vermehrt mit den der neuern Gelehrten, insbesondere Madvig's und den eigenen des Herausg., der, was die Geschichte der Behandlung der Reste des Asconius betrifft, in die Vorrede aus Madvig's trefflichen Untersuchungen das Wesentliche aufgenommen und mit eigenen Bemerkungen begleitet hat.

(Der Beschluss folgt.)

Ciceronis Scholiastae ed. Orelli et Baiter.

(Beschlufs.)

Wenn nun auch der Herausgeber es beklagt, dafs es ihm wohl öfters gelungen sey, die Quelle einer Lesart nachzuweisen, als die wahre Lesart auszumitteln, und wenn er sich daher bescheidet, Andern nur den Weg gezeigt zu haben, welchen sie dann weiter zur Berichtigung und Verbesserung des Textes zu verfolgen haben, so hat er doch schon dadurch, dafs er dem Texte eine urkundliche Grundlage gegeben und dem mühevollen Geschäfte dieser kritischen Behandlung sich unterzogen hat, ein grofses Verdienst erworben, welches durch die vielfachen eigenen Verbesserungen und Verbesserungsvorschläge nicht wenig erhöht wird; und wir können unsern Lesern wohl die Versicherung geben, dafs sie den Asconius, diesen für Geschichte und Alterthum so wichtigen Schriftsteller, hier in einer ganz andern, nun erst lesbaren Gestalt erhalten.

An Asconius schliefsen sich die verschiedentlich von A. Mai aus Ambrosianischen und Vaticanischen (ursprünglich Bobbio'schen Palimpsesten bekannt gemachten Scholien zu einer Reihe von Reden des Cicero in einem berichtigten, mit Mai's und des Herausgebers (Orelli) Noten und auch mit Mai's Praefatio versehenen Abdruck, und am Schlufs die zuerst von Gronovius herausgegebenen und dann von Grävius wieder abgedruckten Scholien eines Grammatikers aus dem vierten oder fünften Jahrhundert, die aber an innerem Gehalt den ächten Resten des Asconius und selbst den Bobbio'schen Scholien nachstehen und eher in dieser Hinsicht mit dem Pseudoasconius zusammengestellt werden können, da sie neben manchem Einfältigen und Werthlosen auch manches nicht Unwichtige enthalten. Auch diese

Scholien sind hie und da verbessert und mit einzelnen kritischen Bemerkungen der beiden Herausgeber Orelli und Baiter, ausgestattet worden, unter Beifügung der Noten von Gronov, Grävius und Schütz, sowie der abweichenden Lesarten.

M. Ciceronis Cato major, Somnium Scipionis, Laelius et Paradoxa ex Graecis interpretationibus Th. Gazae, Max. Planudis, Dion. Petavii, Adr. Turnebi. Accedit incerti scriptoris Rhetoricorum ad Herennium III, 16—24. interpretatio Graeca. Ad fidem codd. et edd. recensuit et annotationibus instruxit Philippus Carolus Hefs, philos. Dr. Gymnasii Helmstadiensis Professor et Director. Halis, apud C. A. Schwetschke et filium. MDCCCXXXIII. XLIV und 222 S. in gr. 8.

Bei den schlechten und dabei im Ganzen doch seltenen Abdrücken der verschiedenen im Titel aufgeführten griechischen Uebersetzungen mehrerer Schriften des Cicero, war es gewifs ein verdienstliches Unternehmen, diese Uebersetzungen einer neuen Bearbeitung zu unterwerfen, und durch einen fehlerfreieren, gebesserten Text der gelehrten Welt zugänglicher zu machen. Um diesen Zweck desto besser erreichen zu können, sah sich der Herausgeber (und das sollte billig ein jeder Herausgeber solcher Schriften thun) vor Allem nach handschriftlichen, unbenutzten Hülfsmitteln um, die ihm dann auch von verschiedenen Orten her zu Theil geworden sind, und ihn in den Stand setzten, den so entstellten, auch von Druckfehlern jeder Art wimmelnden Text vielfach zu berichtigen, und so im eigentlichen Sinne des Worts eine neue Textesrecension zu liefern, wobei wir aber auch manche Verbesserung dem eignen Scharfsinne des Herausgebers und seiner Gelehrsamkeit verdanken. Indefs begnügte sich Derselbe keineswegs mit einer blofsen Verbesserung des Textes, er hat überdies dem Texte eine Reihe von Bemerkungen, theils kritischer, theils und besonders sprachlicher Art beigefügt, welche für Lexikographie und für die Kunde des älteren wie des späteren griechischen Sprachgebrauchs viele schätzbare Bemerkungen

enthalten, und dabei, wie selbst ein Blick in den Index lehren kann, von eben so bedeutendem Umfang als Genauigkeit und Sorgfalt im Einzelnen sind. Eben so ist auf das richtige Verständnifs des Textes, und stete Vergleichung desselben mit dem lateinischen Urtexte überall die sorgfältigste Rücksicht genommen und auf diese Weise Nichts versäumt worden, um der Ausgabe möglichste Vollständigkeit und Vollkommenheit zu geben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir nun den Inhalt des Einzelnen näher angeben: 1) *Cato major*. Der Herausgeber legte seinem Texte eine Pariser Handschrift aus der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zu Grunde und benutzte aufserdem die Varianten einer Münchner Handschrift No. 289, welche (denn sie kamen zu spät) in einem Appendix vollständig mitgetheilt werden, und in Verbindung mit den Pariser Lesarten dem Text eine ungleich bessere Gestalt geben konnten. Von zwei Mediceischen Codd. des funfzehnten Jahrh. erhielt der Herausg. ebenfalls Kunde. Aber überdem hat er die verschiedenen älteren Ausgaben des Cato, welche die griechische Uebersetzung liefern, sorgfältig verglichen; sie sind freilich mit Ausnahme der einzigen Pariser von 1528 nebst der Lugdunenser von 1544 und 1560, welche nach jener Pariser Handschrift abgedruckt ist, höchst verdorben und durch zahlreiche Druckfehler jeder Art entstellt. So die Aldiner von 1517, die Basler von 1520, eine Lugdunensis von 1536, die Sturmische von 1541 und die Götzische von 1801. Endlich wurden auch die neuesten lateinischen Ausgaben des Cato — und wir haben deren einige vorzügliche in neuerer Zeit erhalten — sorgfältig in Bezug auf Kritik verglichen, so dafs der Herausg. Nichts übersehen hat, was in näherer oder entfernterer Beziehung mit der von ihm herauszugebenden Schrift stand, um allen Anforderungen, die man an ihn machen konnte, auf's gewissenhafteste zu entsprechen. Als den Verf. dieser griechischen Uebersetzung nennen die auf uns davon gekommenen Handschriften den Theodor Gaza, der aber nach des Herausg. nicht unbegründetem Urtheil, der lateinischen Sprache

nicht vollkommen mächtig war, und dabei eine schlechte lateinische Handschrift besafs, die er an vielen Stellen gar nicht verstand, auch bei seiner Uebersetzung nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt verfuhr. Darum ist aber diese griechische Uebersetzung keineswegs werthlos zu nennen, sie wird vielmehr immerhin von dem Kritiker beachtet werden müssen.

2) *Somnium Scipionis.* Hier wurden für die Bildung des Textes insbesondre benutzt eine Pariser Handschrift des funfzehnten Jahrh. No. 143, und eine Münchner No. 495. (ehedem Augsburger), deren Varianten im Appendix vollständig mitgetheilt werden. Auch die beiden vorhin erwähnten Mediceischen Codd. enthalten, nach Versicherung des Hrn. Del Furia, die griechische Uebersetzung des Somnium, und eine derselben sogar die griechische Uebersetzung des über das Somnium bekanntlich von Macrobius in lateinischer Sprache abgefafsten Commentars; endlich soll auch eine Ambrosianische Handschrift die Uebersetzung des Somnium enthalten; von Ausgaben wurden benutzt aufser den vorhin angeführten (der Aldiner, Basler, Pariser, Lugduner, vom Jahr 1536.), Sturmischen und Götzischen, insbesondere der von Matthäi in der Sylloge Opuscc. Graecc. p. 183—204. gelieferte Abdruck, unstreitig der berichtigtste von Allen und der von Moser in seiner Ausgabe des Cicero De republica (Francof. 1826.). Der Herausg. selbst hatte früher in einem Schulprogramm, das zu Helmstädt 1830. erschien, ein Specimen einer neuen Bearbeitung dieser griechischen Uebersetzung des Somnium geliefert, die als Vorläufer dieser vollständigen und umfassenden Bearbeitung füglich angesehen werden konnte. Endlich wurden auch die neuesten Ausgaben Cicero's, so weit sie das Somnium enthalten, da, wo es nöthig war, zu Rathe gezogen. Als Verf. dieser griechischen betrachtete man hergebrachter Weise fast allgemein den Theodor Gaza, der anerkannt Verf. der griechischen Uebersetzung des Cato ist. Aber keine der uns bekannten Handschriften enthält den Namen des Gaza; entweder ist der Name des Verfs. gänzlich weggelassen, oder, wie in fünf Pariser und in einer Medicei-

schen Handschrift, Maximus Planudes als Verf. angegeben, der auch als Uebersetzer der Commentarien des Macrobius genannt wird, welche Uebersetzung die auffallendste Uebereinstimmung mit der des Somnium zeigt. Kurz, keine der Handschriften oder älteren Ausgaben nennt uns den Theodor Gaza als Verf., und so glauben wir mit dem Herausg. mit Recht diese griechische Uebersetzung des Somnium dem Maximus Planudes beilegen zu können.

III. *Laelius* und *Paradoxa*. Ein von Neuem sorgfältig revidirter, correcter Abdruck der griech. Uebersetzungen beider Stücke, welche von Dionysius Petavius zu Paris 1553. und 1544. erschienen; die vier ersten Paradoxa gab auch Adrianus Turnebus in einer griech. Uebersetzung, welche in den zweiten Band seiner Opp. (Amstelod. 1600.) aufgenommen ist. Beide Uebersetzer haben, nach dem Urtheil des Herausg., den Cicero besser verstanden und richtiger übersetzt als Gaza und Planudes, obwohl sie, wie es scheint, einen schlechteren lateinischen Text vor sich hatten, als der jetzige ist. Der Herausg. hat für eine bessere Interpunction Sorge getragen und die Abtheilung nach Capitel und Paragraphen beigefügt.

IV. *Rhetorica ad Herennium* III, 16—24. Diese von Matthäi zuerst bekannt gemachte und dann von A. Mai neuerdings herausgegebene griech. Uebersetzung der neun letzten Capitel des dritten Buchs der Rhetorica ad Herennium, erscheint hier in einem neuen, an vielen Stellen berichtigten Abdruck, wobei auch zur Bildung des Textes die neuesten lateinischen Ausgaben sorgfältig verglichen worden sind. Der Verf. der Uebersetzung ist eben so unbekannt, wie der des latein. Textes; in keinem Fall ist es der oben genannte Maximus Planudes.

Möge diese kurze Anzeige genügen, von den Leistungen des Herausg. in dieser Ausgabe einen Begriff zu geben, und die Freunde der Römischen und Griechischen Literatur auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu machen.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Des Freiherrn Ferdinand Alexander v. Seckendorf Rechtsstreit wider Se. Majestät den König von Sachsen. Herausgeg. von Heinr. Luden, Dr. der Rechte und der Phil., Privatdocenten zu Jena. Jena, b. Fr. Frommann. 1832. 171 *S.* 8.

Der Rechtsstreit, (dessen Acten diese Schrift fast vollständig mittheilt,) betrifft, in so fern er für das gröfsere Publicum ein Interesse hat, die Rechtsfrage: Steht einem regierenden Herrn in Deutschland das Recht zu, seinen Hofleuten den Dienst aufzukündigen? Sie ist von dem Appellationsgerichte zu Dresden bejahend entschieden worden; jedoch zugleich mit Rücksicht auf die besondere oder faktische Beschaffenheit des vorliegenden Falles.

Einige Bemerkungen über eine neue Schrift aus Würtemberg. — Mit dem Wahlspruche: *„Die Treue sey des deutschen Volkes Ruhm, So hört' ich sagen, und ich glaub' es fast, Trotz allem, was ich Trauriges erfuhr. Uhland.* — *Leipz. b. C. Andrä.* 42 *S.* 8.

Die Schrift ist gegen den „Briefwechsel zweier Teutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Stuttgart u. Tübingen 1831." gerichtet, in so fern in diesem Briefwechsel ein Plan zur Herstellung der politischen Einheit Deutschlands aufgestellt und empfohlen wird. Die Grundzüge dieses Planes waren: Die Vereinigung der deutschen Bundesstaaten *(exceptis excipiendis)* zu einem einzigen, unter preufsischer Hoheit. — Der Verf. der vorliegenden Schrift, obwohl über Preufsens Kraft und Ruhm mit jenem Briefsteller einverstanden, verwirft den so eben erwähnten Plan. Er zeigt dessen Unausführbarkeit u. s. w. Er bemerkt weiter, dafs ein solcher Plan keinesweges in den Absichten Preufsens liege; nur auf Nationaleinheit, unbeschadet der Verschiedenheit und Selbstständigkeit der einzelnen deutschen Bundesstaaten dürfe und solle man hinarbeiten, und auf diesen Zweck sey auch Preufsens Streben, in so fern es den deutschen Bund zum Ziele habe, gerichtet. Alles dieses wird in einer Sprache, welche sich durch Loyalität und Mäfsigung von der des Gegners unterscheidet, mit Verstand und Umsicht ausgeführt.

Was ist Rechtens, wenn die oberste Staatsgewalt dem Zwecke des Staatsverbandes entgegen handelt? — Nebst einer Darstellung der Theorie des Herrn von Haller, hinsichtlich dieser Frage. Von Fr. Karl v. Strombeck, Fürstl. Lipp. Geh. Rathe, Oberappell. Rathe u. s. w. — Mit dem Wahlspruche: *Accendebat dedignantes et ipse diversus a majorum institutis. Tac. Ann.* II, 2. — *Vierte, bedeutend vermehrte Auflage. Braunschweig. Verlag v. Fr. Vieweg.* 1832. 108 *S.* 8.

Der Verf. beantwortet die auf dem Titel der Schrift ausgesprochene Frage so: „Soll mit Recht, dies heifst hier, nach dem, was in der Praxis nützlich ist, — *salus populi suprema lex* — von dem Volke der Gehorsam dem Fürsten aufgekündigt werden dürfen, so mufs von diesem böslich ein solcher Zustand herbeigeführt worden seyn, dafs zu befürchten steht, die öffentliche Sicherheit, Recht und Gerechtigkeit gehen ganz und gar unter; wobei denn freilich nicht so lange zu warten ist, bis die Kräfte dem Volke verloren gegangen, die Widerstand möglich machen. Der Fluch der Völker trifft diejenigen, welche leichtsinnig zu einem Mittel greifen, welches nur das äufserste seyn mufs." — Rft. braucht kaum zu bemerken, dafs die Untersuchung überall mit Ruhe und Mäfsigung geführt ist. Wohl aber darf er auf die vielen interessanten Einzelheiten und Andeutungen hinweisen, durch welche sich die Schrift zu ihrem Vortheile auszeichnet. So belegt der Verf. z. B. seine Meinungen überall mit sehr gewichtigen Zeugnissen. Er zeigt unter Anderem ausführlich, dafs Haller in seiner Restauration der Staatswissenschaften die Hauptaufgabe auf dieselbe Weise beantworte, wie in der vorliegenden Schrift geschehn sey. — Rft. wünschte, dafs es dem Verf. gefallen möchte, eine Aeufserung (in der Vorrede zur ersten Auflage): Nichts sey nothwendiger, als ein Bundesgericht — weiter auszuführen.

Supplementheft zur Darstellung des Lebens Jesu von K. Chr. v. Langsdorf. Mannheim, in der Schwan- und Götzischen Buchhandl. 1833. *XVI S. Vorwort und* 109 *S. übriger Text.*

Der Verf. wünschte seinem in 3 Heften erschienenen Leben Jesu in einer einstigen (verhofften) 2ten Ausgabe manche Einschaltungen und Zusätze beifügen zu können. Weil er aber in seinem hohen Alter (im 76sten Lebensjahre) eine zweite Ausgabe zu erleben höchst unwahrscheinlich findet, so hielt er es für zweckmäfsig, jene beabsichtigte Zusätze in diesem Supplementhefte zum Voraus mitzutheilen, die dann der von ihm schon bestimmte neue Herausgeber bei Bearbeitung einer zweiten Ausgabe benutzen wird. Ein bedeutender Theil dieses Heftes (S. 1—66.) betrifft eine umständlichere

Vergleichung der Lebenslehren des A. T. mit denen des Neuen. S. 53. sagt er: „Welche gute, wissenswürdige, weise, auf gotteswürdigen Wandel wirkende Lehre hat nun Jesus gegeben, die Er nicht schon im A. T. gefunden hätte?" Dann folgt ein Index zum Nachschlagen der angeführten Schriftstellen des A. u. N. Testaments (S. 67—77.). Hierauf einige Nachträge: I) Badischer Protestantismus, aus der Aufnahme des Freiherrn v. Reichlin-Meldegg zur protestantischen Kirche abgeleitet (S. 77—79.). II) Einige Gedanken über das Böse in der Welt. Alles erfolge nach der von Gott ausgegangenen allgemeinen Weltordnung, die auf seine höchste Weisheit gegründet und die bestmögliche sey. Aus dieser Weltordnung, sagt er, können allerdings Handlungen hervortreten, die dem, der sie begeht, nachtheilig sind, weil sie ihn zur späteren Theilnahme am Genusse des seeligen Lebens führen; darum können aber wir Kurzsichtige die Zulassung jener Handlungen nicht böse nennen; ihre Verhütung würde nur durch eine andere Weltordnung möglich geworden seyn, die aber nothwendig minder vollkommen, als die jetzige hätte seyn müssen, wenn die jetzige die bestmögliche ist. (S. 80—94.) Auch wäre es Vermessenheit, darin eine Ungerechtigkeit Gottes finden zu wollen, da der Mensch keinen Anspruch auf frühere Theilnahme am Genusse der ihm zugedachten himmlischen Herrlichkeit zu machen habe. III) Noch ein paar Worte über die Uebereinstimmung des Lebens Jesu mit Weissagungen im A. T. (S. 95. IV) Bemerkungen zur Beantwortung der Frage: „Zu welchen Betrachtungen führt uns die Behauptung der zu höherer Vollkommenheit führenden ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes? (S. 96—103.) V) Ueber des Hrn. Dr. Bretschneider neueste Schrift: „Antwort an Hrn. Prof. Dr. Aug. Hahn (Altenb. 1832.)" (S. 104 bis 109.).

v. Langsdorf.

---

1) *Geschichte der Römischen Literatur von Dr. Johann Christian Felix Bähr, Grofsh. Bad. ordentl. Professor an der Universität zu Heidelberg. Zweite, vielfach vermehrte und berichtigte Ausgabe. Karlsruhe. Druck und Verlag der Chr. Fr. Müller-schen Hofbuchhandlung*, 1832. *XXII und* 418 *S. in gr.* 8.

2) *Abrifs der Geschichte der Römischen Literatur, zum Gebrauch für höhere Lehranstalten, von Johann Christian Felix Bähr. Heidelberg, bei Karl Groos,* 1833

Die zweite Ausgabe unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich durch Berichtigung und Vervollständigung einzelner Angaben, und mannichfach dadurch veranlafste Zusätze, welche freilich von-

dem Umfang sind, dafs das Buch um zweihundert Seiten stärker geworden und in Vielem eine ganz andere Gestalt erhalten hat. Im Einzelnen diese Veränderungen und Zusätze namhaft zu machen, wäre nicht wohl möglich; indefs kann der Verf. seinen Lesern die Versicherung geben, dafs fast keine Seite unverändert geblieben ist, so unverändert auch sonst Anordnung, Plan und Einrichtung des Ganzen geblieben ist und bleiben mufste. Eine gröfsere Ausdehnung, mit Beifügung mehrerer ganz neuen Paragraphen, hat der erste oder allgemeinere Theil erhalten; es sind hier insbesondere die Ursachen, welche auf die Blüthe und den Verfall der Literatur eingewirkt haben, mit gröfserer Ausführlichkeit entwickelt, und in dieser Hinsicht auch Manches über Bibliotheken, Lehranstalten u. dergl. m., was in der ersten Ausgabe vermifst wurde, hinzugefügt worden; der Verf. wollte lieber Thatsachen liefern, aus denen jeder denkende Leser sich selbst ein Urtheil zu bilden im Stande ist, als in oberflächlichem Räsonnement, schalem Gerede, das sich den Anstrich einer philosophischen Betrachtungsweise zu geben sucht und darum mit vornehmer Bestimmtheit selbst da abspricht, wo aus Mangel an Daten kein bestimmtes und entscheidendes Urtheil möglich ist, seine Leser ermüden.

In ähnlicher Weise sind die Abschnitte über die ältesten Denkmale der Poesie, über die Poesie selber nach ihren einzelnen Unterabtheilungen mit vielfachen Zusätzen vermehrt worden, wie dies, um nur das Eine anzuführen, die Abschnitte über Virgilius, Lucanus, Phädrus u. A., selbst ohne nähere Vergleichung und Prüfung zur Genüge zeigen. Die Lehre von den Inschriften, über welche in der ersten Ausgabe eigentlich Nichts bemerkt war, durfte in der neuen Auflage nicht fehlen. Dieselbe Aufmerksamkeit ist dem andern Theil, welcher die Prosa zum Gegenstande hat, gewidmet worden, und was hier der Verf. geleistet, welche Zusätze und Berichtigungen auch hier überall statt gefunden, kann selbst ein oberflächlicher Blick lehren. Manche schätzbare Zugabe hat der Verf. dem Hrn. Prof. Orelli in Zürich zu verdanken, und was die Ausgabenverzeichnisse betrifft, die um so mehr einer sorgfältigen Revision unterworfen werden mufsten, als der Verf. sich längst überzeugt hatte, dafs, namentlich für die älteren Ausgaben, Fabricius (dem man bisher doch allgemein gefolgt war) kein gültiger Gewährsmann sey, so hat der Verf. bei diesem mühsamen Geschäfte die Unterstützung des Hrn. Diakonus Bardili in Urach durch Uebersendung einer Reihe von Bemerkungen zur Berichtigung und Vervollständigung zunächst dieses Theils seiner Arbeit dankbar anzuerkennen, weil es ihm dadurch möglich geworden ist, auch diesen Theil seines Werkes der gewünschten Vervollkommnung immer näher zu bringen. Bei diesen Ausgabenverzeichnissen sind zunächst auch die, welche von wesentlicher Bedeutung sind oder eine Epoche in der Behandlung des Autors

bilden, durch gröfseren Druck hervorgehoben. Ungeachtet aller auf die Correctur verwendeten Sorgfalt, hat der Verf. doch einige (freilich bei einem Werke der Art kaum zu vermeidende) Druckfehler zu beklagen, die sich hie und da eingeschlichen haben, wie z. B. §. 208. Zeil. 12, wo statt 753 zu setzen ist 735, oder §. 9. S. 22. Z. 22, wo statt 899 zu lesen 599.

Dafs das Erscheinen mehrerer Werke während des Drucks dieser Ausgabe Gelegenheit zu Nachträgen geben mufste, wird Niemanden befremden, der die Natur solcher Arbeiten überhaupt kennt, und so hat der Verf. auch seitdem wieder sich Manches gesammelt, was späterer Mittheilung vorbehalten werden mufs, wovon aber zum Theil schon bei der unter No. 2. angeführten Schrift Gebrauch gemacht worden ist. Dieses kleinere Werk ward veranlafst durch manche Aufforderungen, ein kürzeres Handbuch für höhere Lehr- und Bildungsanstalten zu liefern, worin die Resultate des gröfseren, vermöge seines Umfangs zu diesem Zweck minder passenden Werkes in einer klaren Uebersicht zusammengestellt und, so wie es der bemerkte Zweck erfordere, in einer leicht fafslichen Sprache vorgetragen wären. Daher ist die Anordnung des Ganzen dieselbe geblieben, wohl aber Form und Darstellung verändert worden. Alle gelehrte Untersuchungen, alle kritische Forschungen mufsten hier, wo blos die Resultate und auch diese in möglichster Bestimmtheit vorgetragen, wo blos die Ergebnisse der bisherigen Forschungen mitgetheilt werden sollten, wegfallen, und auch hier aller Hypothesenkram, alles oberflächliche Räsonnement, das bei Vielen die Stelle ruhiger Prüfung und mühevoller Erforschung des Einzelnen vertreten soll, fern gehalten werden. Der Verf. hält es daher für seine Pflicht, dem Publikum, das seine Versuche auf diesem Felde bisher mit wohlwollender und anerkennender Theilnahme begleitet hat, zu erklären, dafs er sich von dieser Bahn nimmer werde abwendig machen lassen, weil er sie für die einzige wahre, gründliche Wissenschaft fördernde, hält, so grofs auch das Zetergeschrei ist, welches gegen ihn von einer Seite her erhoben worden ist, und welches er in jedem andern Fall unberücksichtigt gelassen haben würde, wenn er nicht befürchten müfste, dafs man sein Schweigen für eine Zustimmung oder Anerkennung halten möchte.

Der Herr Prof. Bernhardy in Halle, welcher in einer anonymen Recension in der Hall. Allg. Lit.-Zeit. über die erste Auflage meines Werkes sich schmähend ergossen (eine Prüfung der von mir gelieferten Data, oder eine theilweise Berichtigung oder Vervollständigung derselben, wie ich dies so sehnlichst wünschte, ist mir leider nicht zu Theil geworden, so dankbar ich dafür auch dem Verf. gewesen wäre), und der darauf auch selbst einen Grundrifs der Römischen Literaturgeschichte (der sich S. 61. meines Werkes unter den übrigen Hülfsmitteln citirt findet), lieferte, hat nun in derselben Weise, wie

bei der ersten Ausg., so auch über die zweite in einer ausführlichen mit der Chiffer B. unterzeichneten Recension in derselben Hall. Allg. Lit.-Zeit. sich ausgelassen, natürlich jetzt mit um so mehr Heftigkeit, je gröfser die Theilnahme war, welche die gelehrte Welt meinem von ihm als so geist- und wissenschaftlos bezeichneten Werke in Vergleich mit seinem so geistreich und philosophisch geschriebenen Grundrifs bewies; ja der mit B. bezeichnete Recensent geht so weit, dafs er mir daraus einen Hauptvorwurf macht, Bernhardy's Grundrifs der Röm. Lit. Gesch (als wenn Recensent und Verfasser zwei verschiedene Personen wären), bei der neuen Ausgabe nicht benutzt zu haben. Ich habe mich bisher jeden Urtheils über diesen Grundrifs enthalten, wozu sich selbst in diesen Blättern mir mehrfach Gelegenheit darbot; ich habe auch, aufgefordert von mehreren achtbaren kritischen Instituten, eine Recension dieses Werkes zu liefern, dies abgelehnt, weil es gegen meine Grundsätze ist, Werke von Verfassern zu recensiren, die über die meinigen hergefallen sind, wo mein Urtheil leicht als die Folge einer gereizten Stimmung oder einer gemeinen, niedrigen Rachsucht verschrieen werden könnte. Jetzt aber nöthigt mich jener Vorwurf zu einer Erklärung bei dem Publikum, das aus meinem Werke selbst sich hinreichend überzeugen kann, wie ich bei meinen Forschungen Alles, was zur Vervollständigung oder Berichtigung dienen konnte, gewissenhaft benutzt habe. Was von positiven Angaben in jenem 1830. erschienenen Grundrifs enthalten ist, steht bereits in meinem 1828. (nach der ersten Ausgabe) erschienenen Werke, freilich umgossen mit einem Schwalm hochklingender Phrasen und hochtrabender Tiraden, die dem Ganzen den Schein des Geistreichen und Philosophischen geben und Andere, welche nicht immer Zeit und Mufse haben, in eine nähere Prüfung einzugehen, um die gemeinen Gedanken ihres hochklingenden Tons zu entkleiden und den Schwalm vornehmer, oft unverständlicher Ausdrücke zu verflüchtigen, blenden sollen, während zugleich die Bestimmtheit, mit welcher über Alles wegräsonnirt wird, auch über das, was man nicht weifs und auch nicht zu wissen vermag, den bei näherer Prüfung nur allzubald sichtbaren Mangel eigener bis in das geringste Detail sich erstreckenden Forschung (wie sie hier doch nothwendig ist) verdecken soll. Es ist in der That leichter, über Alles abzuurtheilen, als sorgsam die einzelnen Angaben zu prüfen und aus diesem mühesamen Geschäft sich ein Resultat zu bilden; daher trifft die, welche das Letztere thun, nicht selten das Loos, von der Classe jener vornehmen und philosophischen Geister herabgesetzt und gelästert zu werden, und so wird es auch leicht erklärlich, warum der geistreiche Verfasser des Grundrisses mein Werk so gern in den Augen der Leser als eine geist- und wissenschaftslose Compilation darzustellen und in die Classe blofser Materialiensammlungen, aus welcher erst solchen Geistern, wie der Verf. des Grund-

risses ist, ein Gebäude aufzuführen vorbehalten ist, zu stellen bemüht ist. Mag demnach der bemerkte Verf. und Recens. gegen mich schreien, was er will und wie er will, mit und ohne Namensunterschrift; ich werde mich dadurch nicht irre machen lassen, auf dem einmal betretenen Wege einer gründlichen, besonnenen und ruhigen Forschung fortzufahren und die Resultate meiner Forschungen nicht in vornehmen, philosophisch klingenden Phrasen, in unverständlichem Wortkram und geistreichem Gefasel, sondern in einfach schlichter und Allen verständlicher Prosa vorzutragen, und keine Mühe scheuen, auf diesem Wege meinem Werke die möglichste Vollendung zu geben. Dafs aber für mein auf historische Wahrheit, wie sie sich aus einzelnen Daten und positiven Angaben ergiebt, berechnetes Werk aus einer Schrift, die nach individuellen Ansichten und einem gewissen philosophischen System das Historisch-Gegebene modelt und davon selbst die Erforschung des Positiven abhängig macht, Nichts gewonnen werden konnte, bedarf kaum einer näheren Erörterung, und es kann nicht zweifelhaft seyn, welches der wahre, hier zu befolgende wissenschaftliche Weg sey, so lange man überhaupt noch von dem, was Geschichte ist und heifst, eine Idee hat.

Chr. Bähr.

Populäre Himmelskunde oder allgemein fafsliche Betrachtungen über die grofsen Wunderwerke des Weltalls. Nach den neuesten astronomischen Entdeckungen für gebildete Leser aller Stände, sowie zum Privat-Unterrichte. Von Dr. Aug. Heinr. Christ. Gelpke, Herzogl. Braunschweigischem Schulrathe und Professor der Mathematik und Astronomie am Herzogl. Collegium-Carolinum u. s. w. Vierte verbesserte, mit vielen Zusätzen und neuen Erläuterungen vermehrte Ausgabe. Mit 5. Kupfertafeln. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandl. 1832 *XVIII u.* 313 *S.* 8.

In sechzehn Betrachtungen übergiebt hiermit Hr. G. dem Publikum die vierte Ausgabe seiner populären Darstellung der Himmelskunde. Die neuesten Entdeckungen wurden dieser Auflage von dem Verf. beigefügt, wodurch sie einen bedeutenden Vorzug vor den früheren erhält. Besonders ausführlich wird in der fünften Betrachtung über die Gröfse, Umwälzung, Beschaffenheit der Oberfläche, dem Luftkreise und der Bewohnbarkeit des Mondes gehandelt, und das Vorgetragene durch mehrere Kupfertafeln, namentlich durch Tob. Mayer's Abbildung der Mondsfläche, erläutert.

Examen critique des travaux de feu M. Champollion sur les hieroglyphes, par Mr. J. Klaproth. Ouvrage orné de trois planches. **Mit dem Motto aus Plinius:** *editor verius quam splendor. Paris, libraire orientale de Dondey-Dupré, père et fils, Rue Richelieu No. 47bis et Rue Saint-Louis No.* **46. 1832.** *VIII* **und 175** *S. grofs* **8.**

Nicht Herabsetzung der Verdienste eines für die Wissenschaft zu frühe gestorbenen Mannes konnte Zweck und Absicht dieser Schrift seyn, wohl aber nähere Beleuchtung seiner Leistungen in dem Entziffern der Hieroglyphen, um so überhaupt den Standpunkt oder die Fortschritte bestimmen zu können, zu welchen wir in dem Auffassen der Hieroglyphen gelangt sind. Freilich ist das Resultat der hier geführten Untersuchung im Ganzen sehr negativ; denn, wenn man die vielen willkührlichen Deutungen und Annahmen, die in den meisten Versuchen des sel. Champollion's vorkommen, wegnimmt, so ist im Ganzen dasjenige, was mit Sicherheit in den hieroglyphischen Denkmalen bis jetzt gelesen werden kann, von keiner grofsen Bedeutung, unsere durch mancherlei Ankündigungen erregten Hoffnungen, endlich einmal zum vollkommenen Verständnifs der Hieroglyphen zu gelangen, aber sehr herabgestimmt und in's Weite gestellt. Denn Champollion's Entdeckungen mittelst des phonetischen Alphabets beziehen sich nur auf eine sehr beschränkte Zahl von hieroglyphischen Zeichen, welche mehrere Eigennamen und einige andere Worte enthalten, geschrieben in einem Alphabet, dessen System einigermafsen dem der semitischen Sprachen gleicht, wo nur die Consonanten eines Wortes geschrieben werden. Es sind diese Namen von Königen, Göttern u. dgl. in eigene Rahmen (*cartouches*) eingeschlossen, aber die zahlreichen sie umgebenden Zeichen, welche die Legende oder Erzählung enthalten, bleiben freilich unverständlich, so dafs über ihren Inhalt nur Vermuthungen übrig bleiben, welche einer sicheren Grundlage entbehren, weil diese Zeichen symbolischer und nicht phonetischer oder alphabetischer Natur sind. Da diese Classe von Zeichen bei weitem die Mehrzahl bildet, so bleibt die gröfsere Masse der hieroglyphischen Zeichen noch immer unverständlich und wird es wohl noch eine geraume Zeit bleiben; nur die unrichtige Anwendung des phonetischen Systems auf diese andern Zeichen, die einen symbolischen Charakter haben, ist es, welche namentlich bei Champollion (der freilich dabei keine andere Absicht hatte, als die, recht viele Hieroglyphen entziffern und lesen zu können) eine Menge von willkührlichen und irrigen Deutungen herbeigeführt, und ihn oftmals mit sich selbst in Widersprüche verwickelt hat, wovon uns in dieser Schrift gar manche Beweise vorgelegt werden. Wir bedauern, dem Verf., dem wir schon so viele Aufklärungen und Berichtigungen auf diesem dunkeln und schwierigen Felde verdanken, nicht in das Ein-

zelne folgen zu können, und würden gern aus den inhaltreichen „*Observations sur l'alphabét phonétique*," welche von S. 26. an, mit steter Berücksichtigung der Forschungen Champollions, den gröfseten Theil des Buchs füllen, Manches anführen, wenn der Raum es erlaubte, und die dazu erforderlichen Zeichen oder Typen, die man freilich schwerlich anderswo als in Paris suchen und finden dürfte, in unsern Händen wären. So müssen wir Alle, die um Entzifferung der Hieroglyphen sich interessiren, auf die Schrift selber verweisen, die ihnen zugleich zeigen kann, wie Wenig von dem, was bisher vorgebracht worden, vor einer näheren Beleuchtung und strengen Kritik Stand halten kann. Gleiche Wichtigkeit haben die *Observations* über die Inschrift von Rosette (p. 135 ff.) und über das Monument von Abydus (p. 150.), den beiden in Absicht auf Entzifferung der Hieroglyphen wichtigsten Denkmalen ägyptischen Alterthums; von letzterem erhalten wir einen sehr genauen und richtigen Nachstich.

Mögen diese Worte genügen, auf diese wichtige Schrift aufmerksam zu machen, deren Inhalt freilich allen Denen, die mit ähnlichen Entzifferungsversuchen, wie Champollion sich beschäftigen, doppelte Vorsicht und Behutsamkeit empfehlen sollte, uns aber mifstrauisch machen mufs gegen jede angebliche Deutung oder Entzifferung, welche aufserhalb des oben bezeichneten Kreises liegt. Auch würden ohne eine gründliche und umfassende Kenntnifs der Koptischen Sprache, was bisher zum Theil versäumt worden, schwerlich grofse Fortschritte zu erwarten seyn.

Chr. Bähr.

C. Weitzmann's sämmtliche Gedichte. Vollständige, von dem Verf. selbst revidirte Ausgabe. In drei Bändchen. Erstes und zweites Bändchen. Gedichte in reindeutscher Mundart. kl. 8. Ludwigsburg, bei Nast. — Drittes Bändchen in schwäbischer Mundart. Ebendas.

Der vor ein Paar Jahren zu Ehingen an der Donau verstorbene Dichter Weitzmann galt seit manchem Jahrzehend in der Umgegend auch bei den Gebildeteren als der glücklichste humoristische Darsteller des schwäbischen Volkslebens in dem Idiom der Oberschwäbischen Gauen, dessen er durch die genaueste Bekanntschaft und vielseitige Berührung mit dem Volk so sehr Meister war, dafs ihm unsers Wissens in der Leichtigkeit und Geläufigkeit der Versification Niemand gleichkam.

In dieser Hinsicht — abgesehen von dem Inhalt und von der vorherrschenden Geistes- und Gemüthsrichtung, vergleichen wir ihn mit dem Nürnberger Grübel und dem allemannischen Dichter

Hebel; aber man wolle uns nicht mifsverstehen, wir sprechen vor der Hand blos von der Form, und werden auf Inhalt, Gesinnung und Tendenz später zurückkommen.

Der Zahl und dem Umfang nach schlagen die Gedichte in reindeutscher Mundart vor, wie dies schon bei den früheren, aber bei weitem nicht so reichhaltigen Ausgaben (Ulm 1803. und Neueste Gedichte I. Ulm 1819.) der Fall war. — An eigenthümlichem Gehalt stehen die in schwäbischer Mundart voran.

Betrachten wir den Sinn und Geist des Mannes, der uns hier seine poetischen Arbeiten darlegt, überhaupt, so finden wir an ihm die meiste Aehnlichkeit und Geistesverwandtschaft mit Blumauer; und — wir mögen die Gelegenheitsgedichte oder die freien Ergiessungen seiner Muse ansehen, so bietet sich das Resultat dar, dafs er im Humoristischen, Scherzhaften und Satyrischen in seinem Elemente ist, während es ihm mit ernsten Stoffen weit weniger gelungen ist. Es mag ihm im Dichten ergangen seyn, wie im Leben, und wir erinnern uns auch seiner Physiognomie als einer solchen, die unser Urtheil über die Natur seiner Geistesprodukte vorbildete.

Darum finden sich auch der Produkte ernster Muse verhältnifsmäfsig sehr wenige, sowohl unter denen in reindeutscher Mundart, (von welchen das zweite Bändchen eigentlich lauter scherzhafte Gedichte und Epigramme enthält, während im ersten sich vielleicht ein Drittheil von ernstem Inhalt findet,) als unter den schwäbischen Gedichten, die das dritte Bändchen ausmachen. Zwar hat sich unser Dichter nicht ohne Glück in Gedichten höheren Inhalts versucht, wie z. B. in den Gedichten: „Ahnung und Sehnsucht," S. 2—5; „Petrarcha an Laura," S. 24, und besonders „der Steuermann," S. 25.

Indessen ist er nur da recht eigentlich in seiner Sphäre, wo Witz und Laune spielt; wie er denn selbst den ernsten Stoff seiner Genesung von drei Krankheiten durch sein Gedicht „an den lieben Tod" und durch den launigen „Dank an Hrn. D. Amann" S. 76. und 69. in's Komische überträgt.

In Blumauer'scher Manier ist die im Jahr 1796. gedichtete komische Ballade: „die Franken in Schwaben," und die unvollendet gebliebene „Drechselbank im Olymp." *) In einigen Epigrammen kommt abgenutzter Witz vor, wie S. 202: „der beste Trost."

---

*) Eine Anmerkung — wahrscheinlich der Verlagshandlung, sagt, „dafs der unvermuthet schnelle Tod des Verfs. die Vollendung dieses Scherzgedichtes unterbrochen habe." Allein schon die Ausgabe von 1819. hat alle die hier wiedergegebenen sechs ersten Kapitel dieses Gedichts.

Unbedenklich geben wir aber dem die Gedichte in schwäbischer Mundart enthaltenden dritten Bändchen den Vorzug vor den zwei ersten. Die Eigenthümlichkeit des Verfassers und seine Auffassungsgabe der naiven Originalität des Oberschwäbischen Landvolks tritt hier ansprechend hervor, und die leichte Versification in diesem Dialekt zieht an; für Franken oder gar Norddeutsche möchte es aber eine ungeniefsbare Kost seyn, zumal da kein Idiotikon beigefügt ist.

Uebrigens gilt auch hier, was oben bemerkt wurde, dafs hauptsächlich das Komische das Element unsers Dichters ist; dieses geht in's Possierliche über, wenn er z. B. in der „tragikomischen Bauernoper" — das Weltgericht — die Götter Griechenlands in der Sprache und Art schwäbischer Landleute über Gegenstände der modernen Welt und über Tagesbegebenheiten der neuesten Zeit reden läfst, wie z. B. S. 12. in den Worten Jupiter's.

Die von ernsthaftem Inhalt im schwäbischen Dialekt, in welchen sichtbar der allemannische Volksdichter nachgeahmt werden sollte, sind von Weitzmann's Sohne, Karl Ernst, z. B. S. 49. der Frühling, S. 43. Frühlingsconcert, S. 62. der Winter, nebst einigen andern, unter welchen allen wir dem zuletzt genannten den Preis zuerkennen möchten.

Einen matten Ausgang nimmt das „heroisch-kriegerische Ideal" — Scenen während des Belagerungs-Manövers in der Stadt Munderkingen im Sept. 1822. —

Aufser dem schon erwähnten „Weltgericht" möchten unter die gelungensten in schwäbischer Mundart gehören: „das am 31. Aug. 1822. in Ulm abgehaltene Landwirthschaftsfest," von einem Alpenbauer — sollte heifsen „von einem Bauer auf der Alb" — seiner Familie erzählt, und „der Glückwunsch an der Wiege des Kronprinzen." —

Der Bauernwitz in diesen Gedichten fällt freilich manchmal in's Plumpe, selten in's Indecente. Das Schmutzige aber, was wir von des Verfs. früheren Gedichten in der Ausgabe von 1803. finden, ist löblichermafsen in dieser Sammlung weggelassen.

Das Aeufsere der Ausgabe ist gefällig.

Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis und in die gesammte apokalyptische Literatur. Von Dr. Fr. Lücke, ord. Prof. der Theol. in Göttingen. Bonn, bei Weber, 1832. XIV u. 576 S. — Auch unter dem Titel: *Commentar über die Schriften des Evangelisten Johannes. 4ter Theil. 1ster Band.*

Schon bei den Johanneischen Briefen, deren Bearbeitung der Verf. 1825. bekannt gemacht hat, bewies Derselbe — wie Rec. damals (in No. 66 u. 68. der Heidelberger Jahrbücher 1828.) mit Vergnügen anerkannt, und eben dasselbe bei seiner eigenen Bearbeitung der 3 Lehrbriefe von Johannes (Heidelberg, bei Winter, 1829.) noch öfter erprobt und zum Theil benutzt hat — seine nunmehrige Entschiedenheit für die historisch-philologische Methode, als Grundgesetz auch der biblischen Interpretation, und zugleich das rühmliche Bestreben nach Freiheit von Einmischung dogmatischer Voraussetzungen und Vorurtheile. Diese beide Grundbedingungen einer richtigen Schrifterklärung wurden auch dort schon mit einer nützlichen Vergleichung einiger alter patristischer Ausleger verbunden. Eben dieselben dreifachen Beweise einer zweckmäfsig gelehrten Bibelforschung finden wir, in einem noch vorzüglicheren Grade, durch die nunmehr nach 7 Jahren nachfolgende Untersuchungen über die Apokalypse so angewendet, wie sie allerdings bei dieser Schrift mehr, als bei irgend einer andern Neutestamentlichen, vereinigt und in Anwendung gebracht werden müssen.

Die jetzt gegebene Einleitung beschäftigt sich mit drei Hauptpunkten. Zuvörderst macht der gelehrte Fleifs des Verfs. auf die sonsther noch vorhandenen apokalyptischen Schriftreste des Alterthums nach den jetzigen vermehrten Hülfsmitteln kritisch und exegetisch aufmerksam. Er gewinnt dadurch unstreitig für die Johanneische Apokalypse auf doppelte Weise eine gute Vorbereitung. Die

Leser nämlich werden durch Blicke auf das Buch Henoch, die Sybillin. Bücher u. s. w. zum Voraus darüber zu denken gewöhnt, was für eine Art von „Apokalyptik," das ist, von religiösen Voraussagungen über die Schicksalsentwicklung und den endlichen gewissen Sieg des messianischen Gottesreichs — in den ersten, das Urchristenthum umgebenden, Jahrhunderten gangbar geworden und ungeachtet so vieler für uns unverkennbaren Merkmalen von Unächtheit und grofser Geistesbeschränktheit mit lebhafter Theilnahme aufgefafst war, so dafs ein grofser Theil der Erbauung und Hoffnung auf diesen, glaubig festgehaltenen, Revelationen der Zukunft beruhte. Zugleich aber sind alle jene noch übrigen Produkte der Liebe für die weltbesiegende Apokalyptik ihrem Inhalt nach so beschaffen, dafs sie in diesem ganzen Zeitgemälde recht eigentlich wie der Schatten, durch welchen die Vorzüglichkeit der Johanneischen Apokalypse desto mehr hervortritt und ins Licht gestellt wird, angebracht erscheinen.

Der andere Hauptpunkt ist, dafs der Verf. das Verhältnifs des neutestamentlich kanonischen Prophetenbuchs zu dem meist angenommenen Urheber, dem Apostel Johannes, theils durch erneuerte Erwägung aller äufseren Zeugnisse, theils durch Vergleichung des Innern, nämlich der Darstellungsart, der Sprache und des Gedanken-Inhalts mit den andern als Johanneisch vorausgesetzten Schriften zu bestimmen alle Mühe anwendet. Sein Resultat ist, dafs vornämlich wegen des grofsen Unterschieds nicht nur der Sprachart, sondern auch der mehr sinnlichen, als geistigen, Vorstellungen von den Fortschritten des christlichen Gottesreichs, — der Apostel, als Verfasser des Evangeliums und der Briefe, vorausgesetzt, wenigstens nicht unmittelbar der Urheber oder der Veranlasser dieser Apokalypse gewesen seyn könne. Dieser Hauptheil der ganzen Lücke'schen Forschung, welcher, dem Resultat nach, Semlerisch-kritisch ist, in der Behandlung aber sehr gemäfsigt zwischen Kirchenorthodoxie und Heterodoxie die Mitte hält, kann vorerst dazu

vornämlich nützlich wirken, dafs die Ausleger endlich auf einen wahrhaft unpartheiischen Standpunkt zu treten wagen. Nur auf diesem feststehend kann man den ganzen Inhalt der kanonisch überlieferten Schrift blos aus ihr selbst, und ohne alle Rücksicht auf Erfüllung oder Nichterfüllung, philologisch und psychologisch, nach denen bei jeder andern ähnlichen Schrift anerkennbaren hermeneutischen Regeln ins Klare zu bringen suchen, ohne zum Voraus wegen der möglichen Folgerungen und Beziehungen auf das, was man sonsther etwa im sogenannten „christlichen, oder vielmehr dogmatischen Bewufstseyn" haben könnte, bekümmert zu seyn.

Der dritte Hauptpunkt bezieht sich auf die Auslegung und Anwendung der für den Verf. zwar nicht Johanneisch-apostolischen, aber doch kirchlich-kanonischen Apokalypse. Auch für diese Abhandlung wird der Leser durch einen wahrhaft unterrichtenden Umrifs von der Geschichte der Exegese des Buchs vorbereitet, alsdann aber Auslegung und kirchlicher Gebrauch desselben soviel möglich unterschieden. Darauf, dafs die Auslegung nach den allgemeinen, auf eine prophetische und poetische Schrift anwendbaren, Grundsätzen durchgeführt werden solle, besteht der Verf. folgerichtig. Was aber den Gebrauch betrifft, so setzt Er zwar bestimmt voraus, dafs derselbe aus der möglichst richtigen Auslegung des Buchs geschöpft werden solle, dafs aber (S. 574. 575.) der Theologe, der die Kanonicität des Buchs anerkennt, dasselbe als eine reiche mit der christlichen Lehre immer übereinstimmende Quelle christlicher Erbauung und Anregung anzuwenden habe, damit den Gemeinden die nothwendige Belehrung über das Wesen der christlichen Prophezeiung und Poesie, sowie über den Gang und die Gesetze der Entwicklung und Vollendung des göttlichen Reichs auf Erden nicht entzogen oder verkürzt werde.

Der Verf. selbst hat sehr wohl eingesehen, dafs der Apokalyptiker seine glaubigen Leser noch gar sehr auf einen sinnlichen Standpunkt gestellt habe und überhaupt

(wenn man die Wahrheit nicht verhüllen will) beruht jene ganze Apokalyptik nicht auf Hoffnungen des Siegs der christlichen Lehre durch bessernde Ueberzeugung, sondern ganz allein auf den sinnlichsten Erwartungen der gewaltsamsten Siege der Allmacht durch Kriege und Naturübel, welche das Judenthum nach 11, 13. grofsentheils noch bekehren, das Heidenthum aber, sowohl der Römer K. 17. als anderer sonst übrig bleibender barbarischer Völker 20, 8. zernichten und vertilgen werde. Daher weifs Rec. von dem Hauptinhalt der kanonischen Apokalypse vornämlich nur diesen Gebrauch vorauszusehen, dafs so, wie in dem Erfolg selbst die göttliche Weltordnung die Nichterfüllung der apokalyptischen Gewalthoffnungen unläugbar gemacht hat, wir die nunmehrigen Mitchristen nach dem Geist und der Wahrheit richtiger belehren, damit sie bei sich und andern den wahren Sieg des Christenthums durchaus nicht auf die irdische Weise, wie er hier poetisch und prophetisch vorgemalt ist, zu erwarten und zu wünschen fortfahren; wobei allerdings zugleich nachgewiesen werden kann, wie jene noch allzu irdische Ahnungen einer gewaltsamen Weltüberwindung nur etwas noch aus den jüdischen Propheten Uebergegangenes war, welches in der That dem Christenthum, das nach Jesu ächtreligiösem Geist und Sinn allein durch Besserung der Gesinnung und gottgetreue Rechtschaffenheit entstehen und sich verbreiten sollte, als eine Beförderung des Strebens nach bischöflicher Kirchenherrschaft schädlich und sogar eine Hauptursache der meisten früheren Verfolgungen geworden ist.

Der zweite Hauptpunkt, welchen der Verf. gelehrt bearbeitet, ist der wichtigste. Rec. will deswegen zuvörderst in Beziehung auf diesen manche Bemerkungen mittheilen, deren Prüfung zur weiteren Aufklärung der Hauptfrage einiges beitragen möchte.

Soll gerade ein solcher Gegenstand, bei welchem Jahrhunderte hindurch vorgefafste Meinungen dafür oder dawider nur in Labyrinthe geleitet haben, endlich partheilos betrachtet werden, so ist, dünkt mich, hiezu das einzige Mittel, dafs man die Sache, wie sie an sich vorliegt, vorerst so betrachte und beschreibe, wie wenn man alles darüber sonsther Ueberlieferte, Gemeinte und Behauptete vergessen haben könnte. Was an sich wahr oder an sich unrichtig ist, das mufs wahr oder unrichtig bleiben, es mag ursprünglich gesagt oder geglaubt worden seyn, von wem irgend.

Nach dieser Grundregel scheint mir immer eine ächt-philologisch-historische Auslegung des wörtlichen Inhalts jedes biblischen Buchs die beste Einleitung in dasselbe. Die innere eigentliche Geschichte aller dieser offenbar mit keiner oder gar weniger Künstlichkeit entstandenen Aufsätze liegt in ihnen selbst. Zuvörderst ihren einfachen Sinn zu verdeutlichen, ist die Hauptaufgabe der historischen Interpretation. Alles äufserlich Geschichtliche über Entstehung, Anerkennung und Anwendung ist besonders bei den sämmtlichen Bestandtheilen der Bibel, wenn wir es, wie wir sollen, genau nehmen, so ungewifs, dafs fast bei keinem Einzelnen eine zuversichtliche Behauptung über den Urheber und die Entstehungszeit für die Auslegung selbst zur Grundlage gemacht werden kann. Besser also, dafs das, was über das äufserlich-geschichtliche wahrscheinlich gemacht werden kann, erst der Auslegung sich anschliefse und ihr nachfolge. Geht es voraus, so kann es z. B. auf den Erklärer der Apokalypse nie ohne Einflufs seyn, ob er sie zum Voraus auf irgend eine Weise von einem Apostel oder wenigstens von einem Verfasser ableitet, dessen Schrift in den Kirchenkanon zu kommen verdient habe.

Betrachten wir die auf jeden Fall schon an sich und ohne Hinsicht auf den Verfasser so interessante Apokalypse zunächst, wie sie vor uns liegt, so wird, was Dr. L. im 6ten Kapitel S. 420—446. über die ursprüngliche Ganzheit und Einheit des Buchs abhandelt, in

unserm Betrachtungsgang das Erste, aber so, dafs zugleich sein erstes Kapitel, die Darstellung des Inhalts, nur nach einer etwas mehr speciellen Auslegung, als vorest S. 6—21. gegeben wurde, damit zu verbinden ist.

Die Ganzheit des Buchs kann und mufs, wenn wir es mit dem Inhalt genau nehmen, immer doch von der wahrscheinlichen Entstehung der einzelnen Theile wohl unterschieden werden. Als ein Ganzes, nämlich als eine „Apokalypse Jesu des Messias selbst," ist es uns nicht allein durch seinen Titel 1, 1, sondern auch durch den Schlufs 22, 16—20. vorgelegt. Auf das letztere Datum wird meist zu wenig geachtet; offenbar aber giebt sich eben dadurch die Schrift in ihrer jetzigen Gesammtheit nicht als Offenbarung irgend eines Menschen, sondern Jesu selbst, der das, was 1, 1. der Titel des Ganzen sagt, am Ende auf's Neue durch die in der ersten Person redende Worte bestätigt: „Ich Jesus habe meinen Engel gesendet, um Euch dieses vor den Gemeinden zu bezeugen." Durch das ὑμῖν = Euch werden unmittelbar eben die Schutzengel oder Aufseher der Gemeinden angeredet, an welche von vorneher 1, 10. alles gerichtet seyn soll, vermöge der Worte: „Schreibe also (du Johannes, nämlich in meinem, Jesu, Namen) was du sahst und was ist und was werden wird." Dies alles erklärt der am Schlufs redende Jesus für etwas von Ihm an die förmlich angeredeten Gemeindevorsteher Geschicktes, welches ihnen, „wie in Gegenwart (ἐπι = עַל) der Gemeinden, als Zeugnifs mitgetheilt werde." Läfst sich also gleich, wie ich anzugeben haben werde, im übrigen Inhalt ein Hauptunterschied des Mitgetheilten, eine wesentliche Dreitheilung finden, so zeigt es sich doch, dafs am Ende das Ganze als eine ungetrennte Sammlung den Gemeinden gegeben wurde.

Zu dieser genaueren Unterscheidung bewegt mich Titel und Inhalt. Sogleich nach dem Titel des Ganzen nennt sich von 1, 4—8. Johannes, so wie es sich

auf das Ganze bezieht. Diese Verse erscheinen mir daher als das, was aufser dem Titel von dem Mittheiler erst, als er die ganze Sammlung machte und herausgab, vorangesetzt worden ist. Sonderbar wäre es sonst, dafs im 1, 9. Johannes sich abermals mit Namen und in der ersten Person einführt. Dies letztere halte ich deswegen vielmehr für die erste Spur von der Entstehung einzelner Theile. Es ist der specielle Anfang des zuerst für sich allein entstandenen ersten Haupttheils 1, 9—4, 22, welcher späterhin mit zwei andern Hauptstücken in Eines zusammengefafst das jetzige Ganze bildet.

Ein mit den 7 Gemeinden brüderlich, mitleidend und mitharrend, verbundener und genau bekannter Johannes, der sich selbst aber gar keine besondere Auctorität beilegt, sondern erst 1, 19. sich dazu beauftragen läfst, hat an den sieben bestimmt geschilderten Gemeindevorstehern und ihrer Wirksamkeit manches zu loben, mehreres angelegentlich zu tadeln. Sein Gemüth ist voll davon; aber es in seinem eigenen Namen auszusprechen, würde ihm wohl schwer gefallen seyn, auch bei weitem weniger gewirkt haben. Diese geistige Last liegt ihm so auf dem Herzen, dafs er, in der feierlichen Mufse an dem wöchentlichen Gedächtnifstage der Auferstehung Jesu, einsam nur im Geiste seyend *(non nisi mentis sibi conscius factus)*, d. i ganz in sein Innerstes zurückversetzt, Den wirklich hört und anschaut, welchem er gerne seine 7 Gemeinden rein erhalten und gereinigter, als sie jetzt waren, darstellen möchte. Aus dieser Gemüthsstimmung und Gedankenfülle entsteht die Vision und in dieser die Hülfe, dafs der vergegenwärtigte Regent des Gottesreichs dictirt und zu schreiben befiehlt, was dieser Johannes aus eigener Auctorität zu schreiben nicht sich herausgenommen hätte. Hierdurch und eben so durch den im Ganzen vorherrschenden Ton eines einfachen Mitchristen zeigt er nicht das Gefühl eines überhaupthin bevollmächtigten Apostels oder gar des Lieblings Jesu. Auch dafs sich dieser seinen erhöhten Freund

in so furchtbarer Gestalt je vorgestellt hätte, ist mir psychologisch sehr unwahrscheinlich.

Dergleichen Visionen aber überhaupt halte ich, psychologisch, bei weitem nicht immer für Dichtungen oder Mythen, noch weniger für bloſses täuschendes Vorgeben. Ich weiſs darüber Erfahrungen, wo gewiſs keine absichtliche Täuschung unterlief; und es ist, schon nach der Analogie der Träume, wohl auch für jeden Selbstbeobachter sehr begreiflich, daſs in einer noch mehr erhöhten Gemüthsstimmung Anschauungen, an denen sogar die sinnlichen Organe, aber ohne äuſsern Gegenstand, Antheil nehmen können, entstehen mögen, von denen der, welcher sie hat, am wenigsten bemerkt, daſs sie dennoch nur aus ihm selbst, vorerst aber unwillkührlich, entspringen. Die zu dergleichen Geistesanschauungen auf eigenthümliche Weise habituirte Naturen befinden sich zuerst, ohne das Wie? zu wissen, in einem solchen Visionszustand, der ihnen schnell hinter einander eine groſse Reihe von psychischen Intuitionen und vorher kaum gewagten Gedanken vorhalten und sie gleichsam damit erfüllen kann. Wenn sie dann nachher das in der Vision Erfahrene (wie hier Johannes zum Niederschreiben befehligt worden war) wirklich aus der Erinnerung zu beschreiben unternehmen, so pflegen sie dabei zwar wohl ihrer selbst mehr bewuſst, und zu einer gewissen planmäſsigen Anordnung und Ausführung fähiger zu seyn; dennoch aber kommen sie häufig, während sie sich die gehabten Anschauungen wieder vergegenwärtigen, in einen, wenigstens halb ekstatischen, unwillkührlich erhöheten Gemüthszustand, so daſs der Prophet als Heraussager doch von der *μαντεια* oder der passiven, das Selbstbewuſstseyn und die Reflexion hemmenden Begeisterung, welche deswegen *furor* genannt zu werden pflegte, nicht ganz frei ist.

Nur wenn wir uns in diesen aus unwillkührlichen und selbst gewollten Vorstellungen gemischten Seelenzustand hineindenken, wird es möglich, daſs wir uns diejenige Visionen älterer und neuerer Zeit, welche nicht fingirt,

sondern eigenthümlich innere Erfahrungen und Vorstellungen waren, nach ihrer eigentlichen Wirklichkeit vorstellen und ohne Voraussetzung absichtlicher Täuschungen beurtheilen.

Dafs nun aber gerade der Johanneische Apokalyptiker der Selbstthätigkeit, von welcher seine Visionen abhingen, nicht bewufst, vielmehr nach seiner Empfindung ein Seher des Gegebenen und ein inspirirter Niederschreiber desselben war, dünkt mich aus seinem ganzen Ton und besonders auch daraus hervorzugehen, dafs seine ersten Anschauungen so gedrängt und specialisirt sind; da im Gegentheil in den meisten andern Apokalypsen alles in der Unbestimmtheit schwebt und schwimmt, wo nur allerlei mögliche Erfolge generalisirt angegeben werden, das Speciellere aber vorsichtig im Dunkel gehalten ist. Ich zweifle deswegen nicht, dafs zwar das, was der Johannes den Gemeindevorstehern schreibt, vorher bei vollem Bewufstseyn von ihm im Gemüthe vielfach hin und her bewegt und bedacht, also prämeditirt war, dafs es aber alsdann in der wirklichen Vision sich ihm, ohne sein Wissen, in ein Anschauen und Hören verwandelte, und dafs er endlich als Beschreiber des Gesehenen und Gehörten zwar selbstbewufst und überlegend, aber doch noch immer von dem Gegebenen überwältigt und also der Inspiration oder der bewufstlosen Bildung der Gedanken und Bilder sich hingebend zu denken sey, welches Plato dadurch andeutet, dafs den Begeisterten ein Gott, das — Verstehen, wie alles sie doch selbst bewirken, genommen habe.

Ein grofses Moment für diese Ansicht scheint mir darin zu liegen, dafs er sofort 1, 11. an bestimmt genannte Gemeinden sich wendet und nachher eine jede derselben nach ihren Eigenthümlichkeiten vor Augen hat und anspricht; da umgekehrt die andern Apokalypsen aus jener Zeit sich (auf eine sehr verdächtige Weise) nur in allerlei Allgemeinheiten herumdrehen und sich so, dafs sie nicht leicht an etwas Bestimmtem von historischen Umständen gefafst werden können, gleichsam me-

teorisch schwebend zu erhalten wissen. Wer hingegen 7 bekannte Städte sogleich nennt und wer von den Gemeindeaufsehern derselben so viel Unangenehmes auf das Speciellste ausspricht, der mufs von der Wirklichkeit seiner Anschauungen sehr überzeugt und den Gemeinden selbst bekannt genug gewesen seyn. Denn hätte er sich hierin einer Dichtung überlassen, so hätte er ja wohl voraussehen müssen, wie sehr besonders die Getadelten wider ihn auftreten und die ihnen zum Theil sehr unangenehme Schrift als etwas, das ihnen nie zugekommen sey und auf sie gar nicht anwendbar hätte seyn können, desavouiren würden. Alle andere Verfasser apokryphischer Schriften wissen sich recht gut solcher Bestimmtheiten zu enthalten, durch welche sie die baldige Enthüllung ihres Unterschiebens veranlafst hätten.

Dieses erste Niedergeschriebene an die 7 Gemeinden geht allerdings nur von 1, 9. bis 3, 22. Entstanden ist es ohne Zweifel frühe. (Auch Johannes hatte Jerusalem wahrscheinlich schon im J. 44. nach der Enthauptung des ersten Märtyrers aus der Apostelzahl verlassen.) Die Briefe eifern noch gegen keine Art von Häresis, wohl aber wider die Leib und Geist entkräftende Sittenverderbnifs, wie das Urchristenthum Apostg. 15, 29. dagegen sich verwahren mufste, nämlich das Schwelgen durch *ειδωλοϑυτα* und das entnervende Hurenleben, *πορνεια*. Der Gedanke, dafs nur das nothwendige sittlich verlangt, kein anderes *βαρος* auferlegt werde 2, 24, erinnert gar sehr an den in der Apostg. 15, 28. aufbehaltenen, aber schon weit früher an die Urchristengemeinden edirten Brief der Muttergemeinde zu Jerusalem, welcher ungefähr im J. 47. geschrieben seyn mufste (s. Meine Auslegung des Galater- und Römerbriefs. 1831. S. 53.) und das *μηδεν πλεον επιϑεσϑαι βάρος* aussprach.

Nicht vorbeizugehen ist (was auch Dr. Lücke S. 418. und 429. berücksichtigt), dafs der Scharfsinn des Veterans, Dr. Vogel, in seinen Commentationen über die Apokalypse auf eine mögliche Spur der Zeit, wo die

Briefe (der erste Theil des später vereinten Ganzen) verfafst worden seyn möchten, durch Beziehung auf das Erdbeben und die Wiedererbauung von Laodicea aufmerksam gemacht hat. Nach *Tacit. Ann.* 14, 27. „*Eodem anno* [nämlich *Neronis Sexto* = *Dionys.* 60.] *ex illustribus Asiae urbibus, Laodicea, tremore terrae prolapsa, nullo a nobis* [den regierenden Römern] *remedio, propriis opibus revaluit.* Allerdings zeigt diese Nachricht: dafs Laodicea reich war. Wie sehr erklärt sich dadurch Apok. 3, 17, dafs der dortige Gemeindevorsteher zu sagen pflegte: „Reich bin ich!" und: „ich bin schon reich geworden [και πεπλουτηκα!] und habe nichts nöthig!" Der Gegensatz ist: Er sey (geistig betrachtet) der wahre [ὁ] ταλαιπωρος und Erbärmliche; denn er sey arm, blind, nackt. Ihm werde gerathen, solide, reine Goldwaaren [nicht: Flittergoldstoffe] von dem Messias zu kaufen u. s. w.

Dr. Vogel in den 7 Progr. über die Apokalypse nahm an: Laodicea sey in jenem Jahr = *a Dion.* 60. *U. C.* 814. durch ein Erdbeben zerstört worden. Der Apokalyptische Brief könne also nur 10—12 Jahre später, als wieder Reichthum war, geschrieben seyn, und Dr. Lücke bemerkt, dafs dazu wohl auch 8 Jahre genügt haben möchten. Aber Tacit. scheint vielmehr nur zu sagen: Wann Laodicea *revaluit.* Wie lange vorher sie *prolapsa* war, giebt er nicht an. Daher wird begreiflich, warum in dem apok. Brief keine Anspielung auf das — Erdbeben. Wir fragen, ohne sichere Antwort erhalten zu können: Ist der Brief früher als das *prolapsam esse tremore terrae?* oder war dieses schon so lange vorbei, so sehr alles revalescirt, dafs man daran (als an ein Strafgericht) nicht mehr dachte? Fiel das „*reconvaluit*" ins Jahr 6 *Neronis* = 60 *Dion.*, so kann um die Zeit (a. 68—69.), wo Nero επεσε 17, 10, das Erdbeben wohl fast vergessen gewesen seyn. Es kann aber auch nach a. 48—50. (in welche Zeit mir die Erste Abtheilung der Apokalypse zu

fallen scheint) erst dieses Unglück getroffen haben. Zu vergleichen wäre *Ferd. Stosch de Terrae motibus Laodicenis*, abgedruckt in *Fasc.* III. *Otior. litter.* Auch in den Ueberresten der Sibyllinischen (meist jüdischartigen) Fragmente bei Whiston *(a Vindication of the Sibylline Oracles. London.* 1715. 8.) ist zweimal von Laodicea's Erdbeben die Andeutung. p. 69. aus B. V. Αι, Αι Σαρδεις! *αι, αι και πολυηρατε* Τραλλις, Αι, Αι, Λαοδικεια καλη πολι· *ὡς απολεισθε σεισμοις ολλυμεναι* . . . p. 60. aus B. IV. Τλημων Λαοδικεια, *σε δε τρωσει ποτε σεισμος πρηνιξας, στησει (lego στησεις) δε παλιν πολιν ευρυαγυιαν.*

Mehreres über diese Oertlichkeiten vereinigt Gibbon Gesch. vom Verfall des röm. R. 1. Th. S. 101: „Unter der Regierung der Kaiser enthielt das eigentliche Asien allein 500 bevölkerte Städte *(Joseph. de bell. Jud.* II, 16. *Philostrat. in vita Sophistarum L.* II. *p.* 548. *Ed. Olear.)*, die mit allen Geschenken der Natur bereichert, und mit allen Verfeinerungen der Kunst geschmückt waren. Eilf Städte haben ehemals um die Ehre gestritten, dem Tiber einen Tempel zu weihen, und der Senat untersuchte die Verdienste, welche jede davon hierzu berechtigen könnten. *(Tac. Annal.* IV, 55.) Vier wurden sogleich verworfen, weil die Unternehmung ihre Kräfte übersteige, und unter denselben befand sich Laodicea, deren Pracht noch in ihren Ruinen sichtbar ist. (Eine sehr genaue und unterhaltende Beschreibung der Ruinen von Laodicea s. in *Chandlers travels through Asia minor p.* 225 *etc.)* Laodicea hatte von seinen Schaafherden, welche, wegen ihrer feinen Wolle, sehr berühmt waren, ansehnliche Einkünfte. Die Stadt hatte kurz vorher ein Vermächtnifs von mehr als 400,000 Pfund durch das Testament eines grofsmüthigen Bürgers erhalten (Strabo h. XII. p. 866.) Wenn dessen ungeachtet Laodicea für arm gehalten wurde, wie reich müssen dann die Städte, deren Anspruch vorzüglich schien, und insonderheit Pergamus, Smyrna und Ephesus gewesen

seyn, welche sich so lange den Titel der ersten Stadt in Asien unter einander streitig machten. (S. de Boze Diss. in den *Mémoires de l'Acad. des B. L. Tom.* XVIII.) Aristides hielt eine Rede, die noch vorhanden ist, um den wetteifernden Städten den Frieden und die Einigkeit zu empfehlen. — — —

In dem, was in der Apokalypse von 4, 1. folgt, ist der Begeisterte in einen ganz andern Zustand, nämlich in Anschauungen, wo er sich im Himmel zu seyn schien, versetzt, da er bei den ersteren auf der Erde blieb und auch den Befehl, sie sogleich niederzuschreiben, befolgte. Dieses nachfolgende weitere Gesicht (*μετα ταυτα ειδον*) kann deswegen auf keinen Fall wie eine ununterbrochene Fortsetzung des vorhergehenden angesehen werden. Das befohlene Niederschreiben des Vorhergegangnen unterbricht ohnehin alles. Irgend in einem späteren *μετα ταυτα* ist nach 5, 6. auch der Offenbarer, Jesus, in einer ganz anderen Anschaubarkeit, als Arnion vergegenwärtigt, da er vorher 2, 13—19. eigentlich in der Gestalt des Messiasgeistes, als himmlischen Oberaufsehers der Christengemeinden, erschienen war. Dennoch zeugt das Addressirtseyn der ersten Vision an bestimmte 7 Gemeindevorsteher auch für die ganze Sammlung, weil, wenn gleich diese erste Abtheilung zuerst allein ausgegeben war, sie in der späteren Verbindung zu einem Ganzen — zu Protestationen gegen diese Sammlung um so mehr gereizt haben würde, da die darin Getadelte leicht eine desto gröſsere Verbreitung und Einwirkung des Ganzen voraussehen muſsten. Ist gleich 4, 1. ein Unterschied der Zeit nicht angegeben, so sagt doch V. 2, daſs dort erst wieder eine eigene Begeisterung oder ein Zurückziehen in das Innerste des Geistes (ein *γενεσθαι ἐν πνευματι*) erfolgt sey.

Ununterbrochen dauert dieses Versetztseyn des Sehers in den Himmel von 4, 1. bis 14, 20. Die Anschauungen dort oben sind an zweimal sieben Veränderungen geknüpft.

Nachdem der Seher die zweierlei Personen vorläufig geschildert hat, von welchen ihm alle diese Erfolge abhängen, nämlich 1) die allwaltende Gottheit 4, 2—11, alsdann 2) den grofsen Dulder, welcher durch seine Aufopferung verdient hat, nun nicht nur als der Offenbarer, sondern auch als der Vollstrecker der Schicksale dieser Erdenwelt neben dem Allwaltenden zu stehen (5, 6—14.) — ist hierauf die Theilung in ein doppeltes Sieben sehr methodisch.

Das Schicksalsbuch wird zuerst vorgestellt, wie eingewickelt in 7 Decken oder Umschläge, von denen jeder mit einem eigenen daran hängenden Sigill verschlossen ist. So oft eines der Sigille abgenommen wird, enthüllt sich Eine solche einwickelnde Rolle, und auf dieser (!) erblickt der Seher ein Gemälde, das er selbst nicht wie eine Gestalt im Himmel, sondern nur als etwas auf der Rolle Gemaltes zu erblicken hatte und uns nur durch Worte bekannt machen kann, die bekanntlich bei jeder Gemäldebeschreibung sehr unzureichend sind. Diesen Unterschied, dafs der Seher hier die ihm allmählig als gemalt enthüllten Bilder erblickt, für uns aber sie blos beschreibt, mufs der Ausleger gar sehr beobachten!

Ferner wird beidemal, während wohl mehr aus Gewohnheit, als durch absichtliches Wählen und Einkleiden die „heilige" Siebenzahl der Typus für die Folgereihe der Intuitionen wird, die Eintheilung festgehalten, dafs die 4 ersten von den 7 Anschauungen blos etwas Generisches von unbestimmter Anwendung bezeichnen, und erst die 3 letzteren zu etwas Speciellerem hinführen. So zeigt nur im Allgemeinen 6, 2. der zuerst entsiegelte Theil der Rolle ein Bild, welches sagt: Hier tritt hervor Ein bewaffneter und gekrönter Sieger als Hauptperson. Das zweite ist: Dieser Sieg desselben wird erfolgen (nach 6, 4.) durch Unfrieden und Kriege, drittens nach 6, 5. durch Theurung und Hunger, viertens nach 6, 8. durch Seuchen und gewaltsame Todesarten, wie sie in

verödeten Ländern auch durch wilde Thiere geschehen. So weit also das Allgemeine.

Durch die 5te Entsieglung fand sich auf jenem Theil des Involucrum, als etwas Specielleres gemalt ein Opferaltar, an welchem aber statt der Opferthiere Schatten aufgeopferter Menschen, die *manes* der Märtyrer des hebräischen Alterthums, als zu Gott um Blutrache rufend gezeichnet waren. Die dieses Gemalte verdeutlichenden Worte darf man sich wohl als auf die (nicht sehr künstliche) Malerei hingeschrieben denken, wie man einst dergleichen Nothhülfen sich erlauben mufste. Gemalt waren also dort, nach 6, 11. weifse Triumphkleider für die alten Märtyrer; dafs sie aber noch auf andere warten müfsten, erfuhr der Seher gleichfalls nur durch beigeschriebene Worte.

Jetzt waren noch 2 zu entsiegelnde Felder der gemäldereichen Ueberdecken zu beschauen übrig. Auf dem 6ten waren zuerst allerlei Prodigien unglücksvoller Zeiten (vergl. Matth. 24, 29.), wie Sonnen- und Mondfinsternifs, schwarzdichtes, gleichsam entfliehendes Gewölk, Ruinen und chaotische Verwirrungen auf der Erde, fliehende Menschen hingemalt. Die Bedeutung der vorgemalten Ostenta und Portenta ist 6, 17. kurz ausgedrückt: Der grofse unwiderstehliche Zorntag wider alle Gegner des „Widderlamms" Vs 16. bricht herein. (So hat überhaupt dieser Johannes die gute Gewohnheit, da, wo ein Bild, dessen Deutung er für nichtleicht hielt, erst als Bild dargestellt war, alsdann kurz eine prosaische Erklärung folgen zu lassen, wie 1, 20. oder parenthetisch einzuflechten, wie 4, 5.)

Wahrscheinlich in einer besondern Abtheilung des sechsten Involucrum wurden dagegen (parallel dem Vorbild der Rede Jesu Matth. 24, 22.) als ausgenommen angezeigt theils die bekehrten Juden (mit der bestimmten Andeutung, dafs sie aus allen 12 Stämmen ohne Unterschied und gleichsam mit gleichem Recht herbeikommen dürften), theils 7, 9. eine weit weniger zählbare Menge

von Heidenchristen. Die Judenchristen müssen, wie in einer Tabelle durch den Namen des Stammes und durch gleiche Zahlen angedeutet gewesen seyn, nur um den Gedanken: kein Stamm ist bevorzugt, keiner zurückgesetzt! zu bezeichnen. Daraus allein scheint erklärbar (was in anderer Beziehung nicht denkbar ist), daſs von jedem Stamme, mochte er noch so zahlreich oder so klein seyn, die nämliche Anzahl von 12,000 anzugeben war. Denn in der Wirklichkeit ist nicht begreiflich, daſs von Juda und Joseph (= wo sogar Ephraimiten und Manassiten vereint sind), d. i. von den Stämmen, welche beide zusammen wohl die Hälfte der Nation, besonders in Palästina selbst, ausmachten, nicht mehr Christianisirte und Gerettete werden sollten, als aus jedem der übrigen viel kleineren und fast verloschenen Volksstämme.

Nachdem auf der 6ten Einhüllung diejenigen bezeichnet waren, welche aus der Juden- und Heidenschaft dem siegenden Lamme 7, 17, das für sie zum Hirten geworden sey (αρνιον . . . ποιμανει) mit Beharrlichkeit 7, 14. angehören, und deswegen für alles Uebel groſse Entschädigung erhalten sollten, wird 8, 1. das 7te oder letzte Sigill geöffnet, und also die letzte verhüllende Ueberdecke von der „Rolle der Zukunft" abgenommen, so daſs von nun an aus dieser selbst das weitere Prophezeihen ausgehen muſste. Hier aber ist — groſses Stillschweigen. Die bisherige, beschränkende Darstellungsart, Gemaltes zu sehen und zu beschreiben, wird nicht fortgesetzt. Jetzt muſste mehr Handlung gesehen und gehört werden. Das dürftig Gemalte konnte nicht mehr ausreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Lücke, *Einleitung in die Johanneische und übrige Apokalyptik.*

(Fortsetzung.)

Durch das Wegnehmen der Einwickelungen, müssen wir uns denken, war jetzt die darin bewahrte Schicksalsrolle entblöfst und gleichsam zugänglich. Nun erweitert sich dem Seher der Kreis seiner Vorstellungen so, dafs aufser ihm im Himmel selbst, durch allerlei Personen und also eigentlich symbolisch-dramatisch das dargestellt wird, was er sich weiter zu deuten haben sollte. Die Streitfrage: Ob die Apokalypse ein Drama sey (berührt bei Lücke §. 21. S. 160—169.) löst sich. Mit Recht bemerkte Eichhorns — allzu undankbar und pedantisch von Manchen, die ohne Ihn wohl im Dunkel der Paläodoxie geblieben wären, verkannte — Genialität das Dramatische, oder: das Darstellen durch handelnde Stellvertreter. Nur, dafs Er das Ganze (wo doch gewifs das Briefdictiren 2, 1. bis 3, 21. nichts dramatisches hat) in die Kunstform von Acten zu bringen versuchte, war ein allzu weites Ausdehnen einer vorgefafsten Hauptidee. Jetzt aber von 7, 2. an wird agirt, und zwar symbolisch. Personen vergegenwärtigen handelnd, was geschehen soll. Aber sie thun das geschichtlich reelle selbst nicht. Handelnd stellen sie nur Sinnbilder vor von dem, was generisch oder specieller Factum werden solle. Daher wird das folgende ein Drama „symbolischer" Handlungen, doch ohne eine kunstmäfsige Anordnung von scenischen Acten.

Die vorher an Gemälde gebundene Siebenzahl geht jetzt über in ein äufserliches Hervortreten von 7 Engeln mit Posaunen, die also als Ankündiger bezeichnet sind. Der Himmel selbst, wohin der Anschauer seit 4, 2. ent-

zückt ist und wo jetzt das Drama repräsentirt wird, ist, wie es sich die Juden dachten (Hebr. 9, 24.) das wahrhaft bestehende Gegenbild von dem, was nach ihrer Ansicht materieller auf Erden war. Hier war dem Juden sein Heiliges und Allerheiligstes der Centralpunkt der Erde (*centrum = umbilicus terrae.*) Um denselben dehnte sich aus — der Tempel der Priester, als der Opferer, der Vorhof für das heilige Volk, und dann der Vorhof der Heiden, der sich dann weiter und weiter hinaus über die ganze übrige Erde erstreckte. Ebenso ist 8, 3. im Himmel für den Seher ein Heiligthum mit einem Rauchaltar. Der Gedanke, alles, was weiter geschehe, erfolge wegen der für Gott angenehmen Gebete der Gottgeweihten, wird symbolisch dramatisch dadurch ausgedrückt, dafs ein Engel von dem Rauchwerk des Rauchaltars Wohlgerüche nehme und mit jenen Gebeten *) vereinige. Aber auch Feuerkohlen werden 8, 5. von dem Rauchaltar genommen und auf die Erde geschüttet. Das Symbol sagt: das Unglück der Unverbesserlichen ist auch eine Folge jener zu Gott aufsteigenden Wohlgerüche oder Gebete.

*) Der um des Sinnbilds willen so handelnde Engel stellte sich im Sacrarium an den Weihrauchaltar, von dessen glühenden Kohlen das besondre bereitete Tempelrauchwerk in Wolken von Wohlgerüchen aufstieg und das ganze Heiligthum parfümirte. Dem Heifsländer ist dies Bedürfnifs und sehr angenehm. Um symbolisch auszudrücken: Die Gebete sind Gott angenehm! wird ein Engel in Handlung gesetzt und *εδοθη αυτῳ* = ihm ward der Auftrag, *θυμιαματα πολλα ἱνα δωσῃ (ταις προσευχαις των ἁγιων ἁπαντων) επι το θυσιατηρ. το χρυσ. το ενωπ. του θρονου* = dafs Er auf dem Wohlgeruchsaltare viel Weyherauchwerk aufstreue, in Beziehung (ל als Dativ auf die Gebete u. s. w. d. i. um zu sagen, sie sind für Gott eine *ευωδια*. (s. in Chardins Reisen, wie bei einer persischen Audienz solche Wohlgeruchsaltäre dampfend umherstehen.) — Im Tempel stand der Rauchaltar nahe vor der Bundeslade, nur durch den Vorhang getrennt. Diese war schon im irdischen *sacrarium* ὁ *θρονος του θεου*.

Auch bei der neuen Siebenzahl 8, 2—11, 15. haben die vier ersten Ankündiger nur Gattungen von Plagen, wie sie zu verschiedenen Zeiten mehrmals, neben- und nacheinander kommen können, anzudeuten. 8, 7. Hagel und Blutregen, 8, 8 u. 9. ein Feuerspeien, wie vom Aetna oder Vesuv, wo die vom Berge stürzende Lava bis ins Meer strömt und dort gewöhnlich blutroth erscheint. (Unser Apokalyptiker ist mit Naturphänomenen Italiens nicht unbekannt!) Eine dritte Gattung von Uebel ist 8, 10. 11. ein Ungesundwerden der Gewässer, eine vierte 8, 12. Verminderung des Lichtes und der Wärme, von den Gestirnen abgeleitet. All dieses viererlei ist jedoch nur generisch. = Erde, Feuer, Wasser und Luft werden Denen Uebel bereiten, welche dem Messias-Reiche der Gottheit feindselig bleiben.

Die letzten 3 von diesen 7 enthalten Specielleres: dreierlei bestimmtes Unheil oder „Wehe," 8, 13. Aber wie? Doch auch classenweise und nicht nach einzeln bestimmten Erfolgen?

Die Kriege der alten Welt waren von zweierlei Art. Die Eine bestund in Streifzügen, wo man herbeieilte, wenn um die Zeit der Erndte und des Herbstes an Ort und Stelle von dem, was die Bewohner erarbeitet hatten, zu leben und dann noch Beute wegzunehmen war. Diese nichterobernde Krieger kamen 9, 5. nicht, um zu tödten, auch nicht um zu bleiben, sondern immer nur, um ungefähr 5 Monate lang, was da war, aufzuzehren, und alsdann wieder säen und erndten zu lassen, damit sie, die wahren Heuschrecken, wieder etwas aufzuzehren finden könnten. So waren sie 9, 11. die unerträglichsten Verderber, die Apollyonsheere, weil sie die Menschen weder sterben, noch leben liefsen, und so recht 9, 6. wie durch Scorpionstich nicht zum Tod, aber zur Verzweiflung trieben. Nicht blos Gideons ältere Geschichte, Richt. 6, 4—6, weit mehr noch die Streifzüge der Scythen, der Parther, der Armenier u. s. w. waren Beispiele für diese Klasse von Kriegen.

Die andere Klasse ist der Eroberungskrieg, aber auch von Völkern, denen Sengen und Brennen 9, 17. eine Lust war. Diesen hatte man damals, besonders in Palästina und im römischen Asien, überhaupt von den nach Augustus Zeitalter bis zur Eroberungslust erstarkten kriegerischen Barbaren jenseits des Euphrats zu besorgen. Wie oft zitterte man um diese Zeit vor den Parthern! Diese Transeuphratischen sehr möglichen Feindesheere, werden 9, 19. zum Theil dadurch bezeichnet, daſs sie vornämlich als Reiterei einbrachen, die kommend und retirirend (*στοματι* und *ουραις*) gleich schädlich war, auch bereit auf Stunde, Tag, Monat und Jahr, das heiſst, eine solche genannt wird, vor welcher man keinen Augenblick sicher seyn kann. Noch mehr dadurch, daſs sie, wie alle wildere Völker, auffallende starke Farben liebend, 9, 17. in dergleichen vielfarbigen Panzern erschienen, worüber eine treffende Stelle bei Epiphanius haer. 51. §. 34. p. 457: *Οτι δε πυρινους και θειωδεις και ὑακινθινους θωρακας σημαινει, ουδεις αμφιβαλλει. εκεινα γαρ εθνη* (Ασσυριοι, Βαβυλωνιοι, Μηδοι και Περσαι) *απο της τοιαυτης Χροας εχει την αμφιασιν. τα μεν γαρ θειωδη ἱματια χροα τις εστι μηλινη οὑτω καλουμενη ερεα. τα δε πυρινα, ἱνα ειπη τα κοκκηρα ενδυματα, κ. ὑακινθινα, ἱνα δειξη την καλλαινην ερεαν.*

Weiter aber geht auch hier das Bestimmtere nicht, als bis zu der Andeutung von zweierlei Kriegsheeren, durch welche Böses mit Bösem vertrieben werden würde. Aus dieser Duplicität erkläre ich mir auch, was bei 9, 16. allen Auslegern sonderbar vorkömmt, weil man zu übersetzen pflegt: die Zahl der Heere der Reiterei sey zwei Myriadenmal Myriaden = *δύο μυριαδες μυριαδων*. Wie könnte hierzu das 2 passen? Das *δυο* gehört zu *των στρατευματων*. Die Zahl der 2 berittenen Kriegsheere, d. i. der zweierlei zu befürchtenden Klassen von Kriegern, *ὁ αριθμ. των στρατευματων του ἱππικου δυο*, erstreckt sich auf Myriadenmal

Myriaden. Diese Zahl (nämlich, dafs Ihrer Millionen seyen) hörte Johannes von dem Engel aussprechen. Der Sinn ist: Gegen die regulirte Miliz der Römer drohen zahllose Horden irregulärer Reitervölker.

Weiter ins Einzelne geht auch hier das Specialisiren in dieser Zukunftsoffenbarung nicht. Nur ist noch durch 9, 20. 21. angedeutet, dafs diese zweierlei Classen von Kriegen gegen die damalige Heidenwelt, gegen Anbeter der Eidole und Dämonien, nach Gottes Willen kommen können. Dies macht soviel klar, dafs nichts davon (etwa nach Storr's vorsichtiger Ausleguag) auf ganz spätere Zeitalter zu deuten seyn kann, wo doch von solcher Vielgötterei im Gegensatz gegen das christliche Gottesreich nichts mehr zu denken ist.

Eine Art von „Epilogus" sagt 9, 20. 21, dafs all das Unheil, welches von den beiderlei Kriegsarten komme, die Heidenwelt doch nicht gebessert haben werde. Man erwartet also hier zunächst Voraussagungen, durch was denn bestimmter noch mehr vermittelst derselben gewirkt werden solle. Darüber aber hatte ohne Zweifel der Seher im nichtbegeisterten Zustand sich speciellere Ahnungen zu bilden nicht Data genug haben können. Ihm bleiben deswegen auch während der Ekstase die möglichen Wie? (die Modificationen) unbeschreiblich, wenn ihm gleich das Was? und der symbolische Ausdruck: dafs es auf vielerlei Art furchtbar und wie siebenfacher Donnerschall seyn werde! gewifs ist. Eine neue Siebenzahl schröckender Donnerstimmen hätte eingerückt werden können. Dem Seher aber genügt es, anzudeuten, dafs — noch andere unerhörte Schröcknisse möglich seyen. Das Nichtbeschriebene mag die Einbildungskraft desto schärfer aufregen.

Wegen dieser Unbestimmtheiten aber und zugleich wegen der Nothwendigkeit, manches, was bildlich kaum darzustellen war, beschreibungsweise zu sagen, entsteht mit Kap. 10. auf zweierlei Art eine neue Wendung in der prophetischen Mittheilung.

Ein, in dunkles Gewölk gehüllter, doch aber auch mit dem siebenfarbigen Friedensbogen Jehova's umgebener, mit einem wie die Sonne leuchtenden Haupt, aber mit zermalmenden Flammenfüſsen auf Land und Meer stehender, also für beides theils Heil, theils Zerschmetterung verkündender, machtvoller Engel steigt, was wohl zu bemerken ist, 9, 1. „aus dem Himmel herab." Folglich ist jetzt auch der Seher herab auf die Erde versetzt. Nun werden sieben sprechende Donnerschläge zwischen dem 6ten und 7ten trommetenden Engel, aber so eingerückt, daſs der Sinn, da nichts davon geschrieben werden durfte, nur dieser seyn kann: Was jene zweierlei Klassen von Kriegsheeren weiter ausführen werden, ist versiegelt, d. h. es ist noch gar nicht auszudenken und auszusprechen. Dieses Stillschweigen aber ist nicht etwa, wie bei manchen — offenbar mit Bewuſstseyn, aber nicht sehr ungeschickt fingirenden — Apokalypsen, eine bloſse Vorsicht, sondern gerade das, was sich der warnende Redliche, wenn man von ihm blos zukünftige Einzelnheiten vorausgesagt hören möchte, um der Wahrheit willen sich zur Pflicht macht.

Für den jetzt, im fortdauernden Zustand des Entzücktseyns oder der innern Geistesanschauung, vor jenem herabgestiegenen Machtengel auf der Erde stehenden Seher beginnt hierauf eine neue Abänderung in der prophetischen Mittheilungsart. Von den sieben trommetenden Engeln hat jetzt nur noch Einer seine Ankündigung zu machen, und durch dieselbe soll (10, 7) ohne weitere Zeitfrist der Sieg des Gottesreichs zu seinem Ende gebracht seyn. Aber dies endlich entscheidende wird nun so vielerlei, daſs es der Prophet weder blos gemalt, noch im Himmel selbst symbolisch-dramatisirt erfahren kann und soll. Vielmehr soll das offene Zukunftsbüchlein 10, 2. nunmehr in Ihn selber übergehen. Aufessen soll er es = καταφάγειν 10, 9. Nach einer morgenländischen Metapher iſst und trinkt man Fleisch und Blut eines Lehrers (Joh. 6, 53. 54.), wenn man seine persönliche

irdische Gegenwart zu benutzen eilt. Sogar dem Lateiner ist die Metapher: *Ciceronem in succum et sanguinem convertere* nicht allzustark. Aufessen soll demnach der Seher das entsiegelte Büchlein, so daſs aus Ihm selbst jetzt die Ahnungen und deren Aussprüche hervorgehen sollen. Prosaisch sagt der einzelne Vers 10, 11, was vorher versinnbildlicht war.

Zunächst bekömmt der Seher selbst dabei „symbolische" Handlungen zu verrichten. Die nächste Frage nämlich ist: was die Judenschaft betreffen werde? Hier zeigt es sich, wie sehr der (ohne Zweifel jüdisch gewesene) Seher noch die Erhaltung des Wesentlichen dieser Nation nach Stadt, Land und Cultus wünschte, hoffte und daher auch sogar im Prophezeihen (προφητευσαι. 10, 11.) aussprach. Der Auftrag 11, 1. 2, den Gottestempel, nämlich auf der Erde zu Jerusalem, wo allein Opferaltar und Heidenvorhof war, zu „messen" — sagt in der Sinnbildersprache: Dieser soll bleibend erhalten werden! (Vergl. Ezech. 40.) Dagegen aber soll nicht gemessen, sondern von der Messung weggeworfen werden *) der Opferaltar und die, welche dabei Gott verehren wollten. Dies heiſst: das opfernde Judenthum muſs aufhören! Auch sollte von der Messung abgezogen oder weggelassen werden (denn das ἐκβαλλειν ἔξω, sogleich erklärt durch μη μετρειν, ist hier geometrisch zu verstehen!) der äuſsere Tempel-

*) Einige Hauptstellen in der Apokalypse sind miſsverstanden, weil man eine unrichtige Interpunction voraussetzt und also, was zu trennen und sogar als Gegensatz zu denken ist, vergeblich zu verbinden sucht. Ich gebe kurz den Text, wie er dem Sinn gemäſs zu interpungiren ist. Λεγων (sc. ὁ Θεος)· Εγειραι, και μετρησον τον ναον του Θεου. * Και (und doch) το θυσιας. κ. τους προσκυν. εν (an, bei) αυτῳ και την αυλην τ. εξωθεν του ναου (den Vorhof für die Profane) εκβαλε εξω (wirf heraus = lasse heraus aus der Messung und Zählung) κ. μη αυτην μετρησης. * Οτι εδοθη . . . . και δωσω u. s. w. Das letztere δωσω zeigt, daſs 11, 11. der Λεγων Gott selbst ist.

vorhof, bis wohin sonst Nichtjuden kommen durften. Der Sinn des ganzen Messungssymbols, wenn wir ihn zusammenfassen, ist: Der Jerusalemstempel soll zwar fortbestehen, aber ohne Opfern und ohne dafs ferner Jemand vom nächsten Zutritt abgehalten sey (folglich = auf eine urchristliche Weise!) Apg. 2, 46. 3, 1. 21, 26.

Diese Umänderung im Zustand Jerusalems erwartet der Seher nach 11, 2—14. von einer Unglücksperiode, wo Heidenvölker über die gottgeweihte Stadt, ungefähr wie ehedem Antiochus Epiphanes, eine nicht gar lange Zeit hindurch dominiren würden. (πατειν, treten, ist nicht zerstören, besonders da nicht, wo eine kurze Dauer der Gewalt angedeutet ist.) Das Zeitmafs wird aus der Geschichte des Elias (vergl. Jak. 5, 17.) und aus der des Epiphanes (Dan. 9, 27.) genommen. Auch bei diesem hatte das Hauptunglück eine halbe prophetische Woche lang = 3½ Jahr gedauert. Bei Völkern nun, die fast nichts als ihre eigene Geschichte wissen, wie zunächst bei der Judenschaft, ergiebt sich dies ganz natürlich, dafs ihnen, was früher ein oder etliche Male geschehen war, nun der Typus (vergl. Röm. 5, 14.) auch des Aehnlichen wird, was wieder geschehen könne und werde. Waren einmal und zweimal 42 Monate oder 7/2 = 3½ Jahr (12, 14.) oder = 1260 Tagen eine *periodus fatalis* gewesen, so werden eben diese Zahlen in der Folge wieder ein Symbol der ungefähr gleichen Dauer irgend einer andern fatalen Zeit.

Dafs hier vom jüdischgesinnten Jerusalem die Rede ist, sagt 11, 8. entschieden. Der Ort, „wo der Herr der Propheten (ὁ κυριος αὐτων sc. των προφητων, also der Messias) gekreuzigt worden ist,“ kann kein anderer, als Jerusalem seyn und zwar hier noch das stockjüdische, da es deswegen „in geistiger Bedeutsamkeit“ = πνευματικως, Sodom (ein sittlich verdorbener Ort) und Aegypten (ein Ort der Sclaverei für das eigentliche = jetzt messianische, Gottesvolk) genannt wird.

Von den zweierlei Zeugen Gottes,*) welche dieses Jerusalem warnten und auch durch Bedrohungen oft und viel geängstigt haben (ἐβασανισαν 11, 10.) ist meine Meinung, daſs die beiden Klassen von Propheten die alttestamentliche und die christliche darunter zu verstehen seyen. Der Sinn dieses Sinnbilds ist im Ganzen, daſs dergleichen Zeugen oder *confessores* Gottes immer vor schlimmem Ausgang des Bösen gewarnt haben, aber nicht geachtet und miſshandelt worden seyen, bis sie 11, 12. gegen das eben deswegen unentschuldbare Jerusalem nur allzusehr Recht behielten. — Möchten aber auch diese beiderlei Klassen von Gottesverkündigern anders ausgelegt werden können, so hat gerade dieses Sinnbild auf das Ganze am wenigsten Einfluſs.

Durch kein bestimmtes Merkmal läſst sich entdecken, welcher Art von Heiden 11, 2. der Seher (damals noch!) das Dominiren über die Tempelstadt in der Voraussehung zuschrieb. 11, 7. deutet er zwar auf das „Thier aus dem Meer und Abgrund," wodurch 13, 1. und 17, 8. die Römerherrschaft überhaupt angedeutet wird, aber Er läſst hier noch eben dieses Thier nur mit den zweierlei Propheten, also mit den wahren Gottesdienern streiten; wie eben dies 13, 7. dem Römerreich zugeschrieben wird. Erst 13, 5. wird klar gesagt, daſs der Seher von dem heidnischen Römerreich erwartete, dasselbe werde die der Judenschaft fatale Zeit der 42 Monate oder 3½ J. zu machen vermögen.

Dennoch wird das Ende des messianischen Siegs gegen die Judenschaft 11, 13. nicht von einer kriegeri-

*) Der 11, 1. Redende ist auch noch redend in dem Satz: Ὀτι ἐδοθη . . και δωσω bis σακκους. „Weil gewissen Heiden gestattet ist, daſs sie, 42 Monate über, die Tempelstadt zerstampfen, so will ich auch meinen zweierlei Willensauslegern (den vorchristlichen und den christlichen) auftragen, daſs sie diese (gleichsam Tag für Tag gezählte = kurz bestimmte) Unglücksperiode als Propheten = warnend zur abwendenden Besserung, vorverkündigen.

schen Eroberung der Stadt abgeleitet, vielmehr erwartet, dafs, wenn die durch Heiden verursachte Unglückszeit vorüber wäre, eine nicht menschliche Wirkung, eine grofse Erderschütterung dieses „zweite Wehe" 11, 14. wirksam endige. Von einer Zerstörung Jerusalems aber denkt der Seher sogar nichts, dafs er vielmehr ausdrücklich nur ein Zehentheil der Stadt fallen, nur 7000 namhafte Menschen, und zwar nicht durch Krieg, sondern durch das Erdbeben = ἐν τῷ σεισμῷ, umkommen läfst, von den übrigen aber wieder ausdrücklich annimmt, dafs sie „furchtvoll gemacht, den Gott des Himmels verehren würden."

Wer Matth. 24. ohne die gewöhnlichen Vorurtheile lies't, mufs auch dort finden, dafs Jesus nur des jüdischen Tempels Zerstörung 24, 1. 2. für nothwendig angesehen hatte. Nur auf die prächtigen herodischen οικοδομας του ιερου hatten die Jünger hingedeutet. Das βδελυγμα ερημωσεως ist überhaupt „abscheuliche Verödung, wie das erst anrückende Heer (vor dem man noch fliehen kann) sie vor sich her verbreitete. Vgl. βδελυγμα 1 Makk. 2, 54. 6, 7. von dem, was entweihete.) Jesus selbst hatte demnach über eine Zerstörung der Stadt bei sich nichts bestimmtes gedacht. Der Seher Johannes aber ging nicht einmal ganz so weit. Nur das Opferwesen und das Verschlossenseyn gegen andere Nationen mufs ihm (ganz christlich betrachtet) aufhören. Wo aber von einer Stadt 9 Zehentheile bleiben und bei weitem die meisten Einwohner sich bekehren lassen, dort war, — dies sieht wohl, wer sehen kann, — noch an keine Zerstörung des Ganzen als unvermeidlich gedacht worden.

Ich vermag hier nichts anderes zu erkennen, als dafs (was, wenn wir psychologisch jene Zeit erwägen, kaum anders kommen konnte) der geborne Jude, auch wenn er noch so sehr Christ geworden war, so lange wie möglich in der patriotischen Anhänglichkeit an die Nation und die Tempelstadt blieb. Ihm ward es fast unmöglich, sie durchaus als unverbesserlich und deswegen als der

gänzlichen Zerstörung ausgesetzt zu denken. Hierbei sehe ich nun wohl, dafs die von der Nothwendigkeit philologisch-historischer Interpretation überzeugten Ausleger, wie Hr. Dr. Lücke, endlich immer deutlicher den Wink geben, dieser Theil der Apokalypse, besonders 11, 13, müsse vor dem jüdischen Krieg entstanden seyn. Sehr begierig aber mufs ich seyn, wie in der Folge der in der Vorurtheilsfreiheit rühmlich vorgeschrittene Verf. sich darüber erklären werde, dafs (wenn wir mit Einem Wort das Unumwundene sagen wollen) dieses Vorausdenken eines viel milderen Schicksals für Jerusalem und der Bekehrung seiner meisten Einwohner mit dem Erfolg keineswegs übereinstimmt. Wie also eine „Prophezeihung" (10, 11.) ohne Erfüllung dennoch mit Recht kanonisch werden konnte, scheint mir ein Räthsel, dessen Lösung ich am liebsten von dem bedachtsamen Verf. erwarte, welcher wegen des Buchs Daniel S. 32. Note 1. die ältere von der eigentlichen Orthodoxie wohl unterscheidet. Bei dem Buch Daniel jedoch scheint auf jeden Fall, da die Juden eigentlich keinen Kanon, kein durch eine historisch erweisliche Auctorität für Sadducäer wie für Pharisäer gültig gemachtes Regulativ althebräischer Schriftreste, hatten, die Christen aber einen sehr kanonisirten Kanon haben. das Treffen der rechten Mitte leichter, als bei der Apokalypse.

Die Hoffnung des Sehers, dafs die Hauptstadt des Judenthums durch eine nicht lange *) von den heidni-

*) *Duravit tamen patientia Judaeis usque ad Gessium Florum procuratorem. Sub eo bellum ortum* [im 12ten J. Nero's, dem 7ten des K. Agrippa, im 2ten der Präfectur des Florus, im Maimonat a. Dion. 66. s. Joseph. v. jüd. Kr. B. 2 bis 7.]. *Et comprimere coeptantem Cestium Gallum, Syriae legatum, varia proelia ac saepius adversa excepere* [was die Schilderhebung der Juden desto beharrlicher machen mufste!] *Qui ubi fato aut taedio occidit, missu Neronis* [in dessen 13ten Regierungsjahr] *Vespasianus [a Dion. 67.] fortuna, famaque* [viell. *fameque*] *et*

schen Römern erduldete Mifshandlung und alsdann durch ein furchtbares Naturereignifs gedemüthigt, aber doch nur durch verhältnifsmäfsig kleinen Verlust zur Anerkennung des wahren, also des Christen-Gottes zu bewegen seyn würde, ist unstreitig mit der Geschichte des Erfolgs unvereinbar.

Sie scheint mir sogar eine unverkennbare Spur zu geben, dafs dieser Theil der Apokalypse nicht unter Nero oder Galba als möglich gedacht, sondern früher von dem Seher so in der Begeisterung aufgefafst und bereits bekannt gemacht worden seyn müsse. So wie der jüdische Krieg unter Nero a. 67. einmal ernstlich durch Vespasian angefangen war, konnte schwerlich ein mit Judäa bekannter Freund „der heiligen" Stadt, welcher die Erbitterung der jüdischen Factionen wissen und auch von dem raschen Gang der römischen Unternehmung Kunde haben mufste, noch immer den Gedanken hegen, dafs Jerusalem sich nicht einen zerstörenden Untergang zuziehe. Dieser Theil der Apokalypse mufs folglich nicht nur vor der Zerstörung, sondern schon vor dem Anfang des jüdischen Kriegs in dem Gemüthe des Sehers zur Anschauung gekommen seyn.

Ist nun der letzte Theil der Apokalypse, zu welchem das 17te Cap. gehört, wegen 17, 10. 11. entweder unter Nero, oder noch wahrscheinlicher (wie nach Dr. Vogel (s. Dessen treffliche 7 *Commentat. de Apocal. Joann. Erlangae* 1811—1816. 4.) auch Dr. Lücke

---

egregiis ministris, intra duas aestates cuncta camporum omnesque praeter Hierosol. urbes victore exercitu tenebat. Proximus annus civili bello intentus [nach Nero's Tod, unter Galba, Otho, Vitell.] *quantum ad Judaeam per otium transiit. Tacit hist.* 5, 10. Die Stadt Jerusalem wurde während des Einen Jahres 70. erobert und dann nicht blos $3\frac{1}{2}$ Jahr lang zertreten, sondern ganz zerstört, *excepta occidentali muri parte; turribusque tribus, Hippico, Phasaëlo et Mariamne, quas Titus voluit posteris relinqui magnificentiae urbis documentum. Usserii Ann. ad a. Chr.* 70.

S. 429. annimmt) unter Galba zu setzen, so zeigt sich mir eben dadurch die Annahme nothwendig, dafs der 2tè Theil, welcher von 4, 1. bis 14, 20. ein in sich zusammenhängendes Ganze bildet, in einer früheren Zeit, entstanden seyn müsse, als der dritte, der von Cap. 15 bis ans Ende reicht. Wenn nun zur Zeit Galba's, als des 6ten jener 7 Häupter (17, 10.) im J. 68. der letzte Theil der Apokalypse in dem Gemüth des Johannes entstand, war es allerdings noch nicht durch den Erfolg entschieden, dafs das Schicksal Jerusalems ein anderes seyn würde, als nach 11, 13. früher geahnet worden war. Immer also konnte die 2te Visionsreihe damals noch in das für uns jetzt vorhandene Ganze der apokalyptischen Sammlung aufgenommen werden, da diese weit mildere Ahnung über Jerusalem vor dem Jahr 70. wenigstens noch nicht faktisch widerlegt war und ohnehin wahrscheinlich der Seher nicht nur den ersten Theil der Apokalypse von 1, 9. bis zum Schlufs des 3ten Cap., sondern auch die 2te Reihe, als für sich bestehend, schon edirt oder bekannt gemacht hatte.

Die ganze zweite Reihe von Visionen C. 4—14. hat auch, meines Erachtens, offenbar einen von der dritten Abtheilung auffallend unterscheidbaren Charakter. Dort spricht der Seher schon weit bestimmter von Rom als Babylon und sogar von der Zahl der dortigen Imperatoren, deren Ende Er, der Siebenzahl vertrauend, so entschieden nahe denkt, dafs sie wenigstens die Zahl 8 nicht überschreiten würden. Hier in der 2ten Abtheilung findet sich nichts Specielleres, als 11, 8. die Andeutung von Jerusalem. 14, 8. erschallt nur einmal der Triumphruf, dafs „die grofse Babylon" gefallen sey. Dafs aber dieses symbolische Babylon die Herrscherstadt Rom bedeute, ist in all denen Visionen, welche mit den Siegeln und 7 trommetenden Engeln zusammenhängen, mit vieler Behutsamkeit noch im Mysterium gelassen und 13, 18. in ein Zahlbuchstabenräthsel verborgen. Wir werden demnach als das Sachgemäfseste anzunehmen haben, dafs die 3te (von der 2ten Visionen-

reihe durch eine ganz neue Siebenzahl 15, 1. abgesonderte) Abtheilung des nunmehrigen Ganzen zu einer etwas späteren Zeit, wo schon mehr äufserlich geschehenes Specielles in die Begeisterung des Sehers Einflufs haben konnte, in dem Johannesgeist entstanden sey.

Nichts aber hindert, zugleich anzunehmen, dafs mit der dritten Abtheilung, als der Seher sie (da Galba, der sechste der Imperatoren, nur wankend erschien und doch der siebente noch nirgends zum Auftreten sich auszeichnete) bekannt machen wollte, damals auch die beiden früheren in das jetzige Eine Ganze verbunden worden seyen. Denn später, nachdem im Lauf des J. 70. durch Titus Jerusalem wirklich total zerstört war, hätte doch schwerlich die Hauptstelle der zweiten Visionenreihe, Kap. 11, 13, so wie wir sie jetzt haben, unabgeändert in eine Sammlung von Zukunftsentdeckungen aufgenommen werden können, welche durch den Titel und durch den Schlufs 22, 16. als etwas von Jesus an die bestimmt angeredete Gemeindevorsteher Geschicktes ausgezeichnet ist.

Nachdem der Seher seine grofse Hoffnung von Bekehrung des gröfsten Theils der „als Gott geheiligt" 11, 2. ihm theuren Tempelstadt ziemlich kurz blos in Einem Kapitel ausgesprochen hatte, ist sein Geist, weit ausführlicher, mit der Nothwendigkeit beschäftigt, dafs die doppelte, nämlich die weltliche sowohl als die hierarchische, damals aus Priesterschaften und Zauberern zusammengesetzte, Macht des teufelisch-heidnischen Römerreichs von der Allmacht zerstört werden müfste, um der messianischen Theokratie Raum und Ruhe zu verschaffen. Auch diese Reihe von Visionen macht aber noch nicht eine neue Abtheilung, denn der 7te und letzte Engel 11, 15, der sie als das Letzte anzukündigen hat, gehört eben zu der Siebenzahl 8, 2, welche mit der Oeffnung des 7ten Sigills innig verflochten ist, in-

dem die 7 trommetenden Engel gerade das ankündigen, was nunmehr von dem Inhalt des Zukunftbüchleins, seit die 7 besiegelt gewesenen *involucra* gelöst waren, durch Sinnbilder kennbar gemacht werden konnte.

Von 11, 15. an ist der Begeisterte vermittelst seiner geistigen Intuition wieder wie im Himmel gegenwärtig. Dort treten jetzt für Ihn aufs Neue sinnbildliche Personen und Gestalten auf, welche handelnd das andeuten, was Wir uns auslegen sollen. Hier also tritt wieder die symbolisch-dramatische Darstellungsart ein, welche in Kap. 10. und 11. nicht statt findet, wo der Seher auf die Erde herab versetzt war. Die 24 Altvorsteher, welche gleichsam die Sitzung eines hohen Raths der Gottheit (4, 4.) vorstellen, und auf den Stufen *) des göttlichen Thrones ihre Thronsitze haben, 11, 16. sind versammelt und sagen voraus, was bis zum Schlufs dieser Visionenreihe erfolgen soll. Sie reden V. 18. schon von der „Zeit der Todten," so wie K. 14, 13—20. die zweierlei Classen von Todten, wovon die eine mit den Geärndteten, die andere mit den Gekelterten verglichen wird, zum Schlufs angegeben hat.

Nun aber ist (wie 4, 3. und 5, 6.) die Hauptauf-

*) Ein morgenländischer Thron ist eine durch viele, breite, im Halbzinkel übereinander gesetzte Stufen entstehende Erhöhung. Auf der obern Fläche ist hier der Gebieter (4, 2. Gott) sitzend, auf einem hohen Stuhle, an dessen 4 Ecken die 4 Repräsentanten des Erdenreichs (4, 6.) stehen. Dem sitzenden Gott noch näher als sie, steht das Symbol Dessen, welcher durch seine Aufopferung Messias = Unterregent Gottes über die Erdenwelt zu seyn verdient hat, 5, 8. Die symbolisirte 24 Senatoren sind nicht, wie gewöhnlich, als sitzend vor dem Thron auf einem Stuhle zu denken. Die Magnaten des orientalischen Königs sitzen rechts und links auf den breiten Stufen seines Throns, auf Polsterkissen, in 2 Reihen herab, je nach der Abstufung ihrer Würden. Sie sind συνθρονοι mit dem Herrn und dessen Unterkönig, aber in sehr verschiedenen Graden, so wie Dieser selbst immer bei weitem nicht der Herr selbst ist, sondern 5, 12. empfängt, was er sich erwarb. 7, 10.

gabe, dafs die verschiedenen Personen, von deren Zukunft die Rede seyn soll, sinnbildlich = handelnd dargestellt werden, und dadurch die Zukunft dramatisch anticipiren, oder als agirende Stellvertreter anschaulich machen.

Die erste Hauptperson ist 12, 1 und 5. die religiöse Erzeugerin des Messias. Wir können nicht wohl sagen, die Kirche; denn das Judenthum kann doch eigentlich nicht Kirche genannt werden. Der Seher aber betrachtet offenbar die Gesammtheit der wahren Gottesverehrer vor und nach Jesus als eine ununterbrochene Einheit, wir möchten sagen, als die ganze religiöse Theokratie, deren höchstgeborner Sohn oder wichtigstes Erzeugnifs der Messias selbst ist. Reiche, Staaten, sind in der alterthümlichen Sinnbildersprache immer Frauen, gewöhnlich Gemahlinnen des Regenten. Hier ist der Regent Gott, die Theokratie ist dessen Gattin. So wird sie Mutter des messianischen Unterregenten.

Diesem Messiasthum ist nun hier (wie immer, seit die Juden einen obersten Teufel und ein Teufelsreich, dem Arimanes parallel, in ihre mythische Metaphysik aufgenommen hatten) eben dieser Teufel und alles, was zu ihm gehört, der eigentliche Antimessias oder der antichristische Verfolger der messianischen Theokratie. Von dieser aber wird symbolisch angedeutet, dafs sie, während das jüdische Jerusalem von Heiden mifshandelt werde, jene kurze fatale Periode hindurch doch gesichert seyn werde. Bestimmter an die „Flucht nach Pella" zu denken, wäre wider die Art des ganzen Buchs. Wohl aber hatte nach Matth. 24, 16. Jesus schon gerathen: „Ihr in Judäa, fliehet alsdann auf die Berge!" und so ist auch hier ein Fliehen in unbesuchtere Gegenden angedeutet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dr. Lücke, *Einleitung in die Johanneische und übrige Apokalyptik.*

(*Fortsetzung.*)

Dagegen erwartete 12, 17, mit welchem Vers ein neuer Abschnitt anfängt und die Scene wieder bis 14, 5. auf der Erde ist, der Seher, daſs um so mehr der mit dem Christus der Gottheit neidisch rivalisirende Drache, von dessen wirklicher satanischer und antimessianischer Activität die ganze Idololatrie von Juden und Christen jener Zeit im buchstäblichen Sinn abgeleitet wurde, die überall zerstreute Nachkommenschaft (σπερμα) der messianischen Theokratie, also die Diaspora der im ganzen Römerreich sich verbreitenden Christen durch seiner Heiden Macht verfolgen werde. Deswegen wird jetzt das Römerreich 13, 1. als ein westliches vom Drachen mächtig gemachtes Thiermonstrum geschildert. Das Meer, ים ist dem Hebräer der Westen; das Thier ist, vermöge der 10 Diademe, ein weit und breit herrschendes. Sein Mund ist wie eines Löwen Mund = es spricht, nach Römerart, immer von Groſsmuth und Gerechtigkeit (Apostg. 25, 16.). Seine Häupter aber tragen schon Namen, die dem Christen gotteslästerlich klingen. Die Usurpatoren Roms (denn etwas anderes als unentbehrlich gewordene Usurpatoren waren die Nachfolger von Julius Cäsar doch nie!) hieſsen alle schon *Divi* und wurden allmählig (wie besonders Cajus Caligula gegen die Judenschaft) immer gewaltthätiger apotheosirt, weil die vorgebliche Vergötterung oder die Herabkunft derselben (als *Numinum*, Θεων, Λογων) aus einer höheren Geisterklasse sie politisch desto unverletzbarer oder heiliger machen sollte.

Ausnahmeweise erscheint Eine specielle Bezeichnung vom Seher 13, 3. 12. und 14. offenbar absichtlich heraus-

gehoben, dafs nämlich Eines der Häupter gemordet, aber die dadurch entstandene Verwundung des Thiers doch wieder geheilt worden sey. Nicht das gemordete Haupt (μια εκ τ. κεφαλων), sondern das **Thier** 13, 12. 14. wird von der Wunde (ἡ πληγη του θανατου αὐτοῦ als Masc. sc. τοῦ θηρίου) geheilt. Hier offenbar will der Seher durchaus etwas specialisiren. Mir scheint es: Dem jüdisch-christlichen Seher war zum besondern Hoffnungszeichen, dafs diese Gewaltherrschaft sich nicht lange halten könne, das Factum geworden, dafs bekanntlich der wie toll gewordene **Caligula** nicht nur aus Verachtung gemordet wurde, sondern dafs auch dem Thier selbst diese Ermordung wie eine grofse Schwerdtwunde (ἡ πληγη της μαχαιρας 13, 14.), nämlich durch die Wiederherstellung der Republik, gedroht hatte. Denn, wie besonders Josephus aus Nationalstolz den Lauf der Intricke erzählt, würde allerdings, wenn nicht die schon allzuweit ausgeartete Senatoren (nach der Weise solcher vielköpfigen Corporationen) planlos gezaudert und über dem Deliberiren wegen des Wie, das Was aus der Hand verloren hätten und wenn nicht von dem jüdischen König, Agrippa, als Zwischenträger, der röm. Senat getäuscht, und der blöde Claudius zum schleunigen Thronbesteigen auf den Schultern der Prätorianer ermuthigt worden wäre, sehr wahrscheinlich die sogenannte *Respublica* wenigstens der Gestalt nach wiederherzustellen gewesen seyn. Wenigstens der Gestalt nach, mufs ich sagen. Denn wäre auch für das Thier oder das *Imperium romanum* selbst die Ermordung des Imperators durch Wiederausrufung der Republik zur Wunde geworden, so würde doch ohne Zweifel „eine Republik ohne Republikaner" so, wie diese damals schon durch Luxus und kraftvergeudende Ausschweifungen allzusehr fehlten, nur ein Schattenwerk gewesen seyn. Wohl aber sagt sich der Seher 13, 3—5, dafs, da die Ermordung des höchst unwürdigen und doch deificirten **Caligula's** nicht einmal zur unheilbaren Wunde für das Thier habe werden können, diese despotische Weltherrschaft für Jedermann desto fester und furchtbarer erscheinen müsse.

Festzuhalten ist durchaus die allgemeine Bemerkung, dafs die Juden, und noch mehr damals viele für ein äufseres Messiasreich eifrigere Christen (anders als Paulus im Brief nach Rom 13, 1—7. auch 1 Tim. 2, 2. Tit. 3, 1.) das Römerthum nur nach seinem Gegensatz gegen den Monotheismus und Christianismus zu betrachten gewohnt waren. Die Idololatrie war nach jener Zeitmeinung (1 Kor. 10, 20. 21.) unmittelbar von Dämonien des Satanas, in seinem Aufstand gegen das Messiasreich Gottes, bewirkt. In den Wirkungen der Eidole für Orakel und Wunder, ebenso auch in den damals äufserst verbreiteten vielerlei Arten von Zauberei, Magie, Astrologie u. s. w. dachte Jedermann reelle Effekte unsichtbarer Mittelgeister, selbst wenn manche Vielgötter über allen jenen Gottheiten einen höchsten, aber unerkennbaren und von allem Unreinen zurückgezogenen Gott zu glauben und also Hypsistarier zu seyn anfingen.

Nach diesen Zeitansichten verabscheut nun auch der Seher das heidnische Römerthum, 1) weil es 13, 5. die fatalen 42 Monate gegen die Judenschaft bewirke, (ποιησαι steht hier, ohne πολεμον, in dieser Bedeutung!), ferner 2) weil es gegen die Gottheit, und dessen Wohnung (den Tempel zu Jerusalem) und die bei dem Tempel Wohnende (= das jüdische Volk; denn statt οὐρανῳ scheint mir hier ναῷ gelesen werden zu müssen!) endlich 3) weil ihm auch die Möglichkeit, gegen die Gottgeweihten Christen V. 7. zu wirken und sie (einige Zeit lang) zu besiegen vergönnt sey. Die „Blasphemie" 13, 5. mag sich vornämlich auf die seit Caligula gemachten Versuche, dafs auch in Judäa selbst die Vergötterung der Imperatoren (wenigstens in dem Procurators-Prätorium zu Cäsarea) statt finden mufste, beziehen. 13, 10. giebt den Trost: Der Gefangennehmende werde am Ende selbst kriegsgefangen, der Mordende selbst gemordet! Aber freilich sey (bis es dahin komme) Ausharren und Ueberzeugungstreue der Christlich-Gottgeweihten nothwendig!

Sehr treffend ist's, dafs der Seher neben der weltli-

chen, seiner Religiosität widrigen Macht, auch an Die denkt, welche wir als eine **geistliche** zu bezeichnen gewohnt sind. „Das andere Thier," das er neben das römische *Imperium* stellt, wird 19, 20. durch den nicht anders zu deutenden Ausdruck „**der falsche Prophet**" bezeichnet. Es hat nur zwei Hörner wie ein Widderlamm, aber es spricht satanisch und wirkt mirakulos im Dienste des *Imperium*. Ohne Zweifel ist zunächst an die Menge der Priesterschaften, der *Augure*, *Haruspexe* und dergl., *Pontificum minorum* und *majorum*, welche im Römerreich vornämlich der Politik dienten, zu denken. Doch zeigt die Zeitgeschichte, wie sehr überall auch die sogenannten Chaldäer und Mager (die *Syri venales* bei *Cic. de Orat.* 2, 66.), welche, je mehr sie gräcissiren lernten, desto *nequiores* waren), mit ihren orientalisch sonderbaren Abráca-dabra-*) Tönen der ganzen Römerwelt imponirten und von den Vornehmen zwar oft beargwohnt, dennoch aber selbst von den Imperatoren heimlich befragt und benützt wurden. *Tacit. Ann.* 6, 20. 21. 2, 27, 32. „Der falsche Prophet" ist demnach, als collectives Symbol, die als religiös erscheinende Heidenmacht, von welcher bekanntlich auch die Verfolgungen der Christen in den Provinzen wegen des gekränkten Eigennutzes und Pfaffenstolzes gewöhnlich vermittelst der leichten Aufregung des *mobile vulgus* ausgingen, ehe das Aftergenie Nero (*Tacit. Ann.* 15, 42. *Nero, ut erat incredibilium amator* = ein wahrer Incroyable seiner Zeit) aus einem andern tragikomischen Grunde, auch in der Hauptstadt dazu das Beispiel gab. Die falsche Hierarchie in allen ihren Gestalten ist zu allen Zeiten die dienstbare Handlangerin des politischen Despotismus, damit derselbe dagegen

---

*) Beiläufig gesagt erkläre ich mir dies Wort aus אַבְרְכָא דִבְרָא = **Segnung mit Worten**. Die sonoren Wortschalle der Syrer und Mesopotamier klangen den Griechen und Römern so furchtbar, dafs man meinte, auch die Dämons müfsten dadurch erschüttert werden können. Zu אַבְרֵךְ Vgl. Gen. 41, 43.

dankbar ihren egoistischen Volkstäuschungen seinen Arm leihe.

Räthselhafter ist, was der Seher sich unter dem Bilde vorstellte, welches dem Thier gemacht worden sey. Er sagt nicht Bilder, sondern im Singular εἰκόνα. Mir scheint es, Er betrachtete die Hauptstadt Rom selbst als Nachbildung des Thiers oder des ganzen Reichs. Die Priesterschaft veranlafste, 13, 14, dafs auch Roma bekanntlich vergöttert wurde. Nichts durfte irgendwo geschehen, was der Hauptstadt und ihren Grofsen entgegen gewesen wäre. Es war also (sinnbildlich zu sprechen), wie wenn die ganze Römerwelt ein Sklavenzeichen, von der grofsen Roma aus, an sich tragen müfste. Ohne Zweifel ist das χαραγμα nichts anderes als ein Eigenthumszeichen, wie man es Thieren und Sklaven einzubrennen oder einzuätzen pflegte. Es bedeutet: „Jedermann mufste ein Römerknecht seyn." (13, 16. ist δωσιν αὐτοις = sibi ipsis zu lesen.) Man konnte dann den Namen, oder Buchstaben aus dem Namen des Eigenthümers dem Gegenstand aufprägen; oder etwa auch, wie 15, 2. andeutet, den Zahlenwerth, welchen die Buchstaben des Namens, zusammengerechnet, enthielten. Der Sinn war alsdann: Dies Ding gehört Dem, Dessen Eigenname aus Buchstaben besteht, die zusammen diesen Zahlenwerth angeben.

Gar gerne möchte, wie man leicht sieht, jetzt schon der Seher auch das bezeichnende Wort, die eigentliche Benennung des Thiers, aussprechen. Aber er ist hier, in der 2ten Visionenreihe, noch behutsamer, als dort, wo er in der dritten, nachdem die äufseren Geschichtfortschritte zum Untergang des cäsarischen Römerthums viel weiter vorgerückt waren, 17, 10. schon von 5 Gefallenen reden konnte, und wo allerdings durch die gar zu elenden Gewaltherrscher aus der Cäsarischen Dynastie, nach Augustus, die Zerrüttung des Reichs hoch gestiegen war. Damals erst war durch das Aussterben der Cäsarischen Familie in Nero das ganze Thier rivalisirenden Feldherrn preisgegeben, von denen der pro-

phezeiende Christ eifrig hoffen konnte, dafs sie sich selbst unter einander aufreiben und folglich das Thier und sein Bild = Reich und Herrscherstadt, dem Messiasreich gegenüber mit eigener Hand zernichten würden.

Als der in seinem Geiste aus der Gegenwart in die Zukunft schauende Johannes die Ahnungen der 2ten Visionenabtheilung hatte, war äufserlich noch nichts so Bestimmtes, um bestimmtere Ahnungen daraus zu schöpfen und schon bekannt machen zu können, vorgegangen. Er findet wahrscheinlich auch deswegen, damit der Vorwurf von *odium generis humani* *) dadurch nicht mehr gereizt würde, räthlicher, ein Rechnungsproblem aufzugeben: „Das Thier (die weltliche Römermacht) habe einen Namen, dessen Buchstaben nach ihrem gewöhnlichen **) Zahlenwerth zusammen 666 ausmachten. Dergleichen verheimlichende Rechnungsaufgaben waren nicht blos jüdisch kabbalistisch, sondern (wie Chronosticha) — für Ernst und Scherz viel allgemeiner.

Bekanntlich haben seit Irenäus griechische und lateinische Kirchenväter auf ein griechisches Wort gerathen, nicht aber ein solches gefunden, welches gerade ein dem Thier als *romanum imperium* gleichbedeutendes *ὄνομα* wäre. Sollte nicht ein hebräisches, ganz synonymes Nenn-Wort von dem Seher gedacht worden seyn, und zwar ein solches, das eigentlich Name des Thiers heifsen kann? רומיית oder רומית ist der ei-

---

*) Was *Tacit. Ann.* 15, 44. vom Vorwurf des *odium generis humani* sagt, betrifft dort die Christen. Die Römer erfuhren wohl mitunter, wie sehr die meisten Christianer darauf harrten, dafs alle Weltreiche durch Schläge der Allmacht (durch Daniels nicht mit Menschenhand herabgerollten Felsen) dem Reich — nicht sowohl des Messias als der Messianer — zu weichen und sich zu unterwerfen gezwungen werden sollten. Die Sibylle vieler Christianer erwartete dies weit heftiger als die der weniger enthusiasmirten Juden alexandrinischer Herkunft.

**) *αριθμος ανθρωπου* 14, 18. ist, wie Jes. חֶרֶט אֱנוֹשׁ = gewöhnlicher Griffel.

gentliche Name des Thiers **Römerthum**, von רוֹמִי = *Róma*. Das Thier selbst ist dem Seher das *Imperium Romanum*. Der Name (nicht eines Imperators, oder des Volks, wie etwa *Lateinos* wäre, sondern) des Thiers selbst soll die Zahl 666 enthalten. So ist's in jener Wortform = **Römerthum**.

ר = 200		ר = 200		
ו = 6		מ = 40		
מ = 40	oder	י = 20.	(Nach der Sprachform mufs dieses Jod verdoppelt werden.)
י = 20		ו = 6		
ת = 400		ת = 400		
666.		666.		

Dafs der Jüdischchristliche Seher sich den Begriff **Römerthum** eher nach dem Hebräischen und dem dortigen Zahlenwerth der Buchstaben, als nach dem Griechischen, gedacht habe, dünkt mich, ist an sich überwiegend wahrscheinlich. (Das Vau darf, in der Regel, nicht zweimal in Einem Wort *plene* geschrieben werden. Deswegen mufs es entweder als ו oder als י weggelassen werden.)

Dem weltlichen und falsch geistlichen Römerthum entgegen, tritt natürlich 14, 1. das **christliche Messiasthum** auch symbolisch auf. Das Lamm, welches für sie 7, 17. ein guter, für andre 2, 27. ein mit der Eisenschippe bewaffneter Hirte geworden ist, steht, mit seinen jüdischen und heidnischen Angehörigen, die auch von Ihm ein Eigenthumszeichen an sich haben, auch auf der Erde (wie seit 12, 17. die Erde der Schauplatz der Sinnbilder seyn mufste), und der jüdischchristliche Seher kann seinen Messias, als Davids Sohn, nirgends schicklicher erblicken, als auf der festen Davidsburg, Zion. Diesem Zion soll Rom weichen! Das christianisirte Jerusalem 11, 13. dachte man sehr natürlich, ist Hauptstadt, wie Mutterstadt des Christenthums. *Mater et Magistra omnium ecclesiarum.*

Besonders die schon im 7. Kap. als christianisirt gezählte Juden singen darüber ein eigenes Psalmlied, das (so liebt der Seher immer noch seine Volksgenossen auszuzeichnen!) Niemand anders lernen kann. (Der Text des Lieds steht übrigens hier. Denn nach Χιλιαδες 14, 3. ist ein Punkt zu setzen. Die Worte Οἱ ἠγορασμενοι bis V. 5. ἀμωμοι γαρ εισιν sind der eigentliche Liedestext und dürfen in Abdrücken wohl mit „ „ bezeichnet werden.)

Die Symbole, **wer besiegt** werde und **wer siegen** müsse, sind nun dargestellt; aber in das Specielle, **auf welche Weise** Sieg erfolge? einzugehen, hatte der Geist des Sehers noch nicht innere und äufsere Bestimmung oder Veranlassung genug. Noch wird mehr nicht gewagt, als eine einzelne kurze Stimme 14, 8: „**Gestürzt ist die grofse Babylon!!** Sie hatte alle Völker mit dem Rausch ihrer sinnlichen Ausschweifungen betäubt." (Wie ganz anders ist hier das Gepräge der Visionen, als 16, 19—17, 18.).

Vor und nach diesem kurzen Ruf erschallen nur (14, 6, wie aus dem Luftraum zwischen Erde und Himmel = dem *μεσουρανημα*, herab) Abwarnungen, den allwaltenden Gott zu verehren und 14, 9. nicht durch schmähliche, servile Abhängigkeit von dem Thier sich in jene Strafübel zu stürzen. Aber noch hält der Seher die Entscheidung nicht für ganz nahe. Geduldiges Ausharren 14, 12. sey nöthig; und einen specielleren Trost — aufser dem seligen Sterben, weifs Er hier, von 14, 13. an, nicht zu geben. Wie ganz anders ist dies in der dritten Visionenreihe durch das tausendjährige Binden des Satans und dadurch, dafs den Verfolgten ihre Lebensverkürzung 1000 Jahre lang vergütet werden sollte, vermittelst früherer Körperauferstehung als der Wiedervereinigung mit sinnlichen Organen des Wohlbefindens. Hier 14, 13. dagegen ist in der Sehnsucht zu trösten aufgestellt das in der That **neue** Dogma, dafs die in Verbindung mit dem Messias sterbende **von nun an** = *απαρτι*, selig seyen und dafs sie wohl zufrieden und

und kummerfrei eben das seyn sollten, wozu sie sich durch ihre Handlnngen gemacht hätten. Dies ist für Den, welcher das A. und N. Testament nach dem Stufengang beider genau verstehen lernt, in der That ein ganz neues Seherswort! Denn so sehr Dieses die patristische Dogmatik vergessen hat, so gewifs ist es doch, dafs nicht nur in der althebräischen, sondern auch in der ersten christlichen Zeit von allen entkörperten Menschengeistern nichts anderes gedacht wurde, als dafs sie, wie Lazarus und der Reiche, in die grofse Todtenkluft (Scheol) hinab kämen, welche sogar erst in der späteren Zeit in Paradies (für Abraham und seinesgleichen) und in Tartarus getheilt war, nachdem das höhere Alterthum noch bis auf die Zeit des Hiob (3, 13. 14.) und Jesaiah (14, 11.) ebenso wie in der Odyssee Alle in einerlei Schattenwohnung zu versetzen pflegte und folglich über den Modus der Geistesfortdauer ganz anders, als wir, dogmatisirte. Unmittelbar in den Himmel, als *μακαριος απαρτι*, wurde nach jener Vorstellungsart keiner der Geister versetzt, wenn ihm Gott nicht, durch die seltenste Ausnahme, wie dem Henoch, Mose, Elia einen für den Himmel verklärten Leib gab. Selbst Jesus setzte voraus, als abgeschiedener Geist, heute (noch am Todestage Beider) mit dem bekehrten Schächer im Paradiese zusammenzuseyn.

Der Seher Johannes mag es (da man das Vergeltungsrecht als einen Mafsstab der göttlichen Weltrogierung zu denken pflegte, 16, 5. 6.) als eine Gerechtigkeit von der Gottheit betrachtet haben, dafs die um des Messias willen im Leben und Lebensgenufs Verkürzten unmittelbar bei Ihm himmlisch selig seyn würden — ein Gedanke, welcher im Evangelium 14, 3. 23. 28. auch als Apostolisch-johanneisch erscheint.

Hier endigt nun die 2te Visionenreihe mit dem Letzten der menschlichen Dinge überhaupt und unbestimmt; mit dem Sterben. Zweierlei Classen aber (wie 9, 16. bei dem *δύο* der Heere und 11, 2. 3. bei dem *δυο* der Gottesbekenner) werden auch hier wieder unterschieden.

Manche (Sterbende) werden gesammelt, wie Aehren und Garben in die Scheune Gottes. Offenbar das Sterben der Guten, der Gereiften! Die andern werden mit der scharfen Hippe 14, 18. abgeschnitten, wie die ausgewachsenen (ακμαζους.) Trauben, welche in der grofsen Kelter des Unmuths Gottes zertreten werden. Offenbar das unglückliche Sterben der Feinde des Christen-Gottes! Die Kelter wird 14, 20. so grofs beschrieben, als ganz Palästina, 1600 Stadien weit. Nach dem Folgenden lag es in den Erwartungen des Sehers, dafs der letzte Schwarm der Feinde des Messiasthums in Palästina bei einem trotzig gewagten Angriff auf das neue Jerusalem 20, 9. umkommen sollten. Auch hier scheint er schon diese Oertlichkeit, aber nur im behutsameren Dunkel andeuten zu wollen.

Dr. *Paulus.*

(Die Fortsetzung folgt im fünften Hefte.)

Beitrag zur genauen und vollständigen Unterscheidung der Varioloid- von der Variola- und der Varicellen-Krankheit; *nebst besonderen Einwürfen gegen die Identität der Contagien jener beiden erstern Exantheme, und Erinnerung an Regeln für die Ausübung der Vaccination. Von Dr. Friedrich Wilhelm Wilmans zu Lage im Fürstenthume Lippe-Detmold. Lemgo, 1831, Meyer'sche Hofbuchhandlung. XVI u. 162 S. kl. 8.*

Das Titelblatt giebt schon ziemlich genau den Inhalt der Schrift an. Wir erhalten in derselben:

A) Allgemeine Bemerkungen über die Beobachtungen des Hrn. Verfs. von Variola- und Varioloiden-Kranken; eine Beschreibung des Verlaufs der Varioloide-Krankheit; wie sie derselbe bei einer Epidemie, die in einer zu seinem Bezirke gehörenden Bauerschaft ausgebrochen war, beobachtet hatte, und seine Ansicht über das Wesen des Varioloide-Contagiums u. s. f.

B) Eine diagnostische Vergleichung der Varioloid- mit der Variola- und Varicellen-Krankheit. In dieser

Abtheilung steht neben manchem Unwesentlichen vieles Beachtungswerthe.

C) Einige besondere Einwürfe gegen die Identität des Varioloid- und des Variola-Contagiums. Diese Einwürfe scheinen dem Rec. nicht stichhaltig zu seyn; doch will er hier keine Gegeneinwürfe machen, weil er nächstens an einem andern Orte durch Beobachtungen die Identität des Varioloid- und Variola-Contagiums nachzuweisen suchen wird. Παντα δοκιμάζετε· τὸ καλὸν κατέχετε.

D) Erinnerung an Regeln für die Ausübung der Vaccination; nebst des Verfs. Methode zur Aufbewahrung der Kuhpocken-Lymphe. — Er sammelt die Lymphe auf zwei genau aneinander schliefsende, ungefähr einen Zoll im Quadrat messende, weifse, dicke Glasplatten möglichst schnell und mit gehöriger Vorsicht ohne starkes Drücken auf die Pusteln. Die auf diese Art mit Lymphe versehenen Glasplatten werden eilend zusammengelegt, überall mit einer aus sechs Theilen weifsen Harzes und einem Theile eines nicht ranzigen fetten Oels bestehenden Mischung bedeckt und in einem mit frischem Kalkwasser gefüllten, mit einem aus harter Kreide verfertigten, Pfropfe und mit Rindsblase verschlossenen Gefäfse an einem dunkeln, trocknen, kühlen Orte bis zum Gebrauche aufbewahrt. (Sehr umständlich!! Rec.)

Bei der noch obwaltenden Verschiedenheit der Ansichten der Aerzte über das Varioloid-Contagium, über die Dauer der Schutzkraft der Vaccine und bei der Schwierigkeit der Diagnostik der Variola, Varioloiden und Varicellen verdient dieses auf Beobachtungen gefafste Schriftchen die Beachtung der Aerzte.

Dr. F. L. Feist.

Handbuch der Mechanik von Franz Joseph v. Gerstner, k. k. Gubernialrath u. s. w. aufgesetzt, mit Beiträgen von neueren englischen Constructionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton von Gerstner. Zweiter Band. Mechanik flüssiger Körper. Mit 28 *Kupfertafeln (grofs quer Folio) in einem besonderen Hefte. Prag* 1832. *XII und* 574 *S. gr.* 4.

Ref. hat den ersten Band nicht lange nach dessen Erscheinen in diesen Blättern (Jahrgg. 1831. Hft. IX. p. 879.) angezeigt, weil die schnelle Bekanntwerdung eines so bedeutenden Werkes Vielen erwünscht seyn mufste, ein Urtheil über das Ganze schon nach der Prüfung eines Drittheils desselben füglich ausgesprochen werden konnte, und aufserdem das baldige Nachfolgen der beiden andern Theile nach den hierüber mitgetheilten Angaben mit Sicherheit zu erwarten, dagegen auf keine Weise zu fürchten war, dafs das wichtige Werk unvollendet bleiben sollte. Allerdings hat es etwas länger gedauert, als anfänglich versprochen war, bis dieser Band und die erste Abtheilung des dritten in die Hände des Publicums gekommen ist, was alle diejenigen sehr natürlich finden werden, die ihre Kräfte an ähnlichen, wenn auch minder grofsen, literärischen Unternehmungen versucht haben. Ob man übrigens die zweite Abtheilung des dritten Bandes, und damit die Vollendung des Ganzen so bald schon erwarten dürfe, da der würdige Herausgeber verschiedene Maschinen-Anlagen erst durch eigene Anschauung kennen lernen will, um einen noch höheren Grad der Vollendung zu erreichen, darüber läfst sich wohl nicht mit Zuversicht entscheiden. So viel ist übrigens gewifs, dafs das Publicum dem baldigen Erscheinen des Restes begierig entgegensieht, um ein so vielseitig wichtiges Ganzes zu besitzen, dafs aber zugleich der fleifsige Herausgeber nicht unnöthig säumen wird, um sich seiner übernommenen Verpflichtung baldmöglichst bestens zu entledigen.

Ueber die Anlage und Ausführung des Werkes im Allgemeinen ist bereits bei der Anzeige des ersten Bandes das Erforderliche gesagt, und Ref. darf sich hierauf beziehen, mit Wiederholung dessen, was ihm das Wich-

tigste zu seyn scheint, nämlich dafs die Hauptttendenz auf das Praktische gerichtet ist, was allerdings als ein grofser Vorzug gelten darf, da es der Bücher in Menge giebt, worin die theoretischen Gesetze der Mechanik, richtig, sehr vollständig und nicht selten mit vieler Eleganz vorgetragen sind, allein bei der praktischen Anwendung lassen sie dennoch den Lernbegierigen meistens ohne die gesuchte befriedigende Auskunft, oder verleiten ihn sogar zu einseitigen Folgerungen. Ein jeder, der sich mit der Ausführung von Maschinen beschäftigt, wird sehr bald aus eigener Ueberzeugung dem geübten Barlow darin beistimmen, dafs die Erfahrung vorzüglich geeignet ist, die theoretischen Kenntnisse zu erweitern und zu berichtigen, die für sich allein oft da am meisten in Verlegenheit lassen, wo man es am wenigsten erwartet. Nebenbei ist nicht zu übersehen, dafs die Literatur gegenwärtig durch eine wahre Fluth von Verbesserungsvorschlägen in der praktischen Maschinenlehre überschwemmt ist, die leicht zu einer nachtheiligen Verwirrung führen können, wenn der Leser nicht in Voraus gehörig von dem unterrichtet ist, was sich bisher als erprobt gezeigt hat, und auch in dieser Beziehung hauptsächlich wird das vorliegende Werk wegen seiner grofsen Vollständigkeit allen denen, die sich damit vertraut machen, zuverlässig einen bedeutenden Nutzen gewähren. Gern würde Ref. sich das Vergnügen machen, eine Uebersicht des gesammten Inhalts mitzutheilen, allein der grofse Reichthum desselben zwingt ihn schon im Beginne zu dem Entschlusse, blos einige der Hauptsachen herauszuheben.

Die Mechanik flüssiger Körper zerfällt meistens in die bekannten Haaptabtheilungen, nämlich Hydrostatik, Hydraulik, Aërostatik und Pneumatik, denen man zuweilen noch die Hydrodynamik als besonderen Theil hinzufügt. Auch in dem vorliegenden Werke ist diese Ordnung beibehalten, ohne jedoch durch allzuscharfe Scheidung fest daran gebunden zu seyn, indem namentlich die gröfseren Maschinen-Anlagen, bei denen die Gesetze der Mechanik, sowohl für feste als auch für flüssige Körper in Anwendung kommen, dem dritten Bande vorbehalte

sind. Demnach handelt das erste Capitel von der Hydrostatik, wobei gelegentlich die elementare Construction der Bramah'schen Presse zur Erläuterung benutzt ist. Als Normalbestimmung des Wasserdruckes wird nach der neuesten Untersuchung von Stampfer das Gewicht eines niederösterreichischen Cubikfufses im Puncte seiner gröfsten Dichtigkeit zu 56,4 niederösterreichischen Pfunden (in sehr genäherten Werthe statt des genauen = 56,377188) angenommen, und nachdem die wesentlichsten Gesetze vom Drucke des Wassers bewiesen sind, findet man sogleich als Beispiel die Berechnung der erforderlichen Stärke von Schleusenpforten für gegebene Höhe und Breite der Schleusen, nebst der zum Aufziehen der Schützen vermittelst eines Getriebes erforderlichen Kraft, wobei die Reibung bei fehlender Glätte = 0,5 angenommen wird. Hieran schliefst sich eine Untersuchung über die Stärke der Wasserleitungsröhren mit specieller Anwendung auf eiserne, bleierne, thönerne und hölzerne und mit Benutzung der hierüber vorhandenen Erfahrungen, wobei für die beiden wichtigsten, nämlich eiserne und bleierne, Tabellen zur leichteren Berechnung beigefügt sind. Uebrigens ist es hierbei auffallend, dafs die Metalldicke der gufseisernen Röhren bei kleinerem Durchmesser gröfser seyn soll, als die der bleiernen, während bei gröfseren Durchmessern das umgekehrte Verhältnifs statfindet, auch ist wohl im Ganzen zu sehr für die Sicherheit gesorgt, wenn für 500 Fufs Druck und 2 Zoll Durchmesser eine Dicke des Bleies von fast 13 Linien angenommen wird, da nach Jardine's Versuchen zweizöllige Röhren von 2,4 Lin. Metalldicke einen Druck von 800 Fufs ohne Beschädigung aushielten.

Von der Bestimmung des specifischen Gewichtes (nicht eigentlich richtig auch hier specifische Schwere genannt) wird ausführlich, auch mit Rücksicht auf die Wägungen der Körper in Pulverform, gehandelt, ohne jedoch das neuerdings wieder empfohlene Stereometer zu erwähnen, vermittelst dessen diese Aufgabe allein richtig beantwortet werden kann, wenn anders der Grad der Genauigkeit dieses sinnreich ausgesonnenen Apparates aus-

gemittelt seyn wird, worüber das Publicum hoffentlich bald genügende Auskunft durch einen sehr geübten Physiker erhalten dürfte. Bei Körpern, welche Wasser einsaugen, nimmt der Verf. das Gewicht des eingesogenen Wassers zum Gewichtsverluste im Wasser addirt mit in den Divisor auf, um das specifische Gewicht zu finden, oder wenn der Körper trocken gewogen P wiegt, durchnäfst aber P + p, dann im Wasser gewogen π verliert, so soll das specifische Gewicht $\Pi = \frac{P}{p + \pi}$ seyn, was jedoch nach unserer Ansicht nicht richtig seyn kann; denn das spec. Gewicht eines Körpers wird aus der Vergleichung seines Volumens mit seiner Masse oder seinem absoluten Gewichte gefunden, aber das eingesogene Wasser gehört weder zu seinem Volumen, wenn dieses dadurch nicht geändert wird, wie namentlich bei Steinen der Fall seyn möchte, noch auch zu seiner Masse. Ref. mufs aufrichtig bekennen, dafs er nicht weifs, wie die Mehrzahl der Physiker über diese Frage entscheidet, würde jedoch aus angegebenen Gründen unbedenklich annehmen, dafs das spec. Gewicht durch die Division des Gewichtsverlustes des durchnäfsten Körpers in das absolute Gewicht des trocknen zu finden sey, sobald das Volumen desselben durch Einsaugung von Wasser nicht verändert wird; wäre Letzteres aber der Fall, dann müfste diese Vermehrung zuvor ausgemittelt werden, was jedoch nicht ohne grofse Schwierigkeit geschehen könnte. Ausführlich wird dann ferner über die specifischen Gewichte der Mischungen sowohl von flüssigen als auch von starren Körpern gehandelt, worüber zugleich die erforderlichen Tabellen mitgetheilt sind, von der Reduction der Wägungen auf den leeren Raum, vom Einsinken und der Stabilität der Schiffe, dem Metacentrum, der Schiffsaiche und den Wägungen der Canalschiffe in England, was hier nur im Allgemeinen, und ohne in's Einzelne einzugehen, erwähnt werden möge. Das Ende dieses Capitels enthält eine genügende Abhandlung über die artesischen Brunnen, mit Nachweisung der verschiedenen über diesen interessanten Gegenstand vorhandenen historischen Nachrichten und Schriften und einer

Beschreibung des bei ihrer Bohrung in Frankreich und England, hauptsächlich aber in und bei Wien üblichen Verfahrens. Zu der gelegentlichen Erwähnung der asiatischen Salzbrunnen, den gröfsten unter allen sogenannten artesischen, liefert v. Humboldt's Klimatologie eine bedeutende Nachlese.

Im zweiten, der Aërostatik gewidmeten, Capitel wird die Auffindung der Schwere der Luft dem berühmten Galiläi zugeschrieben; allein dafs die Luft schwer sey, hatte schon Aristoteles gefunden, die Erfindung der Lehre vom Luftdrucke verdanken wir jedoch unleugbar dem Torricelli. Ueber die Barometer ist nur das Allgemeinste angegeben, und wird übrigens dieser weitläuftige Gegenstand mit Recht in das Gebiet der Physik verwiesen. Eben so findet man blos allgemeine Angaben über das Mariottesche (eigentlich Boyle'sche) Gesetz, und die Thermometer, etwas ausführlichere über die Ausdehnung der festen Körper, womit aber die aus Gehler's Wörterbuche entnommene Tabelle verbunden ist, zum augenfälligen Beweise, dafs der Verf. aus ihm wohlbekannten reichhaltigen Quellen absichtlich nur dasjenige entnehmen wollte, was nach seinem sachverständigen Ermessen dem praktischen Mechaniker zu wissen nöthig ist. Bei der unglaublichen Reichhaltigkeit der Wissenschaften und Hülfsmittel ist es gegenwärtig eine nicht geringe Kunst, die wohlbedächtig abgemessenen Grenzen nicht zu überschreiten. Wichtiger war es, wegen genauer Mafs- und Gewichts-Bestimmungen über die Ausdehnung tropfbarer Flüssigkeiten ausführlicher zu handeln, was denn auch geschehen ist, indem namentlich auch die neuesten Untersuchungen von Stampfer benutzt sind, die etwas früheren des Ref. in den Memoiren der Petersburger Societät jedoch damals dem Verf. noch nicht bekannt seyn konnten, aus welchen beiden mit einander verglichen wohl unverkennbar hervorgeht, dafs der Punct der gröfsten Dichtigkeit des Wassers noch tiefer liegt, als bei 4° C., wie man gewöhnlich annimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

v. Gerstner, *Handbuch der Mechanik.*

(*Fortsetzung.*)

Zur Bestimmung des specifischen Gewichts der Luft wird eine grofse Menge verglichener gleichzeitiger Barometerbeobachtungen auf ungleichen, genau gemessenen, Höhen benutzt, und unter diesen eine Reihe solcher, die Ref. bisher noch nicht kannte, nämlich aus dem Jahre 1822, die vom Astronomen David und dem Physiker Hallaschka zu Prag angestellt wurden. Es ist dann eine in der That sehr vollständige, zugleich höchst interessante und mit grofsem Aufwande von Mühe berechnete Tabelle der verschiedenen durch dieses Mittel erhaltenen Bestimmungen des specifischen Gewichtes der Luft gegen Quecksilber mitgetheilt, es würde indefs vielen Lesern ein wesentlicher Dienst geleistet seyn, wenn zugleich die directen Wägungen der Pariser Gelehrten mit berücksichtigt, und die durch diese verschiedenen Mittel erhaltenen Resultate mit einander verglichen wären. Dagegen findet man hier, was sonst in den Werken über die Mechanik nicht häufig der Fall ist, eine ausführliche Beschreibung des Manometers und eine Anweisung zum Gebrauche desselben, welcher Apparat vom Verf. schon in früheren Zeiten wesentlich verbessert wurde, und eben daher in ihm einen vorzüglichen Vertheidiger fand. Hieraus läfst sich dann leicht die Behauptung erklären, dafs dasselbe zu Höhenbestimmungen am meisten geeignet seyn würde, wenn nicht der Transport, die Aufstellung und der Gebrauch dieses so höchst empfindlichen Werkzeuges unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten. So viel ist wohl gewifs, dafs die beim Transporte eines gewöhnlichen Barometers auf hohe und zackige Berge schon erforderliche Mühe und Sorgfalt in gar keinem Vergleiche zu derjenigen steht, welche das Tragen,

Aufstellen und Beobachten des Manometers verlangen würde, und dafs dieses daher jenes für den Gebrauch des Höhenmessens nie ersetzen kann; überhaupt liegt es wohl mehr im Wesen der Sache, als in zufälligen Umständen, dafs dieser schon durch Otto v. Guericke erfundene Apparat so wenig in Gebrauch gekommen ist, ohngeachtet von Gerstner und später auch G. G. Schmidt mit genügender Sachkenntnifs die Leistungen angegeben haben, die man von demselben erwarten darf. Wir sind übrigens seit der Zeit, als der verdienstvolle Franz Joseph v. Gerstner seine ersten gehaltreichen Untersuchungen über das Manometer bekannt machte, in der Kenntnifs der Gasarten und ihrer wesentlichen Eigenschaften aufserordentlich weit fortgerückt, so dafs wir vieles jetzt nicht mehr zu erforschen nöthig haben, dessen Auffindung damals sehr allgemein gewünscht wurde.

An die Untersuchung der hydrostatischen und aërostatischen Gesetze schliefst sich als praktische Anwendung sachgemäfs die Beschreibung der Wasserpumpen, von denen man hier die gemeine Saugpumpe, die Druckpumpe, und die vereinte Saug- und Druck-Pumpe rücksichtlich ihrer Construction und des Verhältnisses des Kraftaufwandes zu den Leistungen genau erörtert findet. Dabei sind die Kunstsätze in den Bergwerken, namentlich die meistens noch üblichen hölzernen zugleich mit den eisernen, die gangbaren Ventile, die Kolben, auch die bei der Bramah'schen Presse in Anwendung kommenden (nach Robison eine Erfindung Moreland's), bisher mit Unrecht vernachlässigten oder vielmehr noch keineswegs hinlänglich allgemein bekannten und gebräuchlichen Cylinder mit Liederung in den Stiefeln deutlich beschrieben. Hieran schliefst sich eine vollständige und zugleich an Durchschnittszeichnungen des Ganzen und der einzelnen Theile so deutlich gemachte Beschreibung der Bramah'schen Presse, dafs geübte Künstler dieselbe hiernach mit Sicherheit eines günstigen Erfolges

verfertigen können. Die gewöhnliche Liederung des Cylinders durch Lederscheiben mit zwischenliegenden Metallscheiben ist nach derjenigen abgeändert, die bei dem Wasserdruckwerke zu St. Peter in Prag 1829 in Anwendung gebracht wurde, und gewifs grofsen Beifall verdient. Der Stiefel ist nämlich am oberen Theile ausgedrehet, so dafs sich der um den Cylinder gewickelte, in Unschlitt getränkte, Hanf (welcher den gleichfalls angegebenen Lederschnitzeln gewifs vorzuziehen ist) hineinlegt, und durch eine jenen massiven Cylinder genau umschliefsende Röhre an einer auf dem Rande des Stiefels festzuschraubenden Platte so festgeprefst wird, dafs er zwischen den beiden schrägen Metallflächen einen nach Aufsen verjüngten Ring bildet, welcher durch Herabdrücken der oberen Röhre vermittelst des Anziehens der durch die Platte in den oberen Theil des Stiefels herabgehenden Schrauben fester gegen den Cylinder geprefst wird. Man hat von dieser oder ähnlichen Stopfbüchsen auch schon anderweitig Gebrauch gemacht.

Im dritten Capitel folgen die eben so wichtigen als schwierigen Untersuchungen über die Gesetze des Fliessens tropfbarer Flüssigkeiten, und zwar zuerst über den Torricellischen Satz, dafs die Geschwindigkeiten des fliefsenden Wassers sich wie die Quadratwurzeln aus den Druckhöhen verhalten. Es läfst sich derselbe ohne geometrischen Beweis vorstellbar machen, wenn man berücksichtigt, dafs die ganze Säule des über dem ausfliefsenden Theile befindlichen Wassers gleichzeitig auf letzteren drückt, und dieser daher, wenn man sich den Druck stetig fortgesetzt und zugleich das obere Theilchen herabsinkend denkt, gerade die angegebene Geschwindigkeit erhalten mufs. Ueber die Zusammenziehung des Wasserstrahls findet man in einer Anmerkung einige analytische Untersuchungen, im Texte aber die Versuche Newton's, und von den neueren hauptsächlich die durch Bossut mitgetheilten, im Ganzen aber wird für Oeffnungen in dünnen Blechen, übereinstimmend mit den neuesten Be-

stimmungen, 0,62 als Coefficient angenommen. Eine scharf durchgeführte und auf eine sehr vollständige Benutzung der bisher angestellten Versuche gestützte Behandlung dieses Problems findet man bekanntlich in Egen's trefflicher Schrift über die Wasserwerke am Rhein. Ueber den Ausflufs des Wassers aus cylindrischen Röhren werden hier Versuche mitgetheilt, die vom älteren v. Gerstner schon 1802 angestellt sind, aus denen hervorgeht, dafs auch cylindrische Röhren, also nicht blos konische nach Venturi, in Folge der Zusammenziehung der Wasserader Wasser in vertical aus ihnen herabgehenden Röhren um so höher anheben, je geschwinder die Ausströmung selbst ist, so dafs bei einer Druckhöhe von 25,5 Zoll die Hebungshöhe 16 Zoll betrug. Für kurze cylindrische Ausflufsröhren wird der beständige Coefficient = 0,8125 angenommen, für konische findet man denselben nicht mitgetheilt, und überhaupt ist dieser letztere Theil der ganzen Untersuchung nur oberflächlich berührt, weil man in der Praxis der Regel nach nur cylindrische Röhren oder konische, mit der engeren Oeffnung nach Aufsen gerichtet, anzuwenden pflegt. Ueber die aus Schleusen (Schützenöffnungen) und in Schufsgerinnen fliefsenden Wassermengen wird blos dasjenige, was für die Praxis wichtig ist, mitgetheilt, und durch Beispiele erläutert, jedoch werden die Untersuchungen auch auf die Bestimmung der Ausflufsmengen aus kreisförmigen und elliptischen Oeffnungen, desgleichen auf Röhren mit so geformten Querschnitten, wenn sie ganz oder nur zum Theil angefüllt sind, ausgedehnt. Auch über die Ausflufsgeschwindigkeiten bei veränderlichen Druckhöhen und aus mit einander verbundenen Behältern findet man die erforderliche Belehrung, welche bei dem letzteren Probleme aus dem Vorhergehenden ganz einfach folgt, bei dem ersteren aber eine genauere Untersuchung erfordert, und durch verschiedene Beispiele erläutert ist. Eins der letzteren enthält die Ausflufszeiten bei den Wasseruhren, ein folgen-

des, welches hier als Probe angeführt werden möge, enthält die Aufgabe: wenn ein Teich 90000 Quadratklafter Oberfläche hat, der Fachbaum der Schütze sich 3 Fuſs unter dem Wasserspiegel befindet, und eine Mühle in jeder Secunde 2 Kubikfuſs Wasser haben soll, bis das Niveau 1 F. gesunken ist, zu bestimmen 1) wie viele Kubikfuſs Wasser abflieſsen, 2) wie lange die Mühle im Gange bleiben wird, 3) wie hoch die Schütze nach und nach zur Erhaltung gleicher Wassermengen aufgezogen werden müsse. Zum Beschluſs wird noch von den seit 1755 in England und seitdem auch in andern Ländern so vortheilhaft angelegten Canälen, und von der zur Füllung der Schleusenkammern erforderlichen Zeit gehandelt, um hierdurch auf die am Ende dieses Theiles folgende Beschreibung der englischen Canäle vorzubereiten.

Sehr ausführliche Untersuchungen über die Bewegung des Wassers in Röhren mit Rücksicht auf den Widerstand der Wände findet man im vierten Capitel, ein allerdings sowohl in theoretischer als auch in praktischer Beziehung höchst wichtiger Gegenstand, in sofern sowohl im Kleinen als auch im Groſsen überall Röhrenleitungen in Menge gefunden werden, bei denen es sehr auf die geförderte Wassermenge ankommt, und weil auſserdem die Vergleichung der hierüber aufgefundenen Gesetze mit denen, die aus den Versuchen mit Luft und Gasarten hervorgehen, die Aufmerksamkeit der Physiker und Techniker neuerdings im hohen Grade erregt hat. Zur Bestimmung der Widerstands-Coefficienten wird zuerst eine Beschreibung der von Bossut und du Buat mit horizontalen Röhren von Weiſsblech bei einer verticalen Druckhöhe angestellten Versuche mitgetheilt, und dieser eine Uebersicht der durch F. J. v. Gerstner mit einer gläsernen Röhre erhaltenen Resultate angereihet. Aus allen hierdurch erhaltenen Resultaten wird eine einfache, zunächst für die praktische Anwendung bestimmte Formel

abgeleitet, wonach die zur Ueberwindung des Widerstandes erforderliche Druckhöhe

$$h = \frac{v^2}{4g} + \frac{4L}{180d}\left(\frac{v^2}{4g} + \frac{v}{100\sqrt{d}}\right)$$

ist, wenn v die Geschwindigkeit des Fliefsens, g den Fallraum in einer Secunde, L die Länge und d den Durchmesser der Röhren bezeichnet, wobei jedoch zu bemerken ist, dafs man die sämmtlichen Gröfsen sowohl in Fufsen als in Zollen nehmen kann, jedoch mufs für $\sqrt{d}$ blos das Zollmafs in Anwendung kommen. Dabei ist es übrigens gleichgültig, ob die Röhren von Glas oder von Weifsblech genommen werden, was auf gleiche Weise auch bei den Strömungen der Luft und Gasarten statt findet. Zur Auffindung des Einflusses der Temperatur auf die Geschwindigkeit des Fliefsens werden die durch F. J. v. Gerstner bereits im Jahre 1798 angestellten, aus Gilbert's Annalen bekannten Versuche hier mitgetheilt. Dafs die Wärme des Wassers auf die Geschwindigkeit seiner Strömung einen merklichen Einflufs habe, folgt schon aus allgemeinen theoretischen Betrachtungen, und geht aufserdem mit Gewifsheit aus den beigebrachten Thatsachen hervor, allein es leidet dieses auf die Geschwindigkeit des Blutumlaufes um so weniger eine Anwendung, als die Temperatur dieser Flüssigkeit unter allen Bedingungen im lebenden Körper fast constant ist; weniger läfst sich dieses Argument auch bei den Säften der Vegetabilien in Anwendung bringen, aber auf allen Fall mufs man bei lebenden Körpern die erhöhete organische Thätigkeit als die vorzüglichste Ursache der bei ihnen beobachteten Processe ansehen, da namentlich auch bei den Pflanzen das Aufsteigen der Säfte erwiesenen Thatsachen gemäfs keine Folge eines mechanischen Druckes oder der Capillarität ist. Uebrigens verdient es vollen Beifall, dafs die für die praktische Anwendung bestimmten Formeln auf eine mittlere Temperatur zwischen 10 bis 15 Grade der achtzigtheiligen

Skale gegründet sind, weil diese Grenzen bei Wasserleitungen nicht wohl überschritten werden, und ein Unterschied von wenigen Graden keinen bedeutenden Einflufs hat, aus welchem Grunde es wohl am zweckmässigsten seyn dürfte, 8° R. als die mittlere Erdwärme Teutschlands für diesen Zweck zu benutzen, da es ohnehin bei Wasserleitungen Regel seyn sollte, sie so tief zu versenken, dafs der Temperaturwechsel keinen merklichen Einflufs auf sie haben kann. Hiernach darf man unbedenklich die oben mitgetheilte Formel ohne weiteren Zusatz wegen der Temperatur für den praktischen Gebrauch beibehalten, und wenn dann v mehr als einen Fufs in der Secunde beträgt, und also der zweite Theil des eingeklammerten Factors wegfallen kann, so erhält man

$$h = \frac{v^2}{4g} + \frac{4L}{180d} \cdot \frac{v^2}{4g}$$

woraus der Werth von v für eine bekannte Druckhöhe leicht gefunden wird. Uebrigens ist es nach den Gesetzen des Falles in lothrechter Linie und auf der geneigten Ebene gleichgültig, ob die Röhren bei gegebener Druckhöhe horizontal liegen, oder geneigt sind, da in beiden Fällen der Unterschied der Höhe des Wasserspiegels und des Ausflusses den Werth von h bestimmt. Diejenigen, welche bei der Ausübung diese Bestimmung benutzen wollen, dürfen jedoch nicht unterlassen, eine Bemerkung zu beherzigen, welche der Verf. nur noch mehr hätte hervorheben sollen, nämlich dafs hiernach blos das Maximum der zu erwartenden Wassermenge gefunden wird, welches nicht selten auch dann geringer ausfällt, wenn keine nachweisbare Ursachen dieser Verminderung aufzufinden sind, wie namentlich Leslie bei der grofsen Edinburger Röhrenleitung gefunden hat.

Ref. hat bei diesem Gegenstande etwas lange verweilt, weil die Bearbeitung desselben zeigt, dafs der Verf. gerade dasjenige am ausführlichsten behandelt, was für die

praktische Anwendung am wichtigsten ist, wie der Zweck des ganzen Werkes fordert. Es versteht sich daher von selbst, dafs auch die Untersuchungen über den Einflufs der Krümmungen auf die Wassermengen nicht fehlen, wofür die Vorarbeiten von du Buat benutzt sind, aus denen folgt, dafs die oben für h aufgestellte allgemeine Formel noch den Zusatz $+ \frac{\gamma}{1000} \cdot \frac{v^2}{4g}$ erhält, um den durch Krümmungen erzeugten Widerstand zu berechnen, worin γ die Summe der Krümmungswinkel in Sexagesimalgraden bezeichnet. Von den zur Prüfung der aufgestellten Sätze dienlichen, allerdings seltenen Versuchen im Grofsen sind die von Couplet und die aus Nordwall's Maschinenlehre entnommenen angeführt, und demnächst folgt noch eine durch viele Beispiele erläuterte Untersuchung über die Vertheilung des Wassers in mehrere Röhren. Bei der für die Sprunghöhe des Wassers aufgefundenen Formel werden die durch Mariotte bei der bekannten, durch diesen Gelehrten aufgestellten Formel zum Grunde liegenden Versuche nicht im Einzelnen zur Prüfung benutzt, weil derselbe die für die Berechnung erforderlichen Dimensionen nicht angegeben hat, auch enthält die Gleichung zwischen der Fall- und Sprung-Höhe keinen Factor für den Widerstand der Luft gegen den aufsteigenden Strahl, ist übrigens den theoretisch bestimmten Gesetzen so angemessen, und mit der Erfahrung in einem solchen Grade übereinstimmend, dafs der Hydrodynamiker dieselbe bei vorkommenden Fällen mit Sicherheit anwenden darf. Von den Ausgufsröhren, sowohl bei Springbrunnen als auch bei Feuerspritzen wird umständlich gehandelt, und werden diejenigen am meisten empfohlen, die aus einer weiteren Röhre mit einem Ansatze bestehen, dessen Oeffnung die Form der zusammengezogenen Wasserader hat, die konischen, mit der weiteren Oeffnung nach Aufsen, bleiben jedoch ganz unberücksichtigt, entweder weil der Verf. die darüber gepflogenen Untersuchungen nicht beachtet hat, oder wahrscheinlich wohl deswegen, weil solche Rohre nach

seiner Ansicht den Wasserstrahl zu sehr zerstreuen würden.

Einen schätzbaren Beitrag zur Hydrotechnik liefern die Angaben über die Wasserleitungen, wobei hauptsächlich die in Prag angelegten als Muster zur Vergleichung dienen. Mit Recht werden die hölzernen Röhren verworfen, und statt deren die gufseisernen vorzugsweise berücksichtigt, die bei dem dortigen Drucke von 16 bis 21 Klafter Höhe und der Verwerflichkeit der bleiernen aus Rücksicht ihres nachtheiligen Einflusses auf die Gesundheit wohl allein anwendbar sind, obgleich die thönernen, die schon vom alten Leupold so sehr empfohlen werden, und welche man neuerdings namentlich auch in Frankreich vorzuziehen angefangen hat, bei geringerer Druckhöhe entschiedene Vortheile gewähren, wenn sie durch eine Maschine geprefst bei gleichmäfsiger Form durch hinlängliche Festigkeit eine wahrhaft unvergängliche Dauer versprechen. Von dieser Beschaffenheit sind dann auch die zu der Schlofsgartenleitung in Prag verwendeten von 5 Fufs Länge, 2 Zoll Weite und nur $^3/_8$ Z. Dicke, die aber dennoch einen Druck von 51 Fufs aushalten, also vortrefflich fabricirt seyn müssen, und durch ihre bereits uralte Dauer ihre Einfachheit und den Vorzug, dafs sie nicht inkrustirt werden, sich als höchst vortheilhaft bewährt haben. Unter den vorgeschlagenen Mitteln der Compensation gebührt dem durch Hachette angegebenen entschieden der Vorzug. Zum Reinigen der Röhren, welches hauptsächlich dann von Zeit zu Zeit erforderlich ist, wenn das Wasser Kalk und Gypstheile enthält, werden zweckmäfsige Mittel angegeben, und nicht minder die hauptsächlich bei grofsen Anlagen üblichen Arten der Verbindung der einzelnen Röhren, die Hahnen, Luftständer und hydraulischen Wassermesser genau beschrieben, zugleich aber durch die ausnehmend instructiven Figuren so anschaulich gemacht, dafs jeder geübte Künstler sie hiernach darstellen kann. Als eine interessante Zugabe läfst sich die Nachweisung der Was-

serconsumtion betrachten, wie sie im Minimum unentbehrlich ist und dann bis auf das mehr als Zehnfache gesteigert werden kann, wobei jedoch die in dieser Beziehung wichtigsten italienischen Städte, namentlich Venedig und Rom, dessen Wasserconsumtion unter allen übrigen Orten gegenwärtig am stärksten ist, und früher noch weit gröſser war, nicht berücksichtigt sind. Die Mittheilungen über die Röhrenleitungen in Prag, Paris, und England, hauptsächlich in London, sind nicht blos in technischer Hinsicht lehrreich, sondern zugleich auch selbst für Dilettanten höchst interessant, wobei insbesondere die Groſsartigkeit dieser Anlagen in London Erstaunen erregt, wenn man hört, daſs die gröſste der dort befindlichen Leitungen über eine Million Lstling kostete, jährlich 95,658 Lstl. Brutto-Einnahme abwirft, zugleich aber 59,205 Lstl. Auslagen erfordert, so daſs die Actien nicht einmal mit 3 Proc. rentiren. Die sämmtlichen Wasserleitungen für London kosten fast 34 und eine halbe Million Gulden. Zuletzt wird auch noch vom Heronsbrunnen, von den Hebern und zwei in Böhmen von diesem einfachen Apparate im Groſsen gemachten sinnreichen Anwendungen, desgleichen endlich von der bekannten Schemnitzer, durch Höll erfundenen, Luftmaschine gehandelt, wobei es auffallen muſs, daſs man von dieser sinnreichen, und wie Barlow sehr richtig bemerkt, so ungemein nützlichen Vorrichtung, die sich auch an solchen Orten anbringen läſst, wo keine sonstige Wasserförderungsmaschine Raum findet, auſser in Ungarn und in England bisher nirgend Anwendung gemacht hat.

Ref. erlaubt sich, den Inhalt des folgenden Capitels nur mit wenigen Worten anzuzeigen. Es wird darin zuerst von der Gestalt der Kanäle und Fluſsbetten gehandelt, dann von der verschiedenen und mittleren Geschwindigkeit des in ihnen flieſsenden Wassers mit Beispielen aus Messungen an Canälen, woraus zugleich die vortheilhaftesten Canalprofile abgeleitet werden. Vorzüglich wichtig ist die Untersuchung über die Geschwin-

digkeit des fliefsenden Wassers, wobei eine vollständige Uebersicht der bisher angewandten Mittel und Werkzeuge zum Messen derselben mitgetheilt wird, nebst einer Prüfung ihrer verschiedenen Brauchbarkeit, als die schwimmende Kugel, der Stab des Cabeo, die Pitot'sche Röhre, unstreitig für gröfsere Geschwindigkeiten der zweckmässigste Apparat, der Stromquadrant oder das hydrometrische Pendel, welchem vor dem ebengenannten bei geringen Geschindigkeiten der Vorzug gebührt, Michelotti's hydraulische Schnellwaage, Lorgna's Wasserhebel und des Ximenes Wasserfahne, Brüning's Tachometer und Woltmann's Strommesser, welchem im Ganzen wohl vor allen andern der Vorzug gebührt Hiermit wird eine Nachweisung der vorzüglichsten bekannt gewordenen Messungen verbunden, die an verschiedenen Flüssen angestellt wurden, um daraus die in gegebenen Zeiten abfliefsende Wassermenge zu berechnen. Ueber die Geschwindigkeit, welche erforderlich ist, um Körper von ungleicher Gröfse und Beschaffenheit fortzuführen, werden blos du Buat's Erfahrungen ohne theoretische Bestimmungen mitgetheilt, worauf dann ausführliche Untersuchungen über die Anlegung der Wehre und die Staulinie des Wassers folgen.

Die beiden nächsten Capitel sind einer Untersuchung der Mühlräder gewidmet, zuerst der unterschlächtigen und dann der oberschlächtigen, ein Gegenstand, dessen Schwierigkeiten allen Hydrotechnikern hinlänglich bekannt ist, um dessen Aufklärung aber neuerdings Poncelet sich grofse Verdienste erworben hat. Vor allen Dingen kommt zuerst die Stärke des Wasserstofses im Schufsgerinne mit Rücksicht auf die Geschwindigkeit des Rades in Betrachtung, um daraus das vortheilhafteste Verhältnifs beider zu bestimmen, eine Aufgabe, die bereits 1795 durch v. Gerstner ausführlich und gründlich behandelt wurde. Die Versuche, die man neuerdings mit Anwendung des Dynamometers über die Kraft der verschiedenen Räder angestellt hat, wodurch wohl

ohne Widerrede die genauesten Resultate zu erhalten sind, findet man hier noch nicht benutzt. Zunächst werden die aufgefundenen Gesetze auf die am meisten vorkommenden Räder, nämlich die der Mahlmühlen, angewandt, bei denen obendrein eine mittlere Geschwindigkeit zur besseren Erzeugung des Mehles unerläfslich ist. Aufser den älteren Erfahrungen über das erzeugte Quantum eines guten, feinen Mehles werden hier auch die neuesten, namentlich die durch Egen bekannt gemachten, und sonstige mit einander verglichen, daraus die bei der Anlegung von Mühlen zu beobachtenden Regeln abgeleitet, indem sich namentlich ein gröfserer Vortheil zeigt, wenn mehrere Räder in dem nämlichen Gerinne vereinigt, als wenn sie jedes in einem besonderen angebracht sind, worauf dann zuletzt die Beschreibung der Wassermahlmühle bei Prag und eine Uebersicht der Erfahrungen, hauptsächlich von Bossut und Smeaton über den Bau und die Leistungen der unterschlächtigen Räder folgt.

Bei den Untersuchungen, welche zunächst den oberschlächtigen Wasserrädern gewidmet sind, wird beiläufig auch auf die unterschlächtigen Rücksicht genommen, was in sofern unerläfslich ist, als die Leistungen beider eine durch die gegebenen Verhältnisse bedingte Vergleichung erfordern. Aus den vorhergehenden Betrachtungen folgt nämlich, dafs bei 4,5 Fufs Gefälle beide an Wirksamkeit einander gleichkommen, bei einem gröfseren aber die oberschlächtigen schon den Vorzug verdienen, was durch die in Böhmen gemachten Erfahrungen bestätigt wird. Interessant sind die Beschreibungen der colossalen eisernen Räder, welche in England am gröfsten, wenig kleiner aber auch zu Cernay im Elsafs verfertigt werden. Eins der ersteren, für eine Kraft von 120 Pferden gebauet, hatte ein Gewicht von 60 Tonnen oder 120,000 ℔. und kostete ohne Transport 2400 Lstl. oder 28,800 fl., wobei Ref. sich der Bemerkung nicht enthalten kann, dafs eine genaue Berechnung der Festigkeit der einzelnen

Theile eine bedeutende Verminderung des Gewichtes veranlassen könnte, indem überhaupt namentlich auch bei den Dampfmaschinen der Schiffe, manche Theile übermäfsig massiv zu seyn pflegen, wodurch das Gewicht derselben und diesemnach auch die Kosten unnöthig vertheuert werden. Sind die Maschinentheile über das Erfordernifs stark, so kann man sie nicht mit Sicherheit probiren, und dieses ist namentlich bei Metallwaaren unumgänglich nothwendig, weil sonst leicht Fehler durch die Masse blos versteckt werden. Auf allen Fall scheinen die Räder mit eisernen Wellen, an denen die Speichen angegossen sind, den Vorzug vor denen mit hölzernen Wellen zu verdienen, doch möchte Ref. über diese Frage gern durch die Erfahrung genügende Auskunft erhalten. Ueber den vortheilhaftesten Bau der Räder findet man hier treffliche Untersuchungen, die bei künftigen Bearbeitungen dieses noch keineswegs vollständig erledigten Gegenstandes sorgfältige Beachtung verdienen. Vorläufig gewähren auf allen Fall die ausführlichen, nach der Theorie des Verfs. berechneten, Tabellen einen ausgezeichneten Nutzen für die praktische Anwendung. Insbesondere ist auch die Construction der sogenannten Kropfräder umständlich untersucht, wobei gegen die durch Poncelet vorgeschlagene Form der Schaufeln nicht ungegründete Einwendungen gemacht, dagegen die Vorzüge der bei der englischen neuerdings eingeführten, wie sie aus den aufgestellten theoretischen Bestimmungen folgen, nachgewiesen werden. Die Anwendung eines Regulators mit Kugeln (des sogenannten Governor's der Engländer) zum Heben oder Niederlassen einer Hülfsschütze wird nur gelegentlich bei der Maschine zu Belper unweit Derby erwähnt; da aber neuerdings Einwendungen gegen dessen praktische Brauchbarkeit für diesen Zweck gemacht sind, so würde es interessant seyn, das Urtheil des erfahrenen Verfassers hierüber zu vernehmen, was derselbe auch wahrscheinlich bei der Betrachtung der Dampfmaschinen mit-

theilen wird, worauf er bei dieser beiläufigen Erwähnung verweiset. Um die Anwendung der aufgestellten Sätze an einem Beispiele nachzuweisen, wird eine in's Einzelne gehende Beschreibung einer Brettsägemühle eingeschoben.

Das achte und letzte Capitel enthält eine Reihe eben so schwieriger als interessanter Untersuchungen, deren ausführliche Mittheilung der Verf. bereits im ersten Theile versprochen hat, nämlich über den Widerstand der Medien, sowohl der Luft als auch des Wassers, letzteres mit Rücksicht auf den Bau der Schiffe, womit dann noch eine Beschreibung der Canäle und Schleusen nebst einer Darstellung der Canalschifffahrt in England verbunden wird. Nach einigen allgemeinen theoretischen Hauptsätzen über den Widerstand tropfbar flüssiger Körper folgt zuerst eine sehr kurze Betrachtung des Stofses eines Wasserstrahles gegen eine gegebene Fläche nach Langsdorf und Eytelwein, ausführlicher dagegen wird über den Widerstand gehandelt, welchen das Wasser den in ihm bewegten Körpern entgegensetzt, wobei hauptsächlich die vielen Versuche der Engländer über diesen Gegenstand nach Olinth Gregory erwähnt werden, die jedoch bei weitem keine solche Uebereinstimmung zeigen, als sich von der Sorgfalt bei ihrer Anstellung billig erwarten liefs. Im Allgemeinen darf man wohl annehmen, dafs der Widerstand dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional sey; um aber nachzuweisen, wie bedeutenden Einflufs die Form der Körper auf den sogenannten verneinten Druck ausübe, werden zuerst die durch Beaufoy gefundenen Resultate einzeln und in gröfserer Ausdehnung mitgetheilt, und dann auch die der neuesten Versuche von Walker. Der Beifall, welchen diese letzteren fanden, erklärt sich leicht daraus, dafs in ihnen die praktische Anwendung schon enthalten ist, in sofern sie mit kleinen Booten angestellt wurden, und die Engländer zu den Untersuchungen über den Widerstand des Wassers hauptsächlich durch Rücksichten

auf den zweckmäfsigsten Bau der Schiffe vermocht werden. Uebrigens trifft der Vorwurf, welcher den französischen Versuchen durch Walker gemacht wird, nämlich dafs sie mit zu kleinen Körpern und mit zu geringer Geschwindigkeit angestellt seyen, auch die zahlreichen englischen, allein man kann dessenungeachtet nicht in Abrede stellen, dafs sich die eigentlichen Gesetze des Widerstandes auf diese Weise in wissenschaftlicher Hinsicht weit richtiger und bestimmter auffinden lassen, als durch die Anwendung von Booten selbst in eingeschlossenen Wasserbehältern, weil bei diesen ein störender Einflufs zahlreicher zugleich bedingender Umstände nicht wohl vermeidlich ist. Ueber den Widerstand der Luft und den Einflufs desselben auf die Bahn der Geschützkugeln liefert der Verf. eine treffliche und sehr beachtenswerthe Untersuchung, die von den Geometern an einem geeigneten Orte ausführlicher geprüft zu werden verdient. Da Ref. hierzu in diesem Augenbsicke weder die erforderliche Zeit hat, noch auch der Raum dieser Blätter solche Betrachtungen gestattet, so möge blos die allgemeine Bemerkung hier Raum finden, dafs nach vorläufiger Ansicht der Sache die gegebene Lösung des schwierigen Problems selbst für die Praxis näherungsweise zu genügen scheint, in Beziehung auf absolute Genauigkeit aber noch der Umstand in Betrachtung kommt, dafs hier der Widerstand dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional gesetzt ist, obgleich nach vielen Versuchen dieses noch keineswegs für absolut ausgemacht gelten darf, aufserdem aber ist noch sehr zu berücksichtigen, dafs der negative Druck bei sehr grofser Geschwindigkeit der Geschützkugeln ganz fehlt, in sofern die Luft in den leeren Raum nur mit ohngefähr 1300 F. Geschwindigkeit einströmt, bei abnehmender Geschwindigkeit aber mit stets wachsendem Einflusse auftritt. Berücksichtigt man endlich die Reibung der vor der Kugel comprimirten Luft und der an ihrer Seite abfliefsenden an der Oberfläche der Kugel, desgleichen

die durch Compression und Expansion veränderte Dichtigkeit und selbst den Wärmezustand derselben, so erkennt man in allen diesen Bedingungen, die bei einer scharfen Berechnung nicht zu vernachlässigen sind, eine überwiegende Menge von Schwierigkeiten, die einer vollständigen Lösung dieses Problems anscheinend als ganz unüberwindlich entgegenstehen. Auf allen Fall gewähren übrigens die hier zur Bestimmung der Kugelbahn mitgetheilten Tabellen eine höchst schätzbare Erleichterung für diejenigen, welche Gelegenheit haben, die Resultate angestellter Versuche mit den durch die Theorie gefundenen Bestimmungen zu vergleichen. Es ist nämlich leicht, nach den vom Verf. mitgetheilten Tafeln die Curve graphisch darzustellen, welche eine Geschützkugel unter gegebenen Bedingungen beschreiben soll, und hiernach können also auf jeden Fall die Endpunkte der theoretisch gefundenen und der durch die Erfahrung erhaltenen Bahn mit einander verglichen werden. Beide Curven in allen ihren Theilen nicht blos annähernd, sondern völlig genau zu erhalten, wird indeſs stets noch schwierig bleiben; denn bekanntlich stehen den Versuchen dieser Art ganz unüberwindliche Hindernisse entgegen, die nur dadurch beseitigt werden könnten, wenn es möglich wäre, mit einem neuerdings in Vorschlag gebrachten Instrumente die ganze von der Bombe durchlaufene Bahn durch Beobachtung des Zünders zu messen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

v. Gerstner, Handbuch der Mechanik.

(Beschlufs.)

Mehr zur Statistik als zur Mechanik gehört das Ende dieses zweiten Theiles, worin über die Canal-Schifffahrt in England gehandelt wird, aber alle Leser, und unter diesen viele, denen die Beachtung dieses Abschnittes für sich allein besonders zu empfehlen seyn dürfte, sind dem Verf. Dank schuldig für die Zusammenstellung der zahlreichen, aus kostbaren Werken entnommenen, durch eigene Ansicht vermehrten Thatsachen, welche zwar im Allgemeinen, keineswegs aber den meisten, die sich hierfür interessiren, so speciell und vollständig bekannt sind, als sie hier mitgetheilt werden, und welche nebenher das Interesse aller Staatswirthe auf's Höchste in Anspruch nehmen. Es erregt in der That Erstaunen und gerechte Bewunderung, wenn man lieset, dafs eigentlich erst seit der Königin Anna (1702—1714.) die Mittel der National-Indüstrie und der hierdurch erzeugte Reichthum in einem Zeitraume von etwa 70 Jahren wahrhaft riesenmäfsige Fortschritte gemacht haben, und dafs alles dieses durch die wohlgeleitete Thätigkeit und den Unternehmungsgeist von Privaten und Gesellschaften erreicht wurde, weswegen übrigens auch der Lord-Canzler im Parlamente einen Wollsack zum Sitze hat, als sichtbares Zeichen, auf welche Gegenstände jene hohe Stände-Versammlung ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise richten soll. Mit Recht sagte Canning beim Gastmahle der Schiffsrheder im Jahre 1825: „Wir besitzen kein Mittel, das die anderen Nationen nicht gleichfalls in sich selbst trügen; der Grund unserer Wohlfahrt liegt in der unzerstörbaren Energie des brittischen Volkes und in jenem Unternehmungsgeiste, der seinen Handel bis an das Ende der Welt ausdehnt und das ganze Menschenge-

schlecht in Erstaunen setzt." Auf diese Weise war es dann möglich, dafs auf solche Anlagen 400 Millionen Lstl. verwendet würden, und die Einkünfte der Privaten sich binnen 30 Jahren um 90 Millionen Lstl. vermehrten; doch kann man sich bei diesen Betrachtungen der Frage nicht erwehren, ob die Nation seitdem in gleichem Verhältnisse glücklicher geworden ist. Es kann bei dieser Frage wohl nicht die Absicht zum Grunde liegen, durch Reflexionen und Zweifel dieser Art denjenigen Gang hemmen zu wollen, den die Menschen einmal ihrer Natur nach nothwendig nehmen müssen, sondern blos den blendenden Schimmer etwas zu mildern, den der Ueberblick anscheinend so glänzender Resultate sehr leicht erregen könnte.

Wenn es sich übrigens um die Uebertragung brittischer Industrie auf das westeuropäische Continent handelt, so ist das Streben hiernach zwar minder gefährlich, als die unbedingte Nachahmung der sonstigen Institutionen jenes Landes, welche sehr häufig gerade von denjenigen am meisten gepriesen werden, die mit den Eigenthümlichkeiten der Bewohner jener Insel am wenigsten vertrauet sind; allein im Ganzen darf doch nicht übersehen werden, dafs in nächster Beziehung auf Gewerbe und Handel dort Bedingungen obwalten, die namentlich den kleineren teutschen Staaten insgesammt mangeln. Dahin gehören hauptsächlich die Beschaffenheit des nicht bergigen, gröfstentheils sehr fruchtbaren Landes, die unerschöpfliche Menge des unter der Erde befindlichen Brennmaterials, die vielen grofsen, weit in das Land hineinreichenden, Ströme und vor allen andern Canäle, welche verhältnifsmäfsig leicht zwei ausgedehnte Meere mit einander verbinden.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen interessanten Angaben des Verfs. über alle die hierher gehörigen Gegenstände im Einzelnen namhaft zu machen, ja es läfst sich nicht einmal die Beantwortung der höchst interessanten Frage, ob die Anlegung eines Canales oder einer Eisenbahn im Ganzen mehr Vortheil verspreche,

kurz zusammenfassen, weil es besser ist, hierüber vorher die auf Einzelnheiten beruhenden Entscheidungsgründe sorgfältig zu prüfen. Ref. schliefst daher die ausführliche Anzeige des Werkes mit der Versicherung, dafs dasselbe im hohen Grade geeignet sey, die Leser in den Stand zu setzen, ähnliche gemeinnützliche Anlagen in Ausführung zu bringen, wenn ihnen nach dem Wunsche des Verfs. eine günstige Gelegenheit hierzu dargeboten wird.

Muncke.

Charakteristik Lucian's von Samosata. Von Karl Georg Jacob, Professor an der Königl. Preufsischen Landesschule Pforta. Hamburg 1832, bei Friedrich Perthes. XXII u. 194 S. in gr. 8.

Unstreitig gehört diese Charakteristik Lucian's zu den vorzüglicheren Erscheinungen unserer Zeit, welche nicht blos für den Gelehrten vom Fach, sondern für jeden gebildeten Leser ein gleiches Interesse erregen. Dafs Schriften der Art höchst selten, aber doch nothwendig in einer Zeit erscheinen, in welcher so manche ungünstige Vorurtheile gegen das Alterthum und die Beschäftigung damit in Umlauf gesetzt werden, in der es daher doppelt ersprieſslich erscheint, durch Schriften wie die vorliegende, das Alterthum einem jeden gebildeten Manne zugänglich zu machen, oder dessen Sinn und Empfänglichkeit dafür stets rege zu erhalten, unterliegt keinem Zweifel, so gering auch die Zahl derer ist, die hinlängliche Bildung und Geschmack besitzen, um Beides zu vereinigen und den Anforderungen, welche der Gelehrte wie der Gebildete macht, gleichmäfsig zu entsprechen.

Der Zweck des Verfs. war ein dreifacher. Zuvörderst beabsichtigte derselbe eine Ehrenrettung des Lucian gegen so manche in alter wie in neuer Zeit gegen ihn erhobene Vorwürfe; was freilich nicht besser geschehen konnte, als durch eine nähere Betrachtung der Schriften,

welche zu diesen Vorwürfen Veranlassung gegeben haben, und der wissenschaftlichen Richtung dieses grofsen Geistes, also durch das, was wir eine Charakteristik zu nennen pflegen, welche den verunglimpften, als Spötter und Lästerer verschrieenen Mann wieder zu Ehren bringen und in sein Recht einsetzen soll. Eine solche Charakteristik zu liefern, ist nichts Leichtes; dies konnte nur ein Mann, der, wie unser Verf., von Vorurtheilen frei, mit Geist und Geschmack die Alten zu behandeln versteht, und der mit genauer und gründlicher Kenntnifs das Alterthums auch eine ausgebreitete Belesenheit in der neueren Literatur verbindet, der seine vertraute Bekanntschaft mit dem Schriftsteller, dessen Charakteristik er liefern will, bereits in mehrern vorzüglichen Ausgaben bewährt hat, und nicht als blofser Grammatiker an einzelnen Formeln, Partikeln, Constructionen und dgl. m. hängt, um von ihnen alles Heil der Welt und der Philologie zu erwarten, sondern der auch in den Geist seines Autors einzudringen und ihn von seinen verschiedenen Seiten aufzufassen und darzustellen weifs, wodurch er ihn dem Kreis aller Gebildeten zugänglich macht.

Mit dieser Charakteristik eines Schriftstellers, der so ganz in die Zeit, in der er lebte, eingreift, und nur von diesem Standpunkte aus gehörig aufgefafst und beurtheilt werden kann, der die Gebrechen und Schwächen, ja Laster seiner Zeit schonungslos darstellt und dadurch auf dieselbe einzuwirken sucht, verbindet sich ungezwungen zweitens eine Charakteristik der Zeit, in welcher Lucian lebte und auf welche er wirkte; und so mag diese Schrift zugleich als ein wohlgelungener Beitrag zur Charakteristik einer der denkwürdigsten Perioden der Menschheit, wir meinen das Zeitalter der Antonine, angesehen werden, zumal als diese Zeit (und das wird Niemand leugnen wollen) mit der neueren und neuesten manche Aehnlichkeit, manche Berührungspunkte darbietet, die einem denkenden Mann hinreichenden Stoff zu näherer Vergleichung liefern können. Unser Hr. Verf. hat auch in dieser Hinsicht nicht blos für Philologen, sondern für

gebildete Leser jeden Standes und jeden Fachs geschrieben; wir dürfen ihn daher nicht unter die Classe derjenigen Philologen rechnen, die über dem Jagen nach gewissen Redeformen und Constructionen oder über grammatischen Düfteleien oft die Hauptsache und den Hauptzweck, um dessen Willen dies alles (Grammatik und Kritik) betrieben wird und betrieben werden mufs — wir meinen gründliche Erkenntnifs und Auffassung des Alterthums in seinem ganzen Umfang und in seinen verschiedenen Beziehungen mit der Richtung und Anwendung dieser Erkenntnifs auf Wissenschaft und Bildung unserer Zeit — aus den Augen verlieren, indem sie, was blos Mittel ist und seyn soll, zum höchsten Zweck machen, oder die nach gewissen sogenannten philosophischen Ideen, die blos in ihren Köpfen spuken, Alles zuschneiden und formen wollen.

„Meine Absicht," sagt Derselbe S. IX., „ist ganz besonders dahin gerichtet gewesen, auf einzelne Gegensätze zwischen der antiken und modernen Welt aufmerksam zu machen und auch von meinem Standpunkte aus für das classische Alterthum zu einer Zeit zu sprechen, die dasselbe manchen offenen und versteckten Angriffen blosgestellt hat. Die Burg der alterthümlichen Studien ist neuerdings von verschiedenen Seiten angegriffen worden. Bald sind es strenge Eiferer, welche einen zu willkührlichen Gegensatz zwischen Heidnischem und Christlichem anzunehmen bemüht sind, bald sind es die Freunde der Naturwissenschaften, welche klagen, dafs den alterthümlichen Studien zu viel Zeit eingeräumt werde, bald sind es die Anhänger jenes Nichtigkeitsprincips und jene unwissenden Industrieleute, die bei andern und mehr noch bei sich Alles nur auf Erwerb anlegen und die in aller Wissenschaftlichkeit nichts Anderes sehen als nach des Dichters bitterem Ausspruche: 'eine tüchtige Kuh, die sie mit Butter versorgt.' Mit diesen Feinden wird die Philologie fortwährend zu streiten haben, weil sie von Basedow und Lange herab bis auf die neuesten Reformer in den süddeutschen Ständeversammlungen meistens ohne

Sachkenntnifs sind, weil sie das Studium der griechischen und lateinischen Literatur nicht höher achten, als das der grönländischen Literatur, und auf einzelne Bemerkungen hin einseitige Schlüsse und Folgerungen bauen, die ein Jeder widerlegen kann, der nicht, wie sie, in Vorurtheilen befangen ist."

Der Hr. Verf. scheint indefs nicht zu verkennen, dafs die Art und Weise, wie von Manchen die Studien des Alterthums betrieben worden, zu solchen immerhin ungerechten Vorwürfen, wenigstens einige Veranlassung gegeben haben. Denn er fährt alsbald also fort: „Es ist aber auf der andern Seite auch nach meinem Dafürhalten die Pflicht der Philologie unter solchen Umständen, dahin zu wirken, dafs die Kunde der alterthümlichen Menschheit der gegenwärtigen Generation näher gerückt und durch solche Schriften befördert werde, die aus einem eifrigen Studium der Alten hervorgegangen sind, aber nicht zu sehr in Ausdrücken und Ansichten die Schule verrathen. [Der Verf. hat sich, und wir wollen es nicht tadeln, hier mit grofser Milde ausgedrückt.] Freilich vermögen wir in unsern Tagen nicht mehr jenes hohe und allgemein verbreitete Interesse an den Werken des classischen Alterthums hervorzurufen, das im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durch alle Länder des gebildeten Europa verbreitet war. Das innere Leben der Völker wird jetzt durch andere Interessen bewegt, die Philologie hat sich daher in die stilleren Räume zurückziehen müssen, aber auf Geist und Herz bleibt ihr Einflufs eben so unverrückt, als die grofsen Alten noch Muster und Vorbilder für kommende Zeiten seyn werden. Dieser Einflufs aber kann wesentlich durch Schriften von der so eben bezeichneten Art verstärkt werden" u. s. w. Des Verfs. Schrift gehört ganz in die Classe dieser Schriften, der wir deshalb eine günstige Aufnahme bei allen denen wünschen, „deren Sinn für das Alterthum und seine Literatur durch die Stürme einer höchst unerfreulichen Zeit nicht allzusehr getrübt worden ist." —

Was nun den Inhalt dieser nach den bemerkten Zwecken abgefaſsten Charakteristik Lucian's betrifft, so hat der Verf. die Untersuchung über das Leben Lucian's (wie man sie vielleicht hier erwartete) übergangen, und er legt uns in dieser Hinsicht S. XIV. das offene Geständniſs ab, daſs dies aus dem Grunde unterblieben sey, weil seine bisherigen Untersuchungen ihm kein genügendes Resultat gegeben (S. XIV.); doch sind die darauf bezüglichen Forschungen mehrerer Gelehrten S. 17. angeführt, und vielleicht wird sich der Verf. (wir hoffen es wenigstens) in der Folge bewegen lassen, auch diesen Gegenstand zu bearbeiten, wenn ihm nicht Andere darin zuvorkommen. Erörterungen über Lucian's Sprachgebrauch, über Orthographie, Atticismus und andre grammatische Gegenstände sind ebenfalls weggeblieben, insbesondere auch aus dem Grunde, „weil hier noch so Vieles streitig ist." Solche Untersuchungen wären in einer Schrift, welche als Charakteristik des Lucian und seiner Zeit, zugleich dem gröſseren Kreise aller Gebildeten und nicht blos der Stockphilologen, zugänglich seyn soll, nicht gerade an ihrer Stelle gewesen. Das Ganze zerfällt demnach in drei groſse Hauptabschnitte, deren erster eine allgemeine Charakteristik der Schriften Lucian's liefert, wie sie wohl ihrer Natur nach den beiden andern vorausgehen muſste, in welchen Lucian's Verhältniſs und Stellung zur Gelehrsamkeit und Bildung seiner Zeit, so wie zu den religiösen und sittlichen Ansichten derselben mit Bezug auf die oben erwähnten Vorwürfe, näher erörtert und beleuchtet wird. Jene allgemeine Charakteristik Lucian's beginnt mit einer Zusammenstellung der Urtheile, welche in älterer und neuerer Zeit über Lucian gefällt worden sind, und zwar meistens auch ungünstige, in sofern sie gegen Dessen irreligiöse und immoralische Tendenz sich erklären. Aus der neueren Zeit zwar lassen sich schon mildere und gerechtere Urtheile anführen; indeſs glaubt der Verf., daſs auch hier namentlich mehrere berühmte Theologen, wie ein Neander und Tzschirner dem Lucian durch ihre wegwerfenden Urtheile Un-

recht gethan haben, und darum hat es sich der Verf. mit zur Hauptaufgabe gestellt, durch seine Charakteristik diese, von solchen Männern ausgegangenen Beschuldigungen zu widerlegen, und deshalb insbesondere die verschiedenen Richtungen und Beziehungen des Autors auf seine Zeit näher zu verfolgen, um das gewünschte Resultat zu gewinnen. Darum sucht der Verf. vor Allem ein Bild der entarteten Zeit zu geben, in welcher Lucian lebte; es soll uns auf den Gesichtspunkt stellen, aus welchem Lucian's satirische Schriften zu betrachten sind. „Lucian nahm sich nicht blos die unsinnige Verschwendung vieler seiner Zeitgenossen, nicht die Schlaffheit, Einbildung und Wundersucht der höheren Stände, nicht die Geldgier und Genufssucht der niederen Stände zum Gegenstand seiner Satire, sondern er wollte zeigen, wie durch eine verständige Wissenschaftlichkeit oder durch die Theorie, verbunden mit einer auf das Edle und Bleibende gerichteten Thätigkeit oder Praxis man sich dem Ideale eines guten Bürgers nähern könnte." (S. 20.). Demnach wäre es nicht, wie Manche wohl behaupten, Lucian's Absicht gewesen, allem Bestehenden Hohn zu sprechen, alles Hohe und Edle in's Gemeine herabzuziehen und lächerlich zu machen, sondern seine Absicht wäre rein gewesen, sein eifriges Bestreben darauf gerichtet, die Thorheiten der Welt in ihrer ganzen Blöfse darzustellen, und dem Spott und Hohn, so wie der Verachtung Preis zu geben, dadurch aber eine Welt zu bessern, die schwerlich mehr auf einem andern Wege zu bessern war. Um dies zu erweisen, führt der Verf. manche Stellen aus Lucian's Schriften an, welche Dessen Ansicht von menschlichen Dingen und menschlicher Weisheit näher zeigen sollen, wie er stets auf ein harmonisches Zusammenwirken in Theorie und Praxis gedrungen, und wie in seinen Augen der nichts galt, der blos scheinen wollte, was er nicht war. An jene Ansichten Lucian's über Welt und Zeit, Bürger und Staat, knüpfen sich seine Ansichten über Erziehung und Unterricht, denn gerade darin geschahen, wie wir auch aus den Schriften

der Satiriker ersehen, in jener Zeit Mifsgriffe vielfacher Art; in ihnen lag ja und durch sie war herbeigeführt jene fehlerhafte Richtung einer entarteten schwachen Zeit, welche Lucian sich zu züchtigen und dadurch zum Besseren zu führen vorgenommen hatte. Der Verf. hat hier besonders auf die Schrift über die Gymnastik, welche allerdings für diesen Punkt eine Haupterkenntnifsquelle bildet, Rücksicht genommen, weil wir aus ihr ersehen, dafs Lucian ganz den Ansichten der älteren griechischen Zeit huldigte und in ihrem Geiste von dem Grundsatz ausging, dafs der Staat Bürger haben müsse, welche tüchtig an Geist und stark an Körper seyen, dafs die Bildung des Geistes mit der körperlichen Ausbildung in Verbindung stehe und darauf die Erziehung des Jünglings gerichtet seyn müsse; darum empfahl er Gymnastik und Athletik, als würdigen Gegenstand der Beschäftigung für die Jugend im Vergleich mit den rohen Gladiatorspielen, die er mit Fug und Recht als einen Hauptgrund der sittlichen Entartung Rom's in jener Zeit betrachtete. Auch hier führt der Verf. mit Sorgfalt gewählte Belege aus der Schrift selbst an, auf die wir hier verweisen müssen; sie zeigen deutlich, wie Lucian die gymnastischen Uebungen als nothwendige Hülfe und Unterstützung der geistigen Erziehung, die in gewisser Hinsicht von der Ausbildung des Körpers abhängig sey, betrachtete, ganz in dem Sinn und Geist eines Plato, sowie der älteren Hellenen und auch mancher Edleren und Besseren aus Lucian's Zeit. Und so führt der Verf. noch manche andere Stellen an, um uns über Lucian's Ansichten vom Vaterland, über seine Liebe und Anhänglichkeit an dasselbe und treue Erfüllung der dahin gehörigen Obliegenheiten aufser Zweifel zu lassen, und uns in ihm einen Mann zu zeigen, der allerdings von einer reinen Vaterlandsliebe beseelt gewesen, ohne die Alles zerstörende und auflösende Tendenz, deren ihn Manche beschuldigen. Sonach wird man auch den Lucian mit den französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, mit einem Fontenelle und Hume oder mit einem Voltaire und Rous-

nean nicht zusammenstellen dürfen, ohne ihm ein Unrecht zuzufügen, da er namentlich über Bildung und Erziehung, über Staat und bürgerliche Verhältnisse ganz anders dachte, als die genannten französischen Philosophen, unter denen besonders Voltaire so oft mit Lucian zusammengestellt worden. Wir tragen kein Bedenken, des Hrn. Verfs. eigene Worte S. 52. über diesen viel besprochenen Punkt, den wir auch weiter unten noch berühren werden — die beliebte Parallele zwischen Lucian und Voltaire, anzuführen: „Die Aehnlichkeit zwischen Lucian und Voltaire liegt vielleicht am meisten in der leichten, ungezwungenen, einschmeichelnden Darstellungsart, so wie in der Deutlichkeit ihrer beiderseitigen Schriften, die für Gebildete und Ungebildete gleich verständlich waren. Jedoch darf man dabei nicht vergessen, dafs es dem Lucian niemals darum zu thun war, durch ein eitles Wortgepränge, durch eine in gewählten Worten erheuchelte Sittsamkeit oder durch die Maske des Anstandes seine Zeitgenossen zu täuschen, oder das Urtheil der Welt zu verwirren, noch, wie jene französischen Philosophen, Arglist mit Würde, und Treulosigkeit mit Anmuth zu paaren."

Der zweite Abschnitt betrachtet den Lucian im Verhältnifs zur Gelehrsamkeit und Bildung seiner Zeit, mit besonderer Rücksicht auf Philosophie, Rhetorik und Geschichtschreibung. Lucian hat bekanntlich in seinen Schriften sich manche Anzüglichkeiten über die Philosophie erlaubt und die Philosophen nicht selten zum Gegenstand seines Spotts gemacht. Der Grund davon lag in der sittlichen Entartung eines grofsen Theils dieser Philosophen, welche durch den falschen Glanz und den äufseren Schimmer, mit welchem sie sich umgaben, die grofse Mehrzahl zu täuschen und durch die Art und Weise, mit der sie öffentlich auftraten, ihre eigene Immoralität und Lasterhaftigkeit zu verdecken suchten, Heuchler, deren inneres Wesen in offenbarstem Widerspruch stand mit der Wissenschaft, deren Bekenner sie seyn wollten. Die Philosophie selbst hatte eine wesent-

liche Veränderung erlitten; aus dem Leben selber zurückgedrängt, war sie in die Hörsäle gewandert und hier zur bloſsen Schulweisheit geworden, ohne mehr einen sittlichen Einfluſs auszuüben; wodurch eben die Widersprüche der Lehre mit dem Leben der Philosophen immer stärker wurden. Ihr unwürdiges und kleinliches Betragen, ihre lächerliche, blos auf das Aeuſsere gerichtete Tendenz ohne Wahrheit, ohne Sinn für das Höhere und Edle war es, was Lucian auf das Aeuſserste verfolgte, da ihm nichts mehr zuwider war, als Schein und Heuchelei u. s. w. Die feinste Speculation der Platoniker, die Geheimniſskrämerei und Wundersucht der Pythagoräer und der Sansculottismus der Cyniker, die mit Keckheit alles Ehrwürdige herabsetzten und Unverschämtheit für Weisheit ausgaben, fanden an ihm einen harten Widersacher, vor Allem aber der lächerliche Ernst und die Tugendschwätzerei der Stoiker. (S. 56.) Und daſs Lucian nicht Unrecht hatte, mit allem Spott und Hohn diese unwürdigen Scheinphilosophen zu verfolgen, zeigen auch andere Schriftsteller jener Zeit. Mit gleicher Heftigkeit trat Lucian, ohne daſs wir ihn darum als einen Feind alles Positiven oder als einen Religionsspötter und Atheist werden bezeichnen dürfen, gegen die sittliche Entartung seiner Zeit, die sich besonders in Leichtgläubigkeit und Aberglauben kund that, auf. Seinem klaren Verstand und seinem praktischen Sinn muſsten alle solche Verirrungen eben so lächerlich und tadelhaft erscheinen, als die kosmologischen Träumereien und die unnützen, zwecklosen metaphysischen Untersuchungen, in welchen ein groſser Theil der damaligen Philosophen sich gefiel und damit eben bewies, wie sehr die Philosophie dem Leben selber und damit ihrem wahren Zweck entfremdet, zu bloſser Schulweisheit und nutzloser Speculation herabgesunken war; während sie in den Augen des groſsen Haufens sich ein Ansehen zu geben suchte, das sie nicht verdiente. Der Verf. bemerkt daher S. 64. ganz richtig: „So sah auch Lucian mit Unwillen, wie durch jene lächerlichen Untersuchungen seine Mitbürger verdorben

und allem gemeinnützlichen Wirken entfremdet würden, mit nicht geringerem Unwillen sah und hörte er die unwürdigen Streitigkeiten, den unaufhörlichen Widerspruch dieser Philosophen gegen und unter einander, sowie den Uebermuth und die Grofssprecherei dieser hochdonnernden und wohlbebarteten [ἄνδρες ὑψιβρεμέται καὶ ἠΰγένειοι bei Lucian] Männer." Darum mufste auch des Satirikers Spott so sehr das äufsere Auftreten und die äufsere Erscheinung dieser Philosophen treffen, welche allerdings viel Lächerliches, Auffallendes und Verächtliches darbot und dem Satiriker die beste Gelegenheit gab, den Widerspruch, der in diesem äufseren Auftreten und in dem inneren Wesen dieser Philosophie und der Wissenschaft selbst lag, auf's klarste und bestimmteste nachzuweisen. Der Verf. hat zu diesem Zweck eine schöne usammenstellung einzelner Aeufserungen Lucian's geliefert, aus welchen wir sehen, was Lucian in dieser Beziehung dachte und schrieb; und bei dieser Gelegenheit kommt er auch auf eine Beurtheilung der Persönlichkeit des Kaisers Marc Aurel, S. 74 ff. Wenn also Lucian, nicht mit Unrecht, die Philosophie seiner Zeit und das unwürdige Treiben der Philosophen zum Gegenstand seiner Satire machte, so ist damit die Frage noch nicht beantwortet, wie es komme, dafs auch edle Weisen der Vorwelt, ein Pythagoras, ein Socrates u. A. in gleicher Art behandelt werden. Es freut uns, dafs der Verf. der Charakteristik in der natürlichen Vorliebe für seinen Autor nicht so weit gehet, denselben hier ganz frei zu sprechen; aber er sucht ihn zu entschuldigen, dafs er in einer Sache geirrt, in welcher uns erst die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie auf den wahren Standpunkt gestellt haben, von welchem aus wir dies zu würdigen und zu beurtheilen haben; er macht in dieser Beziehung aufmerksam auf die ganze, im Aeufsern gewifs höchst fremdartige, ja belachenswerthe Erscheinung des Socrates, welche einem so hellen und praktischen Kopfe, wie Lucian, lächerlich vorkommen mufste. Diese Po-

lemik Lucian's gegen die Philosophie seiner Zeit führt am Schlufs den Verf. zur Beantwortung der Frage, ob Lucian alle und jede Philosophie gehafst, und überhaupt ein Gegner und Feind derselben gewesen. Wir theilen die eigenen Worte des Hrn. Verfs. S. 84. mit: „Ein System der Philosophie hat Lucian nicht begründen wollen. Seine Philosophie ist die eines gescheuten und klugen Mannes, dessen Aufmerksamkeit dahin gerichtet ist, dafs die Dinge dieser Welt, d. h. der Staat, so vollkommen als möglich eingerichtet werden und die Mitglieder desselben glücklich leben." Lucian verlangte Freiheit im Forschen und Urtheilen; er verlangte strenge Prüfung und Einsicht in die bisherigen Irrthümer (weil darin ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern liege); er verlangte einen von allem Wahn und von allen Vorurtheilen gereinigten Verstand, der frei von aller Leichtgläubigkeit, uns vor Allem bewahre, blinde Nachbeter und starre Bewunderer derjenigen zu seyn, welche vor uns waren; und so wird sich auch eher Lucian's Hafs gegen alle Schulgelehrsamkeit und gegen alle unpraktische nutzlose Speculation und metaphysische Träumereien begreifen lassen. Das Bild eines solchen einfachen Menschen, der die ächte Ansicht vom Leben habe, hat, wie der Verf. S. 86. glaubt, Lucian an dem Schuster Micyllus aufgestellt; Lucian wollte praktische Philosophen, bewufstlose Weltweisen, und mit dieser Ansicht Lucian's von der Philosophie und dem Verhältnifs, in das sie ihn zu den Philosophen seiner Zeit stellte, steht, wie der Verf. glaubt, in natürlicher Verbindung der Zweck der Lucianischen Satire, nämlich auf Bildung und Tüchtigkeit des Volks einzuwirken und deshalb die Gebrechen der Zeit in ihrer ganzen Schwäche und bedauernswürdigen Lächerlichkeit bloszustellen. Nächst den Philosophen, mufste die Rhetoren ein gleicher Spott und Hohn treffen, da auch sie, wie jene entartet, nicht mehr die wahre Beredsamkeit förderten, sondern jenen Schimmer und jenen Glanz der Rede, welcher von allem Edlen, Einfachen und Wahren sich entfernt hatte. Wenn Lucian

daher gegen die Rhetoren seiner Zeit mit vieler Heftigkeit auftritt, so mag indefs, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, auch persönlicher Hafs und Abneigung die Farben auf diesem Gemälde etwas stärker aufgetragen und Alles in ein weit grelleres Licht gebracht haben. Mit diesem Tadel der Rhetoren steht in Verbindung ein Kampf gegen die falschen Begriffe und Ansichten, welche in jener Zeit über Beredsamkeit und Behandlung derselben im Umlauf waren, gegen Ueberschätzung der Rhetorik und den falschen Geschmack, der durch jene, auch in ihrem äufsern Auftreten gleich lächerlichen Rhetoren, verbreitet wurde.

Die Untersuchung über Lucian's Verhältnifs zur Geschichte und Geschichtschreibung S. 102 ff. geht von Lucian's bekannter Schrift: „Wie man Geschichte schreiben solle," billigerweise aus, weil man in dieser Schrift die älteste Theorie über Geschichtbildung zu finden glaubte, was sie indefs eben so wenig enthält, als Horazen's Brief an die Pisonen eine vollständige und systematische Theorie der Dichtkunst. Denn dazu fehlt vor Allem der systematische Zusammenhang, indem Manches darin nicht steht, was doch dann durchaus nicht fehlen durfte, und was selbst Lucian zu geben versprochen hatte, Manches hinwieder mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt ist. Mag man demnach die Schrift nur als ein Bruchstück eines gröfseren Ganzen oder als eine Reihe von einzelnen hingeworfenen Bemerkungen, ohne Vollständigkeit, betrachten, immerhin tritt in ihr die rein praktische, verständige Tendenz des Verfs. hervor, welcher nach des Thucydides Idee von der praktischen Bestimmung der Historie Regeln und Vorschriften entwirft. Der merkwürdige Inhalt dieser Schrift verdiente allerdings, wie der Verf. gethan, eine nähere Betrachtung und auch eine Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen der neueren Zeit. Auch hier kommt der Verf. wieder auf die von Manchen beliebte Zusammenstellung Voltaire's mit Lucian, die aber darum unpassend

sey (vergl. S. 114.), weil bei dem Franzosen gerade das das Charakteristische ist, wogegen Lucian sich erhebt, nämlich das Bestreben, dem Zeitgeist und Zeitgeschmack zu huldigen, wobei der Sinn für Wahrheit, für den ein Lucian einzig und allein kämpfte, untergehen mufste. Die Art und Weise, wie Voltaire und seine Zeitgenossen die Geschichte behandelten, ist nicht durch diese selber bestimmt, sondern durch Zeit und Zeitverhältnisse, durch bestimmte Ansichten und Zwecke, auf die Zeit einzuwirken, und diesem Zweck die reine Darstellung historischer Fakta, also die Wahrheit, unterzuordnen, während Lucian von ganz andern Grundsätzen ausging und solche Vorschriften aufstellte, die jeder Zeit angehören, die jede Zeit als wahr und gültig anerkennen mufs. Zwar hat man auch ihm vielfach wegen einzelnen unrichtigen Angaben in Geschichte, Geographie und dergl. Vorwürfe gemacht; der Verf. verkennt dieselben nicht, aber er will sie auch von dem rechten Standpunkt aus gewürdigt wissen, damit man nicht ungerecht gegen einen Mann werde, der durch seine Schriften mittelst der Satire, Belehrung und Besserung beabsichtigte, und selbst den Ernst oft in ein scherzhaftes Gewand zu hüllen verstand, weil er so auf seine Zeitgenossen leichter einwirken zu können glaubte. Auch der Charakter der Zeitgenossen und die dem Lucian zustehende, fast dichterische Freiheit wird hier zu berücksichtigen seyn. Als Endresultat der ganzen Untersuchung stellt der Verf. S. 140. den Satz auf: „dafs Lucian nie absichtlich Falsches geschrieben hat, um damit seine Zeitgenossen zu täuschen, sondern dafs solche historische Nachrichten und Ansichten, die von den gewöhnlichen und feststehenden Urtheilen abweichen, entweder durch individuelle Rücksichten bedingt waren oder aus Nachlässigkeit und wirklicher Unkunde hervorgegangen sind." — S. 133 ff. kommt der Verf. auch auf die in der neuesten Zeit so vielfach besprochene Vorlesung Herodot's zu Olympia zu sprechen, der bekanntlich aufser Andern hauptsächlich Dahlmann alle Wahrheit

abgesprochen hatte. Der Verf. huldigt keineswegs dieser Ansicht, er hebt vielmehr, auch nach dem, was gegen Dahlmann für die Autorität der fraglichen Vorlesung von Andern beigebracht worden, noch einige specielle, den Lucian zunächst berührende Punkte hervor, welche das Gewicht der Gegengründe nicht wenig erhöhen. Und in der That, wenn solche Gründe, wie man sie gegen Lucian's Erzählung vorgebracht hat, gelten sollen, dann wird bald in der Geschichte kein Faktum mehr fest stehen, das sich nicht mittelst eines gewissen Scharfsinns und Witzes wegdemonstriren lasse.

Endlich kommen wir auf den dritten Hauptabschnitt, gewifs einen der wichtigsten, aber auch der schwierigsten, da es hier eine Ehrenrettung des Lucian von den härtesten und schwersten Vorwürfen gilt, die auf ihn lasten, betreffend sein Verhältnifs zur Religion und zum Glauben seiner Zeit, den er zum Gegenstand des Spotts und Hohns gemacht und in jeder Art und Weise verlacht, woran sich der Vorwurf der Unsittlichkeit und Unzüchtigkeit weiter anknüpft. Wären diese Vorwürfe in ihrer ganzen Strenge gegründet, so würden sie freilich alles das umwerfen, was unser Verf. als Zweck der Satire Lucian's in den früheren Abschnitten nachzuweisen versucht hat, nämlich das Bestreben, die Zeit zu bessern und auf die Wahrheit zu führen. Daher fand der Verf. sich veranlafst, diesem Gegenstand eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, eben weil jene Vorwürfe zu den allgemein verbreitetsten gehören, und von berühmten Gelehrten der neuesten Zeit mit erhoben worden sind.

(Der Beschlufs folgt.)

Jacob, Charakteristik Lucian's.

(Beschlufs.)

Der Verf. stellt zuerst die wesentlichen Punkte dieser Vorwürfe zusammen und durchgeht dann die einzelnen Schriften Lucian's, welche zu diesen Vorwürfen Veranlassung oder Belege gegeben haben, wobei er uns nicht verhehlt, dafs auch für ihn die Stücke Lucian's, in welchen er die Mythologie verspottet, im Allgemeinen zu den unerquicklichsten gehören, welche dieser Schriftsteller hinterlassen. Man findet in diesen Stücken insbesondre Verspottung der gangbaren Vorstellungen von den Göttern, von Orakeln und Opfern, kurzweilige Betrachtungen über manche Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen; um aber dies richtig zu beurtheilen, sucht der Verf. erst den richtigen Gesichtspunkt zu bestimmen, aus welchem das Ganze zu betrachten ist. (Vergl. S. 144 ff.) Er weist uns zuerst auf das entartete Zeitalter hin, auf die Art und Weise, wie Lucian auftrat, und wie er auch hier in seiner Verspottung der hellenischen Götterwelt nichts vorbringe, wofür sich ihm nicht irgend ein Beleg in den Schriften Homer's u. A. dargeboten, dafs demnach Lucian keineswegs als ein Mann zu betrachten sey, der Alles verspotte, der alles Hohe und Edle in den Kreis seiner Satire herabziehe und Tugend wie Laster verhöhne, den daher auch nicht der Vorwurf treffen könne, als habe er dem Glauben und der Religiosität geschadet; ja der Verf. wirft sogar S. 149. die Frage auf, ob es nicht vielmehr Pflicht eines Lucian gewesen, Götter und Götterscenen der alten Welt einer satirischen Betrachtung zu unterwerfen, da ein grofser Theil der Zeitgenossen in unmännlichem Wesen, in lächerlichem Aberglauben befangen, sich in Träumereien, Wundererscheinungen und ähnlichen Dingen gefiel.

Solche Erscheinungen mochte Lucian besonders vor Augen gehabt, und sie mögen auch seinen Darstellungen den hohen Grad von Bitterkeit, den wir hier nicht selten antreffen, verliehen haben. „Bei einer solchen Richtung der Zeit," sagt der Verf. S. 150, „konnte und wollte Lucian den herrschenden Aberglauben nicht schonen, und es ist also nach unserm Dafürhalten keine Beleidigung gegen die herrschende Religion, wenn er die Orakel und Mysterien in ihrer Nichtigkeit darstellt, die Opfer lächerlich macht und die Zeichendeuter und Thaumaturgen verspottet." Die Vergleichung, die man zwischen dem Zeitalter der Antonine und dem achtzehnten Jahrhundert wohl angestellt hat, hält der Verf. (und wir glauben mit Recht) für unpassend und mangelhaft. Wir können auch hier nicht umhin, eine treffende Bemerkung desselben, S. 151 ff., mit dessen eigenen Worten anzuführen: „Die hohe Reinheit des Christenthums, die sich trotz jener zerstörenden Versuche eines Diderot, Voltaire und anderer frevelnder Schriftsteller, in so vielen Herzen bewahrte und ein so schönes Eigenthum so vieler gottesfürchtigen Familien blieb, kann mit dem in seinem Innersten bereits erschütterten Heidenthume unmöglich verglichen werden." — — „Eben so wenig darf der Sinn für das ewig Wahre und ewig Göttliche dem Lucian abgesprochen werden, weil er einzelne Theile der Mythologie angriff, die veraltet waren und die, weil sie von Menschen festgesetzt waren, auch wieder durch menschliche Kraft und Einsicht vergehen mufsten." Diesen Sinn des Lucian für das ewig Wahre und Göttliche sucht nun der Verf. aus einer Reihe von Stellen, die er zu diesem Behuf aus den Schriften Lucian's ausgewählt hat, nachzuweisen, um dadurch von ihm den Namen eines Atheisten, eines Gottesläugners abzuwenden. Hier kommen nun auch Lucian's Ansichten und Urtheile über das Christenthum zur Sprache (vgl. S. 155 ff.), worüber bekanntlich in früherer und neuerer Zeit von Theologen und Nichttheologen so viel gestritten worden ist; wir brauchen hier blos einen Augusti, Kestner, Eichstädt,

Neander und Tschirner zu nennen. Unser Verf. hat wohl daran gethan, uns nicht alles das, was von den genannten und andern für und gegen Lucian in dieser Beziehung gesagt worden, vorerst zu wiederholen; er geht vielmehr alsbald zur Entwicklung der eigenen Ansicht über, welche, mit Rücksicht auf die römischen Staatsgrundsätze über Landesreligion, uns in Lucian einen Mann erkennen läſst, welcher, eben diesen sich anschlieſsend, bei seiner ganzen rein verständlichen Geistesrichtung das Christenthum nicht anders als für eine der herrschenden Zeitthorheiten, welche die Geiſsel der Satire verdienten, hielt und die Christen als phantastische Schwärmer betrachtete, dem es daher auch gar nicht die Mühe zu verlohnen schien, eine nähere Bekanntschaft mit der christlichen Religion, mit deren Lehren und Schriften, zu machen. Wenn wir es demnach auch wohl zu erklären vermögen, wie Lucian zu diesen Ansichten über die Christen gekommen sey, so glauben wir, daſs gerade bei einem Mann von so klarem, hellem Verstande, wie Lucian war, und bei einem der Wahrheit vor Allem nachstrebenden Mann dieser Mangel und dieses Vorurtheil gegen die Christen, um so weniger sich entschuldigen läſst, und wir glauben allerdings, daſs die Vorwürfe, die ihm in dieser Hinsicht gemacht werden, nicht so ganz unverdient sind. Daſs Lucian, wie man theilweise hat behaupten wollen, die Bekenntniſsschriften der Christen gekannt habe, glauben wir nimmermehr; aber wir glauben auch, daſs es einem so freien und forschungsliebenden Geiste, wie Lucian war, keineswegs zur Ehre gereiche, sich um die Christen und deren Bekenntniſsschriften so wenig bekümmert zu haben, obschon sich dieser Mangel aus andern Rücksichten vielleicht erklären läſst, und wir darum auch noch nicht dem Lucian alles Gefühl und allen Sinn für das Edlere und Höhere absprechen wollen. „Man kann sich," sagt der Verf. S. 168, „allerdings des Bedauerns über den schweren Irrthum Lucian's in Hinsicht auf das Christenthum nicht erwehren." — „Aber dies Bedauern wird sich wenigstens in

Beziehung auf Lucian vermindern, wenn man seine Ansicht vom Christenthume im Lichte der Zeit auffafst, ja, sie wird vielleicht bei denen, welche unsern Schriftsteller nicht nach vorgefafsten Meinungen beurtheilen, Entschuldigung finden, wenn sie bedenken, dafs Männer von ehrenhafter Gesinnung, dafs ein Tacitus und ein Antonin der Weltweise eben so geirrt haben, als Lucian u. s. w."

Die Parallele, welche man in Absicht auf die in mehreren Schriften des Lucian vorkommenden unzüchtigen Stellen, zwischen Lucian und Voltaire gezogen hat, zeigt sich bei näherer Betrachtung ebenfalls als unstatthaft, obwohl sie einigen Schein für sich hat. Man hat bei der ganzen Vergleichung zu wenig Rücksicht genommen auf die verschiedene Denkungsart des Alterthums (insbesondere der Zeit eines Lucian's), und der modernen Welt.

Der Verf. unterscheidet eine dreifache Classe von Schriften des Lucian, welche bei der Frage nach Lucian's Unglauben und Immoralität in Betracht kommen. In die erste setzt er die Götter- und Meer-Gespräche, in die zweite die Hetärengespräche und in die dritte einige andere Schriften, welche römische Sitten und Lebensverhältnisse schildern, wie namentlich die Luciade und die Liebkosungen. Was bei der ersten Classe Anstofs erregen kann, sind insbesondere Scenen, aus der Homerischen Götterwelt entlehnt, bestimmt den Anthropomorphismus der alten Götter lächerlich zu machen und in seiner ganzen Blöfse und Nichtigkeit darzustellen; weshalb auch der Verf. mit Recht diese Gespräche unter diejenigen Schriften zählt, welche billig nicht auf Schulen gelesen werden sollten, ohne dafs sie darum mit Voltaire's Pucelle und ähnlichen in eine Classe gestellt werden dürften. Was die so verschrieenen Hetärengespräche betrifft, so glaubt der Verf., dafs es dem Lucian bei Abfassung derselben keineswegs blos um lüsterne Bilder und Beschreibungen zu thun gewesen, dieselben also keineswegs blos als Ausgeburten einer unreinen Phantasie zu betrachten wären. Lucian's Ton war ernst; aber bei

Aufzählung der Verirrungen seiner Zeit konnte er, meint der Verf., eben so wenig als ein Juvenalis oder Persius die ihm sich unwillkührlich aufdringenden Erscheinungen übergehen, weshalb diese Gespräche einen höchst merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit liefern, und die ganze Schilderung nicht übertrieben ist, auch keineswegs ein Wohlbehagen an solchen Gegenständen verräth, das z. B. in manchen Schriften Voltaire's oder in den Memoiren eines Casanova bemerkbar ist; diese suchten solche Scenen nur aus Lüsternheit und Freude am Schlechten zu schildern, während in Lucian's Schilderungen der Zweck und die Absicht hervorleuchtet, zu nützen und eine entartete und erschlaffte Zeit zu etwas Besserem zu führen. So erscheint freilich bei Lucian Alles in einem ganz andern Lichte, und in dieser Beziehung nimmt unser Verf. insbesondere auf mehrere in der Luciade und in den Liebkosungen vorkommende, anstössige Stellen Rücksicht, so wie auf Lucian's Ansichten hinsichtlich der Knabenliebe. „Lucian," sagt der Verf. am Schlufs S. 191, „darf darum einem Voltaire, Crebillon, dem Verfasser des Höllenromans Justine und andern Verbreitern eines zügellosen Cynismus in Frankreich nicht gleichgestellt werden. Lucian ist niemals frivol oder lüstern, um seine Leser durch schlüpfrige Schilderungen zu unterhalten, sondern dergleichen Scenen sind, wo er sie beschreibt, stets einem höhern Zwecke untergeordnet. Denn er will abschrecken, belehren, nützen. Was wollten dagegen jene französischen Schriftsteller? u. s. w." — Lucian — das ist das Endresultat der ganzen in diesem Buch geführten Untersuchung S. 193. — war ein Mann von grofsem Verstande und vieler Gelehrsamkeit mit einem lebhaften Gefühle für alles Wahre und Grade und mit einer eben so herzlichen Abneigung gegen alle Falschheit und Heuchelei. Er war nicht so eingebildet, der Zeit eine ganz neue Gestalt geben zu wollen; aber, da ihn der damalige Zustand im römischen Reich tief bekümmerte, so strebte er darnach, zu helfen, zu rathen, zu nützen. Dazu schlug er den Weg der Satire

ein, aber nicht jener Satire, die nur erbittert und nicht bessert, er versuchte vielmehr einen leiseren, weniger heftigen Weg, und enthüllte in einer Reihe von satirischen Gemälden die Gebrechen der Zeit, den Aberglauben, die Genufssucht, die Wundersucht, die Prahlerei, die Unwissenheit, die Unmännlichkeit, die Lüderlichkeit. Statt dafs er aber, wie andere Satiriker, blos tadelte und nur Unwillen und Zorn blicken liefs, gab er auch die Mittel zum Besserwerden an, damit durch harmonische Ausbildung des Geistes und Körpers, durch griechischen Geist und römische Thätigkeit ein besseres Geschlecht von Staatsbürgern dereinst im römischen Reiche entstehen könnte." —

Ein eigenthümlicher Vorzug dieser Schrift ist die anziehende und klare Darstellung, die diese Schrift jedem gebildeten und denkenden Manne zugänglich und empfehlenswerth macht; dabei ist sie reich an treffenden Vergleichungen und Parallelen, glücklichen Combinationen, wie sie freilich nur ein Mann liefern konnte, der in den verschiedenen Zweigen der alten und neuen Literatur eine so umfassende und ausgebreitete Bekanntschaft hat.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Anselm's v. Feuerbach kleine Schriften vermischten Inhalts. Erste Abtheilung. Nürnberg, bei J. A. Stein. 1833. 228 S. 8.

Die sämmtlichen in dieser Sammlung enthaltenen Schriften sind bereits früher, theils besonders, theils als Vorreden, im Druck erschienen. Gleichwohl wird man dem Verf. Dank wissen, dafs er diese Schriften, welche zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erschienen und daher oft nicht ohne Mühe oder Zeitverlust zu haben sind, in eine Sammlung vereiniget hat. Wenn auch einige derselben unmittelbar auf die Zeit berechnet waren, zu welcher sie

durch den Druck bekannt gemacht wurden, so haben doch auch diese, da sie z. B. zu Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit Veranlassung geben, ein sehr nahe liegendes Interesse. Gar Manches, was der Verf. hoffte, ist nicht in Erfüllung gegangen. Aber es ist ein schöner Zug in dem Charakter der Menschen, dafs sie von der Zukunft mehr zu hoffen als zu fürchten geneigt sind. Doch ist es eben deswegen nicht rathsam, die Hoffnungen der Menschen zu steigern. Eine getäuschte Hoffnung wird leicht als ein Unrecht betrachtet; geht eine Besorgnifs nicht in Erfüllung, so scheint der Ausgang nur unsern Rechten gemäfs zu seyn.

Da wir den Inhalt dieser Abhandlungen als bekannt voraussetzen können, so beschränken wir uns auf die Anzeige ihrer Ueberschriften. Die vorliegende erste Abtheilung enthält also folgende Schriften: 1) Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's. (Vom Jahre 1813) 2) Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit. (1814.) 3) Ueber teutsche Freiheit und Vertretung teutscher Völker durch Landstände (1814.) 4) Die hohe Würde des Richteramtes. (1817.) 5) Einige Worte über historische Rechtsgelehrsamkeit und einheimische teutsche Gesetzgebung. (1816.) 6) Blick auf die teutsche Rechtswissenschaft. (1810.) 7) Kann die Gerichtsverfassung eines constitutionellen Staates durch blofse Verordnungen rechtsgültig geändert werden? (1830.)

Zachariä.

Ueber den Rechtsgrund der Strafe. Eine juridisch-philosophische Abhandlung von Dr. Anton Barth. Erlangen. 1833. 32 *S.* 4.

Der Verf. hat sich an eine vielbesprochene und eben deswegen sehr anlockende Aufgabe gewagt. Man wird ihm das Lob nicht versagen, dafs er die Untersuchung mit Scharfsinn geführt, seine Ansichten, (wenn diese auch zuweilen mit denen Anderer zusammentreffen sollten,) mit Klarheit dargestellt hat. Wir wollen das Resultat, das der Verf. gefunden hat, mit dessen eigenen Worten (S. 31 f.) anführen: „Der allein wahre und letzte Rechtsgrund der Strafe liegt in einem moralischen Nothstande, wodurch die Menschen überhaupt, und der dieselben in ihrer Gesammtheit repräsentirende Staat insbesondere, durch eine äufsere Nothwendigkeit in die Lage versetzt, von zwei an und für sich unerlaubten Handlungen, Eine durch positives oder negatives Handeln begehn zu müssen, moralisch verpflichtet werden, die weniger unerlaubte Handlung freiwillig zu begehn. Diese äufsere Nothwendigkeit liegt in dem bösen Willen der Menschen, welcher ohne die Strafe nicht in gehörigem Zaume gehalten werden kann, denn

die nothwendige Folge der Nichtausübung des Strafrechts wäre, dafs nun eine zahllose Menge von Menschen ohne alle ihre Schuld in ihren Rechten verletzt würden, während durch Ausübung desselben zwar einzelne Verbrecher bestraft, jene unverschuldeten Menschen aber, welche im entgegengesetzten Falle das Opfer der Verbrechen werden würden, dadurch befreit werden; so dafs der Staat durch Ausübung des Strafrechts zwar die Rechte einzelner Verbrecher durch positives Handeln aufopfert, dagegen aber die Rechte weit mehrer unverschuldeter Bürger erhält, während er durch Nichtausübung desselben zwar die Rechte der einzelnen Verbrecher, welche denselben im entgegengesetzten Falle zur Strafe entzogen würden, erhalten, dagegen aber durch dieses negative Handeln, die Rechte weit mehrer unverschuldeter Bürger aufopfern würde."

„Derselbe Grundsatz, in welchem die Rechtfertigung des Strafrechts überhaupt enthalten ist, enthält, ganz analog angewendet, auch den Rechtsgrund und den Mafsstab für die Bestrafung der einzelnen Verbrechen und insbesondere den Rechtsgrund für die Todesstrafe."

Imman. Kant's vorzügliche (?) kleine Schriften und Aufsätze. Mit Anmerkungen herausgegeben von Friedrich Christian Starke. Nebst Betrachtungen über die Erde und den Menschen (aus ungedruckten Vorlesungen von Imman. Kant). In 2 Bänden. Lpz. 1833. Expedition des europ. Aufsehers. 1. Band. 307 S. in 8.

Von den 16 Aufsätzen, welche der 1. Band liefert, sind 14 längst in der Voigt'schen Sammlung sämmtlicher kleiner Schriften Imman. Kant's enthalten, welche unter der Angabe: Königsberg und Leipzig ohne Firma der Buchhandlung 1797. in 3 Bändchen kl. 8. erschienen ist. Hinzugefügt sind nur 2 Artikel: 1. *a.* S. 287. Kurze Gedanken Kant's über Schwärmerei und Mysticismus aus seiner Vorrede zu Jachmanns Prüfung der Kantischen Religionsphilosophie in Hinsicht der ihr beigelegten Aehnlichkeit mit dem reinen Mysticism. 1800. und *b.* S. 288. Was Kant an (den nachmaligen Bischof) Borowsky über Schwärmerei und die Mittel dagegen schrieb, und was Borowsky seiner Schrift: Cagliostro, einverleibt hatte. Kant betrachtet die Geheimnifssucht der Schwärmer als die Influenza der Vornehmen, welche durch die Vielleserei halbgedachter Behauptungen ihr Miasma erzeuge und verbreite. Mehrere Stellen dieser Bemerkungen sind ingeniös und praktisch. 2) Kants Gedanken über den Staat und seine Verfassung, über Revolutionen und Reformen. Wahrscheinlich aus einem Collegium. Grundbegriffe und

Folgerungen in gedrängtem Zusammenhang. Evident durch die bestimmte Fassung des Wesentlichen.

Von ebendemselben Herausgeber erscheint zugleich:

Imman. Kants Menschenkunde oder philosophische Anthropologie. Nach handschriftlichen Vorlesungen. (2 *Thle.*)

Der Europäische Aufseher wird bekanntlich von Dr. Bergk und Dr. Heineken bearbeitet. Daher kommt hier auch zu erwähnen:

Imman. Kants Lebensbeschreibung. Mit einer Apologie der Philosophie, von Dr. Bergk.

Wir sind begierig, ob der Verf. auch auf die kritisirende Lebensbeschreibung von Kant Rücksicht genommen hat, welche im 3. Heft der Denkmäler (von Pred. Niemeier und Andern) 1820. herausgekommen ist, vieles Gedachte enthält, den Charakter Kants aber allzu einseitig aufgefafst hat.

Nach einer Bekanntmachung vom 6. Jun. 1793. wollte Kant selbst eine Auswahl seiner früheren kleineren Schriften mit Anmerkungen veranstalten. Wahrscheinlich sollte dadurch nur verhütet werden, dafs das Minderreife nicht ohne Berichtigungen verbreitet würde. Der jetzige Herausgeber giebt sein Glaubensbekenntnifs S. IX: „Der Philosophie kann nur Heil widerfahren, wenn man wieder zur kritischen Methode im Philosophiren zurückgeht. Die Vervollkommnung der Wissenschaften gedeiht blos im richtigen Gebrauch der Vernunft und der zweckmäfsigen Behandlung der Erfahrung."

Dahin wird so eben auch aufgefordert unter dem Titel:

Die Einheit des deutschen Vaterlands. Zugleich eine Jubeldenkschrift auf Kant, den Weltweisen. Von Prof. Dr. Joseph Schram, kön. Bibliothekar in Bonn. Bonn, bei Markus. 1832. 160 *S. in* 8.

Auch diese Stimme giebt den Hoffnungen Beifall, welche der (sonderbar verkannte) Verf. der (geistigen) Physik der Moral, F. E. Beneke, in seiner „Jubeldenkschrift auf die Kritik der reinen Vernunft" (Berlin 1832.) zu rechter Zeit ausgesprochen hat: „Wir haben das Unwesen der Grübeleien [über das Absolut-übermenschliche oder sogenannte Unendliche] in den abschreckendsten Gestalten gesehen. So kann es nicht lange mehr währen. Die Kantische (kritisch-philosophische) Lehre, die wahre, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach, wird endlich in ihrer vollen Reinheit triumphiren."

Einzelne Resultate, als Anwendungen, sind immer von der Individualität der Forschenden, von dem Grad ihrer Kräfte, deren Uebung und äufserer Gestaltung abhängig. Durch sie werden einzelne Theile oder Ansichten des Ganzen entweder neu beleuchtet,

oder auch, indem oft nur dunklere Schatten in das Gemälde eingemischt werden, Andern als die Parthien gezeigt, welche vornämlich hellerer Lichter bedürften. Aber nicht auf alle solche Einzelnheiten kommt es hauptsächlich an. Mag bald die Vorstellung, bald der im Begriff thätige Verstand, bald die durch Vollkommenheitsideen regierende Vernunft, einseitig als das Alleingültige hervorgerufen werden. Auch aus diesen Einseitigkeiten vereinigt der partheilos Zuschauende allmählich Gutes und Richtiges, welches nur dadurch versteckt und verdunkelt wird, wenn die Geber den ihnen wichtigsten Theil für das Ganze geltend machen möchten.

Aber eben deswegen ist es nicht so sehr um solche Reihenfolgen von Resultaten, vielmehr um die nach den Kräften des Menschengeistes wohl bemessene Methode, Wahres zu finden, zu thun. Dafs man in der Richtung zum erreichbaren Ziel auf den geraden Weg sich stelle oder stellen lasse und dafs man alsdann in dieser Richtung mit so viel Kraft, als man aufzubringen vermag, Fufs vor Fufs setze und wirklich gehe, nicht aber, etwa in Wolken emporgehoben, über das Ziel in die Unendlichkeit hinaus wegfliegen wolle, dies hat auch Rec. nach seinen lange fortgesetzten Beobachtungen der geistigeren Mitwelt als die Hauptsache anerkannt und bewährt gefunden. Und so freut er sich, obige und manche andere Aufforderungen zur Erneuerung der kritischen *methodus inveniendi verum* zu erleben, die er mit den vertraulichen Geistesbekenntnissen zu verbinden bittet, welche neuerlich durch den Briefwechsel von Schiller und Göthe, durch die Briefe zwischen Schiller und von Humboldt und durch die von Diesem damit verbundene Erklärung über die selbsterprobte kritische Methode, als Vermächtnisse von Männern bekannt geworden sind, die von den jüngeren Generationen erst noch übertroffen, nicht blos in absprechenden Worten überboten, werden sollen.

Dr. *Paulus.*

Troxler, Dr., Ueber Philosophie, Princip, Natur und Studium derselben. Eine Rede, gehalten beim Antritt der Lehrstelle der Philosophie an der Hochschule Basel am 1. *Brachmonat* 1830. *Zugleich als Einleitung in seine Vorträge über Anthropologie. Basel, bei Neukirch.* 32 *S.* 8.

Kühn und kräftig, aus dem vollen Bewufstseyn der Menschheit herausgegriffen, stellt der Verf. eine Ansicht von der Philosophie auf. Wenn wir nun auch mit dieser Ansicht, in sofern sie das bezeichnen soll, was in unserer Zeit mit dem Worte „Philosophie" zu bezeichnen ist, nicht übereinstimmen können, so können wir jedoch unsere

freudigste Beistimmung nicht versagen, in sofern der Verf. das unmittelbare Geistesleben als den tiefern Lebensgrund aller Philosophie aufzeigt, welches nothwendige und tiefe Geistesleben eben von ihm als Philosophie bezeichnet wird. Wenn demnach auch der Verf. einen Mangel an scharfer Bestimmung für eine wissenschaftliche Gestaltung des Geistes, die man als Philosophie zu benennen hat, zeigt, so hat er doch eine Betrachtung geliefert, die für die Philosophie von grofser Bedeutung ist, weil sie allerdings dasjenige ausspricht, von wo aus die Philosophie ihren Ausgangspunkt nehmen, und worin sie sich immer mit neuer Kraft lebendig gestalten mufs. Um dies Gesagte zu beweisen, geben wir hier einige der trefflichsten Stellen aus dem Schriftchen selbst. — S. 9: „Diese Philosophie gründet in der Urkraft und Einheit des Bewufstseyns der ganzen menschlichen Natur, und hat dadurch, dafs sie die höchsten wie die tiefsten Erkenntnifsquellen in dieser Natur, welche in einseitiger und engsinniger Speculation und Empirie versiegt waren, sich wieder zugänglich gemacht, das Recht errungen, auch die, diesen Erkenntnissen entsprechenden Gegenstände, welche über den Kreis der blofsen Sinnlichkeit und des reflectirten und räsonnirenden Bewufstseyns hinausfallen, welche theils in einer unter- (?) und vorsinnlichen, theils in einer über- und nachsinnlichen Sphäre liegen, in ihr Gebiet zu ziehen, so wie ihrem Gesetze zu unterwerfen." — S. 11. werden die zwei sich entgegengesetzten Ansichten vom Entwickelungsgang des menschlichen Geschlechts, „wovon die eine sich an das — — —, in einem rohen und wilden Naturzustande beginnende und unendlich fortschreitende Perfectibilitätssystem, die andere an die — — — Theorie von einem ursprünglichen und allgemeinen Zerfall der Menschheit anschliefst," erwähnt, und darnach bemerkt: „Die eine dieser Ansichten ist so unphilosophisch wie die andere. So wie wir die Historiker und die Geographen fragen könnten: wenn war das goldne Zeitalter, und wo liegt das verlorne Eden? müssen wir die Philosophen nöthigen, sich mit uns über Zeit und Raum zu erheben, und anzuerkennen, dafs das Göttliche, eben weil es ewig und unendlich ist, dem All der Dinge, wie es in Zeit und Raum erscheint, wohl auch zum Grunde liegen müsse, aber auf Erden sich nur in dem Menschlichen wahrhaft verwirklichen könne. Der Mensch ist daher kein Aeufserstes und Oberstes in der endlichen Wesenreihe; er ist mehr, er ist das Innerste und Tiefste in dem ganzen Naturall." — S. 14. wird von der Philosophie gesprochen, in sofern sie ihre innere Begründung einseitig in der Intelligenz oder in dem Gefühle sucht, wo dann von dem Gegensatze dieser zwei Gemüthsäufserungen gesagt wird: „Die Natur hat sie neben einander und gegen einander gestellt, aber nicht als feindliche Seelenkräfte, die einen Vernichtungskrieg unter sich führen sollten, oder als freundliche, in dem Sinne, dafs die eine Kraft die andere entbehrlich ma-

chen, oder für sie vikarisirend ihre Stelle vertrete. Die Natur hat es auch hier, wie bei allen Gegensätzen und ihrer Wechselwirkung, auf was Höheres, über sie Hinausgehendes, zu einer noch tiefern Einheit Führendes angelegt, und dies ist es, was wir, als das in lebendigster Innigkeit das Licht des Geistes und die Wärme des Herzens einende Erkennen, Gemüth genannt, und zum Princip unserer Philosophie gemacht haben." — S. 20. heifst es: „Die wesentliche und lebendige Geisteskraft in der menschlichen Natur ist also allein das Princip der Philosophie, nicht aber die Lehre von dieser Natur, oder das wissenschaftliche System, welches Anthropologie genannt wird."

Wir wollen jedoch nicht verschweigen, dafs sich auch manches Schwankende und Schiefe in diesem höchst geistreichen Schriftchen findet. Es wurde schon oben bemerkt, dafs der Verf. nicht bestimmt genug die Philosophie als eine wissenschaftliche Bewegung und Fortgestaltung des Geistes erfafst. Dieser Fehler tritt denn auch natürlich in der ganzen Abhandlung hervor. Dafs dem Verf. allerdings die wissenschaftliche Selbst- und Fortbewegung des Geistes in der Philosophie vorschwebte, geht daraus hervor, wenn er sagt, dafs die Anthropologie unmöglich die Philosophie als Wissenschaft begründen könne, „indem die Philosophie auf Philosophieren beruht, und dieses nur die freie Selbstthätigkeit des Geistes zum Princip haben kann." — Ferner müssen wir ein gewisses Streben nach Gegensätzen tadeln, welches dadurch nicht verbessert wird, wenn der Verf. diese Gegensätze wieder in eine höhere Einheit aufgehen läfst. Es wird dadurch die unendliche Mannichfaltigkeit der Aeufserungen im Leben des Geistes naturwidrig beschränkt. Der Einheitspunkt ist allerdings festzuhalten, aber eben so die reiche Mannichfaltigkeit seiner Lebensäufserungen. Nicht durch Schematisiren lassen sich die verschiedenen philosophischen Versuche ihrem Inhalte nach einsehen, sondern nur dadurch, dafs man einen jeden als eine selbständige Bewegung des Geistes erfafst. Darum hätten wir auch manches an der Beurtheilung der verschiedenen philosophischen Bestrebungen, wie sie uns durch vorliegende Rede gegeben wird, zu bemerken, worauf wir uns jedoch hier nicht einlassen können.

Jedenfalls ist zu wünschen, dafs der in dieser Rede wehende Lebensgeist sich allgemein geltend mache, wie höchst mannichfaltig sich übrigens auch das philosophische Geistesleben gestalten mag.

Dr. *A. E. Umbreit.*

Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst von Gfr. Weber u. s. w. Dritte neuerdings überarbeitete Auflage. Erster Band. XLV u. 302 S. mit 10 Notentafeln und dem Brustbilde des Verfassers; zweiter Bd. 310 S. mit 21 Notentafeln; dritter Bd. 226 S. mit 13 Notentafeln; vierter Bd. 205 S. mit 14 Notentafeln. Mainz 1830 bis 1832. 8.

Der Raum unserer Zeitschrift ist zu beschränkt, als dafs wir ausführliche Beurtheilungen von Werken aus dem Gebiete der schönen Künste darin aufnehmen könnten, allein das vorliegende handelt viel zu vollständig über die in den Bereich der Tonkunst gehörigen Gegenstände und zeichnet sich zu sehr durch Gründlichkeit, verbunden mit der erforderlichen Klarheit aus, als dafs es erlaubt seyn sollte, dasselbe ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Wir haben daher sogleich nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände der ersten Auflage (Jahrg. 1818. H. 1. p. 80.) unsere Leser auf seine Wichtigkeit aufmerksam gemacht, und die allgemeine beifällige Aufnahme desselben durch ein ausgebreitetes inländisches und selbst ausländisches Publicum hat unser Urtheil vollkommen gerechtfertigt. Nach dem Erscheinen der ersten beiden Bände im Jahre 1817 dauerte es nämlich bis zum Jahre 1821, ehe der dritte und letzte Band vollendet wurde, was der Verf. mit seinen überhäuften Amtsgeschäften entschuldigt, allein schon damals mufste ein zweiter unveränderter Abdruck des ersten Bandes gemacht werden, um die zahlreichen Nachfragen nach demselben zu befriedigen. Diesemnach erschien schon im Jahre 1824 die zweite verbesserte Auflage, welcher von 1830 bis zum Jahre 1832 die vorliegende dritte von vier Bänden in fünf einzelnen Lieferungen nachfolgte.

Im Ganzen mufste wohl der Verf. seiner Theorie und der anfänglichen Art der Darstellung treu bleiben, allein eine Vergleichung der ersten mit dieser letzten Bearbeitung (die zweite steht Ref. nicht zu Gebote) zeigt sehr bald, dafs im Einzelnen vieles abgeändert wurde. Insbesondere bemerkt man das Bestreben nach gröfserer Kürze im Ausdruck, so dafs hiernach der Inhalt um so viel reicher geworden ist. Aufserdem sind die Notentafeln, welche einen eigenen Band als Zugabe zur ersten Auflage ausmachten, bei dieser dem Texte in jedem Bande beigefügt, was sehr zur Bequemlichkeit beim Lesen gereicht. Ref. begnügt sich übrigens mit Beziehung auf dasjenige, was bereits über die erste Auflage gesagt ist, mit dieser kurzen Anzeige, in sofern ausführliche Beurtheilungen solcher in ihrer Art wichtigen Werke den musikalischen Zeitschriften anheim fallen.

Hermann Cruse als Schulmann und Dichter, nebst vielen zur Geschichte der Rheinlande gehörenden historisch-literarischen Andeutungen. Ein pädagogisch-literarischer Versuch von Dr. Joh. Karl Leberecht Hantschke, erstem Oberlehrer an dem Gymnasium zu Elberfeld. Elberfeld, im Verlag bei Karl Joseph Becker, 1831. 87 *S. in gr.* 8.

In zwei Abtheilungen zerfällt diese mit seltener Gründlichkeit ausgearbeitete, und mit reichhaltigen literärischen Notizen ausgestattete Monographie, welche das Leben eines in der literärischen Welt zwar weniger bekannten, aber in seinen näheren Umgebungen durch seine Wirksamkeit und seinen Einflufs ausgezeichneten Schulmanns zu ihrem Gegenstande hat. Die Lebensgeschichte dieses Mannes, dessen Geburt auf 1640. fällt, sein Tod 1693, macht den Inhalt der ersten Abtheilung aus; die zweite enthält eine Reihe von lateinischen Epigrammen aus der hinterlassenen Sammlung Cruse's, die 1679. zu Duisburg unter dem Titel: *Hermanni Crusii Meursani Scholae Elberfeldanae R Epigrammatum Libri* IX. erschien, als Vorläufer einer Sammlung von auserwählten Epigrammen, welche unser Herausgeber beabsichtigt, da die innere Eigenthümlichkeit und Vorzüglichkeit der meisten dieser Epigramme, so wie selbst die bei vielen vorwaltende historische Beziehung, wohl eine erneuete Bekanntmachung, zumal bei der Seltenheit des gröfseren Werkes, wünschen läfst und der Verfasser dieser Dichtungen immerhin zu den vorzüglicheren lateinischen Dichtern neuerer Zeit sich zählen läfst. Es hat aber die erste Abtheilung, selbst abgesehen von dem localen Interesse, durch die vielfachen literärischen, zum Theil sehr ausführlichen Notizen, welche der Herausgeber in den Anmerkungen unter dem Text beigefügt hat, ein allgemeines Interesse für alle Freunde des höheren Schulwesens, und wir hätten nur zu wünschen, auch von andern durch ihre Wirksamkeit ausgezeichneten Schulmännern ähnliche Schilderungen von ähnlicher Hand zu erhalten, weil es auf diese Weise allein möglich seyn wird, eine allgemeine Geschichte des Schulwesens und der höheren Bildungsanstalten zu Stande zu bringen. Eben so reichhaltig sind die erklärenden Anmerkungen zu den in der zweiten Abtheilung enthaltenen Epigrammen, von denen auch eine deutsche Uebersetzung beigegeben ist; nicht blos das literär-historische ist hier berücksichtigt, sondern man findet aufserdem gar manches Andere mit Gründlichkeit und Gelehrsamkeit erörtert, wozu sich gerade die Gelegenheit darbot, historisch-antiquarischer, ja selbst etymologischer Art, wie z. B. über Elberfeld (S. 37 ff., über den Namen der Stadt und dessen Schreibung, S. 31. 43. 51 ff., über die Geschichte der Stadt und dergl.), über den Grund der Benennung des Grofsherzogthums Berg, Cleve u. s. w. (S. 47 ff.), über die Wupper und Wupperthal, S. 49. Aber den Begriff der Penaten S. 74. hat

der Verf. nicht richtig angegeben; Penaten sollen nämlich die Laren seyn, die als gemeinsame Schutzgötter einer Familie, die zu einem herrschenden Geschlecht anwuchs, einer gröfseren Menschenclasse, einer Stadt, eines Staates verehrt wurden, öffentliche Penaten, öffentliche Laren; als wenn nicht jedes Privathaus neben dem Laren (der zunächst auf das Haus selbst sich bezog) auch seine Penaten, die mehr auf das im Haus Enthaltene und Befindliche, den Haussegen, die Familie und dergl. sich bezogen, darum auch aus dem Haus mitgenommen und in eine andere Heimath, in ein anderes Haus verpflanzt werden konnten) am Heerde verehret habe! Der Begriff öffentliche Penaten ist schon ein viel späterer, aus der Erweiterung des ursprünglichen Begriffs, hervorgegangen und mit der Erweiterung und Ausdehnung des römischen Lebens selber, auf gröfsere Verhältnisse übertragen. — Die Reichhaltigkeit der Bemerkungen ist aus dem beigefügten Register ersichtlich.

Praktische Anleitung zur Kenntnifs und Verfertigung lateinischer Verse nebst einer Chrestomathie aus römischen Dichtern; herausgegeben von Friedr. Traugott Friedemann, *der Theol. u. Philos. Dr., Herzogl. Nass Oberschulrath und Director des Landesgymnasiums zu Weilburg. Erste Abtheilung für mittlere Gymnasialclassen.* Dritte, *verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Leipzig* 1832, *bei Karl Cnobloch. XVIII*, 48 *und* 155 *S. in gr.* 8.

Bei einem Buch, das in wiederholten Auflagen seine Brauchbarkeit und Nützlichkeit bewährt hat, kann der Zweck unserer Anzeige nur dahin gehen, die Veränderungen und Verbesserungen oder die Zusätze anzugeben, welche dasselbe in seiner neuen Gestalt erhalten hat, wie dies bei dieser dritten Auflage der Fall ist, welche in sofern schon vor den beiden früheren Auflagen sich wesentlich auszeichnet, als die der Anleitung beigefügte Chrestomathie bedeutend erweitert, nun gewissermafsen als ein selbstständiges (obwohl von der Anleitung nicht zu trennendes) Ganze erscheint (auch mit Beifügung eines eignen Titels und neuer Seitenzahl), in welches deshalb auch aus der Anleitung alle gröfseren Stücke aufgenommen worden sind, während in der Anleitung selber dieser Abgang durch vermehrte Aufgaben, welche dem Lehrer eine gröfsere Auswahl der Themen darbieten und so der Unbequemlichkeit ausweichen, „dafs solche Uebungen in Jahrescursen stereotyp und traditionell werden," reichlich ersetzt ist. Die Zusätze in der Chrestomathie bestehen meist in längeren Erzählungen aus Ovid's Metamorphosen, wie denn überhaupt diese Erweiterung der Chrestomathie mit dadurch veranlafst war, dafs dieselbe nach den Bedürfnissen der ersten Classe der Nas-

sanischen Pädagogien (auf welchen das Buch eingeführt ist) eingerichtet werden mufste, um hier an die Stelle der bisher eingeführten Tristia Ovid's zu treten, die wir auch billig aus diesem Kreis entfernen möchten. Möge diese kurze Angabe genügen, die Aufmerksamkeit der Schulmänner auf dieses nützliche und in seiner neuen Gestalt seinem Zweck und seiner Bestimmung noch mehr entsprechende Buch zu richten, und seine Aufnahme, da wo solches noch nicht der Fall ist, zu veranlassen. Im Uebrigen ist Eintheilung und Anordnung des Stoffs sich ziemlich gleich geblieben. Zuerst stehen die Hauptregeln über die Quantität der Sylben (und zwar allgemeine Regeln, so wie besondere über die Endsylben), dann kommen die Hauptregeln der lateinischen Verskunst, und zwar zuvörderst der Hexameter in seinen verschiedenen Modificationen (ohne Elisionen mit und ohne Abtheilungen, umgestellte Hexameter ohne und mit Elisionen verschiedener Art, oder mit Constructionsabweichungen und mit gehäufteren Schwierigkeiten); dann der Pentameter, umgestellte Pentameter, umgestellte elegische Distichen mit Abschnitten zwischen Hexameter und Pentameter, so wie ohne Abschnitte, mit beizufügenden Epitheten u. s. w.

Die Chrestomathie enthält zuerst Stücke, wo Hexameter ohne Elisionen, und dann solche, wo sie mit Elisionen vorkommen; dann elegische Distichen, meist Gnomen aus Ovid, dann Epigramme (aus Martialis grofsentheils), darauf ausgewählte Erzählungen aus Ovid's Metamorphosen; einige längere elegische Stücke (aus Tibullus und Ovidius Fasten, Tristium, Epp. ex Ponto etc., auch eins aus Claudianus); worauf Proben verschiedener Versmafse, als Hemistichien (aus Horatius), Jambische Verse (Gnomen aus P. Syrus und Andern, Fabeln des Phädrus, Einiges aus Horatius und aus Seneca's Tragödien), darauf Trochäische Verse, Hinkjamben, Anapästische und Choriambische Verse, und endlich zusammengesetzte Verse (glyconische, phaläcische, sapphische und alcäische) folgen, meist aus Horatius und Catullus, Einiges auch aus Seneca, Catullus, Martialis, Boethius, eines selbst aus Merobaudes entlehnt.

Fortsetzung und Schlufs der Recension von Hrn. Dr. Lücke's Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis.

(s. den Anfang der Rec. im Heft 4.).

Die ineinander greifende Visionenreihe 4, 1 bis 14, 20, welche bis zum Sterben — der Christen sowohl (14, 13—16.), als ihrer Gegner 14, 17—20. hingeführt hat, ist schon durch diesen ihren Inhalt allein wahrscheinlich als eine geschlossene anzusehen. *Mors ultima linea rerum.* Auch war im K. 10, 7. feierlichst gesagt, dafs „alles geendigt" seyn solle in der Zeit, auf welche sich das Blasen des siebenten Engels beziehe. Dieser aber wird 11, 15. als Der eingeführt, welcher das letzte Signal gebe. Und dieses kann offenbar nicht bis über 14, 20. hinaus, bis in eine andere Siebenzahl von Engeln der Zornschalen hinein reichen, die mit den vorherigen Sieben in keinen Nexus gesetzt wird. Ganz anders war die Reihe der 7 trommetenden Engel mit der Siebenzahl der Sigille, welche zu Oeffnung des Schicksalsbuchs erst erbrochen werden mufsten, in Eines verflochten. Denn nach 7, 1. rief die Lösung des 7ten Sigills unmittelbar jene 7 ankündigende Engel hervor. Von dort an wird prophetisch theils dargestellt, theils ausgesprochen, was aus dem seitdem entsiegelten Zukunftsbüchlein kund werden sollte. Die sieben trommetenden Engel verkündigen, was durch Lösung der Sigille kundbar geworden war. Sie sind die untrennbare Folge dieser Entsiegelung.

So deutlich nun, durch diese dreierlei Data, die prophetischen Darstellungen von 4, 1. bis 14, 20. aneinander geknüpft werden, so klar ist's, dafs im Gegentheil bei Kap. 15, 1. irgend ein Anknüpfen dessen, was darauf folgt, mit jenem vorhergehenden uns ganz abgeht.

Es beginnt vielmehr, auch wenn wir es nur nach der äufseren Form betrachten, eine neue Reihe von Ahnungen. Eine neue Siebenzahl von Engeln tritt in einer neuen prophetischen Intuition hervor, ohne dafs irgend eine Spur der Verknüpfung mit dem, was voransteht, angedeutet wird.

Auch ist in dem Inhalte selbst diese Vereinigung gar nicht zu entdecken. Dort hat alles mit dem Sterben geendigt, und denen in Verbindung mit dem Messias Gestorbenen ist unmittelbare Versetzung in den Himmel 10, 13. zur ewigen Beruhigung zugesagt. Hier aber, vom 15. Kap an, beginnt eine ganz neue vollständigere und weit bestimmtere Ausführung, welche erst durch viel mehrere Umständlichkeit auch wieder bis zum allgemeinen Sterben der Christusgegner 20, 9—15. hinführt, dem siegenden Volke des Messias aber nicht jenes einfache Seligseyn und Ausruhen im Gefolge der vorigen Handlungen, sondern eigentlich einen Himmel auf Erden, nämlich ein irdisches, vom Himmel herabkommendes, aber mit dem Himmel durch wechselseitige Communication sichtbarlich verbunden bleibendes Jerusalem zu erwarten giebt und sogar daran denkt, dafs, wenn auch schon längst das Römerthum zerstört seyn werde 19, 20, nachher noch die sonstigen heidnischen Barbaren 20, 8, welche der Teufel zuletzt aufreizen könne, durch die Allmacht 20, 9. weggeschafft werden müfsten.

Nach allen diesen innern Indicien dürfen wir also kaum etwas anderes in der ursprünglichen Disposition oder Oekonomie der Apokalypse annehmen, als dafs vom 15. Kap. eine dritte Abtheilung von Zukunftsbildern beginne, welche zuerst für sich bestand, dann aber bald mit den zwei früher entstandenen vereinigt, in das nunmehrige Ganze der Ἀποκαλυψις Ἰησου 1, 1. und 22, 16. zusammengefafst wurde.

Das Wichtigste ist, dafs eben diese dritte Visionenreihe auch offenbar nach ihrem Inhalt eine anders entstandene war. Was vorher kaum mit Einem

Worte (14, 8. „Gefallen ist die grofse Babylon!") anzudeuten gewagt ward, davon spricht hier besonders Kap. 17. so, dafs Rom uud das Römerreich für keinen Leser jener Zeit mehr zu verkennen seyn konnte. Zwischen dem noch so behutsam redenden und dem so bestimmt und entschieden prophezeihenden mufs eine Zwischenzeit äufsere, mächtige Ursachen dieses grofsen Unterschieds hervorgebracht haben.

Die einleitenden Bilder 15, 1—16, 9. sind nicht specieller als das vorhergehende. Abgebrochen vom vorigen erscheint die eigene Siebenzahl von Engeln, welche ausdrücklich die letzten 15, 1. zum Beendigen der Strafen Gottes genannt werden. Die siegenden Christen sind, gleich den Israeliten durch das rothe Meer, schon wie durch ein Feuermeer 15, 2. gegangen, und singen als am jenseitigen Ufer, nämlich in der göttlichen Rettung, angelangt, das „mosaische" Auszugslied (2 Mos. 15.) vereinigt mit einem „Triumphlied ihres Lammes." (Der Seher Johannes vergifst nie einen freundlichen Verein mit der mosaischen Vorzeit angeknüpft zu erhalten!) — Die „Ode des Lammes" steht auch (wieder wie die in 14, 5.) ausdrücklich hier in den Worten 15, 3. μεγαλα — ἐφανερωϑησαν V. 4. Durch ein solches Cantabile, gleichsam durch einen Chorus, anticipirt der Seher gewöhnlich das, was alsdann sinnbildlich dargestellt werden soll.

Dorther, woher die alten Orakel Jehovah's kamen, aus dem „Ausspruchszelt" (σκηνη μαρτυριας) Gottes, das in den Himmel versetzt ist, kommen nun, wieder symbolisch-dramatische Personen, das ist, solche, die durch Handlungen darstellen, aber nicht durch Handlungen, wie sie sie in der Wirklichkeit vorgehen, sondern durch Actionen, welche nur als Sinnbilder das Wirkliche präfiguriren. 7 priesterlich gekleidete Engelsgestalten 15, 5. 6. stellen sich in Ordnung. Ihnen wird der Zorn Gottes, gleichsam wie Galle, in Schaalen zum Ausgiefsen übergeben. Diese Uebel, heifst es 15, 8, sind unabbittlich. Rauchwolken nämlich des göttli-

chen Strafeifers machen den Tempel (den Ort, wo man dagegen um Nachlafs beten könnte) unzugänglich.

Bestimmter aber wird doch durch die verschiedenen Schaalen nichts angegeben. Die 4 ersten sind abermals das am wenigsten Bestimmende. Sie sagen, kurz zusammengefafst: „Rom wird so schlimm gestraft werden, wie einst Aegypten!" Aber eingeflochten ist zugleich der Gedanke an eine Regel: Gott handle nach einem Wiedervergeltungsgesetz 16, 6. Von dem Altar her aber 16, 7. (d. i. nach 6, 9. von dem Orte der Märtyrer her) wird bemerkt: diese Uebel betreffen Unverbesserliche (οὐ μετενοησαν). Sie hätten Aufforderung und Zeit genug gehabt, um das Christliche besser kennen zu lernen und anzunehmen. Dafs dieses Bekanntmachen des Bessern nach Gottes und Jesu Sinn vorausgegangen seyn müsse, ist auch Matth. 24, 14. gesagt. Nur bleiben die Fragen: Wann sind denn Menschengeister schlechthin nicht mehr verbesserlich? und ist denn die Nachkommenschaft unverbesserlich, wenn je den Vätern das Evangelium vergeblich verkündigt war? Auch scheint Matth. 24, 14. nicht daran gedacht zu seyn, wie viel Zeit nöthig wäre, um in der ganzen Oekumene erst den Versuch zu machen, ob das Evangelium — wahr und wirksam genug verkündigt — doch nicht von Vielen zur Besserung benutzt würde?

16, 10. sagt etwas bestimmter: Der Thron des Thiers = der Hauptsitz des Reichs, sey ganz verfinstert; man fühle dort Verzweiflung, aber ohne Besserwerden. — So war es freilich zu Rom allmählich geworden. Gewaltherrscher, wie der oft physisch verrückte Caligula, wie der blödsinnig furchtsame Sklave seiner Freigelassenen, Claudius, und wie der verrückt genialische Nero, stürzten natürlich die ganze Regierungsart in eine Finsternifs (in politischen, sittlichen, religiösen und ästhetischen Obscurantismus), wo kein Ausgang mehr zu sehen war. Wer Augen hat, um Parallelen zu sehen, hat sie zu allen Zeiten in seinem Tacitus gefunden, in dem Sittenzeichner, welchen das Convulsivische der Zeit lange genug

so afficirte, dafs selbst in seinen Styl eine gewisse Krampfhaftigkeit übergegangen ist (welche, mit Johannes Müller, nachzuahmen unserer Zeit und Bildungsstufe nicht angemessen wäre.)

Der 6te Engel zeigt 16, 12, dafs der Seher in seinen Ahnungen über das *praesens* als *gravidum futuro* veranlafst war, die Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, dafs der Satan V. 13. nebst dem weltlichen und geistlichen (Römerthums-) Thier auch die Heidenvölker jenseits des Euphrats zum gemeinschaftlichen Verfolgen der Christen reizen und wie durch 3 scheusliche Kröten herbeiführen werde. Dies wird wie eine Schlacht beim Berge Mageddo in Palästina dargestellt, doch aber nicht weiter ausgemalt. Dabei ist nicht an die Schlacht des Josia 2 Kön. 23, 29. zu denken, welche für Diesen und Jerusalem unglücklich war. Har Magedo war nur überhaupt eine Gegend, wo leicht grofse Heeresmächte gegen einander auftreten konnten. Richt. 5, 19. — Der des Siegs hier gewisse Messias ruft 16, 15. dazwischen: Er komme höchst unerwartet! ὡς κλεπτης. Vergl. Matth. 24, 43. Für die „grofse Stadt Babylon" aber werden wieder blos Strafen der Allmacht 16, 19. 21. eine Trichotomie durch Erdbeben u. s. w. erwartet. Unteritalien, von den Apenninen herab, zeigt sich so vulkanisch (sulphurisch und neptunisch betrachtet), dafs, wer dort nur Gottesfeinde sah und Gottes Naturwunder wider diese erwartete, am ehesten ein Hinabstürzen des Landes in die gespaltete und feuerspeiende Erde vermuthen konnte.

Nun aber tritt die Hauptsache, wie durch eine vertrauliche Mittheilung K. 17. dazwischen. Von allem Uebrigen (wie ein Intermezzo) abgesondert, gleichsam an einem verödeten Ort 17, 3. wird dem Seher die Hauptfeindin, welche vorher als Repräsentantin des ganzen Reichs, als das lebende Bild des Thiers 13, 14—17. gezeigt war, wie eine auf einem Ungeheuer reitende (das ungeheure Reich beherrschende) königlich geschmückte Amazonin anschaulich gemacht. Ihr

den Geweihten verständlicher Name = μυστηριον *) steht 17, 5. auf dem Diadem ihrer Stirne.

Wie weit jetzt die Zeit mit dem Seher vorgerückt war, zeigt vornämlich 17, 6. Im Vorhergehenden war nur von alttestamentlichen Märtyrern 6, 9. 10. und sonst 3, 10. 7, 14. 13, 7, von denen früher etwa in den Provinzen verfolgten Christen Andeutung. Hier war die Römerstadt selbst betrunken vom Blute der geheiligten Bekenner Jesu. Hier also muſs die infame Tragödie schon vorbei gewesen seyn, welche Nero — der Rom in Brand hatte stecken lassen, um dabei den Brand von Troja zu declamiren und seinen

*) μυστηριον bedeutet im N. T. niemals ein Geheimniſs, welches geheim und unerforschlich bleiben solle, vielmehr umgekehrt. Alle das Religiöse betreffende Einsichten werden christliche Mysteria genannt, in dem Sinn, daſs sie vorher den Menschen dunkel oder gar unbekannt waren, auch für die Uneingeweihten immer unerkannt sind, aber durch das Christenthum für seine Freunde enthüllt und offenbar würden. Daher ist die ächte Wortbedeutung von μυστηριον im Neutestamentlichen Sprachgebrauch: Etwas den Eingeweihten (des Christenthums) Zugehöriges. Das Eigenthümliche des Christenthums überhaupt (1 Petr. 1, 10—12.) und jeder Bestandtheil desselben (Röm. 11, 33—38.) ist als den Eingeweihten μεμυημενοις gehörig, vor ihnen nicht mehr geheim gehalten, sondern enthüllt. αποκαλυπτεται. Für Christen hat das Messiasthum keine Lehrgeheimnisse; nur Denen, die sich nicht weihen lassen wollen, hätte das Dunkel bleiben müssen. Nur die hierarchische Unwissenheit hat, um über die Laien, als noch unwissendere, zu herrschen, so manches, was den Geweihten ein μυστηριον αποκαλυπτομενον seyn sollte, wieder zum Geheimniſs gemacht. — — Nach eben diesem philologischen Sinn ist nun auch der Name Babylon 17, 5. ein μυστηριον, nämlich etwas, das die Eingeweihten, die kundig Gewordenen verstehen. — Uebrigens ist im Text nicht nach γεγραμμενον, sondern nach μυστηριον das Semicolon zu denken. „Und ein auf (dem Diadem) der Stirne geschriebener Name ist das für Eingeweihte gehörige:

„Babylon, die Groſse!"

— die Mutterstadt aller Ausschweifungen, aller irdischen (Leib und Geist verderbenden) Schändlichkeiten!"

Namen durch eine Nero'sstadt, wie er träumte zu verewigen — nachher nach seinem neckenden und höhnenden Komödiantencharakter mit den armen Christen (s. Tacit. Ann 15, 44.) spielte, um das rohe Volk durch ein solches Spektakel von der Wut gegen ihn selbst abzulenken. Dieses Datum aus Nero's 10tem Jahr, da früher Christenblut zu Rom nicht geflossen war, zeigt uns, dafs der Seher jetzt wenigstens bis in die letzten Zeiten Nero's schon geschichtlich, nicht blos prophetisch, gekommen war. Nehmen wir 17, 10. hinzu, dafs fünf der Häupter Roms schon dahin waren, Einer aber so eben auf eine Art existirte, dafs man bald einen Andern, der noch nicht gekommen war, erwarten mufste, und bemerken wir dabei, dafs man allerdings (wie auch Dr. Lücke §. 29. S. 251. zeigt) in der früheren Zeit keinen eigentlichen Grund hatte, Julius Cäsar selbst als den Ersten der römischen *principum* zu zählen, so ist auch mir, was Vogel und Lücke ebenso finden, das Wahrscheinlichste, dafs der Eine, jetzt als Roms Haupt existirende, der nach Nero auf kurze Zeit aufgetretene Galba war.

Denken wir uns nun lebhaft in die höchst aufregende Gegenwart jener schnellwechselnden Zeitmomente hinein, wo Nero's tolle und immer mehr frevelhaft werdende Geniesucht auch durch sein gemeines Entwürdigen seiner Person überall die Heere zur ersten Rebellion *) und Entthronung, noch als zu einem unerhörten Wagestück, endlich in Dessen 14ten Jahre (= im Juni des a. Dion. 68.), hingetrieben hatte. Schauen wir in jenen Wendepunct der römischen Imperatoren-Herrschaft, wo mit Nero Cäsars Nachkommenschaft abgestorben war; wo also Jeder, wenn er vermochte, gleiches Recht, eine neue militärische Dynastie zu beginnen, sich nehmen konnte — so können wir uns lebhaft genug vorbilden, welche zum Ende eilende Ahnungen damals, plötzlich und wie der Entscheidung

*) Sueton. in Neroae. c. 40: „*Talem principem pauló minus 14 annos perpessus terrarum orbis tandem destituit.*

gewifs, im Geiste eines enthusiasmirten Christen sich erheben mochten, der nun einmal von lange her von der Voraussetzung erfüllt war, dafs seines Messias Gottesreich (nicht theils durch Ueberzeugung und theils dadurch, dafs das Böse sich selbst zerstört, sondern) durch alle nur ersinnliche Schläge der Allmacht über alle seine zum Untergang gereifte Feinde leiblich triumphiren müsse. Sein entschiedenster Jubelgedanke ist: Το ϑηριον ἦν καὶ οὐκ ἔστι! Das aus dem Westmeere und eigentlich noch tiefer (17, 8.) aus dem Abgrunde empor gestiegene Ungeheuer war, freilich und war etwas Entsetzliches; aber **jetzt ist es schon ein Unding!** *παρέσται* 17, 8! = „es wird blos „da gewesen seyn." *erit id, quod adfuit.*

Allerdings mufste damals als das Wahrscheinlichste zu erwarten und zu vaticiniren seyn, dafs das ganze Römerthum in Stücken gehen müsse, dafs kaum Einer oder der Andere von den Anführern der bewaffneten Macht noch dieses zerrüttete Ganze, wie eine Einheit, zusammenzufassen versuchen könne, dafs es aber mit der Ganzheit schlechterdings ein Ende habe und nur die vielerlei mächtige Statthalter oder Provinzregenten, die eigentlich nur auf kurze Zeit (*μιαν ὡραν* 17, 12.) bisher die Könige spielen durften, und es noch nicht irgend (ουπω) waren, sich gegen die Einheitsmacht von Rom zusammenthun würden, um (zwar 17, 14. auch Christenfeinde zu bleiben, aber) doch zuvörderst den heifsen Wunsch der apokalyptisch denkenden Christianer, welchen sie wie der Seher für Willen Gottes hielten, nämlich die Zerstörung Roms, deswegen zu bewirken, damit sie selbst von der Stadt, die jetzt noch (17, 18.) Königin der Könige der Erde war, unabhängige Regenten werden könnten; wozu man an das Beispiel der Feldherrn Alexanders zu denken vor sich hatte.

Um als ächter Sinnausleger mitzuempfinden, wie damals der Seher bis zu dem Grade exaltirt seyn konnte, dafs sein Ahnungsvermögen, welches immer in einem fast unwillkührlichen Zusammenwirken der Einbildungs- und

der Verstandeskraft besteht, sich auf Angabe bestimmter Zahlen einliefs, müssen wir uns, so viel möglich, in jene ungeheuer grofse Krisis zurückversetzen, welche durch das endliche Rebelliren gegen Nero und durch sein Verschwinden als etwas bis dahin Unerhörtes und fast Undenkbares plötzlich eingetreten war und das ganze unermefslich erscheinende Römerreich in allen seinen, sonst zum Gehorsam so streng organisirten, Provinztheilen beispiellos erschüttern mufste.

Die Herrschaft der Cäsarischen Dynastie war allerdings nichts gewesen, als eine militärische Occupation. Aber auch als solche war sie, ein Gegensatz der triumviratischen Bürgerkriege, doch (nicht weniger, als neuerlich Napoleons Dictatur) für unentbehrlich anerkannt. Julius Cäsars persönliche Vorzüglichkeit in Kriegs- und Friedensgeschäften, in Vereinigung übermächtiger Gewalt mit feiner Achtung und Benutzung liberaler Geistesbildung, hatte sie bewundernswürdig eingeleitet. Augustus, ein gereifter, aber nach Behaglichkeit strebender Verstandesmensch, ordnete und befestigte alles durch kluge, populäre Mäfsigung und wahren Regierungsverstand, Tiberius durch schlaue Gewandtheit und allmähliges Unterdrücken der Familien und besonders der Personen, von denen eine Rivalität gegen die Cäsarische, als möglich, verdächtigt werden konnte. Ausgegangen aus der Republik als einer Bildungsschule, wo jeder sich ein Selbstgeltenkönnen zu erwerben aufgeregt wird, hatten noch alle Mitglieder dieser Dynastie etwas lernen müssen und seine encyklopädische Studien gemacht. Was August's güldenes Zeitalter genannt wird, war nicht das Werk seiner mehr despotischen Regierungsart. Er genofs die Früchte, welche während der republikanischen Formen selbst die Aristokratie in sich hervorzubringen suchen mufste, um nicht gegen die *novos homines*, welche, wie Cicero, sich selbst zu heben Platz fanden, allzu weit zurückzustehen. Sogar Caligula und Claudius waren doch noch mit derjenigen Bildung erzogen, die sie zum Präsidiren in einem römischen Senat oder bei hohen Gerichten fähig

machten. Nero war ohnehin ein nur durch die Gewaltherrschaft verdorbenes Genie. Uebrigens hatte auch schon die Zeit (Julius Cäsar war Herr seit dem J. 30. vor Christus. Nero ermordete sich im J. 68. nach unserer Zeitrechnung) an diese Regentenfolge gewöhnt. Und so schlecht oft die imperatorischen Befehle seyn mochten, so gingen doch alle von diesem Einen Centralpunkt aus. An ein Umstürzen hatte man nach Caligula's Ermordung kaum im Senat zu denken gewagt.

Je unerwarteter demnach der durch das Unerträgliche endlich bewirkte Aufstand des Heeres unter Vindex in Gallien, und der glückliche, aber doch schwache unter dem bejahrten Galba seyn mufste, desto höher konnte die Begeisterung eines christlichen Sehers gestimmt werden, welcher ohnehin voll von der Erwartung war, dafs die Erhebung des Messiasreichs durch Gewaltschläge der Allmacht in Bälde und Eile (εν ταχει) eintreten müsse, durch vorhergegangene Visionen und durch die allgemeine auf den Inhalt von Matth. 24 und 25. gegründete Machthoffnungen erfüllt war.

Nur wenn die historische Interpretation das Zusammenwirken dieser Zeitverhältnisse uns vergegenwärtigt, wird es begreiflich, wie der Seher jene bestimmte Behauptungen, die wir 17, 9 — 11. antreffen, in seinem Geiste fassen und sogar durch Zahlen bekannt machen konnte.

Unerwartet ist es, dafs der V. 9. zuerst die 7 Häupter als Sinnbilder von 7 Bergen deutet und alsdann doch auch auf 7 Könige bezieht. Dafs Häupter Berge bedeuten, ist ungewöhnlich; der Verf. scheint also die Vergleichung gegen die Regel gewählt zu haben, um nur das auf 7 Hügeln liegende Rom desto bestimmter zu bezeichnen. Die Vergleichung schliefst 17, 9. mit ἐπ' αὐτων. Das folgende: „Auch sind es 7 Könige!" steht mehr abgesondert.

„Fünf der Könige," ruft Er gleichsam triumphirend, „sind schon dahin. Der Eine ist!" In der That aber konnte man wohl, wenn auch das Daseyn des Galba

als zögernd aufgestandenen Regenten schnell *) nach Asien bekannt geworden war, zugleich erfahren, dafs für ihn wenig Haltbarkeit zu erwarten sey. Der nächste Gedanke mufste, wie es mehrfach geschah, dieser seyn, dafs da und dort ein anderer Feldherr Aehnliches unternehmen werde. Daher ist dem seiner Siebenzahl vertrauenden Seher schon gewifs, dafs noch „ein Anderer" komme, wenn er gleich noch nicht aufgetreten sey.

Wegen der Dunkelheit der nächst folgenden Zeilen haben neuerdings die sinnreichsten Erklärer den historisch unläugbaren Umstand, dafs Nero's Tod von Listigen zweifelhaft gemacht wurde, und hie und da ein anderer angeblicher Nero einen Selbsterhebungsversuch machte, hier in Anwendung gebracht und angenommen, dafs der Seher gerade ein Wiederkommen Nero's erwartet habe, als des Achten, welcher aus den sieben seyn würde. Politische Intrike zu Rom war es wohl, dafs, wie Sueton am Ende seiner *Vita Neron.* angiebt, *non defuerunt qui . . modo praetextatas imagines in rostris proferrent, modo edicta quasi viventis et brevi, magno inimicorum malo, reversuri.* Auch war nach *Tacit. Hist.* 2, 8, noch ehe Vespasian sich erklärte, Achaia und selbst Asien **) aufgeschröckt

*) Dr. Lücke bemerkt S. 253, dafs nach Galba's am 9. Juni (68.) begonnenen Regierungsantritt schon am 6. Juli ein griech. Edict zu Alexandrien ihn als Καισαρ Σεβαστος Αυτοκρατωρ proclamirte. s. Rhein. Museum für Philol. u. Gesch. Bd. 2. S. 68. Schon Plinius II. N. 19, 1. führt zum Preis der Landescultur an, dafs, seit man *linum* baue, diese Pflanze Aegypten so gegen Italien genähert habe, dafs man mit Segelschiffen von Puteoli in neun Tagen zu Alexandrien seyn könne.

**) Gesetzt, dafs der asiatische Seher auch schon von diesem Thronprätendenten aufgeschröckt gewesen wäre, so hätte er gerade das, was er schreibt, nicht sagen können. Statt ὁ Ἀλλος οὔπω ἠλθε, müfsten wir geschrieben finden: ὁ Ἀλλος ἤδη ἠλθε. Ehe aber ein solcher Schein-Nero irgend sich gezeigt hatte, konnte der Seher doch gewifs nicht vermuthen, dafs gegen Den, welcher jetzt war (gegen Galba) gerade ein an-

= *exterritae falso, velut Nero adventaret, vario super ejus exitu rumore eoque pluribus vivere eum fingentibus credentibusque.* Allein der Seher spricht, ungeachtet er das ἦλθε durch ἔλθῃ wiederholt, nicht von einem Wiederkommen, von ἀνελθεῖν. Und wie hätte auch, wenn wir uns in die damalige Gegenwart hineindenken, ein christlicher Seher schon unter Galba, also unmittelbar, nachdem er selbst den Nero für den fünften gefallenen hielt, auf die Ahnung oder Muthmafsung, dafs er als Antichrist wieder da seyn werde, kommen können?

Was wir S. 255. bei Hrn. Dr. Lücke lesen: „Die eigenthümlich christliche Vorstellung von Nero, als dem leibhaftigen Antichrist, war längst aus Veranlassung der Neronischen Verfolgung entstanden und unter den Christen herrschend geworden" — ist sicherlich nur Wiederhall aus Eichhorn's mehr ingeniöser als begründeter Andeutung, nicht die Frucht eigener Untersuchung. Nero's Tod erfolgte 3 Jahre nach jenem Frevel gegen die Christen. Woher wüfsten wir denn, dafs in dieser Zeit jene bei Lactanz vorkommende Muthmafsung längst entstanden und verbreitet gewesen sey? Woher, dafs man den Nero als Antichrist betrachtet habe? Hat doch Irenäus den Antichrist aus dem Stamm Dan erwartet. Und dieses Prädicat bezeichnete nicht Christenverfolger, sondern solche, die nach andern Grundlehren, als Jesus gegeben hatte, messianisch seyn wollten. 1 Joh. 2, 18, 4, 3.

Allerdings ist das Nächstfolgende, wie es 17, 10. 11. vorliegt, unerklärbar, aber nur weil es unrichtig interpunktirt ist. So lange in V. 11. übersetzt wird: „und das Thier, das gewesen ist und nicht ist, das ist der

geblicher Nero auftreten werde. Nirgendsher also zeigt sich ein Grund, zu behaupten, dafs der Seher, während Galba „noch war," an einen wiederkommenden Nero als den siebenten oder achten der ihm noch möglich geschienenen Imperatoren gedacht habe.

Achte und ist von den Sieben und fähret in's Verderben," muſs man es freilich unbegreiflich finden, wie denn das Thier (wodurch doch bisher das ganze Römerreich bezeichnet war) der achte der Regenten und doch auch Einer von den sieben seyn oder werden sollte. Nur der Ausdruck, daſs dieser Achte aus den Sieben sey, leitete dann auf jene Anwendung, daſs der unter den Sieben schon dagewesene Nero noch als der Achte erwartet worden seyn müsse. Auf jeden Fall aber, wenn es ja möglich gewesen wäre, daſs der Seher so schnell nach Nero's „Gefallenseyn" ein Wiederkommen desselben hätte vermuthen können, könnte er denselben nicht das Thier genannt haben. Denn das Thier ist ja nicht der Antichrist oder ein einzelner Kaiser, sondern das *imperium romanum;* und der wiederkommende *imperator* hätte doch nicht vom Seher für das *imperium* genommen werden können. Auch ist die Sprache gegen diese Deutung; denn wenn το ϑηριον der achte (Regent) genannt seyn sollte, so müſste nicht και αὐτὸς, sondern και αὐτὸ im Texte stehen. (Die Umdeutung, daſs das Masculinum αυτος statt αυτο stehen könne, weil ϑηριον *idem quod* βασιλευς sey, setzt voraus, was erst zu erweisen wäre und an sich nie wahrscheinlich zu machen ist.) Die ganze Stelle erklärt sich kunstlos, wenn man bemerkt, daſs nach οὐκ ἔστι die gröſsere Interpunktion gesetzt seyn sollte. Der Seher sagt: „Die Fünfe (als βασιλεις) sind gefallen, der Eine ist, der Andere ist noch nirgends gekommen, und wenn er gekommen ist, so muſs Er kurz bleiben, und auch das Thier, welches war und nicht ist. Und ist selbst ein Achter und ist er von der Art der Sieben, so geht auch er hin in's Verderben."

Zur Rechtfertigung dieser alles Widersinnige auflösenden Interpunction und Uebersetzung wird Folgendes zu beobachten seyn: Die Constructionsart, welche das Wenn ausläſst (και αυτος ογδοος εστι = und gesetzt es ist selbst ein Achter), ist im hebraizirenden Styl, welcher so vieles blos durch seine „Und . . .

Und . . Und . . abthut, noch gewöhnlicher als im Deutschen.

Unter diesem *αυτος* den Nero zu denken, ist im Context durchaus kein Grund. Der vorhergehende *αυτος* (in *αὐτὸν δει μειναι*) ist der noch nicht gekommene Siebente, also der nächste nach Galba. Dieser wäre Otto oder, in sofern man diesen als nicht anerkannt betrachtet, Vitellius. — Um den Sinn des Verfs. zu erreichen, ist auch wohl zu bemerken, daſs nicht gesagt wird: Und wenn er selbst der Achte (ὁ ογδ.) ist u.s.w., sondern ohne Artikel: „Und ist selbst ein Achter." —

Ferner da es unmöglich wäre, daſs das Thier = das *imperium*, zugleich der Regent seyn sollte, so erscheint die Verbindung des *και το θηριον* etc. mit *δει μειναι* als nothwendig. Weder mit dem siebenten Regenten noch mit dem ganzen Reich, hofft der Seher, soll es lange dauern. Warum nicht mit dem Reich? wird sogleich Vs 12—17. angedeutet.

Endlich; ist die Redensart *εκ των . . . ειναι* = von ihrer Art seyn, die nämliche, wie Joh. 8, 23. (15, 19. 18, 36.) 1 Joh. 2, 19.

Mich dünkt, die Ausleger, welche der Apokalypse noch irgend eine Auctorität durch ihre Kanonicität zu erhalten suchen, müſsten schon in der gewagten prophetischen Berechnung der Verse 17, 10, 11, nach welcher nur 7 oder höchstens 8 Imperatoren zu erwarten gewesen seyn sollten, Schwierigkeiten genug vor sich haben, ohne daſs sie überdies die so künstlich aufgesuchte Meinung beimischen, wie wenn sich der Seher auch noch in eine mysteriöse, erfüllungslose Erwartung über Nero als wiederkommenden Antichrist verirrt hätte, die doch in der kurzen Frist von 3 seit der Neronischen Verfolgung verflossenen Jahren unter den Christen nicht entstanden seyn konnte, weil sich keine bestimmte Veranlassung hiezu für jene nächste frühe Zeit ersinnen läſst, auch wirklich, da selbst Tertullian (wie Irenäus) davon nie einen Wink giebt, damals gewiſs noch nicht entstanden war und schon dadurch, daſs das *θηριον* nicht

(wie Eichhorn *) p. 208. diese Deutung versuchte) eine einzelne Person bezeichnet. Die sonderbarste Fiction dabei ist p. 212. 216, dafs der Seher nur nach der Volksmeinung so gesprochen habe, ohne diese selbst zu haben oder bestätigen zu wollen. Dafs hingegen der Seher den Untergang des römischen Reichs aus den Zerrüttungen, wie sie sich zur Zeit Galba's zeigten, mit der entschlossensten Entschiedenheit prognosticirt habe, ist aus den unmittelbaren Zeitverhältnissen eben so leicht begreiflich, als offenbar es in den Textworten gesagt ist; ungeachtet die geschichtliche Erfüllung Niemand nach-

---

*) Prof. Ewald's Commentar. in Apocal. (1828.) macht S. 209. recht sichtbar, wie sehr ein grammatikalisch und kritisch genauer Ausleger sich durch jene ingeniöse Voraussetzung einer Beziehung, auf einen *Nero redivivus* in Verlegenheit gesetzt fühlte. Er verhehlt sich nicht, dafs die *Bellua — imperium romanum* bedeute, und doch soll sie nun einen Einzelnen bezeichnen. „*Bellua, quamquam Imperium rom. cum Imperatoribus omnibus* (= den 7 Häuptern), *hic tamen gravissimum potius et ultimum, Neronem, Antichristum, denotat.*" — Wie war es möglich, dafs nicht ein Forscher, wie E., das Eichhornische Netz durchrifs und auf jeden Fall ein Vorurtheil beseitigte, welches uns nöthigen würde, anzunehmen: der Seher habe zu gleicher Zeit sich Nero als Eines von den 7 Häuptern an dem Thiere, und dann doch auch als das Thier selbst vorstellen können. Daniel stellt seinen Epiphanes als das kleine verächtliche Horn dar, welches andere wegstofse. Aber eben deswegen ist derselbe nur Einer der Könige, und (so grausam er auch gegen die Juden war, doch nicht das Thier, welches die Hörner alle an sich hat. — Auf dem Thier (als Reich 13, 1.) reitet Rom, die Hauptstadt. 17, 3. 7. Wäre Nero dem Seher das Thier selbst, so hätte er das Umgekehrte aussprechen müssen. — Was im vierten Jahrh. nach Lactanz de mortib. persec. 2. und nach Sulpicius Sev. Sacr. Hist. l. II c. 29. noch später über Nero's Erhaltung und einstiges Wiederkommen als Antichrist gemeint wurde, ist, wie sie selbst angeben, erst aus einer Deutung von Apok. 13, 3. entstanden. „*Unde creditur (Nero),*" schreibt S., „*Etiamsi se gladio ipse transfixerit, curato vulnere ejus servatus, secundum illud, quod de eo [??] scriptum est: et plaga ejus curata est, sub seculi fine mittendus, ut iniquitatis mysterium* (als Antichrist) *exerceat.* Vgl. Vivis Annot. zu Augustin. de civitate Dei XX. c. 19. p. 899. u. 901. (einer Stelle, wo Aug. selbst urtheilt: *sed multum mihi mira est haec opinantium tanta praesumptio.* — Das και παρεσται, welches 17, 8. nach den besten Codd. allerdings wahrscheinlicher ist, als das gewöhnliche καιπερ εστιν, bedeutet dann nicht: *iterum aderit*, sondern: es wird da gewesen seyn. (παρα mit dem Accusativ ist auch nebenvorbei = *praeter.* Röm. 1, 25, 26. 2 Kor. 11, 24.)

zuweisen im Stande seyn wird. Nichts desto weniger mufs, wer sich so recht in die damalige Gegenwart hineinversetzt, gewifs erkennen, dafs der Seher nichts anderes, als was damals das Aeufserst-Wahrscheinliche seyn mufste, in der Begeisterung geahnet hat.

Eben so wahrscheinlich mufste das seyn, was er ferner nach Vs 12—17. nicht weniger entschieden erwartete. Das Signal, dafs die Legionen den Imperator machen könnten, war in Gallien, Spanien und Germanien gegeben. In Gallien hatte Vindex sogar, ohne dafs seine Provinz ein stehendes Heer hatte, den Anfang des Aufstands gemacht. Gewifs war es also (wenn gleich auch hier, wie tausendmal in der wirklichen Welt, das Wahrscheinlichste nicht wahr und wirklich wurde) ein heller, politischer Blick, vorauszusetzen, dafs auch in andern Provinzen die, welche nicht Könige waren, aber doch als Prätoren transitorisch eine Königsmacht in der Hand hatten, Gleiches wagen würden. Das Thier oder das Reich selbst, in sofern es aus den Provinzen bestand, wird, dachte demnach der Seher, bald von überall her sich gegen die herrschende Hauptstadt auflehnen. Dafs auch diese Zerstückler des Reichs dennoch Feinde der Christen bleiben würden, darüber machte er sich, nach Vs 14, gar nicht etwa täuschende Hoffnungen. Dennoch war es ihm natürlich Freude genug, gewifs zu erwarten, dafs eine gute Anzahl solcher Hörner oder Provincial-Gewalthaber und überhaupt das ganze Thier (auch die nichtmilitärisch besetzten Provinzen mitgerechnet) wenigstens wider Rom gemeinschaftliche Sache machen und dadurch, ohne ihr Wissen (Vs 17.), das verwirklichen würden, was der Apokalyptiker nach seinen vorgefafsten Ideen vom Sieg des Messias „durch Gewalt" — für den Zweck der Gottheit zu halten nicht zweifelte.

Mir ist genug, die verständige und einem christlichen Seher damaliger Zeit angemessene Möglichkeit der Entstehung von diesem Allem klar einsehen zu können. Die Infallibilität davon als Prophezeihung nachzuweisen, mufs den Infallibilitäts-Glaubigen überlassen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung und Schluſs der Recension von Hrn. Dr. Lücke's Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis.

Der Seher ist seiner Voraussicht nach ihrer ganzen Bestimmtheit, daſs nämlich Rom durch die Gebieter der Provinzen zerstört werden und das Reich alsdann nur in ihrer Zusammenstimmung bestehen würde, so gewiſs, daſs nun das 18. Kap. mit den verschiedensten Freuden- und Jammerstimmen über das gefallene Babylon (ganz anders, als 14, 8.) erfüllt ist. Besonders wird Vs 24. wieder auf die blutigen Christenverfolgungen in und auſser Rom als auf die Ursache dieses Untergangs hingewiesen.

In Kap. 19. ist der Seher wieder hinauf in den Himmel gerückt. Er hört die dortigen Te Deum oder Hallelujah von allen Seiten, und nun wird Vs 7. der Regierungsantritt des irdisch siegreich gewordenen Messias ganz nach morgenländischer Weise als ein Vermählungsfest (γαμος) zwischen dem Regenten und seinem Reiche (vgl. Ps. 45.) angekündigt. Nicht nur das Buch Esther zeigt, wie dergleichen Feste als Symbole solcher Vereinigungen zwischen dem Herrscher (בַּעַל) und der Gesammtheit der Beherrschten als der בְּעֻלָה verwirklicht wurden. Auch in der Parabel bei Matth. 22, 2—14. wird die Einsetzung des Messias als Unterregenten, wie ein Vermählungsfest beschrieben, welches Gott, der Oberregent, für Ihn angeordnet habe. Hier ist nicht ein (Cerinthisches?) fortwährendes Wohlleben, allerdings aber eine morgenländische, symbolische Sitte zu denken.

Diese ganze Wendung vom ausführlich beschriebenen Untergang des zweiten Babylons bis zur Feier des nun-

mehrigen messianischen Regierungsantritts ist dem Seher so innig gewifs und wichtig, dafs er sich von dem zeigenden Engel Vs 9. ausdrücklich versichern läfst: diese wahre Reden seyen Gottes Sache (ειναι του Θεου), und dafs er dafür dem Engel fufsfällig (πεσων εμπροσθεν των ποδων αυτου προσκυνησαι αυτῳ) seinen Dank abstattet. Sogar noch einmal, in dem Epilog des Ganzen 22, 8. wird die Versicherung wiederholt, dafs er, der Seher „Johannes" dem Engel fufsfällig gedankt habe, von diesem aber an Gott selbst gewiesen worden sey. Ich gestehe, dafs ich immer schwer fand, mich zu überzeugen, der redende Johannes habe sich, durch dieses sein Betragen gegen den Engel, als den Apostel Jesu charakterisirt. Paulus wenigstens dachte nach Hebr. 1, 7. 14. von den Engeln als „dienenden Geistern" ganz anders. Auch Petrus nach dem ersten Brief 1, 12. spricht von ihnen nur als von solchen, die in die Geheimnisse der Schicksale des Christenthums hineinzublicken eine Sehnsucht hätten. Diese Erniedrigung, welche der hier redende und handelnde Johannes für die angemessene hält, scheint mehr der alexandrinischen Engellehre gemäfs, als der Palästinisch-jüdischen. Vgl. Philo's Lehrbegriff in der Eichhorn. Bibl. 4. Bds 5. St. S. 854, wo auch zugleich S. 851. Philo's Ahnungen von Kriegszügen zum Sieg der Frommen Vergleichung verdienen.

Bis jetzt war nun der Seher so weit in die Entwickelung und Enthüllung der Zukunft vorgerückt, dafs nach Roms Zerstörung das Thier oder das Reich unter die zehn, oder überhaupt die vielen Hörner getheilt seyn sollte, dennoch aber als heidnisch im Krieg gegen die Christenheit blieb. Wider diese Feinde sieht er dann nach 19, 11. den Messias mit seinem eigenen Heere vom Himmel als ὁ Λογος του Θεου 19, 14. (abermals ein zunächst aus alexandrinisch-jüdischer Metaphysik bekannter gewordenes Ideal!) zur Schlacht ausziehen, um τὰ ἔθνη (nicht mehr Rom) niederzuschlagen. Nicht

nur der weltliche Theil dieser römischen Macht, το θηριον, wird förmlich wie kriegsgefangen behandelt (19, 20. επιασθη); auch die hierarchische Macht oder der — die Priesterschaft und die so mächtig und den Christen schädlich gewordene Magie der Zeit zugleich bezeichnende — „falsche Prophet" wird nicht vergessen. Der Morgenländer wirft seine Kriegsgefangene in Cisternen und Erdhöhlen; der Seher wählt dafür den Pech- und Schwefelsee in Palästina. Wir bemerken zugleich, dafs auch hier offenbar weder das Thier noch der Pseudoprophetes eine einzelne Person (= Nero) ist.

Auch jetzt, nachdem alles mit dem römischen Heidenthum abgethan war, steht der Seher dem Ende dieser Entwicklungen bei weitem noch nicht so nahe, als er es beim Schlufs der zweiten, in einer noch dunkleren, unbestimmteren Zeit entstandenen Visionenreihe 14, 13 bis 20. gewesen war, wo das Sterben der Christen und der Nichtchristen den gemeinschaftlichen Schlufs gemacht hatte. Ausführlichere, ausgemaltere Hoffnungen gestalteten sich im Geiste des Exaltirten, je zuversichtlicher jetzt auch aus denen dem heidnischen Römerthum verderblichen Zeitumständen die Hoffnungen des Christensiegs erfafst werden konnten. Die Propheten zeigen überhaupt oft, zwei leitende Hauptgedanken für ihre Ahnungen gehabt zu haben; einmal dafs Gott gerne (vgl. 16, 6.) Gleiches mit Gleichem vergelte, und dann, dafs er zuvor, so viel möglich, Fristen zur Reue und Besserung gewähre. Nach Kap. 20. erschien auch unserem Seher während seiner Ekstasen die Verwirklichung dieser beiden Regeln in der göttlichen Bestimmung der Zukunft als leitendes Ideal der Wahrscheinlichkeit.

Waren Viele, als Christen, an ihrem Leben und Lebensglück um des Messias willen verkürzt worden, so entstund, unter Voraussetzung eines göttlichen *„jus talionis,"* die Erwartung, dafs solche auch desto früher zu einem seligen Lebensgenufs mit der körperlichen Auf-

erstehung zu beglücken und zu belohnen seyn müfsten. „Tausend Jahre" also, dachte man gerne und freigebig genug, sollten sie wohl voraus haben! Weil man, ohne Wiederherstellung der sinnlichen Körperlichkeit sich einen hohen Grad von Wohlbefinden nicht dachte, so mufste den vergeltenden Tausend Jahren für die Märtyrer und ihresgleichen eine erste Körperauferstehung vorausgehen.

Eben diese 1000 Jahre gaben zugleich eine bedeutende Frist, wo nicht nur die übrige Heidenwelt auf der Erde, sondern selbst der eigentliche Antimessias oder Antichrist, der Teufel, so lange wie in einem Gefängnifs unschädlich gemacht, Zeit zur Besinnung erhalten sollte. So natürlich-consequent, so unschädlich und gemüthlich entstand der eigentliche Chiliasmus, welcher aber zu jeder Zeit von der viel weniger christlichen Erwartung gewaltsamer, furchtbar rächender Zerstörungen des römischen und anderer nichtchristlichen Reiche weit genauer zu unterscheiden gewesen wäre, als dies noch zu unserer Zeit zu geschehen pflegt. Nicht der Chiliasmus, wohl aber jenes unerbittliche Erwarten des Untergangs der Weltregierungen durch die Allmacht und das Hoffen auf Alleinherrschaft eines solchen äusseren Messiasreichs mufste dieser Parthie, weil der römischen Polizei ihre Sehnsucht nicht verborgen bleiben konnte, den Vorwurf eines *odium generis humani* zuziehen, welcher bei Tacit. Ann. 15, 44. nicht den Juden, sondern gegen viele der damaligen Christianer gemacht ist.

Der Seher, fest von der Unverbesserlichkeit und daher auch von der endlosen Strafbarkeit des Teufels und der Teufelischen überzeugt, setzt voraus, dafs auch die letzte Besserungsfrist nicht nur bei dem Satan fruchtlos seyn werde, sondern dafs derselbe auch, sobald er nur könne, die noch übrigen Heidenvölker auf der Erde (über welche die alles aufserrömische unter Gog und Mogog zusammenfassende Geographie des Sehers sehr unbestimmt gewesen zu seyn scheint) gegen das

christlich-gewordene Jerusalem („die jetzt geliebte Stadt" 20, 9. vergl. 11, 13.) als wütende Feinde versammeln könne. Jetzt erst werden vollends auch diese unverbesserlich Gebliebene durch die Gewalt der Allmacht (= Feuer vom Himmel) von der Erde weggeschafft. Auch kann Ruhe nicht werden, wenn nicht der allgemeine Verführer, der Teufel selbst, von nun an von allem Einfluſs auf den Erdboden in eben das Gefängniſs entfernt wird, wohin der Seher schon vor den tausend Jahren 19, 20. das ganze Römerthum verbannt hatte.

Die groſse, allgemeine Umänderung von Himmel und Erde wird 20, 11. nur kurz angedeutet. Wo kein Böses mehr ist, da wird auch kein Uebel mehr seyn. Für die ganze Natur wird daher so weit eine Umschaffung gedacht, als es zur Ausreinigung von allen Ursachen der irdischen Uebel nöthig schien. Eine förmliche Körperauferstehung, ein förmliches, das künftige Schicksal aller für immer entscheidendes Gericht endigt vornämlich dadurch, daſs alles Uebel, wovon der Tod, der damals (s. Hebr. 2, 14.) immer unter einer persönlichen Existenz gedachte ὁ Θανατος, das höchste ist, und alles Böse, nämlich der mit den abgeschiedenen Geistern böser Menschen angefüllte Scheol, ὁ Αδης, ebenfalls in den Feuerpfuhl 20, 14. (das Sinnbild eines Zustands, wo selbst das dem Morgenländer sonst nur wie Erquickung denkbare Wasser wie ein Pechfeuer zur Quaal ist) geworfen wird. Der Sinn überhaupt ist: die für die Guten umgeänderte und mit dem Himmel auf's Neue verbundene Erde ist von allem Uebel und Bösen ausgeleert und befreit! Der Zustand der Weggeschafften wird das „zweite Sterben" ὁ δευτερος θανατος, genannt, 20, 14, weil aus diesem Sterben keine Auferstehung zum Leben zu erwarten sey. (Umgekehrt hat über die zuerst Auferstandene das zweite Sterben keine Gewalt, 21, 8, weil sie nicht wieder sterben und nie in jenen Zustand übergehen, aus welchem keine Rückkehr in's Leben zu erwarten war.) Wie aber bei verschiedenen Völkern der

erste, als noch schuldlos gedachte Zustand der Menschen, wie eine paradiesisch glückliche Gemeinschaft zwischen Erde und Himmel, sehr natürlich, vorgestellt worden war, so ist auch jetzt für die nur noch von Gottandächtigen bewohnte Erde, da (1 Kor. 15, 28.) der Messias alles, was sich bessern lassen wollte, zum Gehorsam gegen die Gottheit zurückgebracht hat, auch nicht anders, als in einem wiederhergestellten, seligen Verkehr zwischen Himmel und Erde denkbar gewesen.

Offenbar ein Lieblingsgedanke des Sehers ist, *dafs* statt des bisherigen zwar als christlich gedachten oder 20, 9. „liebgewordenen," doch immer noch irdischen Jerusalems eine im Himmel selbst gebauete Hauptstadt Gottes und des Messias aus dem Himmel zur Erde herabkomme. Wie Ezechiel noch während der Hoffnung auf Rückkehr aus Babel zu einem irdischen Jerusalem, so wie er dessen Wiederherstellung wünschte, einen (nie ausgeführten) Plan oder Baurifs hinterlassen hat, so giebt 21, 9. dem Seher ein Engel auch einen ausgemessenen Plan, wie die neue Gottesstadt 21, 10. vom Himmel herabkommen sollte, und wie sich alle — für einen Mann von der Bildung des Sehers Johannes reizende — Vorzüglichkeiten darin vereinigen würden.

Dafs 21, 21. die zwölf Thore, bei denen doch an Festigkeit hauptsächlich zu denken wäre, aus zwölf Perlen, also aus einem sehr zerbrechlichen Schmuck, gemacht seyn sollten, ist doch nicht so sonderbar, wie es manchen schien. Es deutet vielmehr darauf, dafs eben diese Stadt keiner abwehrenden Befestigung bedürfe. Dagegen verstund man 21, 16. fast immer höchst sonderbar, weil man die Beschreibung, dafs die Stadt in die Länge und Breite und Höhe auf gleiche Weise zwölftausend Stadien haben sollte, sich kubisch deutete. Lächelnd fragte man, ob denn die Gebäude auch 12,000 Stadien weit in die Höhe gehen sollten? So abentheuerlich aber war die Phantasie des Sehers nicht. Er spricht geometrisch. Seine Stadt ist ein Quadrat und in der

Zeichnung eines Vierecks heifst die Linie, welche horizontal auf einer andern im rechten Winkel aufgerichtet wird, το ὕψος oder die Höhe.

Trefflich ist auch der Gedanke 21, 22, dafs diese Stadt gar keinen Tempel habe. Sie selbst, oder vielmehr ihre ganze Einwohnerschaft, ist nun ein Gottestempel, eine Schechinach Gottes = *Deo habitabile*. Uebrigens setzte der Seher nach 21, 24. doch auch voraus, dafs die ganze Erde von Völkerschaften, welche Könige hätten, bewohnt seyn würde. Nur wird zugleich die gröfste Anhänglichkeit derselben an die Gottesstadt gleichsam als Staatsverfassungsprincip angesehen.

Sehr sonor endigt sich das Ganze der dritten Visionenreihe mit *βασιλευσουσιν εις τους αιωνας των αιωνων* 22, 5. Nur Christen bewohnen diese neue Erde, nur Christenvölker werden von wahrhaft christlichen Christenkönigen regiert. Matth. 19, 28.

So weit geht, so viel ich das Zusammenhängende und das Ungleichartige zu unterscheiden vermag, die bei 15, 1. begonnene dritte Reihe der entschiedener sich aussprechenden Visionen. Jetzt erst mufs es dem Seher als zweckmäfsig erschienen seyn, die dreierlei Visionen mit einem Titel 1, 1. 2. 3. und Eingang 1, 4—8. und mit einem Schlufs 22, 6—21. gleichsam zusammenzubinden und als ein vereintes Ganzes an jene 7 Gemeinden 1, 4. zu addressiren, an welche schon die erste, sie unmittelbar betreffende Messiaserscheinung 1, 9—3, 22. in früherer Zeit geschickt war. Daher, weil dort 1, 11. die Namen der Gemeinden schon zu lesen waren, sind diese im erst hinzugekommenen Eingang 1, 4. nicht wiederholt, wo sie doch, wenn 1, 1—8. sogleich anfangs geschrieben worden wäre, die Namen zuvörderst hätten ausgedrückt werden müssen.

Der Schlufs, von 22, 6. an, besteht aus abgebrochenen Sätzen von dreierlei Art. Zuerst werden aus dem Vorhergehenden einige Versicherungen wiederholt, wie wahr das Angegebene sey und wie bald die Verwirkli-

chung gehofft werden dürfe. Was 22, 6. 7. wieder sagt, war schon 19, 9. 1, 19. 16, 15. ausgesprochen. Auch repetirt der sich selbst noch einmal als Johannes nennende Seher 22, 8, dafs das vom Engel erhaltene ihm wegen der hoffnungsreichen Wahrheit eines fufsfälligen Danks gegen Denselben werth geschienen, dafs aber der Engel ihn mit seiner Danksagung an die Gottheit selbst gewiesen habe. Die Leser des Ganzen sollten am Schlufs noch einmal hören, wie zuverlässig gewifs dem Seher die von ihm zu verschiedener Zeit erhaltene Ahnungen über die Zukunft blieben.

Der Verf. macht eine Art von Recapitulation aus dem Vorhergegangenen in der nämlichen Weise, wie im Johannes-Evangelium 12, 37—50. auch ein solches Zusammenlesen vorhergegebener Stellen zwischen das Ende von dem ersten Theile des Evangeliums und den Anfang des zweiten Theils (oder der Geschichte von den letzten Tagen Jesu) in die Mitte gestellt ist. Diese Aehnlichkeit in der Manier des Sammlers mit dem, was auch im Evangelium von dem Sammler desselben (Evang. 21, 24. 25.) abgehangen zu haben scheint, dünkt mich einer Auszeichnung würdig, da auch sie vielleicht auf eine nähere Verwandtschaft zwischen Sammler und Sammler hinleiten möchte.

Von 22, 10. an folgen abgerissene Sätze, wie sie wahrscheinlich in jenen Augenblicken unmittelbar in dem aufgeregten Gemüth des Begeisterten ihm wie hörbar geworden seyn mögen. Denn die Ekstasen müssen ja wohl Begeisterungszustände seyn, wo man so in sich selbst sieht und hört, wie wenn es von aufsen her sichtbar, hörbar würde. Das Erste ist = Er (nämlich Gott) sagt mir (אוֹמֵר לִי ein mir sagender ist —): diese niedergeschriebene Prophezeiungen nicht (etwa so, wie es bei Daniel 12, 4. lautet) wie versiegelt für mich zu behalten, da vielmehr die Nähe der Zeit das Bekanntwerden fordere.

Auch was nun folgt, Vs 11—15, muss gelesen werden, als Worte Gottes, im Innern des Sehers ausgesprochen. „Mag nun jeder nach seiner Weise handeln, der Ungerechte, der Unreine, aber auch der Rechtschaffene und Heilige; Ich (V. 12.), der Vergeltende, komme schnell für die beiderlei Menschenarten. Ich (V. 13.) der Allesumfassende, der sich immer Gleiche spreche aus: Selig sind die, welche seine (nämlich des Messias) Gebote, beobachten; weg aber mit den Widrighandelnden. (Der Messias ist so sehr die Hauptperson, dafs, wenn ohne weiteres Αυτος gesagt ist, an niemand anders gedacht wird. Im ersten Johannesbrief ist Αυτος immer Gott, und Εκεινος der menschgewordene Messiasgeist. 2, 3. 5. 7.)

Auf gleiche Weise folgen V. 16—20. Stimmen Jesu, ebenfalls, wie mir es scheint, als im Innern des Sehers erschollen. Ich Jesus, heifst es, habe meinen (den Johannes leitenden) Engel geschickt, um Euch (also den Presbytern der Gemeinden!) wie in Beiseyn der Gemeinden diese Zeugnisse (d. i. Aussagen über Erfahrungen) zu gewähren.

Im Weiteren halte ich nicht nur das ἐγω εἰμι bis ὁ πρωϊνος für Jesu Worte, sondern auch noch das folgende. Er selbst spricht aus, was die Begeisterung des Sehers (το πνευμα) und was die Braut (nämlich die ganze Christenheit, Ihm entgegenrufe und was jeder, der dies verlesen höre (ακουων den αναγνωστης 1, 3.) mitrufen solle, nämlich den Wunsch, dafs der Messias doch bald (auf diese Weise) kommen möchte! Er, Jesus, verspricht dagegen Lebenswasser jedem Dürstenden. Aber auch die das Gewisse bezeugende Warnung V. 18. 19, dafs Niemand an diesen Prophezeiungen künsteln, sie (in ihrem bedeutsamen Sinn) zu mehren oder zu mindern wagen solle, halte ich für Worte, die als Jesu Worte in der Seele des Sehers erschallten. Vom Aendern an dem Buchstaben oder an Einzelheiten des Geschriebenen (woran wir, kritisirende Grammatiker zunächst denken)

ist keine Rede. Alles ist eine an jeden ακουων (nicht an die Buchstabenkritik) gerichtete Aufforderung, den Sinn unverkünstelt zu erfassen, = nicht zuviel Bestimmtes, nicht zu wenig darin zu suchen. Die letzten Worte Jesu sind 22, 20, der „dieses Bezeugende" (ὁ μαρτυρῶν im Vs 20. ist eben der, welcher Vs 18. sagt: μαρτυρω εγω!) spricht: Ja! Ich komme schnell (als übermächtiger Sieger). — Darauf antwortet der Seher durch „Amen! Komme doch Herr, Jesu!" und in dieser lebendigen Sehnsucht ist das gesammelte Ganze geschlossen.

V. 21. ist des Schriftstellers *Valete* an „alle" die 7 Gemeindevorsteher mit allen den Ihrigen. μετα πάντων. Mild auch gegen die scharf Getadelte!

Gerne verwandelte ich das Recensiren einer werthvollen Schrift zugleich in eine Mittheilung Meines eigenen Ueberblicks über den ganzen denkwürdigen Gegenstand. Dies, dachte ich, wird die einzige genügende Darstellung seyn von der Art, wie Meine „Denkglaubigkeit" denselben (ohne das Recht Anderer, auch der Auctoritätsglaubigeren, wegpolemisiren zu wollen) ernst, aber von Vorurtheilen unbetäubt, aufzufassen längst versuchte und immer mehr vermocht hat. Leichter hätte ich es mir wohl machen können, wenn ich es für sachgemäfs und dem Zweck der theologischen Wissenschaften förderlich halten könnte, nach der neuesten Manier, in Masse zu recensiren (wodurch aber das Recensiren nur ein partheimachendes Nachsprechen bewirken und die Recensiranstalten in Mifscredit bringen kann), über inhaltsschwere und Studium sowohl fordernde als fördernde Schriften trockenen Fufses wegzuschreiten und dergleichen Werke, ohne Verletzung des exegetischen, ja sogar des moralischen Gewissens, etwa mit einem Achselzucken über die bekannte exegetische Manier, oder über das Beruhen auf dem ethischen

Princip von Kant (wofür noch niemand etwas Praktischeres und Heiligeres angegeben hat) wie schon gerichtet zu behandeln, endlich aber sie, mit dem sehr individuellen Geständnifs, sich mit des Verfs. Erklärungsweise nicht vertragen zu können, dem wortglaubigen, aber der gründlichen Studienanregung desto mehr bedürfenden Publicum wie etwas abgethanes — möglichst schnell aus den Augen zu rücken. (s. theolog. Kritiken. Jahrg 1833. Heft 2. S. 494. 510.) Lieber wollte ich, wo ich in einzelnen, sonst nicht ebenso untersuchten Momenten mit Dr. Lücke übereinstimme oder etwas berichtigen zu können glaube, beides durch Ueberzeugungsgründe beleuchten und bald ein dankbares Benutzen seiner Forschung und Darstellung, bald ein weiteres Untersuchen veranlassen. Was gewänne der sachbegierige Leser, wenn ich z. B. erklärt hätte, dafs auch ich die Apokalypse für ein Ganzes, aber (ohne zu zeigen, wie?) auf andere Art, als Dr. L. für ein Ganzes halte, oder dafs auch mir die beiden Stellen 11, 14. und 17, 10. 11. die Grenzsteine der Zeitbestimmung sind, wo diese Visionen entstanden und welche sogar die Zeit, wo sie als Ganzes bekannt gemacht wurden, anzeigen, dafs sie mir deswegen aber auch als schwer zu hebende Steine des Anstofses gegen die Rechtmäfsigkeit ihrer kirchlichen Kanonicität in dem Wege zu liegen scheinen. Genug: Ich denke einen Verf. und das Publicum dadurch zu ehren, aber auch die Recensentenehre dadurch zu erhalten, dafs ich wichtige Schriften lieber durch Beschreibung ihres Werths hervorzuheben, als mit erkünstelter Kälte und Nichtachtung zu beseitigen, aber auch der Recension derselben jedesmal ihren eigenen, innern Werth zu geben mir (nach dem ethisch einzig möglichen Princip) zur Pflicht mache.

Die Lücke'sche Einleitung hat vornämlich noch dreierlei Untersuchungen mit eigenthümlichem Fleifs behandelt und in der That weiter geführt. Selbst die

so häufig schon angestellten Forschungen, was die kirchliche Tradition über den Ursprung der Apokalypse uns gewähre, hat in manchen einzelnen Punkten noch gewonnen und ist mit Kürze und Klarheit, so weit es bis zum Mittelalter nöthig war, durchgeführt. Noch mehr Eigenthümliches haben die Untersuchungen, was der Inhalt über den Verfasser entdecke.

Endlich führt das Merkwürdige und manches vergessene hervorhebend die Geschichte des von der Apokalypse gemachten Gebrauchs und ihrer Auslegung zu dem Problem: nicht nur wie eine richtige Auslegung (für welche jetzt die historische Interpreten schon sehr auf dem rechten Wege sind), sondern auch wie ein kirchlich richtiger Gebrauch von dieser nun einmal kanonischen Schrift zu machen sey. Auch in diesen dreierlei Beziehungen gebe ich gerne noch einzelne recensirende Bemerkungen.

Bei Papias berücksichtigt Dr. Lücke in Uebereinstimmung mit einer scharfsinnigen Abhandlung von Prof. Rettig im Jahrg. 1831. Heft 4. der theolog. Studien, mehr als gewöhnlich die Cappadocischen Ausleger, Andreas und Aretas aus den letzten Decennien des fünften Jahrhunderts. Sie ersahen aus der Schrift von Papias, welche Andreas noch selbst citiren konnte, daſs jener alte Anekdoten-Sammler die Apokalypse für theopneust gehalten habe. Sie folgerten daraus, Papias habe sie von Johannes als Apostel abgeleitet. Da aber der auf dergleichen Indicien so aufmerksame Eusebius in der Kirchengeschichte hiervon nichts sagt, so muſs wohl angenommen werden, daſs Papias weder einen Verfasser genannt, noch ein Urtheil über die Apokalypse ausgesprochen habe; wohl aber die Cappadocischen Ausleger einige Benutzungen des ihnen besonders interessanten Buchs bei ihm zu finden glaubten. Auch Eusebius bemerkt: Papias και Χιλιαδα τινα φησιν ετων εσεσθαι μετα την των νεκρων αναστασιν σωματικως της του

Χριστου βασιλειας επι ταυτησι της γης ὑποσταμενης. Wie leicht konnte Bischof Andreas meinen, dieserlei chiliastische Stellen müfsten aus der Apokalypse seyn.

Ueberhaupt mufste Papias häufig deswegen bei Beurtheilern, die, wie Eusebius, das Einfachere des früheren Zeitalters für Unverstand nahmen, viel leiden, weil man sich in sein Zeitverhältnifs, ungeachtet er es chronologisch angiebt, nicht ganz hineindachte. Er hielt auf Augen- und Ohrenzeugnifs (mit Recht in seiner Zeitnähe) mehr, als auf Geschriebenes, da bereits so manches unter falschem Namen umherlief und auch das Aechte in seiner Kürze, Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit nur gar zu oft zeigt, dafs es von Männern herkam, die sich mündlich viel besser ausgedrückt haben müssen, als sie es zu schreiben verstanden. Ganz verständig fragte deswegen Papias gerne diejenigen seiner Altersgenossen, welche mit den Aelteren (der Generation vor ihnen) umgegangen waren, was diese etwa von diesen Aelteren aus den Aussprüchen und mündlichen Erklärungen der Apostel und anderer gleichzeitigen Schüler Jesu erfahren hätten, und was Aristion und der Presbyter Johannes, diese Schüler des Herrn, sagen (noch im Präsens: λεγουσιν). Wir müssen ihn also immer als einen Forscher des Geschehenen ansehen, der seine Stellung in der 4ten Generation, so gut es seyn konnte, benutzte, indem er durch seine gleichalterige Freunde mündlich aus der dritten Generation, die er als die πρεσβυτερους bezeichnet, das zu gewinnen suchte, was diese selbst aus der 2ten Reihe, nämlich der apostolischen, von dem ersten Ursprung, von Jesus her, erhalten zu haben versicherten. Unter diesen „Aelteren," von Andern, die seinen Zeitgenossen erzählt hatten, unterscheidet er ein Paar als noch Redende, Αριστιων και ὁ πρεσβυτερος Ἰωαννης, οἱ του Κυριου μαθηται. Diese selbst also müssen noch von den unmittelbaren Schülern Jesu gewesen seyn. Haben denn die allermeisten unserer Geschichtbücher auch nur soviel für sich, dafs

sie, was sie uns vorsagen, nicht entfernter als aus der dritten Generation erhalten hatten? — Papias wurde, wie Rettig S. 769. sehr wahrscheinlich gemacht hat, a. 164. als Bischof von Hierapolis Märtyrer. Der Presbyter Johannes konnte Jesu unmittelbarer Schüler (einer der 70?) gewesen seyn und doch bis dahin gelebt haben, da Papias seine *εξηγησεις κυριακων λογιων* zu sammeln angefangen hat. Da ihn Irenäus *ακουστην Ἰωαννου* nennt, Eusebius aber 3, 30. versichert, Papias sage selbst: *ακροατην κ. αυτοπτην ουδαμως ἑαυτον γενεσθαι τῶν ἱερων αποστολων*, so mufs auch Irenäus Ihn nur als *ακροατης* des Presbyter Johannes bezeichnet haben.

Bei dieser mündlichen Ueberlieferungsart ist dann freilich, mehr als gewöhnlich, daran zu denken, dafs wenn z. B. Irenäus noch einen Polykarpus gekannt zu haben sich freuen konnte, doch seinen daraus entstandenen Sachkenntnissen keine allzu weite Ausdehnung gegeben werden darf. So sehr z. B. wir freilich wünschen möchten, dafs Irenäus als *παις* den Polykarp über den Verfasser der Apokalypse gefragt haben möchte, so übereilt war doch die gewöhnliche Annahme, dafs der Respekt, welchen Irenäus zu Lyon für die Apokalypse als apostolisch hatte, aus dem bischen Umgang mit Polycarp entstanden sey, und uns also die Autorität des Polycarp ersetze. Dr. Lücke, welchen besonders innere Gründe in der Ableitung der Apokalypse vom Apostel behutsam gemacht haben, beweist deswegen, wie Prof. Rettig, auch bei den Quellen der kirchlichen Tradition eine rühmliche, gröfsere Vorsicht.

Um so mehr wundert sich Recensent, dafs Dr. L. S. 294. dem Irenäus doch noch die Meinung zutrauen konnte, wie wenn die Offenbarung gegen das Ende der Regierung des Domitian erst gesehen oder bekannt gemacht worden sey. Hr. L. ist, wie ich, überzeugt, dafs die Apokalypse noch keine Zerstörung Jerusalems, und nicht mehr als fünf römische Imperatoren hinter sich

hatte. Wäre sie nicht schon um jene Zeit, so lange Galba als der sechste noch war, sondern erst unter Domitian bekannt gemacht worden, so wäre ja die Nichterfüllung der beiden Stellen 11, 13. und 17, 10—17. schon unläugbar erlebt gewesen. Welcher Seher hätte das, was der nächste Erfolg vom J. 69. und 70. schon als unrichtige, wiewohl an sich sehr wahrscheinlich gewesene, Ahnungen widerlegte, unter Domitian erst unabgeändert bekannt machen können? und wie unrichtig müfsten demnach, wenn der Bischof zu Lyon den unmöglich so späten Ursprung der Apokalypse doch geglaubt und behauptet hätte, die Kenntnisse des Irenäus über die Apokalypse selbst überhaupt gewesen seyn, wenn er wirklich die Meinung, dafs sie erst unter Domitian gesehen worden sey, aus Asien herüber erhalten und im Gegensatz gegen den unverkennbaren Inhalt jener beiden Stellen allzu glaubig angenommen hätte.

Daher scheint es mir unvermeidlich, dafs in der bekannten Stelle adv. haer. 3, 30. das εώραϑη auf den, der die Offenbarung gesehen hatte, selbst aber noch gegen Ende der Regierung Domitians gesehen worden war und sich über den Namen des Antichrists, wenn er je gewollt hätte, damals deutlicher zu erklären Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, bezogen werden müsse. (Vergl. Luk. 24, 35. ωφϑη Σιμωνι.) Nur für uns, nach der deutschen Sprache, ist die Bedeutung: „einen sehen," für: Umgang haben, ungewohnter und enger; aber selbst in der aus Eusebius angeführten Citation S. 293. heifsen die, welche über Johannes Zeugnifs geben konnten, *οἱ κατ' ὄψιν τον Ἰωαννην εώρακοτες.* Es konnte also nicht unpassend seyn, bald darauf zu sagen: *ὁ την ἀποκαλυψιν εώρακως εώραϑη προς τῷ τελει της Δομετιανου ἀρχης,* was zugleich eine Art von Witzspiel war, das dem Irenäus gefallen konnte.

Dieses Wegräumen einer falschen Zeitbestimmung erscheint aber als wichtig, weil es sonst gar nicht be-

greiflich wäre, wie die Apokalypse, wenn sie erst nach der Zerstörung Jerusalems und nachdem die Reihe der Imperatoren über den siebenten und achten hinaus bis auf Domitian sich erstreckte, bekannt gemacht worden wäre, irgend noch Annahme hätte finden können. Nur wenn sie von Galba's Zeit her schon als Ganzes in asiatischen Gemeinden recipirt war, konnte eine solche einmal anerkannte Art von Besitzrecht in einer nicht kritisirenden Zeit fortdauern. Auch konnte es um so leichter fortdauern, weil ohne Zweifel die erste Vision an die 7 Gemeindevorsteher (1, 9 bis Ende des Kap. 3.) schon bedeutend früher, und auch die noch so wenig bestimmende und gleichsam schüchterne Visionenreihe (Kap. 4, bis Ende des Kap. 14.) ebenfalls vorher, da die Ermordung des Caligula doch keine tödtliche Folge für das Römerreich gehabt hatte (13, 3.), an die Gemeinden edirt worden war; worauf, noch ehe Galba zu seyn aufhörte, das Dritte an das, was man schon kannte, angereiht werden konnte.

Epiphanius behauptet bekanntlich sehr zuversichtlich, daſs der Aufenthalt des Sehers Johannes auf der Insel Patmos in die Zeiten des Cäsar Claudius gefallen sey. *haer.* 51, *contra Alogos.* §. 53. Diese Notiz stimmt wenigstens mit dem Inhalt ihrer zwei ersten Bestandtheile, welche besonders edirt worden seyn können, recht wohl zusammen, während der Inhalt des dritten Bestandtheils 17, 10—17. es wahrhaftig unmöglich macht, daſs die Apokalypse erst unter Domitian gesehen oder auch nur erst edirt und glaubig von der Kirche angenommen worden seyn könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fortsetzung und Schlufs der Recension von Hrn. Dr. Lücke's Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis.

Epiphanius, durch seinen Aufsatz wider die Aloger, führt uns auf die einzige — historisch bedeutend scheinende Einwendung, welche von jenen Nachbarn der apokalyptischen Gemeinden wegen Thyatira gemacht wurde. Auch S. 304. bei Dr. Lücke bleibt der Zusammenhang zwischen der Widerlegung des Epiphanius und jener Einwendung, wie bei allen Auslegern, die ich kenne, in einer Dunkelheit, für welche ich eine andere Aufhellung anzugeben habe. Die Aloger sagten, in der Apokalypse heifse es (2, 18.): „Er sprach wieder: Schreibe dem Engel der Gemeinde, dem zu Thyateira, und es ist doch dort keine Gemeinde von Christen zu Thyateira (εἰπε παλιν· γραψον τῳ Ἀγγελῳ της Ἐκκλησιας τῳ ἐν Θυατειροις· και οὐκ ἐνι ἐκεῖ Ἐκκλησια Χριστιανων ἐν Θυατειρῃ. Völlig alogisch müfsten diese Antimontanisten gewesen seyn, wenn, wie man meist annimmt, der Sinn ihrer Einwendung darauf beruht hätte, dafs zu ihrer Zeit keine wahrhaft christliche, sondern eine montanistische Gemeinde zu Thyatira war. Denn wie hätte dies ihnen ein Mittel scheinen können, um in Andern einen Zweifel gegen die weit frühere Existenz einer rechtglaubigen Gemeinde zu Thyateira und gegen die Beziehung der Apokalypse auf dieselbe zu erwecken und zu begründen? Mir scheint der Sinn dieser zu seyn: Die Aloger sahen aus dem apokalyptischen Briefe an den Thyatirenischen Vorsteher selbst, dafs damals eigentlich keine Christengemeinde daselbst war, weil er die Verehrer des Messias durch die angedeutete falsche Prophetin zu heidnischen Sitten (wahrscheinlich durch die Vorstellung, dafs ein Gnostiker oder Tiefkenner der christlichen Freiheit sich über

solche äufserliche Vorurtheile erheben müfste) von der ächten Christlichkeit abwendig hatte machen lassen. Der Brief spricht V. 24. nur noch von den „Uebrigen" zu Thyatira, welche diese Lehre nicht festhielten oder sich nicht in das einliefsen, was die Prophetin eine tiefe Gnosis, ein ἐγνωκεναι τα βαϑη, zu nennen pflegte, was aber der Brief vielmehr eine „satanische" Tiefkenntnifs nennt. Weil demnach nur von einem Ueberreste = τοις λοιποις τοις εν Θυατειροις, die Rede ist, so konnten allerdings die Aloger fragen: Wie schreibt der Apokalyptiker an einen Gemeinde-Engel, der seine Gemeinde bis auf jenen Ueberrest verloren hatte? Epiphanius macht dagegen bemerklich, dafs doch die Gemeinde zu Thyateira bis auf die Zeit, wo sie im Jahr 126. ganz montanistisch geworden sey, immer noch zum Theil existirt habe, und nun seit 112 Jahren wieder eine rechtglaubige geworden sey. Es dreht sich also die Einwendung und die Antwort um den Punkt, dafs die Gemeinde zu Th. doch vor dem Jahr 126. noch nicht ganz aufgehört hatte; und Epiphanius benutzt dafür eben dieses Datum, dafs erst zur Zeit, als die Aloger gegen die Montanisten eiferten, vollends die ganze thyatirenische Gemeinde montanistisch geworden war. Ihr selbst, ist demnach sein Sinn, bestätiget dadurch, dafs ihr angebet, zu eurer Zeit habe es keine Gemeinde von Johanneischer Art, sondern nur eine montanistische zu Th. gegeben, die Voraussetzung, dafs vorher noch eine christliche Gemeinde dort übrig war, da der Montanismus erst zu eurer Zeit diese vollends auf eine Zeitlang überwältigt hat.

Merkwürdig scheint es mir zugleich, dafs nach dem Briefe in der Apokalypse sich gerade zu Thyatira damals schon eine zu Ausschweifungen verleitende Gnosis und zwar durch eine vorgebliche Prophetin sich eingeschlichen hatte, und dafs alsdann an eben diesem Orte die montanistische Schwärmerei, in welcher verdächtige Weibsleute als Prophetinnen ihre mystificirenden Geheimnisse trieben, einen so allgemeinen Eingang fand. Der

erste Johannisbrief bezieht sich auch, wie ich in Meiner Erklärung ausführlicher gezeigt habe, ganz deutlich auf dergleichen sogenannte Christen, welche durch die gnostische Behauptung, dafs das Böse nur im Körper und also für den Geist keine Sünde sey, eine Sittenfrechheit, wie eine gnostische Vorurtheilsfreiheit, darstellten und verbreiteten. Hatte nun gleich der Montanismus vielmehr den Schein von Heiligkeit, so bietet doch gewöhnlich das Eine Extrem von Schwärmerei leicht dem Andern die Hand, so dafs aus ebendemselben Dogma, welches den Körper allein zum Sitze der Sünde macht, bei dem Einen Theile eine grausame Strenge gegen den Körper veranlafst seyn kann, während der andere durch jeden Mifsbrauch der Sinnlichkeit (durch das *abuti corpore*) den Geist vom Körper losmachen zu dürfen sich überreden kann.

S. 339. bemerkt Dr. Lücke mit Recht als auffallend, dafs der Anstofs, welchen früher Cajus an der Apokalypse gefunden haben soll, bei den bedeutendsten lateinischen Kirchenvätern seit dem 4ten Jahrhundert ganz wie verschwunden sey. Aber wie löset sich wohl dieses Räthsel? Soviel ich bemerken kann, gehört es eigentlich unter diejenigen, welche die Ausleger längst sich selber machten und alsdann sie zu lösen schwierig finden. Keineswegs nämlich ist aus der bei Euseb. KG. 3, 28. aufbewahrten Stelle des circa a. 217. zu Rom gegen den Montanisten Proklus schreibenden Presbyter Cajus die Voraussetzung zu begründen, dafs C. die Johanneische Apokalypse dem Kerinthos zugeschrieben und also im Abendland ein Mifstrauen gegen die Apokalypse veranlafst hatte, welches bei den lateinischen Kirchenvätern bald, aber räthselhaft, verschwunden wäre. Der Zusammenhang der Frage ist vielmehr folgender:

Die Montanisten beriefen sich, für ihr schwärmerisches Prophetenthum und neues Jerusalem, gerne darauf, dafs im Johannesevangelium unbeschränkt fortdauernde Wirkungen des Paraklets versprochen seyen, durch die Johanneische Apokalypse aber ein Beispiel der unter den

Christen fortdauernden Prophezeihungsgabe als kirchlich angenommen vorliegen. (Auch Justin der M. thut sich auf diese Fortdauer des Prophetentums in der Christenheit und auf das Aufhören desselben bei den Juden im Dialog mit Tryphon viel zu gut.) Dagegen behaupteten nun manche (kleinasiatische) Gegner der montanistischen Schwärmerei: weder das Evangelium noch die Apokalypse sey von Johannes, dem Apostel, weil diese Schriften den Logos Gottes als den Geist ansähen, der im Fleisch *) Jesu erschienen sey, das heifst, den Körper Jesu als Geist bewohnt und belebt habe. Da nämlich die Annahme, dafs Gott durch einen aus ihm vor der Weltschöpfung in eine eigene Subsistenz hervorgegangenen, mit den Ideen (Musterbildern) von allem, was geschaffen werden sollte, ausgestatteten Logos (= Denk- und Sprechergeist) als Untergott (δευτερος θεος) Alles erschaffen habe, erhalte und auch geistig belehre oder erleuchte, aus der alexandrinisch-jüdischen Theologie oder Gnosis abstammte, so glaubten jene den Phantasien in der Theologie abgeneigtere Antimontanisten nicht, dafs der palästinisch gebildete Lieblingsapostel Jesu diese fremdartige Speculation über den göttlichen Geist in Jesus angenommen, also den Messiasgeist der Palästin. Theologie und den alexandrinisch-jüdischen Logos Monogenes für Eines gehalten und daher die Incorporation des Logos in Jesu Leib (wie dies Joh. 1, 14. geschieht) behauptet habe. Da sie nun, den Montanisten gegenüber, gerne zeigen wollten, dafs derselben Berufen auf den Paraklet im Evangelium und auf fortdauerndes Prophetenthum in der Apokalypse, keine apostolische Auctorität für sich habe, so wendeten sie auch antimontanistisch das an, was ihnen

*) Der von Jesu Reden im Johannis-Evangelium sehr verschiedene Prologus sagt dennoch nicht: der Logos sey Mensch geworden, d. h. er sey zu dem Menschengeist und Leib Jesu als ein Drittes hinzugekommen. Er sagt: Der Logos wurde incorporirt, σαρξ εγενετο = ενσαρκωθη. Er wurde der Geist in Jesu Leib.

ohnehin wegen des Logos wahrscheinlich war, dafs nämlich die alexandrinische Vorstellung von einem solchen Mittelgott nicht in die Denkweise des palästinischen Apostels übergegangen seyn könne, und dafs also jene den alexandrinischen Logos mit dem Messiasgeist identificirende Schriften nicht vom Apostel seyen, wenn gleich die Apokalypse wohl von einem andern Johannes seyn möge. Dieser, konnte man denken, hat Nachrichten des Apostels über Jesus im Evangelium redlich geliefert, ihnen aber seinen Prolog vom Logos als dem Geist im Fleisch Jesu vorgesetzt, ungeachtet alle vom Apostel hergekommene Reden und Handlungen Jesu im Evangelium selbst (besonders K. 17.) nur das alles, was man in Palästina vom Messiasgeist glaubte und erwartete, dagegen aber nichts von dem alexandrinisch gedachten Logos, enthalten und behaupten. Diese Antimontanisten waren demnach, weil sie gegen die Einmischung des alexandrinisch gnostischen Logos in die einfachere Messiaslehre waren, auch gegen den apostolischen Ursprung der Apokalypse, welche in ihrem wahrscheinlich zu Galba's Zeit edirten dritten Theil 19, 14. dem Messias den Namen ὁ Λογος του Θέου als eine (Vs 13.) von niemand ganz verstandene geheimnifsvolle Benennung = ονομα, ὁ ουδεις οιδεν, ει μη αυτος — beilegt.

Daraus aber, dafs dergleichen Logosgegner die Apokalypse für nichtapostolisch erklärten, folgte gar nicht, dafs sie, die sogenannten Aloger alle, dieselbe einem antijohanneischen Ketzer, wie Kerinth hiefs, zuschreiben wollten. Auch Dionysius (Euseb. KG. 7, 25.) behauptet dies nur von Einigen, welche, wie Epiphanius Notizen giebt, vielerlei specielle Einwendungen gegen die Apokalypse machten. Davon — ist der römische Cajus wohl zu unterscheiden. Cajus sagt nur, dafs Kerinth, unter dem Namen eines grofsen Apostels, durch Offenbarungen (einzelne αποκαλυψεις) Wunderdinge, wie wenn sie ihm durch Engel gezeigt worden wären, uns (= den Christen) vorlüge und dadurch Anderes (ἄλλα) einführe. (επεισαγει.) — Wenn wir nur soweit läsen,

würde die Stelle uns im Zweifel lassen, ob Cajus an die Johanneische Apokalypse gedacht und diese für kerinthisch gehalten habe. Er beschreibt aber selbst das Charakteristische der Revelationen, die er dem Kerinth zuschreibt, sogleich so, dafs wir gewifs urtheilen müssen: Wer auch die Johanneische Apokalypse durchaus nicht vom Apostel ableitete, konnte doch nicht sagen, sie enthalte das, was Cajus als Inhalt der Apokalypsen angiebt, die er für ein Lügenwerk des Kerinth erklärt. Diese nämlich behaupteten, wie C. angiebt: Nach der Auferstehung sey der Reichszustand (το βασιλειον) des Christus (das gehoffte Messiasreich Gottes) ein auf der Erde bestehender (= επιγειον. Aber wie?) Das Fleisch, im bürgerlichen Zusammenleben (πολιτευομενην vergl. Phil. 1, 27. 3, 20.) werde wieder Begierden und Wollüsten zu Jerusalem knechtisch dienen (δουλευειν. vergl. Gal. 4, 25.) Kerinth wolle: παλιν επιθυμιαις και ἡδοναις εν Ἱερουσαλημ την σαρκα, πολιτευομενην, δουλευειν. — Unmöglich konnte Cajus eine Aussicht auf eine den Begierden und Wollüsten dienende Sinnlichkeit in dem Johanneischen neuen (himmlisch-sinnlichen) Jerusalem erblicken, wenn er auch diese Erneuerungen des paradiesischen Verkehrs zwischen Erde und Himmel noch so wenig liebte. Unmöglich kann also die Stelle Uns sagen: Cajus habe die Johanneische Apokalypse und die Kerinthische für einerlei gehalten; wenn er gleich angiebt, dafs die Kerinthische Apokalypsen als einem grofsen Apostel (nicht als dem Kerinth *) selbst) gezeigt sprächen. Gegen das Prophetenthum der Montanisten mochte er wohl gerne anführen, dafs auch der verrufene Kerinth prophetische Offenbarungen vorgegeben habe, wie wenn

*) Schon Theodoret hat den Cajus mifsverstanden, wie wenn Kerinth seine Drohaussprüche als Selbstseher erdichtet hätte. ὡς αὐτὸς τεθεαμενος επλασατο. Fast so oft eine alte patristische Notiz durch Eine Hand weiter geht, erhält sie einen Fehlgriff weiter!

sie Ihm (αὐτῷ = einem grofsen Apostel) von Engeln gezeigt worden wären, welche aber im Inhalt skandalös seyen. Ein solches warnendes Hindeuten, dafs Montan mit Kerinth in Eine Classe einer schwärmerischen Prophezeihungssucht kommen könne, pafste für den Zweck des Cajus genug, ohne dafs er dabei der Johanneischen Apokalypse etwas übles nachsagen wollte.

Cajus zu Rom scheint vielmehr **nicht** auf die Weise der Aloger ein Antimontanist gewesen zu seyn, sondern eine Schrift, welche **die Zahl von tausend Jahren** aussprach, vielmehr zu den heiligen Schriften gerechnet zu haben. Er giebt nämlich dem Kerinth schuld: „Dieser, gerne irreführend, habe, **als ein Feind der Schriften Gottes** (!) **gerade die Zahl von tausend Jahren** = *αριϑμὸν χιλιοντaετιας*, angenommen, aber so, dafs sie (nach seiner Mifsdeutung) **in einem** (also tausendjährigen) **Hochzeitfeste hingehen** werde." Cajus setzte demnach voraus, dafs **die Zahl** von Einer Chiliontaëtia „in einer der göttlichen Schriften" stehe. Anderswo aber als in der kanonischen Apokalypse konnte doch Cajus diese Zahl nicht gefunden haben. Ihm war folglich Diese eine *γραφη του ϑεου*; und er traute dem Kerinth dies als Bosheit zu, dafs er **die Zahl von 1000 Jahren** aus einer der göttlichen Schriften genommen habe, um alsdann hinzuzufügen; (wie wenn das „Hochzeitfest des Lammes" (Apok. 19, 7: 22, 17.) tausend Jahre lang dauern und ein Fest der Sinnlichkeit und Wollüste seyn würde.

So machte demnach Caius zwischen dem **Chiliasmus**, wie er in der Johanneischen Apokalypse (allerdings ganz unschuldig und ohne ein Hoffen auf Wollüste) erscheint, und — dem Betrug des Kerinths, die in einer der göttlichen Schriften gegebene unschuldige Zahl von 1000. als Dauer einer Wollustfeier umzudeuten, einen grofsen Unterschied. Es bleibt für den Nichtvoreingenommenen keine Spur, dafs Cajus die **kanonische** Apokalypse für kerinthisch gehalten habe. Er scheint Antimontanist gewesen zu seyn, ohne dafs er, in dem

über die Gottheit des Messiasgeistes weit ruhiger glaubigen Abendland (eben so wie die asiatischen, antispeculativen Aloger) gegen die Theosophie über den Logos und gegen die den Logos enthaltende Schriften als nicht-apostolisch strenger nachzudenken und zu eifern aufgeregt war. Er, Cajus, hatte demnach keine Veranlassung gegeben, dafs in der lateinischen Kirche weniger glaubig von der Johanneischen Apokalypse geurtheilt wurde, als im vierten Jahrhundert, und dafs ein von ihm gegebener Anstofs (S. 339.) erst wieder hätte verschwinden müssen. Auch Hieronymus in der bekannten, S. 338. angeführten Erklärung über die *Latinorum consuetudo (Epist.* **129.)** weifs von einem solchen Anstofs nichts.

Beiläufig mache ich noch darauf aufmerksam, dafs die gewöhnliche Voraussetzung, Eusebius habe 3, 28. seine Citation aus Cajus mit ἀλλὰ, sondern, angefangen, nicht nur an sich etwas Sonderbares voraussetzt, sondern auch der Construction entgegen ist. Liest man, wie gewöhnlich: Ἀλλὰ και Κηρινθος .... επεισαγει, so vermifst man den zu diesem Verbum nothwendigen Accusativ. Was führt Er nebenbei herein? Dies mufs durch einen Accusativ gesagt seyn. Man hätte also längst Ἄλλα = *alia* lesen sollen. *Alia etiam Cerinthus superintroducit, ille, qui per revelationes, quasi a magno (aliquo) apostolo* [etwa von Petrus, Paulus, Jakobus?] *scriptas, teratologias (portentiloquia) quasi ab angelis ei ostensas nobis mentitur.* .. Von welchen vorher berührten Dingen Cajus die Kerinthische Irrthümer als Ἄλλα unterscheide, ist nicht auszumachen. Gutes ging nicht vorher; denn alsdann hätte C. ἕτερα = andersartiges, gesetzt. War vorher von Ketzereien die Rede, alsdann pafst ἄλλα = andere, nämlich ebenfalls irrige Dinge ... will Kerinth einschwärzen u. s. w. — Wir gehen zum Endpunkt über:

Die mit Klarheit und unpartheiisch von Dr. L. durchgeführte Darstellung des Wesentlichen aus der äufseren Tradition über die Apokalypse zeigt allerdings das Resultat (S. 355.): Dafs „die zweifelnden, ungünstigen

oder geradezu widersprechenden Urtheile der Alten über dieselbe weder auf einem bestimmten historischen Wissen, noch auf einer durchgreifenden exegetischen und kritischen Untersuchung beruhen." Hätten entweder die asiatischen Aloger oder gegen sie die dortigen Montanisten bei den 7 Gemeinden noch eine historische Urkundlichkeit und wahre Zeugenschaft wider oder für den apostolischen Ursprung dieser Johannes-Schrift aufbringen können, würden sie nicht an dieses entscheidende nächste Mittel gedacht und es ohne Zweifel ergriffen haben? Und hätte nicht gewiſs der nicht unmächtige, auch eben so gewandte als gelehrte Erzbischof Dionysius von Alexandrien, wo möglich historische Data aus Asien, um den antirömischen, volksaufregenden Einfluſs der Apokalypse abzuwenden, gerne herbeigeschafft, wenn nur überhaupt die Grundlagen der kirchlichen Tradition, die vermeintlichen Gemeindearchive, die Succession der Bischöfe und dergl. einige Aushülfe gewährt hätten? Nichts ist seltsamer, als der gewöhnliche Glaube an die Unfehlbarkeit richtiger Ueberlieferung, welche durch die Reihenfolge der Bischöfe verbürgt sey. Weiſs denn der Jüngere, welcher durch Wahl auf den nämlichen Stuhl zu sitzen kommt, das, was Der wuſste und glaubte, welcher vorher auf dem heiligen Sitz gesessen hatte?

Wegen dieses Mangels im Ueberlieferungsbeweis bemerkt S. 357. eben so richtig auch auf der andern Seite, daſs wahrscheinlich Justin, Irenäus u. A. in ihren Aussagen über die Apokalypse einer jedenfalls ungeprüften Tradition und Gewohnheit oder dem exegetischen Augenschein oder auch beiden zugleich gefolgt sind, so daſs demnach ihr Urtheil überall kein wahres (historisch-kritisches) Wissen, sondern ein bloſses Meinen, das eines hinreichenden historischen Grundes ermangelt, zu nennen sey. Auch S. 277. bemerkt und bekennt, daſs Justin (der Erste, welcher für die Apokalypse als apostolisch spricht) in einer Zeit lebte, wo Verstand und Unverstand noch sehr in- und nebeneinander lagen."

Sehr merkwürdig dünkt es mich, dafs bei dieser Veranlassung, wo wir freilich den Verf. selbst zum Voraus aus innern Gründen zu einem der Tradition entgegen stehenden Resultat hingeleitet finden, endlich einmal von einem zwischen Orthodoxie und Heterodoxie sich in die Mitte stellenden angesehenen Forscher dem ganzen kirchlichen Traditionswesen auf diese unverhüllte Weise öffentlich die Nativität gestellt wird. Ist denn aber nicht bei fast allen andern kirchlichen Ueberlieferungsgegenständen der sogenannten Kirchenväter noch viel weniger ein wahres historisch-kritisches Wissen derselben? ist nicht vielmehr ein recht klägliches Nachsprechen (wie z. E. über die Entstehung und das Verhältnifs der Evangelien gegen einander, über einen hebräischen Urtext des Matthäus und des Hebräerbriefs, über die dunkle Einführung der kirchlich vorlesbaren regulativen (= kanonischen) Urschriften, ja über das ganze Wirken der meisten Apostel und dergl.) eben so unverkennbar? wenn man es nur bei andern Materien eben so genau nehmen will, wie im gegenwärtigen Fall der Verf. bei dem *pro* und *contra* eine gleich rühmliche Strenge bewiesen hat.

Dennoch baut derselbe sogleich S. 358 viel fester auf das, was er in Betreff des Johanneischen Evangeliums „die Gewifsheit des historischen Bewufstseyns der alten Kirche" nennt. Allerdings reizte das Evangelium durch seinen Inhalt weit weniger zu einem Bezweifeln, als die ins politische und kirchliche Leben direct einwirkende Apokalypse. An sich aber kann doch in keinem Sinn nachgewiesen werden, dafs die Frage über das Evangelium auf einem historischen Wissen oder auf einer durchgreifenden exegetischen oder kritischen Untersuchung beruht habe, und dafs also das, was man das „historische Bewufstseyn *) der alten Kirche" zu nennen

*) Richtiges, aber auch weit mehr Unrichtiges, entsteht gar zu leicht daraus, dafs es (vielleicht am meisten durch das Beispiel der Dogmatik von Dr. Schleiermacher) modisch zu werden scheint, sich statt alles Beweises auf das Bewufstseyn zu berufen, das man entweder selbst habe, oder in einem Andern (hier: in der alten Kirche) so recht entschieden antreffe. —

beliebt, in etwas anderem, als auch in einer ungeprüften Meinung und Gewohnheit bestanden habe. Die Hauptgedanken des Prologs im Evangelium und anderer von dem Sammler dazwischen eingerückter pragmatischer Bemerkungen, wie 3, 16—21. 3, 31—36. scheinen mir (zwar nicht in der Sprachart, aber desto mehr) in den Begriffen von dem Inhalte der Reden Jesu über sich selbst in einer noch wichtigeren Verschiedenheit zu stehen, als der Sinn der Apokalypse mit dem Geiste des Evangeliums. Doch dies nur im Vorbeigehen! Das „Bewufstseyn," welchem man gegenwärtig so vielerlei

---

Allerdings ist der Zustand des Bewufstseyns bei allem, was wir fühlen, wahrnehmen, glauben, wissen, wollen und empfinden, das Unentbehrliche, worauf man bei jeder Behauptung zurückkommen muſs. Nur in sofern wir uns eines Gegenstands bewufst sind, ist er für uns; denn Alles, dessen wir uns nicht bewufst sind, ist für uns nicht ein Gegenstand, worüber wir etwas behaupten können, wenn er auch noch so sehr auf uns wirken mag. Aber eben deswegen, weil alle und alle Gegenstände nur im Bewufstseyn für uns etwas sind, so sind sie dadurch, dafs wir sie in unserm Bewufstseyn haben, weder richtig noch unrichtig, weder wahr noch unwahr. Die alte Kirche mochte sich bewufst seyn, dafs sie, seit sie ein Johannes-Evangelium hatte, nie ein andres Bewufstseyn gehabt habe, als dafs es vom Apostel Johannes sey. Man kann dies etwa ein historisches Bewufstseyn nennen, wenn sie sich bewufst war, dafs sie es immer für etwas geschichtliches gehalten habe. War sie sich aber nicht der Gründe bewufst, und war nicht die Erwägung, warum diese Gründe und wie weit sie entscheidend seyen, in ihrem Bewufstseyn, so hatte sie doch nur das Bewufstseyn eines ungeprüften Fürwahrhaltens. Nicht auf historisches oder moralisches oder religiöses Bewufstseyn überhaupt, sondern, wenn von zuverlässigem Wahrachten die Frage ist, nur auf das Bewufstseyn, wie genau man den Gegenstand beobachtet und nach allen Seiten nach Gründen und Gegengründen erwogen habe, sich in sich selbst berufen zu können, oder ein solches gereinigtes und bis zur Wahrheit gesteigertes Bewufstseyn in den Behauptenden gewifs zu sehen, — nur dies kann ächte Ueberzeugung erzeugen. Für jeden Glauben, der sich überhaupthin auf ein sogenanntes unmittelbares (= nicht durch Prüfung genugsam vermitteltes) Bewufstseyn beruft, kann sein eigenes und der Andern „Bewufstseyn" weit eher unrichtiges als richtiges enthalten und darbieten, weil das Irren viel leichter ist als das Wahrheitforschen. Selbst wer Gott um eines unmittelbaren Bewufstseyns willen zu glauben versichert, der dehnt entweder sein Bewufstseyn von Gott auch auf seine Gründe und Empfindungen aus, und bemerkt nur nicht, wodurch sein (heidnisches? jüdisches? christliches?) Bewufstseyn von Gottheit und deren Seyn für ihn vermittelt worden ist, oder er schöpft das Wahreste doch nur aus einer Quelle, die auch alles Unwahre enthält und giebt.

zuschiebt, ist bei jedem Menschen, und so auch bei der nur aus den einzelnen Kirchenvätern bestehenden Kirche, eine an sich eigentlich leere Vorrathskammer, in welcher man nachher freilich in einem Unisono hervorholen und antreffen kann, was zuvor mit oder ohne Grund, meist durch eine unbekannt gewordene Autorität, hineingelegt und mit nichtdenkender Andacht gutmüthig aufgenommen worden ist.

Um so wichtiger und schätzbarer sind die Nachweisungen des Verfs., um aus dem Inneren der Apokalypse über ihre Entstehung sich zu vergewissern. (Nach dieser Methode entstund auch fast alles Haltbare, was die Einleitungen in das A. und N. T. seit Semler, Michaelis, Eichhorn und de Wette gewähren.) Dahin gehören die §§. 26. 27. über die Originalsprache und den Sprachcharakter dieser Johannes-Schrift, und dann §. 37—41. über die inneren Gründe, daſs der Verf. der Apokalypse mit dem des Evangelium (wo aber wenigstens Rec. den Ueberlieferer der Reden Jesu von dem Prologisten als dem Sammler des Ganzen sehr unterscheiden zu müssen einsieht!) nicht einerlei seyn könne.

Freilich ist psychologisch schwer zu bestimmen, wie weit die nämliche Person, wenn sie unter Claudius und Galba im visionären Gemüthszustand undogmatische Dinge zu denken und zu schreiben hatte, doch wie eine ganz andere erscheinen könne, wenn sie etwa zwanzig oder dreiſsig Jahre später nach dem Tode des Apostels (Ev. 21, 23.) aus Dessen Aufzeichnungen aus dem Leben Jesu selbst eine eigene Sammlung bildete, wo sie aber ihre nichtpalästinischen Begriffe von Logos und dergleichen hinzuthat und z. B. 3, 18. das Gericht über Glaubenstreue und Ungläubige als etwas durch die Sache selbst ohne alle Gerichtsform abgemachtes beschrieb, während in der 5, 28—30. aufbewahrten Rede Jesu doch dem Messias ein wirkliches Richten nach dem, was er höre, zugeschrieben ist. Scheinen nicht hier drei Stufen vom Sinnlichen in Apok. 20, 12. durch Ev. 5, 29. bis zu 3, 18. erkennbar zu werden?

Wohl, dünkt mich, kann man in dem Sammler des Evangeliums auch den Verfasser der Briefe, als ὁ Πρεσβυτερος, mit groſser Wahrscheinlichkeit anerkennen. Auch beachte ich ganz besonders die Hinweisungen des Verfs. in §. 41, daſs die Denkart und Ansicht der Apokalypse viel sinnlicher und jüdischer, als die des Evangeliums und der Briefe ist. Ich erkenne, daſs dieser Unterschied viel entscheidender ist, als die Differenzen der Sprache und selbst der Darstellungsweise, von denen wohl manche noch anders auszugleichen seyn möchten. Aber ich achte auch die Unpartheilichkeit des Verfs. eben so sehr, mit welcher Er S. 381. sich selber einwendet, daſs „wir nicht wissen können, wann und wie der Apostel Johannes sich zu einem höheren Standpunkte erhoben haben möge und ob ihn das Nichteintreten der äuſseren Parusie Jesu bei und nach der Zerstörung Jerusalems manches geistiger zu deuten angeregt habe." Ebendasselbe nämlich, meine ich, denken und fragen zu dürfen, wenn je ein — anderer Johannes, als der Apostel, der Seher der Apokalypse, der Sammler des Evangeliums (groſsentheils aus Aufzeichnungen des Apostels Johannes) und der Verfasser der drei Briefe gewesen seyn sollte. Das Band der Logosidee geht durch diese dreierlei Schriften. Da Dr. L. selbst bei der Apokalypse S. 391. das Resultat annimmt, daſs ein Mann aus dem Johanneischen Gemeindekreise Anschauungen der Zukunft, welche den Hauptmomenten nach der Apostel selbst gehabt und erzählt haben möge, diesen gegebenen Stoff auf seine Weise aufgefaſst und durch Niederschreiben im Gedächtniſs der Gemeinden zu erhalten gesucht habe; so dünkt mich, kann das Nämliche auf alle die dreierlei Schriften *mutatis mutandis* mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Umstände übergetragen werden.

War die Apokalypse wirklich von einem Andern aus einigem apostolischen Stoff, aber doch mit so starken Abweichungen von der Denkart und Darstellungsweise des Apostels, bearbeitet, und erhielt sie, da man bei

dem sich nennenden Verfasser Johannes an den berühmtesten dieses Namens zunächst dachte, dennoch den Credit einer Apostolisch-Johanneischen Schrift, so konnte dies noch viel eher bei dem Evangelium geschehen, wo die aufgenommenen Erzählungen von Jesus weit unveränderter, als die apokalyptischen Visionen, von dem Apostel Johannes selbst an den Presbyteros, Johannes, als den Sammler, übergegangen seyn konnten.

Dergleichen nichtgewöhnliche Vermuthungen aneinander zu reihen und daher nicht mit S. 356. das Evangelium Johannis und die 3 Briefe als unmittelbar apostolisch vorauszusetzen, bin ich vornämlich dadurch bewogen, weil der Johannes der Apokalypse sich selbst durch keinen einzigen Zug als den Apostel charakterisirt, während doch besonders da, wo er mehr Tadel als Lob an die Gemeindevorsteher überschreibt, ein Berufen auf sein Apostolat und auf sein Vertrautseyn mit Jesus zweckdienlich gewesen wäre; weil ich ferner die durch alle 3 Schriften durchlaufende Theorie vom Logos nicht für einen Gedanken des palästinischen Apostels Jesu halten kann, welcher auch in den Aufzeichnungen der Reden Jesu davon keine Spur durchblicken läſst, und weil endlich in den mit dem Evangelium so nahe verwandten Briefen sich der Verfasser selbst als ὁ Πρεσβυτερος ausspricht. Ich stimme hierbei mit dem Verf. S. 389. auch darin sehr überein, daſs das Bauen des neuen Jerusalems auf die ausgedrückte Zahl von blos 12 Aposteln des Lamms (21, 14.) kaum dem Apostel Johannes (unter Galba, wo des Paulus groſser, vollendeter Lauf auch alle Dissidien über ein Mehr oder Minder im Fortsetzen des Judaismus versöhnt haben müſste) zuzuschreiben sey. Mir scheint es sogar unmöglich, daſs dem Lieblingsjünger und Vertrauten Jesu in der ersten Vision ein so furchtbares Bild von seinem liebevollen Herrn und Meister mit einem aus dem Mund (statt der Zunge) zweischneidig hervorgehenden Schwerdt (1, 16. 2, 12. 19, 15.) erscheinungsweise sich hätte vorstellen können. Hat aber „das Bewuſstseyn der (alten, so willfährig glaubigen)

Kirche über all solches wegsehen und dennoch diese Apokalypse für apostolisch-Johanneisch annehmen können, wie viel eher kann eben dieses Geltenlassen eines andern Johannes für den apostolischen bei dem Evangelium in jenem kirchlichen „Bewufstseyn" Platz gefunden haben, da hier die starke Differenz des Sammlers im Prolog gegenüber den gesammelten Reminiscenzen aus den Selbsterklärungen Jesu, doch nur den Wenigsten (so, wie den logischeren Alogern) in die Augen fallen konnte. Hat das kirchliche „Bewufstseyn" eine offenbar von dem Erfolg nicht bestätigte, ihre Wahrheit aber so fest versichernde Prophezeihung dennoch als apostolisch-Johanneisch festhalten können, wie viel eher — — —

Doch; es ist besser und für den Zweck der Recension endlich noch nöthig, die dem Verf. eigenthümliche Auflösung des Räthsels, wie Er die von Ihm sehr wahrscheinlich gemachte Nichtentstehung der Apokalypse von dem Apostel Johannes und ihm dennoch unverkennbare Verwandtschaft mit Demselben [oder vielmehr mit dem Johannesevangelium und den 3 Briefen] harmonisch zu erklären sucht, wörtlich anzugeben. Zum Voraus bemerken wir, dafs, nachdem Er seine Ansicht S. 391. concentrirt hat, Er am Schlufs mit achtungswürdiger Bescheidenheit das Selbsturtheil beifügt: „Dies ist freilich nur eine Hypothese, wofür es an allen Spuren historischer Zeugnisse fehlt. Aber, wenn sie doch geeignet ist, die Erscheinung der Apokalypse, welche ohne sie Widersprechendes in sich hat, von diesem Widerspruche zu befreien, so liegt eben in dieser Erscheinung ihr reeller Grund. Es kommt nur darauf an, zu zeigen, dafs sie nicht ohne historische Analogie ist, und sich in den besondern historischen Verhältnissen kein wirklicher Widerspruch dagegen findet."

Die neue Ansicht des Verfs. ist von Ihm selbst in folgenden Worten beschrieben: „Denken wir uns, dafs der Apostel Johannes (!) in einem der höhern Momente seines Lebens und seiner amtlichen Wirksamkeit eine Offenbarung über die Zukunft des göttlichen Reichs hatte, worin

sich ihm der endliche Sieg desselben über die Welt besonders klar und lebendig darstellte, etwa in der Art, dafs die Hauptmomente in besonderen welthistorischen Factis von ihm angeschauet wurden. Der Apostel mag von dieser Offenbarung im Kreise der kleinasiatischen Gemeinden erzählt haben, wie ja auch Paulus von seinen Entzückungen und Offenbarungen im 2ten Briefe an die Korinther spricht. So konnte es leicht geschehen, dafs in dem Johanneischen Gemeindekreise ein Mann von besondern Gaben und zur apokalyptischen Beobachtungsweise geneigt, das Factum der Johanneischen Apokalypsis darzustellen, zu entwickeln versuchte. Man denke sich, dafs derselbe den gegebenen Stoff auf seine Weise [aber erfolgwidrig??] auffafste, und dafs er den Zweck hatte, die Johannes-Offenbarung dadurch, dafs er sie niederschrieb, im Gedächtnifs der Gemeinden zu erhalten und, indem er sie ausführte und bestimmter [aber unrichtig] anwendete, ihr gröfsere Wirksamkeit zu geben. Indem er nun jenes Faktum in den historischen Verhältnissen des Apostels, wenn man will, mimetisch darstellte, den Empfänger der Offenbarung selbst dieselbe erzählen liefs, auch wohl bemühet war, die Sprache und den Gedanken des Johannes, so weit er sie kannte und sich angeeignet hatte, nachzubilden, das alles aber auf selbstständige, individuelle Art und mit besonderem poetischem Geiste ausführte, so entstand eben die Erscheinung, dafs scheinbar der Apostel Johannes, in Wahrheit aber ein Anderer, der Verfasser ist, dafs das Factum der Offenbarung und die individuellen historischen Verhältnisse des Empfängers derselben zum Theil wenigstens dem Apostel eigen sind, Abfassung aber, Auffassung des Einzelnen und Composition des Ganzen einem Andern gehören, und dafs endlich in der Schrift Johanneisches mit Nichtjohanneischem gemischt ist, aber in der Art, dafs jenes untergeordnet und nachgebildet, dieses als das Vorherrschende, Originelle und Eigenthümliche des Schriftstellers erscheint." — So Hr. Dr. L.

(Der Beschlufs folgt.)

Fortsetzung und Schlufs der Recension von Hrn. Dr. Lücke's Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis.

Dafs die orthodoxe Kirche, so weit wir wenigstens seit dem Jahr 140. (s. S. 275.) traditionelle Nachrichten haben, den Johannes der Apokalypse unbedenklich für den Apostel nahm, und dafs Die, welche aus inneren Gründen diesen Ursprung bezweifelten (die Aloger und Dionysius von Alexandrien) doch keine äufsere Gründe gegen jene Ableitung aufgefunden hatten, ist gerade durch das seit Friedrich II. den Theologen gestattete freie *pro* und *contra* historisch unläugbar geworden, auch so von dem Verf. unpartheiisch und mit eigenem Fleifse §§. 30—36. dargethan. Auf der andern Seite hat Derselbe mit noch mehr Eigenthümlichkeit gezeigt, wie sehr die Schreibart und das Sinnliche der Erwartungen von den Siegen des Messias uns hindern müsse, die Apokalypse unmittelbar von dem Apostel abzuleiten. Dies scheint auch mir gewifs, selbst wenn im Johannes-Evangelium nur die Reden Jesu als eine unmittelbare Aufbewahrung des Apostels anzuerkennen und im übrigen auch diese *Johannea* dem bis dahin weiter vorgerückten und ausgebildeten Logosverehrer, Johannes ὁ πρεσβύτερος, theils als Sammler, theils als Verfasser zuzuschreiben sind.

Auch nur mittelbare Ableitung vom Apostel scheint fast unmöglich. Ist es nämlich, wie Dr. L. auch meiner Ueberzeugung gemäfs die Hauptpunkte richtig gezeigt hat, so, dafs die Apokalypse keine Zerstörung Jerusalems, dagegen aber einen völligen Untergang Roms unter dem 7ten oder 8ten Imperator erwartet, und dafs sie diese Ahnung unter dem 6ten (Galba) als göttliche Wahrheit 19, 10. mit fufsfälligem Dank angenommen und bekannt gemacht hat, so müfste es immer unbegreiflich bleiben,

wie diese so bald durch den Erfolg widerlegte Voraussagungen, so lange der Apostel Johannes selbst noch in jenen Gegenden lebte, von Ihm als eine weitere Ausführung solcher prophetischen Aussprüche, wie Er sie gegeben habe, ohne Widerspruch hätte zugelassen werden können. Nur wenn ein anderer Johannes, als Er selbst, diese unerfüllte Weissagungen bekannt gemacht hatte, und dieser übrigens, wie die ganze Apokalypse dies ausspricht, ein nach seinen Ansichten, für das Christenthum und für reine Sitten eifriger Mann war, der auch in Beziehung auf jene 7 Gemeindevorsteher besondere Pflichten der Aufsicht zu Lob und Tadel haben konnte, so erscheint es mir als erklärbar, wenn von dem Apostel, so lange Er lebte, dieser Ihn nicht als Urheber bezeichnenden Schrift ohne ausdrücklichen Widerspruch ihr eigener Lauf gelassen wurde, weil das, was darin offenbar verfehlt war, von jedem selbst bemerkt werden konnte, im Uebrigen aber vieles zeitgemäſs war und auf jeden Fall der Apostel dafür, daſs ein anderer Johannes seiner Zeit in Manchem von seinen Gesinnungen differirte, keine Verantwortlichkeit hatte.

Nach dem Tode des Apostels erfolgte alsdann, daſs der indeſs in Sprache und Denkart weiter gebildete Verfasser der Apokalypse, welcher aber als Logosverehrer sich mehr alexandrinisch, als bei dem Apostel wahrscheinlich wäre, charakterisirt, aus Aufzeichnungen (μαρτυριαις 21, 24.) des Apostels das Johannesevangelium sammelte, damit eigene Vorstellungen vom Logos, μονογενης 1, 18. 3, 16. 18, aber ohne sie in die Reden Jesu selbst einzuflechten, verband, und in diesem Sinne, ohne daſs er sich durch irgend ein Merkzeichen mit dem Apostel identificirt, auch die 3 Briefe schrieb, in denen er vor ähnlichen Ausschweifungen, wie einst zu Thyatira und Pergamum, angelegentlich warnt. Dieses alles muſste wohl diesem Gemeindeaufseher oder Presbyter, Johannes, in seiner Umgebung den Credit eines Stellvertreters von dem Apostel selbst verschaffen. Und so mag, in jener für die christliche Urgeschichte ohnehin so dunklen Pe-

riode zwischen dem Ende des ersten Jahrhunderts und Justin dem Märtyrer, bei den Gemeinden, welche die Apokalypse hatten, und darin den Namen Johannes dreimal, ohne eine bestimmte Unterscheidung vom Apostel, vorlesen hörten, unvermerkt die Meinung zur Gewohnheit geworden seyn, auch bei dieser Schrift nur an den Apostel selbst zu denken. Die einzige, für diesen Erklärungsversuch nöthige Voraussetzung ist, dafs der in hohem Alter, etwa 80 bis 90jährig, gestorbene Apostel doch noch von einem andern Johannes, welcher zugleich ein sehr würdiger und eifriger Christ und Vorsteher war, um einige Jahre überlebt worden sey. Gerade dies aber, was an sich ohnehin sehr möglich ist, scheint auch die bekannte Stelle des Papias von ὁ πρεσβυτερος Ἰωαννης als einem (auch unmittelbaren) „Lehrschüler des Herrn," und doch als Einem Zeugen des urchristlichen Anfangs, welchen Papias und seine Gleichalterige noch sprachen *) vorauszusetzen. Euseb. KG. B. 3. Kap. 39.

Ohnehin ist alsdann wahrscheinlich, dafs die beiden Stellen 11, 13. und 17, 10—17, welche uns als unerfüllte Voraussagungen — aber doch auch Uns erst nach und nach — sehr auffallend geworden sind, im Anfang des 2ten Jahrhunderts nicht so genau betrachtet wurden, da der übrige hinreifsende Inhalt von zerstörenden Siegshoffnungen für die Verfolgten die dem Vorleser zuhörende Gemeinden im Enthusiasmus leicht strengere Kritik hinweggerückt haben mögen.

Für unsere Zeit hingegen machen nun nicht allein diese vom Erfolg nicht bestätigte Vorhersagungen, sondern auch manches andere Bedeutende im Inhalt, Form und Geist der Apokalypse viele Schwierigkeiten; in so

---

*) Bischof Papias wurde wahrscheinlich a. 164. Märtyrer. s. Rettig in den theol. Studien 1831. Heft 4 S. 769. War Johannes der Presbyter bei Jesu Tod 20jährig gewesen, so konnte gegen das Ende des 1. Jahrh. sein Alter und die Jünglingszeit des Papias zusammentreffen. Nach Epiphan. haer. Alogor. §. 33. war Thyatira schon a. 126. montanistisch.

fern Dr. L. gegen das Ende der Einleitung den Gedanken hervorhebt: „Ist die Apokalypse eine **kanonische** Schrift, so ist der Gebrauch derselben in der Kirche eben so nothwendig, als ihre Auslegung!" S. 574. und 468 — 479.

Erschöpft nämlich würde der Begriff **kanonisch** durch die S. 468. gegebenen Theile desselben wohl nicht. Eine Schrift im Kanon mufs freilich zu den **authentischen Urkunden** gehört haben, durch deren Vollständigkeit und Manchfaltigkeit es möglich wurde, über alle (?) wesentliche Momente des christlichen Lebens **zu einer klaren und objektiven Einsicht in die urchristlichen Principien** zu gelangen. Es konnte aber nicht genug seyn, dafs eine Schrift, wenn sie als kanonisch gelten sollte, eine objektive **historische** Einsicht von Grundsätzen gab, die zur Zeit des Urchristenthums von Vielen angenommen waren. Die Absicht des kirchlichen Kanons war und ist hauptsächlich, dafs die aufgenommenen Urkunden die urchristlichen Principien **als etwas Regulatives** gewähren sollten. Das Vorlesen in den Kirchengemeinden wurde von den sorgfältig ausgewählten Schriften nur deswegen erlaubt und verordnet, weil die Kirchenvorsteher noch glaubten, dafs die Gemeinden sich den Inhalt derselben zur Regel der Lehre und des Lebens zu nehmen hätten. (Ist gleich der Pastor des Hermas, der sogenannte Brief Barnabae u. s. w. gewifs auch so beschaffen, dafs man wesentliche Momente für die Principien des Lebens, welches man damals für christlich hielt, daraus objectiv ersehen konnte, so verschwanden diese gleichzeitige Urkunden doch wieder aus dem uralten Kanon, weil man zum Theil Grundsätze darin fand, die man den Gemeinden nicht als normirend vorlesen lassen wollte.)

Wohl hat nun der Verf. mit vieler Bedachtsamkeit zu zeigen versucht, dafs S. 471. auch noch für unsere Gemeinden die Apokalypse nach Entstehung, Form und Inhalt völlig kanonisch sey. Auch ist Rec. weit davon entfernt, gegen die Apokalypse als eine authentische

Urkunde von Principien, welche im ersten und zweiten Jahrhundert wenigstens bei der Mehrheit ohne Anstand als urchristlich galten, Oederische Einwürfe zu häufen. Dennoch aber kann ich nicht umhin, mehrere Punkte anzudeuten, über welche in der Folge noch befriedigendere Auflösungen von dem Verf. zu wünschen sind, wenn es möglich werden soll, die Anwendung der Apokalypse, wie sie nun einmal vorliegt, für die Gemeinden als wahre Gottesworte (**19, 10. 22, 7.**) glaublich und zugleich christlich-erbaulich zu machen.

Um mich zum Schlusse möglichst kurz zu fassen, deute ich nur auf Hauptpunkte, durch welche Dr. Lücke **S. 471. u. 570.** zu rechtfertigen sucht, dafs (nach S. **575.**) das Buch ein Recht, im Kanon des N. T. zu stehen, habe, und dafs den Theologen die Pflicht obliege, es als eine reiche Quelle christlicher Erbauung und Anregung regelmäfsig in der Kirche auszulegen und dem populären Verstande zur Erbauung klar und hell zu machen. Solchen zusammengedrängten Sätzen erlaube ich mir einige Fragen und Gegenbemerkungen beizufügen, ohne deren Wegräumung die Apokalypse schwerlich zur *Norma normans* unserer Kirchen zu rechnen seyn möchte, so wie auch weder Luther noch Zwingli als Evangelische Protestanten sie eigentlich kanonisch angenommen haben.

1) Der Inhalt, sagt S. **473**, trage ganz den Charakter des Kanonischen; denn die apokalyptischen Weissagungen seyen nur die Ausführungen von dem, was Christus Matth K. **24.** und **25**, auch **13**, **36 — 50.** gesagt habe. — Jesus aber sprach vielmehr nie ein antirömisches Droh-Wort. Er betrachtete nach Joh. **19, 11.** die obrigkeitliche römische Macht als etwas von Gott Gegebenes. Der ganze Hauptinhalt der Apokalypse also, welcher von Kap. **11.** an das Römerthum unbedingt, weil es heidnisch, also kakodämonisch und satanisch sey, dem Untergange nicht durch den Naturlauf, nicht durch die Selbstzerstörung, die das Böse in sich hat, sondern durch die Wundergewalt der Allmacht hingibt, hat die Weissagung Jesu ganz und gar nicht zur Grundlage.

Matth. 24, 2. betrifft nur eine (freilich ohne grofse Gewalt gegen die „heilige Stadt" nicht denkbare) Zerstörung des Tempels, nicht aber eine bleibende Verwüstung der Stadt und des Staats in Palästina. Selbst bei Luk. 19, 27. wird nur den Feinden unter den Einwohnern V. 14, die den weggereiseten Messias nicht zum Könige haben wollten (nicht Heidenvölkern), mit dem Niedermetzeln gedroht. Die Apokalypse beobachtet also durchaus nicht den für das Leben so wichtigen Unterschied, den das Urchristenthum sonst in Beziehung auf das Römerthum als Obrigkeit, als Erhalterin der Staatsordnung selbst in Palästina machte und respektirte, wie Paulus Röm. 13, 1—7. Tit. 3, 1. 1 Tim. 2, 2—7. übereinstimmend mit der Vernunft, staatsrechtlichen Gehorsam predigt, so lange die Obrigkeit im Mifskennen der bessern Religionsvereine etwa nur irrte und nicht (wie die Pharisäischen und Sadducäischen) aus eigennütziger Bosheit vorsätzliche Verfolgerin des Besserwerdens für die Fortdauer werden wollte (was noch nicht einmal bei Nero's grausamen, aber vorübergehenden Mifshandlungen der Römerchristen zu behaupten war.)

2) Die Apokalypse, fährt S. 472. fort, spreche überall im Zusammenhang des als apostolisch glaubwürdigen Lehrbegriffs, wenn sie gleich nicht so, wie der Evangelist Johannes, zu einem geistigeren Verständnifs der Wiederkunft Christi leite, und der Standpunkt des Verfassers nicht der höchste sey. — Sehr bedenklich dagegen dünkt es mich, dafs der Apokalyptiker, indem er nur auf 12 Aposteln das neue Jerusalem baut, den aufgeklärtesten und thätigsten, aber mehr antijüdischen und weit weniger antirömischen Heidenapostel Paulus gänzlich ignorirt, ungeachtet zur Zeit Galba's die ganze grofse Wirksamkeit dieses eigentlich zweiten Begründers des geistigen Urchristenthums nicht unbekannt seyn konnte. Der Verf. der Apokalypse scheint demnach wider Paulus noch ungefähr so gestimmt gewesen zu seyn, wie nach Apg. 21, 21. der gröfste (selbst von den dortigen Gemeinde-

vorstehern mehr, als die Infallibilität erlaubt, geschonte) Theil der Mutterkirche zu Jerusalem.

Aufserdem aber scheint es eine bedenkliche Unterscheidung, wenn eine kanonische, d. i. normative Schrift zum Gemeingut der ganzen Kirche gemacht seyn soll, ungeachtet sie ein allzuwenig geistiges Verständnifs von der messianischen Parusie enthalte. Allerdings ist in der Apokalypse kein Wort davon, dafs das Judenthum und Heidenthum hauptsächlich durch Belehrung, heilige Geisteskraft, Ueberzeugung, überwunden werden sollen. Soll den gemischten Gemeinden gesagt werden, dafs das kanonische Buch, welches sich am lautesten für göttlich erklärt, des geistigeren Verständnisses entbehre, da dieser Mangel nicht etwa Nebengedanken, sondern in der That den Standpunkt und den durchgängigen Hauptinhalt betrifft? Denn,

3) der ganze Geist des Buchs konnte und kann die Christen, die es als Norm annahmen, nur geneigt machen, alle Hülfe von der zerstörenden Allmacht zu erwarten, in dem heidnischen Römerthum nichts, als den Satan zu sehen, daran, wie so viele nur aus Irrthum Heiden waren und noch sind, nicht zu denken, selbst den nichtrömischen Heidenvölkern 19, 15. 20, 8. nichts als das eiserne Scepter und Feuer vom Himmel zu prognosticiren. Sind dies Bestandtheile eines apostolischen oder auch nur eines humanen Lehrbegriffs? Was müfste der Erfolg seyn, wenn die bischöflich orthodoxen Britten in Ostindien die Apokalypse zu ihrem Erbauungsbuch machten und als gute Christen nach der Kanonicität desselben handeln zu dürfen voraussetzten?

Wie kann S. 473. gesagt werden, alle Anklagen (gegen diese Inhumanität und durchgängige Erwartung einer zerschmetternden Allmachtsregierung über die ganze nicht-christliche Erdenwelt) „beruhen ohne Ausnahme auf Unverstand und Mifsverstand?" Haben nicht diese durch die ganze Apokalypse wiederschallende Zerstörungshoffnungen gegen alles, was nicht christlich würde, in den Apokalyptisch-glaubigen eine Opposition, wie sie

kein Staat dulden könnte, hervorbringen müssen? und hat sich dadurch die Conföderation solcher Christianer den Verfolgungen der als abscheulich beschriebenen Weltreiche nicht selbst ausgesetzt? Abzulenken sind derlei Einwürfe nicht dadurch, daſs die Einkleidung in der Apokalypse poetisch und symbolisch zu deuten sey. Allerdings. Aber das Zerschmettern wie Töpfe und das Zerstören durch die gesteigerteste Wunder der Allmacht sind nie in Allegorien der Religion, der Ueberzeugung, der Liebe und der Hoffnung umzudeuten.

Nach S. 570. soll die Form der Apokalypse mehr seyn, als ein verständiges Errathen und Vermuthen der Zukunft; sie soll auf göttlicher Mittheilung und Inspiration beruhen, und der Theologe soll nach S. 575. der Gemeinde nicht die nothwendige Belehrung über das „Wesen" der christlichen Prophezeihung und Poesie verkürzen. — Allerdings gab der Johannes der Apokalypse seine bestimmteren Aussichten in die Zukunft als höchst glaubwürdige und wahre Worte, die der Gott der Geister der Propheten durch seine Engel geschickt habe. 22, 6. Fluch sollte darauf gesetzt seyn, wer etwas davon oder dazu thue, 22, 18. 19. Ich zweifle gar nicht, daſs dies die redlichste Ueberzeugung dieses Sehers Johannes gewesen ist. Auch Philo schreibt einen solchen Enthusiasmus als eine eigene Erfahrung sich selbst zu, indem seine Seele öfters göttlich ergriffen zu werden, und über Dinge, die sie nicht wuſste, zu prophezeihen pflege. *θεοληπτεισθαι και, περι ὧν οὐκ οἰδε, μαντευεσθαι.*, Cherub. p. 112. Er beschreibt uns ehrlich und „aus unmittelbarem Bewuſstseyn" einen solchen Begeisterungszustand, daſs nämlich Er selbst, wenn er leer gekommen sey, öfters plötzlich voll geworden sey von Gedanken, die unsichtbar über Ihn geschneiet und gesäet würden, daſs er wie göttlich ergriffen korybanthisch werde und durchaus den Ort, die Anwesenden, sich selbst, das Gesagte, das Geschriebene, nicht im Bewuſstseyn habe. De migrat. Abr. p. 393.

Wie aber nun? Dr. L. hat höchst glaublich gemacht,

dafs nicht nur die beiden, schon mehrmals genannten, bestimmten Weissagungen des apok. Johannes über Jerusalem und Rom offenbar nicht erfüllt wurden, also wohl auf einer „Inspiration" (auf dem redlichen Bewufstseyn, dem heiligen Geiste gemäfs denken und lehren zu wollen), aber nicht auf göttlicher Mittheilung beruht haben können. Was noch mehr ist; die ganze Tendenz des Buchs, nur ein unabbittliches Verderben des nicht christianisirten Judenthums und des Heidenthums überhaupt zu erwarten, ist eine Prophezeihung, deren Erfüllung Gottlob! jetzt kaum noch in einem Inquisitionstribunal als christlich gehofft werden kann. Sollen denn nun die Gemeinden von dem kanonischen Buche auf diese Weise belehrt? oder soll ihnen, etwa um der Erbauung willen, die klare Wahrheit nur halb gesagt werden? Wenn nach S. 573. auslegend gezeigt wird, dafs freilich gegen den historischen (und dogmatischen) Horizont des apostolischen Zeitalters der Horizont unserer späteren Jahrhunderte ein viel weiterer sey, wie werden wohl die Gemeinden über die Kanonicität oder das Regulative der altüberlieferten Schriften zu reflectiren veranlafst seyn? Damit ist wohl schwerlich auszureichen, dafs (nach Dr. Nitzsch S. 571.) „die biblische Weissagung nur in den Hauptpunkten, in welchen sie vorzugsweise mit der Wahrheit eins werde, die Wirklichkeit charakterisire?" Rec. wünscht, in der Fortsetzung der Lücke'schen, sehr verdienstlichen Bearbeitung, deren baldiges Erscheinen ich hoffe, consequente Auflösungen dieser Schwierigkeiten zu finden, ohne dafs den Gemeinden dergleichen überfeine Distinctionen des „nur auf die Hauptpunkte zu richtenden Glaubens" wie voll zugemuthet werden. Nichterfüllte und doch sehr expressive Zerstörungsorakel für göttliche Mittheilungen zu halten, oder was darin Hauptpunkt und erfüllt sey, nachzuweisen, möchte gleich schwierig seyn. Aber die begonnene Richtung der Bahn, die auf klare Wahrheit führen mufs, soll nicht unterbrochen werden!

Dr. *Paulus.*

Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. Herausgegeben, in Verbindung mit vielen Gelehrten, von Dr. H. L. Lippert. Drittes Heft. Frankf. a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. 1832. 8.

Wir geben in der Kürze den Inhalt dieses dritten Heftes, welches seinen Vorgängern durch die Mannigfaltigkeit und das Interesse der darin enthaltenen Abhandlungen nicht nachsteht.

I. *Abhandlungen:* 1) Ueber die Ehen zwischen Katholiken und Mennoniten. S. 5. Sie sind auch in Beziehung auf die katholische Kirche für rechtsgültig zu halten. — 2) Das Territorialkirchenrecht im K. Hannover. Vom O.A.R. Spangenberg. S. 14. Diese gründliche Darstellung des Kirchenrechts des K. H. wird im folgenden Hefte fortgesetzt und beschlossen werden. — 3) Einige kirchenrechtliche Gutachten. Von Dr. Levi, Rabbiner zu Giefsen. S. 61. Sie betreffen folgende Fragen: Ist es eine Religionspflicht oder nur ein alter Gebrauch, dafs die sogenannten Bufsgebete (Selichoth) vor dem Versöhnengstage vor Tages-Anbruch beginnen müssen? Antwort: Die Regel beruht nur auf einem alten Gebrauche; sie kann daher abgeändert werden. — Stehen der Verlegung eines israelitischen Begräbnifsplatzes religiöse Bedenken entgegen? Allerdings! Jedoch ist es die überwiegendere Pflicht, einer obrigkeitlichen Vorschrift, welche die Verlegung gebietet, Folge zu leisten. — In welchem Verhältnisse steht eine jüdische Beerdigungsgesellschaft zu der Gemeinde und zu deren Vorstande? Eine jüdische Beerdigungsgesellschaft vertritt in allen die Beerdigung betreffenden Dingen die Stelle der Gemeinde; sie hat das Reinigen, Bekleiden, Tragen, Begraben der Todten u. s. w. zu besorgen. Sie steht jedoch unter der Gemeinde und deren Vorstande, da sie nur in Auftrag der Gemeinde ihre Rechte hat. — 4) Wem steht in der katholischen Kirche die Gewalt der Lossprechung vom Eide zu? Vom Herausg.

S. 69. In der Regel dem Bischofe. — 5) Ueber das Recht des dürftigen Patrones, Alimente von der Patronatkirche zu beziehn. Von Dems. S. 82. Gegen die Meinung, als ob dieses Recht auf den Fall unverschuldeter Armuth zu beschränken sey. Dagegen ist das Recht nicht dann wirksam, wenn der Patron noch andere Einkommensquellen hat, sollte er auch diese bisher nicht benutzt haben. — 6) Ueber die Erfordernisse zur Gültigkeit eines Verlöbnisses nach dem heutigen deutschen Kirchenrechte. Von Dems. S. 90. Eine schätzbare Zusammenstellung der diesen Gegenstand betreffenden deutschen Landesgesetze.

II. *Recensionen:* Man findet hier folgende Schriften angezeigt und beurtheilt: V. A. Winter's katholisches Ritual. Zweite Aufl. v. J. Brand. Frkf. 1830. — Ritual nach dem Geiste und den Anordnungen der kath. Kirche. Stuttg. u. Tüb. 1831. — Jahrbuch der kath. Kirche. Herausgeg. von J. B. Fischer. Erster Jahrgg. Aschaffenb. 1832. — Die Verhandlungen der baierischen Deputirtenkammer über die gemischten Ehen. Von A. Gengler. Bamb. 1831. — Ueber das Laisiren (d. i. über das Zurücktreten abgesetzter Geistlichen in den Laienstand). Von J. J. Lang. Eine Abh. in der Tüb. theol. Quartalschrift. — Lexikon des Kirchenrechts und der römisch-katholischen Liturgie. Von Andr. Müller. Zweiter bis fünfter Bd. Würzb. 1830—32.

III. *Gesetzgebung:* Rescript des K. Sächsischen Geheimenrathes, die Vermächtnisse und Schenkungen an Kirchen und für kirchliche Zwecke betreffend; vom 25. April 1830. — Rescript des K. Sächs. Kirchenrathes, die von Inländern im Auslande erlangte theologische Doctorwürde betreff. v. 5. Mai 1830. (Die Würde soll nicht anerkannt werden, wenn sie, ohne Ablegung hinreichender *speciminum*, blos *per diploma* oder solchen Personen ertheilt worden ist, welche nicht durch ein ansehnliches theologisches Amt als dazu geeignet er-

scheinen.). — Verordnung der O.A.Regierung zu Budissin, die Actenrepposituren und Inventarienverzeichnisse bei Kirchen, Pfarren und Schulen betr. v. 14. Mai 1830. — Verordnung des K. Sächs. Kirchenrathes, wegen Bekanntmachung neuer Sporteltaxordnungen für den Kirchenrath und dessen Canzlei u. s. w. vom 3. Mai 1830. — Rescript der K. Sächs. evangel. Geh.Räthe, die Beschränkung der Feiertage betr. v. 13. Jan. 1831. (Art. 6. „Wegen der an den wegfallenden oder verlegten Feiertagen nicht zu erfordernden Dienste und Frohnen, und was sonst dahin gehörig, behalten Wir Uns vor, besondere gesetzliche Bestimmungen zu treffen." Diese Bestimmungen enthält ein Mandat vom 16. Febr. 1831. Die Dienste u. s. w. können an jenen Tagen nicht gefordert werden.) — K. Sächs. Mandat, die Landes- und Privattrauer betr. v. 16. April 1831. (Bestimmung der Personen, um welche man trauern darf u s. w.) — Auszug aus der Verfassungsurkunde des K. Sachsen. — K. Sächs. Verordnung, die Einrichtung der Ministerialdepartements betr. v. 7. Novbr. 1831.

Grundsätze über Ablösung der deutschrechtlichen Reallasten und über Gemeinheitstheilungen, in rechtlicher und ökonomischer Hinsicht aufgestellt von K. Helmstädt, bei Fleckeisen. 1832. 114 *S.* 8.

Unter den vielen Schriften, welche in den neuesten Zeiten über die Entlastung des Grundeigenthums erschienen sind, verdient die vorliegende eine ehrenvolle Erwähnung. Sie ist mit Sachkenntnifs und Mäfsigung geschrieben. Obwohl unmittelbar nur auf den Zustand des Landmannes im Herzogthume Braunschweig berechnet, hat sie doch zugleich ein allgemeines Interesse. — Wir wollen den Inhalt der Schrift in einem kurzen Auszuge angeben. In dem ersten Capitel handelt der Verf. von den Gründen für die Ablösung der Reallasten. Ob er wohl diese Gründe mehr als bekannt voraussetzt, als

ausführlich darstellt, so hebt er doch den Grund besonders heraus, dafs diese Lasten eine reiche Quelle von Rechtsstreitigkeiten sind. — Zweites Capitel. Von dem Ursprunge und der Ausbildung der Reallasten, nach Eichhorn, Stüve, (über die Lasten des Grundeigenthumes und Verminderung derselben,) Gesenius, (Meierrecht,) und A. Der Verf. führt den Ursprung dieser Lasten (wohl zu einseitig) auf die Hörigkeit des altdeutschen Rechts zurück. Des Ursprungs der Zehnten gedenkt er nur gelegentlich. Besonders willkommen wird dem Leser dasjenige seyn, was der Verf. über die Mafsregeln sagt, durch welche die Herzoge von Braunschweig die Lage des Bauernstandes in ihrem Lande allmählig zu verbessern bemüht gewesen sind; schon der Herzog Heinrich durch den Landtagsabschied v. J. 1433, besonders aber der unvergefsliche Herzog Carl Wilhelm Ferdinand. Auch einige Rückschritte bleiben nicht unerwähnt. Der Verfasser zieht aus dieser geschichtlichen Darstellung die Folgerung: „Da beide Theile, die Berechtigten sowohl, als die Pflichtigen, Manches für und Manches gegen sich haben, Letzteres besonders die Berechtigten, solches aber nicht ganz genau ausgemittelt und gegen einander abgewogen werden kann, so scheint es zu der Partheien und des Staates Besten angemessen zu seyn, sich dahin zu vergleichen, dafs die Reallasten als wohlerworbene Rechte betrachtet und blos gegen Entschädigung aufgehoben werden müssen. Diese aber mufs mäfsig seyn, besonders bei der Zehntablösung, damit beide Partheien Opfer bringen, wie es zum Begriffe eines Vergleichs gehört; denn theils haben manche Berechtigte lange genug einen widerrechtlichen Vortheil genossen, theils fordert es der Staat, ihre eigne Klugheit und ihr Interesse." — Drittes Capitel. Grundsätze, nach welchen die Ablösungen vorzunehmen sind. Man kann, um zum Ziele zu gelangen, drei verschiedene Wege einschlagen. Entweder haben die Pflichtigen die Grundlasten (Frohnen, Zinsen, Zehnten,) mittelst eines Aequivalents in Grundstücken abzulösen; oder man ver-

wandelt alle diese Lasten in eine fixe Frucht- oder Geldrente, oder die Ablösung geschieht mittelst eines Geldcapitals, das ein für allemal abgezahlt wird. Der Verf. ist für diesen dritten Weg. Er führt an, gegen den ersten, dafs die Mafsregel in vielen Fällen gänzlich unausführbar, in andern mit neuen Nachtheilen verbunden seyn würde; gegen den zweiten, dafs dieses Verfahren nur zu neuen Beschwerden und Kosten führen müfste, wenn man anders die Rente nicht zugleich für abkäuflich erklären wollte. Bemerkenswerth ist jedoch, dafs sich die Gesetze des H. Braunschweig für jetzt für den ersten Weg ausgesprochen haben. Besondere Beachtung verdienen die Einzelheiten über die Abschätzung der Grundlasten, auf welche der Verf. eingeht. — Viertes und letztes Capitel. Rechtliche und ökonomische Grundsätze über Gemeinheitstheilungen, (auch über den Kostenpunkt.) Nur kurz und nur das Bekanntere. Der Verf. versteht unter der Gemeinheitstheilung die Theilung der Gemeindeweiden.

Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. Aus dem Ital. übersetzt von Joh. Ziegler. Zweiter Band. — Auch unter dem besondern Titel: *Der Fürst, die kleineren politischen Schriften und die Gesandtschaft bei dem Herzoge von Valentinois. Karlsruhe, bei Chr. Theodor Groos.* 1833. 380 *S.* 8.

Derselben Werke und derselben Uebersetzung dritter Band. — Auch unter dem besondern Titel: *Die Kriegskunst in sieben Büchern, nebst den kleinen militärischen Schriften. Als Anhang Auszüge aus Quellenschriftstellern zur Darstellung des Standes der Kriegskunst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Mit eilf Plänen. Ebend. in dems. Verlage.* 1833. 363 *S.* 8.

Wir freuen uns, das Publicum von dem raschen Fortschreiten eines Unternehmens benachrichtigen zu können, das in mehr als einer Hinsicht auch ein Zeitinteresse hat. (Denn wie sollte es unserer Zeit, welche in den Angelegenheiten des Staates ganz neue Bahnen

einschlagen zu können glaubt, welcher ein unbekanntes Land, ein unbekanntes Ziel verlockend vorschwebt, nicht frommen, die Stimmen der Staatsweisen der Vorzeit zu hören?) Der Uebersetzer hat in diesen beiden Bänden, die er auch mit einigen Bemerkungen ausgestattet hat, dieselbe Treue, dieselbe Kenntnifs beider Sprachen und dieselbe Bekanntschaft mit dem Geiste der Urschrift, wie in dem ersten Bande, bewährt. — Der zweite Band enthält Machiavelli's berühmtes Buch: Der Fürst, so wie einige andere Schriften desselben Staatsmannes, welche, ihrem Inhalte nach jenem Buche verwandt, in demselben Bande schicklich eine Stelle fanden. Man darf wohl behaupten, dafs „der Fürst" das Meisterwerk Machiavelli's sey. In einem Zeitalter lebend, in welchem in Italien so manche Volks- oder Bandenführer den Plan versucht oder ausgeführt hatten, sich der höchsten Gewalt zu bemächtigen, idealisirt er das Bild eines solchen Fürsten, insbesondere das des Cäsar Borgia, Herzogs von Valentinois. Er stellt es dar, wie der Mahler ein Ungeheuer oder den Fürsten der Finsternifs auf der Leinwand darstellt; das Bild spricht, nicht der, welcher es geschaffen hat. Schauerlich ist der Eindruck, den es macht, aber nicht gräfslich. Denn überall läfst der Darsteller einen höheren und würdigern Gedanken durchblicken, den Gedanken, dafs die Herrschaft eines Einzigen das Mittel seyn könnte, Italien von dem schmäligen Joche der Fremdlinge zu befreien. Tacitus würde dieselbe Aufgabe auf eine andere Weise gelöst haben; überall würde der Unwille über das Verderben des Zeitalters, die Sehnsucht nach der besseren Vorzeit hervorgebrochen seyn. Machiavelli lebt, in diesem Buche, nur in seiner Zeit und nur für seine Zeit. Es ist schwer, vielleicht vermessen, über die Gesinnung Anderer zu urtheilen. Aber der Geist, der aus den Schriften M.'s überhaupt spricht, der Ton, der in ihnen herrscht, verstatten oder beglaubigen die Vermuthung, dafs M. ehrlich der Meinung war, dafs in Staatsangelegenheiten

der Zweck das Mittel heilige. Gleichwohl ist dem Buche ein sittlicher Werth nicht abzusprechen. Das Buch gleicht einem Vergröfserungsspiegel; wer hineinblickt, kommt von dem Wahne zurück, schön zu seyn. — Wir können nicht die kleinen Schriften, welche dieser zweite Band enthält, einzeln namhaft machen. Alle sind mehr oder weniger anziehend; z. B. die, (S. 78.) in welcher der polilische Zustand — oder die Schwäche — Deutschlands zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geschildert wird. — Der dritte Band ist zuvörderst für die Geschichte der Kriegskunst von grofser Wichtigkeit. Italien war die Wiege der neueren Kriegskunst; im 15ten Jahrhunderte und zu Anfange des 16ten stand diese Kunst in Italien höher, als in irgend einem andern europäischen Lande. Sodann aber enthält die Kriegskunst eine Menge Regeln, welche für alle Zeiten gültig sind, wenn auch von ihnen, wie von allen Klugheitsregeln, jedesmal nur mit Berücksichtigung der in der Erfahrung bestehenden Verhältnisse ein verständiger Gebrauch gemacht werden kann. M.'s „Kriegskunst" beschränkt sich nicht auf die Aufstellung dieser Regeln; ein Hauptverdienst des Werkes besteht darin, dafs die Regeln stets durch Auctoritäten und Beispiele erläutert und bestätiget werden. Sowohl in der einen als in der andern Beziehung kann der Anhang, welchen der Uebersetzer dem Werke M.'s beigefügt hat, nur willkommen seyn.

Wir sehen der Fortsetzung und glücklichen Beendigung des Unternehmens mit Verlangen entgegen. Auch unter den Geschichtsschreibern Italiens behauptet M. eine der ersten Stellen.

Zachariä.

Versuch über die Bedeutung der Provinzialstände, mit besonderer Beziehung auf den Dänischen Staat. I. Von den Preufsischen Provinzialständen. Von Syndikus Klenze in Uetersen. Altona, bei K. Aue. 1832. 284 *S.* 8.

Der Verf. hat die Absicht, in drei Theilen, (im ersten Theile) von den rechtlichen Grundlagen des Staates überhaupt und von denen der constitutionellen Monarchie insbesondere, (im zweiten) von den preussischen Provinzialständen, und (im dritten) von der Anwendung der Verfassung der preufsischen Provinzialstände auf den dänischen Staat zu handeln. Aus mehreren Gründen entschlofs er sich, den zweiten Theil zuerst erscheinen zu lassen.

Es enthält dieser Theil, (ein seltner Fall!) mehr, als er verspricht; nämlich eine Darstellung der preufsischen Staatsverfassung überhaupt. Es unterscheidet sich diese Darstellung von Arbeiten ähnlicher Art, dafs der Verf. überall auf die Gründe und auf den Zusammenhang der bestehenden Einrichtungen eingeht, auch das, was sich in der Erfahrung nicht vollkommen bewährt hat, oder was noch zu thun übrig ist, andeutet. Das Werk, (welches übrigens nicht füglich einen Auszug zuläfst,) wird von einem Jeden, der sich für die preufsischen Staatseinrichtungen und für deren fernere Ausbildung interessirt, mit Nutzen zu Rathe gezogen werden. Der Verf. gehört zu den eifrigen Verehrern der preufsischen Monarchie. Er weist ihr (wie billig) eine hohe Stelle und Bestimmung an. Ueber diese verbreitet er sich in der Einleitung, welche uns jedoch nicht mit der Klarheit und Einfachheit ausgearbeitet zu seyn scheint, durch die sich sonst der Vortrag des Verfs. auszeichnet.

Die Polizei-Wissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates von Robert Mohl, Dr. d. R. und d. Staatswiss., ord. öff. Lehrer der letztern an der Univ. Tübingen. Zweiter Band. Tübingen, bei H. Laupp. 1833. 530 *S.* 8.

Wir freuen uns, so bald die Fortsetzung und den Beschluſs dieses interessanten Buches anzeigen zu können. — Der vorliegende zweite und letzte Band enthält theils die Lehre von der Vorsorge des Staates für das Vermögen der Bürger, theils, unter der Ueberschrift: Formelle Grundsätze, die Lehren von der Organisation der Polizeibehörden und von dem Verfahren in Polizeisachen. — Ueberall ist der Verf. seiner Grundansicht treu geblieben, nur die Sätze in der Polizeiwissenschaft vorzutragen, welche sich aus der Idee des „Rechtsstaates" ergeben.

Bei dem Lesen dieses Werkes wird sich gewiſs Vielen die Frage aufdringen, ob und in wie fern wohl die Polizeiwissenschaft als eine für sich bestehende Wissenschaft betrachtet und bearbeitet werden könne. So viel liegt am Tage, daſs z. B. die Lehre von der Vorsorge des Staates für den Wohlstand des Volkes eben so wohl von der Wissenschaft der Nationalwirthschaft als in ihr Gebiet gehörend in Anspruch genommen werde. Und die Bearbeiter dieser Wissenschaft werden sogar der Meinung seyn, daſs jene Lehre nur in Verbindung mit den Grundsätzen der Nationalwirthschaft mit Erfolg vorgetragen werden könne. Aehnliches läſst sich auch von andern, ja vielleicht von allen übrigen Theilen der Polizeiwissenschaft behaupten. — Es liegt in dieser Frage nicht etwa ein Tadel, der den Verf. des vorliegenden Buches trifft oder treffen soll; auch andern ähnlichen Werken, z. B. dem Werke v. Jakobs über die Polizeiwissenschaft, gilt dieselbe Frage. Sondern wir wollten mit dieser Frage nur eine Aufgabe andeuten, die wir von dem Verf. beantwortet zu sehn wünschten.

Besondere Erwähnung verdient der sorgfältig gearbeitete Index zu Ende des Werkes. Diese alte gute Sitte kommt, leider! immer mehr in Verfall!

Zachariä.

Sammlung der im Lehrbuche des heutigen römischen Rechts vom Hrn. Geh. Justizrathe und Prof. Dr. Mackeldey citirten Belegstellen. Herausgegeben von Ludwig Hermann. Gießen, bei G. F. Heyer, Vater. 1832. *Erster Theil, VI u.* 581 *S. Zweiter Theil, IV u.* 840 *S.* (Preis 4½ Rthlr. oder 8 fl. 6 kr.).

Seit einigen Jahren ist die, auf den ersten Blick auffallende Erscheinung ziemlich oft vorgekommen, daſs unter dem Titel von Chrestomathien, Sammlung von Belegstellen und ähnlichen Benennungen, die in einem besonders beliebten und bewährt erfundnen juristischen Lehrbuche oder Handbuche angeführten Stellen aus den Rechtsquellen aller Art, nach beliebigem Verfahren abgedruckt worden sind, angeblich, um bei den die Rechtswissenschaft Erlernenden die Liebe und den Eifer für das Quellenstudium zu beleben; ja, es hat sogar den Anschein, als ob solche Arbeiten für den buchhändlerischen Verkehr keine üble Speculation darböten. Es ist nun über solche Unternehmungen oft im Allgemeinen ein harter Tadel ausgesprochen, und das Prädicat der Handwerksmäſsigkeit darauf angewendet worden; eben so oft hat man aber auch deren Zweckmäſsigkeit sehr gepriesen, und ihren Gebrauch unbedingt anempfohlen — beides dürfte sich indessen wohl nicht völlig rechtfertigen lassen, und die Wahrheit vielmehr, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen. Offenbar hängt nämlich diese, in ihrer jetzigen Gestalt neue literarische Erscheinung nicht mit der überall nach Erleichterung jagenden, und doch daneben den falschen Schein einer gewissen Gelehrsamkeit suchenden Richtung unserer Zeit zusammen, welche in eine Sündfluth von Conversationslexica und ähnlichen encyklopädistischen Geschöpfen ausgebrochen ist, sondern der Grund ist der weit bessere, daſs die neuere (leider nicht immer auch die neuste) Jurisprudenz sich davon überzeugt hat, daſs ohne vieles und gründliches Studium der verschiednen Rechtsquellen, von Rechtswissenschaft im ächten Sinne dieses Wortes keine Rede seyn kann, und die Rechtsanwendung zum trostlosesten Mechanismus herabsinken muſs, wenn man nicht

gar auf den schlimmsten aller Abwege geräth, und eine Seifenblase von sogenanntem Vernunftrechte auf den Thron des Gesetzgebers und auf den Stuhl des Richters setzt, womit zwar die Arbeit sehr erleichtert, ja ganz beseitigt, allein auch aller Rechtssicherheit, und im Grunde allem Rechte ein Ende gemacht ist. Jene durch bittre Erfahrungen in der deutschen Jurisprudenz gewonnene Ueberzeugung hat nun bekanntlich seit den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts vieles Gute gewirkt, sie hat den zahlreichen Monographien zum Daseyn verholfen, sie hat unseren Lehrbüchern eine andre, den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Gestalt gegeben, sie hat die Rechtskunstsprache berichtigt, sie hat endlich neben manchem anderen Segen, den sie der Rechtsgelehrsamheit brachte, auch vorzüglich dazu beigetragen, die Grenze zwischen dem philosophischen und dem positiven Rechte gegen Ueberschreitungen zu sichern. In neuerer Zeit entsprang aus dieser Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit der Quellenuntersuchung, die sonderbare Mode der sogenannten Conspectus, in welchen das System nur als Gerippe, allein mit steter und möglichst häufiger Berufung auf die Rechtsquellen, mitgetheilt wurde, welche Art der Mittheilung denn manchem und gerechtem Tadel ausgesetzt war, und jetzt wieder mehr verschwunden zu seyn scheint. Endlich ist die hier allein zu betrachtende Erscheinung der Chrestomathien gleichfalls darauf gegründet, wie deren Urheber überall auf das Bestimmteste aussprechen. Allein erreichen diese Chrestomathien, wie z. B. die hier anzuzeigende, diesen Zweck wirklich? oder sind sie nicht vielmehr, wie ebenfalls behauptet worden ist, das Mittel, um alles wahre und gründliche Quellenstudium aus der akademischen Erlernung des Rechtes (denn von dieser kann hier allein die Rede seyn, da Autodidacten in der Rechtsgelehrsamkeit nur äufserst selten vorkommen mögen) gänzlich zu verbannen? Keine von beiden Fragen darf aber, wenn man gerecht urtheilen will, ganz bejaht oder verneint werden, beide

sind nur halb wahr und halb falsch. Wie Ref. durch eigene und fremde Erfahrung belehrt, sich die Sache ansieht, mufs man vielmehr für den Beginn des akademischen Rechtsstudiums, also namentlich für die erste Bekanntschaft mit der römischen Rechtsweisheit, den Gebrauch solcher Sammlungen allerdings und gar sehr anempfehlen, theils weil dem angehenden Juristen dadurch die Bekanntschaft mit den Rechtsquellen sehr erleichtert, und eine Abschreckung durch die Anschauung der grofsen Masse derselben auf einmal, als eines dem Anfänger fast unbezwingbar erscheinenden Gegenstandes, vermieden wird, theils weil der Anfänger dadurch viele Zeit erspart, welche ihm, der mit der Oekonomie der verschiedenartigen Rechtsquellen noch unbekannt ist, durch die Orientirung darin absorbirt wird, während er in der Chrestomathie nur die Zahl des von ihm zu studierenden Abschnittes nachzuschlagen braucht, theils endlich, weil er darin sogleich alle, oder doch sämmtliche in dem Lehrbuche angeführte, zum Beweise des in letzterem aufgestellten Grundsatzes dienenden Stellen neben einander findet, mithin durch deren Gesammtüberblick weit mehr und besser zur Anschauung des, im Lehrbuche vielleicht allzu abstract Angegebnen gelangt. Dieser letzte Empfehlungsgrund, welchen auch Baier in seiner Vorrede zu der Reinhard'schen Chrestomathie angegeben hat, schien dem Ref. ganz besonders wichtig, weil Jeder, der sich in dem jetzt vorkommenden akademischen Rechtsstudium kein Utopien an Vollkommenheit träumt, weifs, wie dabei gewöhnlich mit der Quellenerforschung umgegangen wird, und wie man namentlich froh ist, wenn man von den vielen, im Lehrbuche mit gutem Bedacht neben einander angeführten Belegstellen, glücklich eine, oder höchstens einige mühsam aufgefunden und gelesen hat.

Es könnte hiernach sogar scheinen, dafs der Gebrauch solcher Sammlungen von Belegstellen für die ganze akademische Studienzeit anzupreisen wäre; allein dies mufs Ref. bestimmt verneinen, und deren ausschliefsliche

Benutzung für die letzte Hälfte des akademischen Cursus geradezu für schädlich erklären. Ist nämlich der Studierende in seinen Rechtskenntnissen schon weiter vorgerückt, so wird ihm nicht entgehen, dafs er in seiner Chrestomathie bisher die einzelnen Stellen nur abgerissen kennen gelernt, nicht aber den Charakter der einzelnen Rechtsquelle im Ganzen, und im Zusammenhange eingesehen habe, er wird dieses Gängelbandes müde werden, und im Gefühl der gewonnenen geistigen Kraft versuchen, für sich zu studieren, selbstständige und zusammenhängende Quellenstudien vorzunehmen, in welchem Falle dann der bisherige Gebrauch der Chrestomathie, indem er seinen geistigen Hunger erregte, allerdings nachhaltig von grofsem Nutzen für ihn ist. Der Studierende mufs aber alsdann sogar die Chrestomathie bei Seite legen, weil jetzt, wo er höhere wissenschaftliche Anforderungen an sich selbst stellt, die Bekanntschaft mit den Originalquellen, sowohl was deren äufsere Beschaffenheit, als was deren Inhalt anbetrifft, ihm unerläfslich geworden ist, und er wird einsehen, dafs das wahre Quellenstudium noch weit mehr, als ein blofses Nachschlagen der einzelnen Stellen ist, welche dieser oder jener Schriftsteller zum Beweise seiner vorgetragenen Ansichten angeführt hat, mit einem Worte, der Studierende, welcher nun zu der Möglichkeit und zu dem Verlangen nach eigener prüfender Kritik der Meinungen gelangt ist, wird das Ungenügende und selbst Schädliche der Chrestomathie für seinen nunmehrigen Standpunkt erkennen, und sich zu den Originalquellen selbst hingezogen fühlen.

Nach dieser, freilich hier des Raumes wegen nur kurz anzudeutenden Ansicht, ergiebt sich leicht, welche Forderungen an eine Chrestomathie gemacht werden müssen, wenn sie ihren vorgedachten Zweck erfüllen soll; sie mufs nämlich den Gebrauch eines, nur für den Anfänger in der Rechtswissenschaft überhaupt, oder in einer einzelnen juristischen Doctrin, berechneten Lehrbuches erleichtern, sie mufs vollständig seyn, sie mufs eine

zweckmäfsige und wahrhaft erleichternde Anordnung besitzen, sie mufs die Einrichtung der Originalquellen schon jetzt anschaulich machen, und so zu deren eigenem Gebrauche vorbereiten und anreizen, sie mufs endlich kritisch gearbeitet seyn.

Allen diesen Anforderungen entspricht nun die hier anzuzeigende Sammlung von Belegstellen zu dem, so vielfach bei akademischen Vorlesungen benutzten Mackeldey'schen Lehrbuche, nach des Ref. Ueberzeugung, vollkommen, und er drückt dieses Lob um so lieber aus, als der (wenn Ref. recht berichtet ist) pseudonyme Hr. Verf. in der Vorrede selbst mit einer nur sehr rühmlichen Bescheidenheit über seine Arbeit urtheilt.

Es werden darin nach dem wieder vollständig abgedruckten Conspectus des Lehrbuches selbst, nach dessen einzelnen §§. und nach der Zahl der Noten, die Belegstellen mitgetheilt, so dafs jede mit einer eigenen Zahl versehen ist, welche Zahlenreihe durch die ganze Sammlung durchläuft, und sich am Ende ergiebt, dafs im Ganzen 7449 Citate abgedruckt worden sind. Diese Einrichtung erleichtert denn die Verweisung sehr, wenn die nämliche Stelle wieder vorkömmt, und bei solchen Rückverweisungen hat der Verf. äufserst zweckmäfsig stets diejenige Zahl angegeben, unter welcher die fragliche Stelle wirklich abgedruckt ist, während in den Fürstenthal'schen Chrestomathien nur auf die zunächst vorhergehende Anführung der nämlichen Stelle verwiesen ist, wo sie selbst aber noch nicht abgedruckt ist, sondern abermals zurückverwiesen ist, so dafs man bisweilen acht- oder neunmal rückwärts gewiesen wird, bevor man zu der wirklich abgedruckten Stelle gelangt, was eben so unbequem als ärgerlich ist. Ganz besonders aber ist die vorliegende Arbeit vor andern ihresgleichen durch zwei Vorzüge ausgezeichnet; einmal, weil sie alle, auch aus nicht juristischen Quellen, namentlich aus den Classikern, angeführten Belegstellen mittheilt, welche sonst in der Regel nicht nachgeschlagen werden, da der Studierende gewöhnlich nicht mit einer grofsen Bibliothek

versehen ist, und selbst die vor- und nachjustinianeischen Rechtsquellen ihm häufig nicht zu Gebote stehen. Sodann hat sich der Verf. der Unsitte enthalten, bei längeren Citaten nur Auszüge daraus mitzutheilen, welche so oft unrichtig, und fast immer mangelhaft ausfallen, und nur zur Undeutlichkeit führen; er ersetzt deren Stelle aber nicht unzweckmäfsig durch einen ausgezeichneten Druck derjenigen Worte, welche ihm die eigentlich wichtigen zu seyn schienen. Endlich fehlt es an den In- und Subscriptionen nicht, obgleich im zweiten Bande, der Raumersparnifs wegen, hierin einige kleine Abkürzungen nöthig wurden, und Ref. mufs nur das Eine tadeln, dafs nicht angegeben worden ist, welcher kritischen Hülfsmittel sich der Verf. bedient hat; er getraut sich hierüber kein Urtheil auszusprechen, da er nicht wissen kann, wie viel hierbei auf Rechnung des Hrn. Verfs. zu setzen ist, doch scheint ihm bei den Pandecten eine Ausgabe mit florentinischem Texte zu Grunde gelegen zu haben. Ref. sieht sich also veranlafst, diese ganze Arbeit nur zu loben, und glaubt, dafs zu ihrer allgemeineren Verbreitung der vorzüglich schöne und correcte Druck, das schöne Papier und der in der That niedrige Preis ebenfalls beitragen werden.

C. Guyet.

Pharmacopoea Hannoverana nova. Hannoverae. In bibliopolio aulico Hahniano. 1833. *XIV und* 400 *S.* 8.

Die erste Auflage dieser Pharmacopoe erschien 1819. Als Muster diente derselben die damalige neue Preufsische. Doch enthält sie auch vieles Eigenthümliche, und mit Recht wurde ihr viel Beifall.

Die Herausgabe dieser neuen Pharmacopoe veranlafste, nach der Vorrede, das Bedürfnifs, da die erste Auflage vergriffen war, theils auch die Nothwendigkeit einer zeitgemäfsen Umarbeitung derselben. Manche damals aufgenommene Mittel mufsten ausgemerzt, dagegen neue,

welche die Erfahrung als sehr wirksam erwies, aufgenommen werden. Hierbei war es Zweck der Verfasser, die Grenzen des Arzneimittel-Vorraths möglichst enge zu ziehen, und nur was allgemein als wirksam anerkannt ist, aufzunehmen. Eben so wurde auf die Zubereitung der Arzneimittel alle Sorgfalt verwendet, das Mangelhafte verbessert und neue bewährte Präparate aufgenommen. Anstatt des Sternchens, welches den vorzüglich gebräuchlichen Mitteln in der ersten Auflage zur Bezeichnung beigesetzt wurde, enthält diese neue Auflage eine Liste derjenigen Arzneimittel, welche in jeder Apotheke vorräthig seyn müssen. Im Uebrigen ist die frühere Anordnung beibehalten worden.

Bei einer flüchtigen Durchsicht fand Ref., dafs diese neue Pharmacopoe viele neue zeitgemäfse Veränderungen erlitten und zweckmäfsige Zusätze erhalten hat. Die neuern Erfahrungen im Gebiete der Waarenkunde und der pharmaceutischen Chemie sind zum Theil wohl benutzt, und kein neues in neuester Zeit allgemein bewährt gefundenes Arzneimittel mangelt. Einiges jedoch erlauben wir uns zu bemerken.

Im ersten Theil, welcher die *simplicia* begreift, sind, wie auch in der neuesten Preufsischen Pharmacopoe, mehrere Präparate als käuflich bezeichnet, die in der frühern Auflage zu denjenigen gezählt wurden, welche der Apotheker selbst bereiten mufs, wie *Acidum muriaticum*, *nitricum*, *succinicum*, *Ammonium carbonicum*, viele *Olea aetherea* u. s. w. Obwohl die meisten dieser Präparate aus den Fabriken im Durchschnitt rein und billig zu erhalten sind, so sollte doch ein Gesetzesbuch dem Apotheker nie vorschreiben, Präparate zu kaufen, welche er leicht selbst bereiten kann. Auch sieht man nicht ein, warum manche, die eben so leicht aus Fabriken bezogen werden können und zum Theil noch schwieriger im Kleinen zu bereiten sind, als die unter den *simpliciis* aufgenommenen, dennoch im 2ten Theil vorkommen.

Man sieht ferner zum Theil den Grund nicht ein, warum einige Droguen unter die Liste der vorräthig zu haltenden aufgenommen sind, andere dagegen nicht, z. B. *Colocynthides* gehören zur erstern, *Boletus Laricis* nicht. Ferner steht *Herb. Hederae terrestris* in der Liste der vorräthig zu haltenden, aber *Herb. Gratiolae*, *Hyssopi*, *Lactucae virosae* und viele andere wirksame Substanzen nicht. Allerdings ist es sehr schwer, hier die richtigste Auswahl zu treffen, da über Wirksamkeit und Unwirksamkeit eines Arzneimittels sich nicht leicht absprechen läfst, und man ist zum Theil genöthigt, auch der Mode zu huldigen. Indessen hätte *Bolus armenu* und *Lapis Calaminaris*, obgleich sie zu einigen *compositis* kommen, wohl noch wegbleiben können.

Die Beschreibungen der rohen Arzneimittel sind zum Theil äufserst kurz und mangelhaft. Von manchen ist blos der Geruch und Geschmack in allgemeinen Ausdrücken angedeutet und dieses zum Theil nicht ganz richtig; so wird *Cort. Quercus* als bitter und adstringirend beschrieben. Einige Mittel sind kurz beschrieben, andere nicht, ohne dafs man den Grund von beidem einsieht. So ist z. B. *Cort. Mezerei* beschrieben, *Cort. Pruni Padi* nicht, eben so sind *Fol. Aurantiorum* beschrieben, *Fol. Lauro-Cerasi* aber nicht, was doch wichtiger gewesen wäre, und so noch vieles Andere. Bei *Hb. Chelidonii majoris* heifst es *Folia magna*, *tenuia*, *sinuata*, *glabra* u. s. w., wer wird hier nur entfernt an *Chelidonium* erinnert? Bei *Flor. Millefolii* heifst es nur *Flores albi aut rubicundi*, was soll eine solche Beschreibung? Wenn die Beschreibung dem Sachkenner kein klares Bild giebt, so ist sie zwecklos, und ein blofses Namensverzeichnifs, wie in mehreren neuern Pharmacopoeen, ist weit besser. — *China rubra* soll eine Varietät von *China regia* seyn, wer wird das glauben? Saffran wird als goldgelb beschrieben, *Mentha crispa* (welche?) soll in Sibirien einheimisch seyn. Bei *Hb. Polygalae amarae* heifst es *sapore subamaro*; er ist aber *peramarus*. Der Krebs wird noch zu den

Insecten gezählt! Blos bei *Rad. Columbo* wird bemerkt *rejiciantur vermibus perforatae*, bei allen übrigen Substanzen wird in der Regel weder von schlechter Beschaffenheit noch von Verwechselung, aufser bei *Rad. Saponariae*, das Geringste erwähnt. Wo ist hier Consequenz? Zucker wird *principium proprium dulcissimum*, und Milchzucker *Sal essentiale* genannt!

Im zweiten Theile sind die *composita* im Durchschnitt unverändert geblieben, was sehr zu loben ist. Nur *Acetum concentratum* und einige destillirte Wasser sind etwas stärker. — Die Hälfte Schwefelsäure zur Zerlegung der Knochenasche ist viel zu wenig, selbst wenn die Säure nur zur Darstellung des Phosphors und phosphorsauren Natrons verwendet wird. Warum stehen *Acidum tartaricum* und *Chininum sulphuricum* hier? sie werden eben so rein von Fabriken bezogen, als die oben bezeichneten im ersten Theil aufgenommenen, und möchten zum Theil mit mehr Schwierigkeit im Kleinen zu bereiten seyn. Eben so sieht man nicht ein, warum *Ol. Cumini, Menth. crisp.* in dieser Abtheilung stehen, während *Ol. Menth. pip., Ol. Thymi* u. a. unter den käuflichen Artikeln stehen. *Ammon. carbon. pyro-oleosum* soll künstlich aus *Ammon. carbon.* und *Ol animale* bereitet werden. Dieses halten wir für unrecht, denn es ist etwas anderes, als das aus thierischen Theilen durch Sublimation erhaltene; es gehört also dieses eher unter die käuflichen Artikel, als *Ammon. carbon. pur.* Die Vorschrift zur Bereitung von *Baryta muriatica* ist nicht sehr praktisch. *Crocus metallorum* hätte als ein meistens sehr unreines Präparat wegbleiben können. Warum steht *Cuprum sulphuricum* in dieser Abtheilung? — Die Menge *Ol. de Cedro* zu *Elix. Aurant. comp.* ist zu grofs. Die Bereitung der Extracte hätte auch zum Theil eine Verbesserung erfordert. *Infusum Chinae cum Magnesia* dünkt uns sehr unchemisch; wahrscheinlich wirkt es aber? Die Bereitung von Iodkalium nach der Preufsischen Pharmacopoe ist der hier aufgenommenen vorzuziehen. Warum soll das Gemische von Aetznatron-

lauge und Oel zur Seife einige Tage stehen, bevor es erhitzt wird? *Spiritus muriatico-aethereus* und *Spiritus nitrico-aethereus* über *Magnesia usta* abzuziehen, ist zweckwidrig, weil die Verbindungen hierbei grofsentheils wieder zerlegt und die Producte verschlechtert werden. Warum wurde zur Bereitung von *Sulphur auratum* nicht das krystallisirte Schwefelantimon-Natrium vorgeschrieben, welches ein weit reineres und stets gleichförmiges Produkt liefert? Auch die Bereitung von *Tart. ammoniatus* ist ohne Noth zu umständlich. — *Roob juniperi* soll vom Apotheker selbst bereitet werden, während *Roob Sambuci* und *Roob Dauci* unter den käuflichen Artikeln stehen. Letztere soll man zum medicinischen Gebrauch reinigen; was aber an Unreinigkeiten gelöst ist, wird dadurch nicht fortgeschafft!

Diese Bemerkungen, welche leicht vermehrt werden könnten, zeigen, dafs die neue *Pharmacopoea Hannoverana* bei allen Vorzügen, die sie hat, nicht ohne Mängel ist. Wohl sind uns die Schwierigkeiten bekannt, mit welchen man bei den vielseitigen Anforderungen an eine zeitgemäfse Pharmacopoe zu kämpfen hat. Doch glauben wir, hätten die Verff. manche hier gerügte Unvollkommenheiten beseitigen können, wenn sie sich ihre Aufgabe hie und da weniger leicht gestellt hätten.

Neue Arznei-Taxe für das Königreich Hannover. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1833. 38 S. 8.

Diese neue Arzneitaxe ist als Anhang zu der neuen *Pharmacopoea Hannoverana* zu betrachten. Die Erscheinung dieser machte jene nöthig.

Die Grundsätze, nach welchen diese neue Arzneitaxe ausgearbeitet wurde, sind die in der ältern Preufsischen Arzneitaxe vom Jahre 1815. aufgeführten. Diese Grundsätze haben sich unter allen nach Procenten berechneten Arzneitaxen als die vorzüglichsten bewährt, und wir können den Hnn. Verffn. darum, dafs sie denselben ganz folgten, nur Beifall zollen. — In ein weiteres Detail einzugehen, halten wir für überflüssig.

Handbuch der Volkswirthschaftslehre, mit drei synoptischen Tafeln, von Dr. Karl Steinlein, Privatdocenten der Staatswiss. . . . Erster Band. München, Cotta, 1831. *LVI u.* 510 *S.* 8.

Der Unterzeichnete ist eine Zeit lang durch dringende Amts- und literarische Arbeiten abgehalten worden, die Anzeigen neuer staatsökonomischer Schriften in diesen Jahrbüchern fortzusetzen. Es hat sich hierdurch eine Reihe von Rückständen gehäuft, deren Bearbeitung nun wohl nicht mehr thunlich ist; es sollen daher nur einige Werke, deren Erscheinung noch nicht zu weit hinter der Gegenwart liegt, herausgehoben werden. Der Verf. des genannten Handbuchs gehört zu der Anzahl jüngerer Männer, die seit einigen Jahren der politischen Oekonomie ihre wissenschaftlichen Bestrebungen zu widmen angefangen haben. Die Hoffnungen, welche diese neue Generation erweckt, sind in einem Zeitpunkte, in dem Deutschland mehrere seiner berühmtesten Veteranen in diesem Fache verloren hat (v. Jacob, Sartorius, Graf Soden), doppelt schätzbar, auch verdient bei dem fast allgemeinen Hindrängen der Jugend zu staatswissenschaftlichen Untersuchungen, in denen sich die Oberflächlichkeit nur zu leicht unter einer anziehenden Form verstecken kann, die Beharrlichkeit derjenigen gerühmt zu werden, welche das schwerere aber sicherere Verdienst um die politische Oekonomie der Theilnahme an dem Gewirre politischer Verhandlungen vorziehen. Jene Wissenschaft ist in der That mehr als manche andere vor dem Eindrängen seichter Mitarbeiter geschützt, weil der strenge Zusammenhang der einzelnen Sätze und die Fülle der bereits in der neueren Literatur niedergelegten Gedanken jedem, der sich diesem Studium zuwendet, sogleich die Nothwendigkeit gründlicher Forschungen fühlbar macht.

Hr. Dr. Steinlein, Privatdocent in München, will dem Publicum ein ausführliches, leicht verständliches Handbuch übergeben, aus welchem jeder, ohne einen Lehrer nöthig zu haben, sich selbst unterrichten könne. Er beschränkt sich für jetzt auf den ersten Haupttheil

der politischen Oekonomie, die Volkswirthschaftslehre oder Nationalökonomie, von welcher aber nur die Einleitung, die Grundlehren und ein Theil der Lehre von der Production in den Umfang des bis jetzt allein erschienenen ersten Bandes fallen, so dafs man wenigstens noch 2 weitere Bände erwarten mufs. Der Verf. hat sich durch seine Dissertation: *Agriculturae laus, incrementa et impedimenta*, 1826, nicht unrühmlich bekannt gemacht. Indefs ist die Aufgabe, die er sich in der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes gesteckt hat, eine der schwersten und gröfsten; die Handbücher von Storch, Lotz und Say bieten einen Mafsstab zur Vergleichung dar, der eine strenge Beurtheilung erwarten läfst, und schwerlich wird dem Verf. das Bedauern erspart werden, Manches niedergeschrieben zu haben, was er bei der Fortsetzung seiner Arbeit selbst mifsbilliget. Allerdings wird wohl jeder Schriftsteller, der in seiner Ausbildung nicht stille steht, dieses Geständnifs ablegen müssen, nur ist es vortheilhafter, sich vor dem Beginne eines so ausgedehnten Werkes durch mehrere specielle Untersuchungen an den Schwierigkeiten des Gegenstandes zu versuchen. Wenn eine Wissenschaft so weit ausgebildet ist, wie die politische Oekonomie in Deutschland, so kann es nicht mehr für vortheilhaft erachtet werden, dafs Jeder, der sie zu bearbeiten geneigt ist, das Ganze immer von Neuem abhandle, weil er dadurch in die Nothwendigkeit kommt, vieles zu wiederholen, was Andere schon eben so gut gesagt haben, und weil Monographien zur Aufhellung einzelner dunklerer Stellen weit fruchtbarer sind. Indefs will Rec. mit diesen gelegentlichen Bemerkungen kein ungünstiges Urtheil über den Werth des Steinlein'schen Buches ausdrücken, über welches, was Plan und Ausführung im Ganzen betrifft, aus dem ersten Bande nicht füglich geurtheilt werden kann.

Der Hauptvorzug, der schon jetzt deutlich zu erkennen ist, liegt in dem ungemein grofsen Reichthume an literarischen Notizen, welcher diesem Bande gewisser-

maſsen den Charakter einer Literatur der Volkswirthschaftslehre verleiht. Nur in München und Göttingen, auf den groſsen Bibliotheken, wird es möglich seyn, die in- und ausländischen Schriften, sammt den Uebersetzungen der letzteren, so vollständig anführen zu können. Der Verf. hat seinen, bei jüngeren Gelehrten nicht häufigen Sammlerfleiſs so weit getrieben, daſs er bei vielen Werken auch die Recensionen nachweist, und Rec. bekennt, daſs es ihm sehr willkommen gewesen ist, manche von ihm für verschiedene Literaturzeitungen geschriebene Recensionen hier aufgezeichnet zu finden, da er sie nicht immer selbst notirt hatte. Häufig ist auch ein gedrängtes Urtheil über die genannten Schriften beigefügt. Wenn Rec. bemerkt, daſs er einen compendiarischeren Druck mit mehr Abkürzungen gewünscht hätte, so geschieht dies nur darum, weil es auffällt, daſs ein Schriftsteller, der so verständig von der Ersparung an den Productionskosten handelt, seine Lehre selbst zum Besten des bücherkaufenden Publicums nicht mehr beachtet hat. Die gute Literaturkenntniſs des Verfs. hat natürlich auf den Inhalt seines Werkes vortheilhaften Einfluſs gehabt, welches mit guter Auswahl geschrieben ist und viel Nützliches enthält.

Die Vorrede nennt unter den Rücksichten, die ihn bei der Bearbeitung seines Buches geleitet haben, auch die, daſs er den persönlichen Gütern die gebührende Stelle anweisen und ihren Zusammenhang mit der Production darthun wolle. Dagegen hat Rec. nichts einzuwenden, und es wird immer zum Nutzen der Wissenschaft gereichen, wenn man das vielfache Ineinandergreifen beider Classen von Gütern zu erforschen sucht. Aber es ist kein Gewinn für die scharfe Auffassung des Gegenstandes zu erwarten aus einem solchen Zusammenwerfen der persönlichen und sachlichen Güter, welches das Eigenthümliche der Wirthschaftsverhältnisse unkenntlich macht. Einige Neuere, welche die persönlichen Güter oder wenigstens die Dienste den Sachen völlig gleichordnen, scheinen doch in einer Art von Selbst-

täuschung befangen zu seyn, denn sie handeln die meisten nationalökonomischen Lehren gerade so ab, als hätten sie nur die Sachgüter im Auge, was allerdings in dem vorliegenden Werke nicht geschieht. Ueberhaupt hat man sich vorzusehen, dafs nicht das, übrigens rühmliche Bestreben, eine höhere und umfassendere Ansicht zu gewinnen, einer gründlichen Untersuchung schwierigerer Materien Eintrag thue. Die Nationalökonomie ist so reich an grofsen und wichtigen Aufgaben, dafs man es bedauern mufs, wenn die ihr gewidmeten Kräfte sogleich an der Schwelle des Gebäudes durch unfruchtbare Vorfragen zersplittert werden. Sind die Dienste Theile des Vermögens und Einkommens, so müssen viele Lehren der Wissenschaft anders dargestellt werden; ein inneres Bedürfnifs aber ist hierzu nicht vorhanden, denn es genügt vollkommen, sich daran zu erinnern, dafs Dienste im Verkehre als Aequivalente von Sachen erscheinen. Wären die letzteren nicht dasjenige, worauf es vorzüglich ankommt, so wäre nicht wohl abzusehen, warum nur von den bezahlten, nicht auch von den übrigen Diensten die Rede seyn sollte, die doch für das Wohlseyn der menschlichen Gesellschaft ebenfalls wichtig genug sind. Endlich müfste unser Verf. nach seiner Definition der Güter, dafs sie nämlich Mittel zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse seyen, neben den Sachen und Diensten folgerichtig auch die persönlichen Güter mit hereinziehen; denn ist nicht der Verstand, Fleifs, Eifer des Einen für den Anderen ein solches Mittel? Der Verf. bemüht sich S. 458 ff., das Verhältnifs der Dienste zu der Production körperlicher Güter auseinander zu setzen, und ist in der Meinung, dafs im Kopfe des Richters, des Feldherrn u. s. w. ein Vorrath von Diensten angesammelt getroffen werde, wie man Vorräthe sachlicher Güter angehäuft finde. Diese Zusammenstellung ist aber wenigstens gesucht und nicht fähig, die Verbindung beider Güterclassen in der wissenschaftlichen Behandlung zu empfehlen.

(Der Beschlufs folgt.)

Steinlein, Volkswirthschaftslehre.

(Beschlufs.)

Die Anordnung des Stoffes ist folgende: Das Buch beginnt mit einer fafslichen und wohlgerathenen Einleitung, die mit der Geschichte und Literatur der Volkswirthschaftslehre schliefst. Hierauf folgen im I. Theile Grundlehren, aus denen der 2. Titel, oberste Grundsätze, der nur ein Blatt füllt, besser ganz weggeblieben wäre, weil er an diese Stelle nicht gehört. Im II. Theil wird die Lehre von der Production vorgetragen, wobei indefs die aus Gioja genommenen Sätze des 1. Titels, Regeln der Production, mehr der Privatökonomie angehören. Auf die vielfache Benutzung von Gioja legt Hr. Dr. Steinlein besonderen Werth; wirklich ist es auch verdienstlich, die Arbeiten dieses Mannes, der in allen Materien schematisirend zu wirken suchte, zu benützen, doch mufs Rec. bemerken, dafs sie ihm mehr zur Erweiterung des Gesichtskreises als zur Ergründung der Gegenstände geeignet erscheinen, und dafs ihm die vielen tabellarischen Anordnungen oft höchst trocken und unbefriedigend vorgekommen sind.

Die Schreibart des Verfs. ist deutlich und rein, nur selten trifft man eine unklare Stelle, wie z. B. die Erklärungen auf S. 222: „Diese Reihe der durch Vorstellungen geleiteten Bemühungen und Anstrengungen heifst Arbeit; diese Ausscheidung, Vereinigung und Gestaltung brauchbarer Formen zur Befriedigung von Bedürfnissen heifst Production."

Rec. geht nun zu einigen Bemerkungen über Einzelnes über, was ihm beim Lesen aufgefallen ist. S. XXXII. gehören die Reisewerke zur Statistik, dagegen sind die Regnier'schen Schriften (S. XLI.) nicht statistisch. Das

schätzbare Werk von v. Keefs ist mehr technologisch, die Fortsetzung von v. Keefs und Blumenbach fast ganz. — S. 56. ist es nicht passend, eine Menge von antiphysiokratischen Schriften aufzuführen, ohne dafs man erführe, welcher Ansicht die Verff. zugethan sind. — S. 97. hat A. Smith diese Unterscheidung von 3 Capitaltheilen nicht aufgestellt, vielmehr theilt er die angesammelten Gütervorräthe *(stock)* in 2 Haupttheile, das Capital und die zur eigenen unmittelbaren Consumtion dienenden Gegenstände *(that (part), which supplies his immediate consumtion)*; die Capitale zerfallen wieder in stehende und umlaufende (2. Buch 1. Kap.). — Nach S. 223. macht die Mühe, die Anstrengung, die Arbeit, das nothwendige Opfer unserer Bequemlichkeit, das die Production eines Gutes uns kostet, den Werth desselben aus. Rec. bezweifelt, dafs diese Erklärung dessen, was wir Werth zu nennen pflegen, in Deutschland Eingang finden werde. Niemand denkt, wenn er von dem Werthe der Freundschaft, der Gesundheit, eines guten Unterrichtes u. s. w. spricht, an die Schwierigkeiten und Kosten der Erwerbung und Production dieser Gegenstände, und es läfst sich darthun, dafs der Sprachgebrauch zwar öfters Werth und Kosten oder Preis verwechselt, aber doch vorherrschend unter jenem Ausdrucke den Grad von Brauchbarkeit versteht. Während diese es ist, was das Wesen der Vermögenstheile und ihr Verhältnifs zur Wohlfahrt der Individuen oder der menschlichen Gesellschaft bestimmt, richtet unser Verf. seine Aufmerksamkeit mehr auf Preis und Kosten, so dafs er nur sagt, man habe den Werth von der Brauchbarkeit zu unterscheiden, diese aber nicht weiter verfolgt. An den Deutschen, dem die Arbeiten seiner Vorgänger nicht unbekannt sind, ist gewifs billigerweise die Anforderung zu machen, dafs er die Theorie des Werthes, oder, wenn nun einmal dies Wort nicht in diesem Sinne gebraucht werden soll, der Nützlichkeit oder Brauchbarkeit, in ihrer Wichtigkeit anerkenne und vortrage, wozu unter den Vorbegriffen die beste Stelle ge-

wesen wäre. Indefs ist die Lehre vom Preise noch nicht im ersten Bande enthalten, und es ist also auch hierin die weitere Entwicklung zu erwarten. — S. 231. ist es wenigstens dem bisherigen nationalökonomischen Sprachgebrauche entgegen, unter Verbrauch nur die sogenannte productive Consumtion zu verstehen, so dafs z. B. das bei einem Feuerwerke oder einem Balle verzehrte Schiefspulver, Wachs, Brennholz nicht verbraucht heifsen dürfe. Rec. hat sich des Wortes Verbrauch bedient, um damit eine Consumtion durch Menschen, bei Gelegenheit des Gebrauches, zu bezeichnen. Lotz hatte gerade umgekehrt wie unser Verf. die Consumtion zu menschlichem Genusse Verbrauch genannt, wogegen sich erinnern läfst, dafs es vollkommen üblich ist, auch von dem verbrauchten Holze des Schreiners u. s. w. zu sprechen. — S. 238. Neben Natur- und Menschenkräften giebt es kein *tertium*. Der Verf. rechnet dahin die Kräfte der Capitale, aber wenn aus diesen Kräfte hervorgehen, wie aus einem arbeitenden Pferde oder aus dem Sprengpulver, so sind es offenbar natürliche. — S. 317. wird die Verbindung der Arbeiten nach Gioja als ein eigenthümliches und sehr wirksames Mittel dargestellt, die productive Wirkung der Arbeit zu verstärken; sie unterscheidet sich von der Arbeitstheilung dadurch, dafs nicht verschiedenartige, sondern gleichartige Arbeiten mit einander in Zusammenhang gesetzt werden. Es ist nützlich, dieses Mittel zum Gegenstande einer besonderen Betrachtung zu machen, die jedoch zum Theile nicht neu ist, denn einige der zur Erläuterung gewählten Beispiele beziehen sich auf die schon hinreichend bekannten Vortheile gröfserer Unternehmungen, andere auf die Arbeitstheilung, z. B. die Gemeindebacköfen und die Milchgesellschaften, bei denen wenige Menschen sich ausschliefslich der Verarbeitung der Milch und der Wartung der Kühe widmen können und daher eine ziemlich grofse Heerde zu versehen im Stande sind. — Wenn S. 338. alle Gütervorräthe Capitale genannt werden, so ist dies eine, von mehreren neueren Schriftstellern, z. B.

Mac Culloch, getheilte Ansicht, die aber bei genauer Prüfung nicht bestehen kann und bei deren Annahme das Wort Capital, welches sich unverkennbar auf die werbenden Vorräthe im Gegensatze der blos persönlichen Genufs gebenden bezieht, ganz aufgegeben werden müfste. Nur dann liefse sich die Gleichsetzung der Capitale und Genufsmittel einigermafsen rechtfertigen, wenn man soweit ginge, wie Einige die sämmtlichen persönlichen Güter mit in das Vermögen zu rechnen, weil dann die Production einer angenehmen Empfindung in der Nase und die Production eines Riechwassers als gleichartige Wirkungen betrachtet werden müssen; diese unzulässige Ausdehnung der politischen Oekonomie hat aber unser Verf. nicht angenommen. Er sieht sich, nach der Aufstellung jenes zu weiten Begriffes von Capital, sogleich gezwungen, ein Zehr- und ein Nähr-Capital zu unterscheiden, welches im Grunde nur andere Benennungen für dasjenige sind, was man sonst Gebrauchsvorrath und Capital nennt. — An mehreren Stellen ist die Geschicklichkeit der Arbeiter als ein Theil des Capitales angeführt worden, eine Vorstellung, mit der der Unterzeichnete sich nicht befreunden kann, und der er anderswo widersprochen hat. — S. 366: „Den Dienst des Grundes und Bodens und des darunter begriffenen Capitales stellt die Grundrente vor," — ein wenigstens nicht klarer Satz.

K. H. Rau.

Zusammenstellung einiger ausländischen und deutschen Schriften.

1) *Bericht des Herrn M. W. Cousin, Staatsraths, Prof. d. Philos., Mitgl. des Instituts und des Kön. Conseils für den öffentl. Unterr., über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands, und besonders in Preufsen, Als Beitrag zur Kenntnifs des deutschen und französ. Unterrichtswesens aus dem Französ. übersetzt und mit Anmerk. begleitet von J. C. Kröger, Dr. der Philos., Katecheten am Waisenh. in Hamburg, der Hamb. Gesellsch. zur Beförderung der Künste und nützl. Gewerbe Ehrenmitgliede. Zweite Abtheil. Elementarschulen und Seminarien im Königreiche Preufsen. Altona, bei J. F. Hammerich, 1833. IV u. 359 S. 8.*

Die erste Abtheilung dieses wichtigen Berichts ist von uns im Juniusheft d. Heidelb. Jahrb. v. J. angezeigt worden, und wir freuen uns, die Fortsetzung, der wir dort so wie dem Erfolge entgegen sahen, nunmehr anzeigen zu können.

Vor allem müssen wir die Freimüthigkeit loben, mil welcher der urtheilsfähige Verf. in seinen Briefen an das französische Ministerium, und man darf sagen an die französische Nation redet. Er spricht als Philosoph und als Sachkenner zugleich. Den Ruhm der Bildung und der Anstalten für dieselben in Preufsen spricht er ohne Rückhalt aus, wie für die Wissenschaft, für die intellectuelle und moralische Civilisation so vorzüglich gesorgt sey, wie man bei Besetzung der akademischen Lehrstellen nicht wie in Frankreich, wo sich immer die „ränkesüchtige Mittelmäfsigkeit an die ministerielle Willkühr wende," sondern auf die beste Weise verfahre, wie für jede Provinz höhere und niedere Lehranstalten dazu angeordnet seyen, und das auf das Zweckmäfsigste, u. s. w. Die nützlichen Winke für Frankreich fehlen nicht. So wird gesagt, „dafs der allgemeine Geist des Landes, die genaue Verbindung des Schulcollegiums mit dem Consistorium, seine eigenthümlichen Obliegenheiten es zwar von Grund aus religiös machen, dafs es aber gröfstentheils weltlich und gänzlich frei in seiner Wirksamkeit

sey." Unter dieser Behörde stehen nämlich die Gymnasien und alle untere Anstalten. Weiter wird eine Uebersicht von der Verwaltung des Volksunterrichts gegeben. Von dem Elementarunterricht wird gerühmt, dafs er einen doppelten Charakter habe, er sey Angelegenheit der Gemeinden, der Regierungsbezirke, und zugleich des Ministeriums, welches in der Natur der Sache liege, da „zu der Dazwischenkunft der Ortsbehörden auch die einer höheren Hand, welche alles belebt und begeistert, erfordert werde." — „Es ist also der Zweck dieser Einrichtung des öffentlichen Unterrichts, die Einzelnheiten den Ortschaften zu überlassen, dem Minister und seinen Räthen aber die Leitung des Ganzen und den allgemeinen Anstofs zu bewähren." Hierauf stellt der Bericht ausführlich den Elementarunterricht dar. Der Uebersetzer hat sich zugleich damit ein Verdienst um das deutsche Publicum erworben, dafs er mit diesem trefflichen Zustand jener Schulen genau bekannt macht, wozu seine Anmerkungen noch beitragen.

Unter der ersten Rubrik: Organisation des Elementarunterrichts, werden die Pflichten der Eltern, ihre Kinder in die Elementarschulen zu schicken, angegeben. Dabei die feine Bemerkung über das Wort „Schulpflichtigkeit," dafs es dem für den Militärdienst bestimmten Ausdruck Dienstpflichtigkeit entspreche. „Diese beiden Worte," sagt Hr. Cousin weiter, „bezeichnen das ganze Preufsen; sie enthalten das Geheimnifs seiner Originalität als Nation, seiner Macht als Staat und die Bürgschaft seiner Zukunft; sie bezeichnen, nach meiner Ansicht, die beiden Grundlagen der wahren Civilisation, welche zugleich in Licht und Kraft bestehen." Sodann die Pflicht der Gemeinden, auf ihre Kosten eine Elementarschule zu halten; ferner die allgemeinen Gegenstände und verschiedenen Stufen dieses Unterrichts; hierauf von der Bildung, Anstellung, Beförderung und Bestrafung der Elementar-Schullehrer; weiter von der Leitung dieses Schulunterrichts durch die Aufseher; end-

lich von Privatschulen, unter welchen Pensionsanstalten, auch Bewahrschulen u. a. m. begriffen sind.

Diesen sechs Puncten aus dem Gesetz von 1819, von welchem der Vf. sagt: „es ist das ausgedehnteste und vollständigste Gesetz über den Elementarunterricht, welches ich kenne, und man kann sich nicht weigern, darin eine hohe Weisheit anzuerkennen," fügt er wichtige Erinnerungen über die Verhältnisse und Bedürfnisse in Frankreich bei, welche auf unsere deutschen Volksschulen das günstigste Licht werfen. So sagt er z. B. (S. 141.): „Die deutschen Bürgerschulen, etwas niedriger als unsere Gemeinde-Collegien in Bezug auf die classischen und wissenschaftlichen Studien stehend, sind im Allgemeinen diesen weit überlegen in dem Unterricht der Religion, Geographie, Geschichte und National-Literatur. Meiner Meinung nach ist es von der gröfsten Wichtigkeit, in Frankreich nach dieser oder jener Ansicht eine gewisse Zahl unserer Gemeinde-Collegien umzuformen." — „Mögen unsere Schulen denn christlich, mögen sie es ernstlich und aufrichtig seyn. Nach und nach wird die Geistlichkeit ihre Augen öffnen, und uns ihre kräftige Mitwirkung leihen" u. s. w. Wir empfehlen dieses alles zum Nachlesen.

Die zweite Rubrik enthält die Statistik dieses Unterrichts, mit den Tabellen aus Beckedorfs Jahrbüchern von 1821. und mit weiteren Zusätzen; ferner mit Tabellen über die Seminarien für die Lehrer jener Schulen aus denselben Jahrbb. von 1827. Hierauf stellt der Verf. die Resultate dieser 28 Anstalten zusammen. Von den kleinen oder Hülfs-Seminarien urtheilt er Folgendes: „Ohne Zweifel verdienen Preufsens Hauptseminarien die höchste Achtung, aber man kann auch jene kleinen Anstalten nicht genug schätzen, welche sich lieber verbergen als zeigen, welche arm, wie die andern reich seyn wollen, weil sie für die Armen arbeiten und sich Beschränkungen aller Art auflegen, während die andern sich oft zur äufsersten Entwicklung anregen. Sie kosten

beinahe nichts, und stiften viel Gutes; sie sind sehr leicht zu errichten, aber unter der Bedingung, dafs Directoren und Zöglinge sich ihnen durchaus hingeben. Und diese Hingebung kann allein die Religion einflöfsen und unterhalten. Wenn man Menschen dienen will, ohne von ihnen gekannt und gepriesen zu werden, so mufs sich das Auge zu Gott hinaufrichten; dieser Zeuge ist nöthig beim Mangel aller andern. Deswegen sind auch die Stifter und Directoren dieser Hülfs-Seminarien fast immer Geistliche, getrieben von christlicher Liebe, oder fromme, für den Volksunterricht begeisterte Männer." — Dieses Urtheil eines Franzosen, das den Philosophen und ächten Volksfreund bezeichnet, kann manchen deutschen Volksschreier beschämen. Hr. Cousin beschreibt hierauf zwei solche Anstalten, die eine in der Vorstadt Lastadie zu Stettin, von Hrn. Kreis-Schulrath Bernhardt, einem trefflichen Pädagogen, gegründet, die andere zum Andenken des Bischofs Otto von Bamberg, der in Pommern vor 1000 Jahren das Christenthum einführte, zu Pyritz gestiftet.

Bei dieser Gelegenheit sagt der Hr. Berichterstatter: „Der gröfste Theil der Preufs. Hülfs-Seminarien ist in diesem Geiste gegründet und geleistet. Alles ruht auf der geheiligten Grundlage des Christenthums. Aber selbst in ihrer Demuth erkennt man einen Geschmack für den Unterricht, einen Sinn für Natur und Musik, welcher jede Rohheit fern hält, und diesen bescheidenen Anstalten einen fast liberalen Charakter giebt. Alles fliefst unstreitig aus der Tiefe der Volkssitte und des deutschen Geistes; aber die christliche Liebe könnte einen grofsen Theil desselben auf unser Frankreich übertragen, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Reglements der Hülfs-Seminarien zu Lastadie und Pyritz in die Hände einiger würdigen Geistlichen, einiger guten Caplane und Pastoren auf Dörfern und in kleinen Städten kämen, und diese ein gleiches Apostelamt übernähmen."

Von den Hauptseminarien lautet das Urtheil des Berichts ebenfalls günstig. Wir führen aus demselben noch einige Stellen an. „Im Allgemeinen haben die katholischen Schulen eine, wenn auch nicht schlaffe, doch weniger strenge Disciplin. — Die Unterrichts-Reglements sind in den Anstalten beider Confessionen weniger verschieden, doch stehen die protestantischen im Allgemeinen höher als die katholischen. Der Grund liegt vorzüglich darin, weil sie älter sind, und Zeit und Erfahrung gewähren hier wie in andern Dingen unendliche Vortheile. — Auch kommt es auf die Bildung in den Provinzen an. Wenn man in eins dieser grofsen Seminarien der Provinz Sachsen und Brandenburg eintritt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, welchen dort die, wie in einer Preufs. Kaserne, herrschende bewundernswerthe Ordnung und strenge Disciplin hervorbringt, und doch ist zugleich alles liberal und zeigt einen wissenschaftlichen Sinn." Hr. Kröger setzt in der Anmerkung hinzu, dafs er nicht „eine fast übertriebene Strenge," wie sie Hr. Cousin vorher genannt hatte, wohl aber eine erfreuliche Ordnung in den Preufs. protestantischen Seminarien bemerkt habe, wie denn auch der Bericht des Hrn. Staatsraths C. über die Anstalt in Potsdam auf einen ächt väterlichen Geist zeige.

Hr. St. Cousin hat zwei Jahresberichte von den Directoren zweier verschiedenen Schullehrer-Seminarien angefügt, von dem katholischen zu Brühl unweit Cöln, und von dem protestantischen zu Potsdam, wobei er dem Hrn. Minister seine durchaus beifällige Urtheile und Wünsche äufsert. Zu den letzteren gehört folgende Stelle: „Ohne Zweifel besitzen wir einige Menschenfreunde, einige philosophische S. Vincents de Paul (Stifter des Pariser Findelhauses und Beförderer vieler wohlthätigen Unternehmungen seiner Zeit; er starb 1660.), welche ohne religiösen Geist sich diesem beschwerlichen Geschäfte hingeben; aber es handelt sich hier nicht um einige Lehrer; mehr als 40,000 Schulen haben wir zu besetzen, und es ist weise, die Hülfe der Religion bei

der Unzulänglichkeit unserer Mittel in Anspruch zu nehmen, wäre es auch nur zur Erleichterung des Budjets. — Je mehr ich dies Alles überlege, Herr Minister, je mehr ich hier die Schulen betrachte, je mehr ich mich mit den Directoren der Normalschule und den Ministerialräthen unterrede, desto mehr überzeuge ich mich, daſs wir um jeden Preis uns mit der Geistlichkeit für den Volksunterricht verstehen, und den Religionsunterricht zu einem besondern und sorgfältig behandelten Zweig der Seminaristenbildung machen müssen. Wohl weiſs ich, Herr Minister, daſs diese Vorschläge in den Ohren mancher Personen einen übeln Anklang hervorbringen, und daſs man mich in Paris für sehr frömmelnd halten wird. Dennoch schreibe ich Ihnen dies aus Berlin, nicht aus Rom. — — Die Erfahrung Deutschlands, besonders Preuſsens, muſs für uns nicht verloren gehen; Nationaleifersucht und nationale Empfindlichkeiten würden hier übel angebracht seyn. Die wahre Gröſse eines Volks beruht nicht darauf, Andern in nichts nachzuahmen, sondern besteht darin, überall was gut ist, zu entlehnen und es zu vervollkommnen, indem man es sich aneignet. Ich verwerfe so sehr als irgend Jemand die gekünstelte Nachahmung, es würde aber zu viel Kleinsinn verrathen, etwas einzig darum zu verwerfen, weil es Andere gut gefunden haben. Mit der Schnelligkeit und der Richtigkeit des Französischen Geistes, mit der unzerstörlichen Einheit unsers Nationalcharakters können wir uns das Gute, was andere Völker besitzen, aneignen, ohne fürchten zu müssen, daſs wir aufhören werden, Franzosen zu seyn. Gestellt im Mittelpuncte Europa's, alle Klimate besitzend, an alle gesittete Völker angrenzend, und in beständiger Berührung mit ihnen, ist Frankreich wesentlich weltbürgerlich; grade daher rührt sein hoher Einfluſs, und das gesittete Europa bildet gegenwärtig nur eine und dieselbe Familie. Wir ahmen vielfach England nach in allem, was sich auf das äuſsere Leben, auf gewerbliche und mechanische Künste bezieht, warum wollten wir denn erröthen, etwas, das dem innern Leben,

der Geistesbildung angehört, dem guten, rechtlichen, frommen und gelehrten Deutschland zu entlehnen?" — Am Schlufs bekennt dieser Gelehrte und Staatsmann aus Paris noch öffentlich, „dafs er sich einer hohen Achtung und einer besondern Zuneigung gegen die deutsche Nation nicht erwehren könne." Hört es zu Eurer Freude und Ermuthigung, die ihr für unser Palladium, Universitäten, wie auch für die eigentlichen Gelehrtenschulen, und für die Verbindung der Volksschulen mit der Kirche gegen den auflösenden Zeitgeist kämpft!

Ein Anhang enthält den Plan für das städtische Armenschulwesen in Berlin, vorgeschlagen von Hrn. Schul- und R.Rath Reichhelm und genehmigt von der Oberbehörde 1827. nebst einigen Tabellen. Möchte nur das ganze Buch von den Schulfreunden gelesen werden! Hr. Dr. Kröger theilt am Schlufs die Notiz mit, „dafs der neueste Erlafs des neuen Unterrichtsministers, Hrn. Guizot, die Hoffnung eines guten Erfolgs von jenem Bericht bestätige; es werde in diesem Erlafs der Elementarunterricht als erstes Bedürfnifs der Nation und erste Pflicht der Regierung anerkannt." Wir können noch das Neueste, soweit es zur öffentlichen Kunde gekommen, hinzufügen: Hr. Villemain trug dem Könige in der Neujahrsrede 1833. vor, dafs seit 15 Monaten 5000 Schulen mehr und 400,000 Schüler mehr im Volksunterricht zugenommen u. s. w., und der Minister Guizot sagt in seinem Gesetzesentwurf vom 2ten Jan. 1833, welchen er den Kammern zu Paris vorlegte, dafs die Julinsrevolution seit 2 Jahren mehr für den Elementarunterricht gethan habe, als alle frühere Regierungen in Frankreich seit 40 Jahren. Die Restauration hatte für diesen Gegenstand jährlich 50,000, und seit 1828. die Summe von 300,000 Fr. bewilligt, die Juliusrevolution aber 1 Million Fr. Im ganzen Königreich war Eine Normalschule errichtet, wozu die Restauration noch 6 hinzufügte, die jetzige Regierung hat mehr als 30 angeordnet, worunter 4 im Westen und 5 im Süden sind. Der Gesetzesvor-

schlag vom Hrn. Minister Guizot fand viel Beifall, aber man hält ihn nicht hinreichend für den Zweck. Man wolle zwar die Gemeinden zwingen, Schulen zu errichten, denn bis jetzt haben 14,000 Gemeinden noch gar keine, allein man klagt, dafs die Eltern nicht genug geneigt seyen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und diese dazu zu zwingen, hält Guizot für einen zu grofsen Eingriff in die Freiheit der Einzelnen. Der Gesetzesentwurf selbst ist aus öffentlichen Blättern bekannt, und ist ein herrliches Zeugnifs für diesen edlen Minister. Hr. Staatsrath Cousin, der als Gelehrter und Philosoph berühmt ist, erwirbt sich nun als Politiker durch seinen einsichtsvollen Eifer für das Unterrichtswesen um seine Nation ein grofses Verdienst. Wir sehen nun seinen beiden übrigen Berichten über den Zustand des Gymnasial- und Universitäts-Unterrichts in Preufsen mit Verlangen entgegen." — Hr. Kröger fährt fort: „So eben erhalte ich einen Brief von einem Freund, worin er schreibt: „Die Franzosen regen jetzt im Schulwesen Hände und Füfse, wie Programme, Gesetzesentwürfe, die ich von Zeit zu Zeit aus Paris und Bordeaux erhalte, verkündigen. Wir müssen uns nicht überflügeln lassen." — Indem wir dieses in die Druckerei abgeben, lesen wir in öffentlichen Nachrichten von Ende April und Anfang Mai 1833, dafs die Berathungen in der Deputirtenkammer zu Paris über jenen Gesetzvorschlag bis dahin bereits den glücklichsten Erfolg hatten. Nach Art. 9. wird jede Gemeinde verpflichtet, entweder für sich allein oder mit andern Gemeinden zusammen wenigstens Eine Elementar-Primärschule zu halten. Art. 10. verpflichtet jede Gemeinde von 6000 Seelen, und jede Departements-Hauptstadt zu einer höheren Primärschule; und Art. 11. jedes Departement, entweder für sich allein, oder mit benachbarten Departements zusammen zu einer Normal-Primärschule. Die folgenden Art. setzen das Minimum des Gehalts eines Primärlehrers auf 200 Fr. und eines der höheren Primärlehrer auf 400 Fr., lassen aber noch aufserdem von den Schulkindern ein monatliches Schulgeld entrichten. Der

17te Art. modificirt den Vorschlag des Unterrichtsministers, dafs der Maire, der Geistliche und die 3 Municipalräthe die Aufsicht über die Communalschulen führen sollen, dahin, dafs der Geistliche nicht eigentlich Theil an der Aufsicht nehmen solle (!), dafs jedoch der Municipalrath Personen, in die er hinlängliches Vertrauen setze, zu dieser Beaufsichtigung bevollmächtigen könne, weil sicher zu erwarten sey (?), dafs der Geistliche miterwählt werde, soferne er nicht die Auschliefsung verdiene (? Wir halten das wenigstens nicht für eine Verbesserung des Vorschlags.) — Hr. Staatsr. Cousin sieht also bereits die Früchte seiner edlen Bemühungen reifen. Er bietet aber durch seinen Bericht noch eine andere Erscheinung dar, die uns unter den Schriftstellern über das Erziehungswesen nur selten vorgekommen ist, die Rücksicht auf die Nationalität, und zwar, was den ächten Politiker auszeichnet, auf das Edle seiner Nation, um dieses hervorzuheben, und hiermit zugleich jenes höhere und stets gesegnete Naturgesetz zu befolgen, dafs nur aus dem Guten das Gute erwächst. Wir wünschen Frankreich Glück zu einem solchen Manne für die Bildung und Gesetzgebung. —

Im Wesentlichen übereinstimmend mit diesem Verf. von Paris spricht eine ebenfalls achtungswerthe Stimme aus einer der südlichen Provinzen, obgleich nur auf wenigern Blättern.

2) *D'un moyen de remédier à l'insuffisance de l'enseignement en France, par un collaborateur de la Revue Européenne. Paris 1832. Unterzeichnet Léon Boré.*

Auch dieser Verf. hat eine Zeitlang in Deutschland verweilt, und sich mit dem deutschen Studienwesen vertraut gemacht; er hat sich auf mehreren Universitäten, unter andern auch zu Berlin, und zuletzt zu Heidelberg aufgehalten; und auch er spricht das Lob über die wis-

senschaftliche Bildung in Deutschland mit einer bewandernswerthen Freimüthigkeit vor seinen Landsleuten aus. Mit dieser Freimüthigkeit führt er die Worte eines andern französischen Schriftstellers an aus der *Revue Europeenne* 1831, welcher sagt, „in Zukunft werde gar keine europäische Wissenschaft mehr möglich seyn, die nicht bei den Deutschen in der Schule gewesen." Diesen Ausspruch erklärt er als den eines competenten Richters, der sich auch dadurch bestätige, dafs Deutschland der Heerd der geistigen Thätigkeit, der ausgebreitetesten und folgereichsten für unsere Epoche sey. Dabei rügt er es laut, dafs sich im Studienwesen in Frankreich seit Napoleons *machine universitaire* nichts wesentlich, und manches nur scheinbar geändert habe.

Der so edel und freundlich gesinnte Verf. spricht da zwar zunächst von den Universitäten, und in dieser Hinsicht gehört diese Schrift nicht eigentlich unter die obige Rubrik; *) allein er berührt doch auch das Pädagogische.

---

*) Sonst würden wir nicht unterlassen, die obzwar kleine aber gewichtige Schrift von Savigny, Wesen und Werth der deutschen Universitäten, 1833, hier anzuzeigen. Der Verf. obiger Abh. giebt seiner Nation den ernstlichen, mit Gründen unterstützten Rath, junge Franzosen mit Stipendien zu versehen, um deutsche Universitäten zu besuchen, und sich zu tüchtigen Lehrern zu bilden, zugleich auch das religiöse Princip (der Verf. spricht durchaus als ein ächt christlicher, nicht als jesuitischer u. s. w. Katholik) in's Leben zu rufen. Dagegen hörten wir gleichzeitig Stimmen von — Deutschen? wir können kaum dieses Wort hier schreiben, welche die Universitäten nun einmal durchaus in Schulen verwandeln wollen, und den Gelehrtenstand gerne beseitigen möchten, damit die Gemeinheit ja nichts mehr über sich habe! Sie wissen nicht, was sie thun. Würde es ihnen gelingen, so wäre es mit allen dem, was die Ausländer an den Deutschen schätzen, Gelehrsamkeit, Geist, Gemüth, ja mit unserer ganzen Nationalität zu Ende. Wie sehr der Begriff Universität auch in Frankreich verschieden vorkomme, und was geschichtlich zum Verständnifs desselben gehört, darüber giebt der Verf. interessante Belehrungen. — Was unsere deutschen Universitäten betrifft, so führen wir nur

Denn nur von einer moralischen und intellectuellen Regeneration erwartet er Frankreichs Wiedergeburt, oder bestimmter gesprochen, „dafs derselbe Geist, der die Welt geschaffen, auch allein im Stande sey, sie zu erneuern oder wieder zu erschaffen." — Dabei erkennt der Verf. auch laut das Vorzügliche seiner Nation für den Zweck an. „Ja," sagt er, ohne die Ueberlegenheit *(superiorité)* der Deutschen herabsetzen zu wollen, die in so mancher Beziehung unangefochten bleibt, so ist es gewifs, dafs wir darin vieles vor ihnen voraus haben, wo es darauf ankommt, Ideen klar hinzustellen und zu verbreiten. Und wenn sich bei uns z. B. eine Gesellschaft von etwa nur 30 tüchtigen Männern bildete, um die Schachte der Wissenschaften auf der andern Rheinseite zu benutzen, so ist es kein Zweifel, dafs nicht in wenigen Jahren alle jene Schätze, die bis jetzt in dem Lande, das sie erzeugt, verschlossen gewesen, in Umlauf für ganz Europa gesetzt würden. Nicht Gold und Edelsteine würde freilich eine solche Gesellschaft ausgraben wollen u. s. w., aber dafür hätte sie sich zu dem höchsten Ziele der Menschheit verbunden, und die leitende Idee ihres Lebens würde seyn, um dazu mitzuwirken, dafs mit den Waffen der Wissenschaft und der Tugend die Welt für das Christenthum erobert würde, für diese einzige Quelle des Wahren, Schönen und Guten, und dafs in der Menschheit das Ebenbild dessen, der sie geschaffen, wiederhergestellt, mit einem Wort, dafs das Reich Gottes schneller herbeigeführt werde. Dazu gehören Seelen, die von der Liebe zur Wahrheit erglüht und getrieben sind u. s. w., Seelen, die da hungern und dursten nach der Gerechtigkeit. An diese ergeht mein

---

noch das gewichtige Wort aus Savigny's Schrift an: „sie sind auf uns als ein Erbstück aus früheren Zeiten gekommen, und es ist für uns eine Ehrensache, ihren Besitz wo möglich vermehrt, wenigstens unverkürzt, den kommenden Geschlechtern zu überliefern."

Aufruf, oder vielmehr ihr eigner, innerer, täglicher, und ich habe die frohe Ueberzeugung, daſs sie demselben entsprechen werden." Der Schluſs ist aus einer Rede des Abbé Foisset genommen, dem der Verf. vorzügliche Verdienste bei der Verbesserung des Unterrichts beilegt; er ist christlich und schön. Die Fabel von Lessing: die blinde Henne, welche der Verf. anführt, könnte dem Deutschen empfindlich seyn, aber daſs Hr. B. dieses gewiſs nicht will, sagt jede Zeile seines edelsinnigen, gemüthlichen Aufsatzes; er hat dabei nur die Ermahnung Lessings, die auch den Deutschen wohlwollend gilt, im Sinne.

Wurden wir Deutschen länger als ein Menschenalter hindurch in den kriegerischen und politischen Bewegungen dieses Nachbarlandes verflochten, und muſsten wir mit Trauer sehen, wie so manches Unheil von daher zu uns herüber eindrang und mehr noch drohte: so sehen wir jetzt mit nachbarlicher und weltbürgerlicher Freude, wie das Edle in jener Nation mehr und mehr zur wahren Bildung derselben hervordringt, und ihr das Heil verheiſst, das nie in Aufruhr und unruhigem Treiben gefunden wird. Treffliche Männer erkennen die Idee der Menschheit in dieser ihrer Nation, und zugleich den Grund, aus welchem sie erwachsen soll. Mögen ihre Bemühungen gesegnet seyn! Mit einem frohen Gefühle las daher der Unterzeichnete diese vorstehenden Schriften, und seine Stimme, vielleicht jetzt die älteste in der deutschen Erziehungsliteratur der noch lebenden, möchte durch diese Anzeige auch gerne unsere Leser an jener Hoffnung Theil nehmen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zusammenstellung einiger ausländischen und deutschen Schriften.

(Beschlufs.)

Das Erwachen zu einem gedeihlichen Volksschulwesen in den Nordamerikanischen Freistaaten bemerkten wir schon vor einigen Jahren aus öffentlichen Schriften, die uns von dort zugekommen. Einer der gebildetesten Männer jenseits des Atlantischen Meeres, Mr. Woodbridge, hat sich durch Verbreitung der Ideen, welche er sich auf seinen Reisen, hauptsächlich in Deutschland, entwickelt hat, grofse Verdienste um sein Vaterland erworben. Er hat durch Zeitschriften dort viel gewirkt, wir hoffen es zu seinen Landsleuten, und er ist nun auch der Herausgeber von folgender Monatsschrift:

3) *American Annals of Education and Instruction. Conducted by William C. Woodbridge, and an Association of Teachers and friends of Education. Boston, publ. by Carter and Hendee John Allen-Agent.* (Es ist uns bis jetzt nur zugekommen: *Volume* II. 1832. *Jan.*, *Febr.*, *March*, *April*, *May*. Jeder Monat hat 2 Hefte, für diese 24 Nummern wird dort 1 Dollar 50 Cents pränumer., bis zur Mitte Mai 1832. sind uns diese Hefte zugekommen (in fortlaufender Seitenzahl 268 S.).

Wir geben hier nur im Allgemeinen den Inhalt der vorliegenden Hefte an. Januar 1stes H. Studium der Amerikanischen Geschichte; es wird dringend empfohlen, schon nach dem Beispiel der alten Römer. — Briefe von Hofwyl und über die intellectuelle Erziehung, über den Unterricht in der Naturgeschichte; mit günstigen Bemerkungen. — Unterricht der Taubstummen, mit Blicken auf Europäische und Amerikanische Institute. — Amerikanisches Lyceum; eine Lehranstalt für mancherlei Zweige des Wissens, Sprachen ausgenommen; sie ist frei durch eine Gesellschaft errichtet und geleitet; von dem

Inneren sagen die wenigen Blätter nichts, als die Gegenstände: Erziehung, Volksschulen, politische und häusliche Oekonomie, Moral, gemeinnützige Belehrungen (*? public improvements*), Ackerbau, Manufacturen, mechanische Künste, Handel, Baukunst, Physiologie, natürliche Theologie, Naturgeschichte, Historie, Botanik, Chemie, Geologie, Astronomie, Meteorologie, Naturphilosophie, Geographie, Mathematik und Kriegskunst. (Was lernt man da nicht alles! und doch sind das nur die bedeutenderen Gegenstände — *the more prominent topics* — !) — Industrieschulen auf dem Lande. — Theorie und Praxis. — Grundsätze und Methoden für Verstandesübungen junger Kinder; dabei einige Proben von Paraphrasen über die Calypso u. dergl. nach Jacotots Manier, von Kindern unter 8 Jahren! — Lesen; der Lehrer hält sich bei Erklärung der Worte auf. — Das Seminarium für Töchter (*Female Seminary*) zu Hartford i. J. 1821. eingerichtet. — Erziehungswissenschaft; nur einige Worte. — Erziehung in den westlichen Staaten. Im Ohio-Staat besteht in der Stadt Hudson seit 1830. ein College und ein mit demselben verbundenes theol. Seminarium. Ein anderes Institut ist die Miami University in jenem Staat, schon seit mehreren Jahren. — Des Kindes Buch über die Seele; mit Lob wird dieser Begriffentwicklung gedacht. — Mulkey's System der Orthoepie; ein Buchstabirbuch für die Englische Sprache. — Den Schlufs dieses Heftes machen Miscellen und Nachrichten, z. B. Gymnastik in Schweden, Zustand der Erziehung (des Schulwesens) in Irland, desgleichen in Frankreich, Gälische Schulen in den Hebriden und im Schottischen Hochland u. s. w., dann kurze Anzeigen pädagogischer Schriften.

Das 2te Heft des Jan. enthält kurze Nachrichten vom Massachusets-Lyceum; Mängel der Lehrmethoden; Schulregierung u. s. w. Das erste Februar-Heft enthält ebenfalls mehrere kurze Aufsätze oder Nachrichten der Art; so auch das 2te Heft und die beiden Märzhefte.

Im 2ten Bd. nimmt das 1ste Heft ebenfalls die grössere Hälfte ein. Die erste Abhandl.: Was ist Erziehung? ist eine der gehaltreichsten, weniger erschöpfend, als gegen den dortigen Sprachgebrauch gerechnet, welcher fast nur das Schullernen darunter versteht, und daher auch die Bildungsanstalten für junge Männer Erziehungsanstalten nennt. Hierauf folgt über eine *Biography of Self Taught Men* ein Lob der Autodidaxie, besonders mancher Gelehrten, in welches wir zwar nicht ganz einstimmen werden, das aber einige interessante Gedanken enthält. — Ueber Englische Orthographie; ihre Schwierigkeit, und Aufforderung, sie zu erleichtern. — Erfindung eines Alphabets. Der Cherokese Se-quo-yah hat ein Cherokesisches erfunden, wovon durch Hrn. Knapp Kunde gegeben ist. — Die Sprache der Kinder. — Briefe über Hofwyl, mit interessanten Bemerkungen über den Einfluſs des Landbaues auf die Erziehung. — Volksschulen in Connecticut. — Ueber die Aemulation. — Bericht über eine Mädchenschule. — Moralische Erziehung in dem Töchter-Seminarium zu Hartford. — Literärische und andere Nachrichten. — Lehrervereine. — Biographie eines Lehrers. — Einiges aus Salzmann für Lehrer. — Erfordernisse für den Lehrerberuf; u. s. w.

Hier und da ist als Hauptziel der Erziehung aufgestellt, daſs der Mensch in seiner Selbsständigkeit so dastehe, als solle er losgerissen von einer höheren Abhängigkeit leben. Da nun das nicht die Meinung jener Verff. seyn kann, indem sie sonst im Widerspruch mit sich selbstständen, weil sie die christliche Religion als das Princip der Erziehung empfehlen, so entsteht dadurch eine Unklarheit und sehr leicht ein Miſsverständniſs.

Wir wenden uns von diesen ausländischen Schriften zu einigen der neuesten deutschen in der pädagogischen Literatur.

4) *Die Bewahrschule für kleine Kinder von zwei bis sieben Jahren. Von Anton v. Rehlingen. Der Ertrag ist zur Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt in Prag gewidmet. Wien, in der Mechitaristen-Congreg. Buchhandlung.* 1832. 12. (91 *S.*).

Die Zueignung an die um diese Anstalten so hochverdiente Gräfin M. Ther. Brunsvik v. Korompa ist zugleich die Ankündigung von dem Geiste und der Erfahrung, welcher aus diesen Blättern spricht, und zur Errichtung solcher wohlthätigen Institute auffordert. Eine Rede bei einer Versammlung der Wohlthäter spricht über den Zweck, die Lehrer, das Locale u. s. w. und den Unterricht, welches wir als bekannt und lobenswerth übergehen. Nur bei dem letzteren Punct hätten wir das zu erinnern, daſs die Lehrgegenstände zu sehr getrennt sind, da das erste Alter für die Anfangsschule (3—7 Jahre) noch Einheit hierin verlangt. Beispielsweise sind kleine Gebete, Sentenzen, Liedchen angefügt. Die Grundsätze über die religiös-sittliche Entwicklung sind gut; es kommt freilich dabei alles auf das mütterlich- und väterlich-fromme Gemüth derer an, welche an der Stelle der Eltern stehen. — Ein Ueberblick der bis daher in der österreichischen Monarchie errichteten Kleinkinder-Bewahrschulen giebt das Erfreuliche an, daſs in Wien, Ofen, Pesth bereits mehrere solcher Anstalten blühen, auch eine in Neusohl, eine in Preſsburg, eine in Clausenburg, eine in Gräz und eine in Prag errichtet ist, und auch andere Städte nachkommen werden.

---

5) *Praktisches Handbuch der Deutschen Volksschulverfassung und des Schulrechts, für Volksschullehrer, Volksschulaufseher, praktische Geschäftsmänner und Volksschulfreunde zur bequemen Uebersicht aller auf das Volksschulwesen Bezug habenden Gegenstände, zunächst in Beziehung auf die in den kön. Sächs. und kön. Preufs. Staaten bestehenden Gesetze und Einrichtungen, von Dr. J. A. Leber. Hoffmann, Superint. zu Radeberg. Erste Abth. Dresden, in der Hilscher'schen Buchhandl.* 1832. *gr.* 8. *(XVIII und 357 S.).*

Der Hr. Verf. wollte ein Werk, welches noch fehlt, über die in Deutschland wirklich bestehenden Schulverfassungen, Gesetze und Rechtsverhältnisse aufstellen. Das ist dankenswerth. Von dem Geiste, welcher aus diesem Handbuch spricht, zeugt schon die Stelle der Vorrede, wo es heifst: „Denn nur, wo die Bildung der niederen (und wir dächten auch der höheren) Volksclassen von dem kräftigen Willen einer höheren Intelligenz geleitet wird, ist die Freiheit das Palladium des Nationalwohls: wo sie mit Unwissenheit und Brütalität im Bunde geht, ist sie ein scharfes Messer in der Hand eines Kindes." — — Unsern Volksschulen wird am allerwenigsten mit einer unheilvollen Trennung von der Kirche geholfen werden.

Die Einleitung enthält vorerst die allgemeinen Begriffe von Erziehung und Unterricht, insbesondere von öffentlicher Erziehung und Schulunterricht, mit Anführung der Literatur. Wir übergehen das als bekannte Lehren, worin übrigens die Meinungen nicht übereinstimmen. Ebenso über Bestimmung, Werth und allgemeine Rechtsverhältnisse der Volksschule. — Drittens folgt: Geschichtlicher Ueberblick u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung und Gesetzgebung der kön. Sächsischen und Preufsischen Lande; und viertens: Angabe der Quellen für Schulverfassung und das Schulrecht in diesen beiden Staaten. Dem Publicum, welches mit diesen bestehenden Verhältnissen sich bekannt machen will, werden diese gründlichen historischen Mittheilungen erwünscht seyn.

Die erste Abtheilung enthält nur die gesetzlichen Bestimmungen unter der Rubrik Schulverfassung, näm-

lich was die Einrichtung und Unterhaltung der Schulen, die Verpflichtung zum Besuch derselben, und den Unterricht betrifft. Bei dem letzteren geht der Verf. auf die specielle Methodik ein, mit reichen literärischen Hinweisungen. Die einzelnen Puncte kommen in jenen Abschnitten vor, obgleich die Ueberschriften nicht immer diesen oder jenen grade an dem Orte erwarten lassen. So ist der dritte Abschnitt überschrieben: „Schulhaushalt," und redet auch von dem Schulhalten und von den Prüfungen, welches man vielleicht eher in dem vorhergehenden 2ten Abschnitt „Schuldisciplin" suchen würde. — Hierauf folgen im 3ten Hauptstück die gesetzlichen Bestimmungen in Betreff des Schullehrerberufs, in allen Beziehungen. Die Genauigkeit, womit dieser Schulmann die bestehenden Verordnungen zusammenstellt, mufs allen denen willkommen seyn, welche in jenen Ländern mit denselben praktisch bekannt seyn müssen. Aber das Buch gewährt auch das allgemeinere Interesse, dafs es für die speciellere Schulgeschichte wichtige Beiträge liefert, und zwar nicht ohne belehrende Bemerkungen. Die zweite Abtheilung, welche der Hr. Verf. verspricht, wird die neuen Einrichtungen im Königreiche Sachsen für das Schulwesen mittheilen, sobald sie in's Leben getreten sind.

---

6) *Ueber den Religionsunterricht in Volksschullehrer-Seminarien. Ein Beitrag zur Verständigung über einige für jeden Religionsunterricht wichtige Fragen von Chr. Ad. Hasert, Dr. d. Philos. u. Diak. an der St. Nicol. K. zu Greifswald. Greifsw. bei Koch*, 1832. 8. (78 *S.*).

Hätte die rationalistische Denkart nicht den Religionsunterricht allmählig von seinem Lebensquell abgelenkt, so würde es jetzt besser mit diesem Unterricht stehen, und es würde klar und unbezweifelt vorliegen, dafs und in wieferne die christliche Religion gelehrt werden könne und solle. Indessen, wie es nun einmal ist, so dringt sich alsobald die Frage auf, ob auch durch

den Verstand der frommen Gesinnung irgend geholfen werde. Der Hr. Verf. vorliegender Schritt hat also ganz recht, dafs er mit Beantwortung dieser Vorfrage beginnt, und sie in dem Sinne verneint, als die Religion selbst weder durch Unterricht gegeben werden kann, noch in dem Besitz des historischen und intellectuellen Wissens besteht, wie sie denn auch nicht durch denselben als ein unbedingtes Mittel entsteht, die Frage aber in dem Sinne bejaht, als das Wort bei dem Unterricht „der Ausdruck der unmittelbaren frommen Geistesrichtung des Lehrenden ist." Wir würden das alles zwar noch etwas beschränken, aber im Ganzen müssen wir dem Hrn. Verf. beistimmen, und bei den bekannten Gründen, worauf er die Beantwortung stützt, insbesondere seine feineren und tieferen Bemerkungen loben, auch die, welche er nebenbei über Philosophie macht. Diejenigen, welche einen Mann über diesen Gegenstand hören wollen, der mitten aus dem Evangelium spricht, werden sich dieser Belehrungen besonders erfreuen. Seinen Vorschlägen, wie die heil. Schrift als Grundlage des christlichen Religionsunterrichts zu behandeln sey, kann der Unterzeichnete seinen Beifall nicht versagen; sie sind ihm zugleich ein Beleg davon, was er unlängst anderswo über eine neue und bessere Richtung der Katechetik öffentlich geäufsert hat. Die Dinter'sche Schulweisheit mufs allmählig in ihren kleinen untergeordneten Kreis zurücktreten.

Hr. Dr. H. macht nun die Anwendung dieser Grundsätze auf die Seminarien. Dafs er christliche Frömmigkeit von jedem künftigen Volksschullehrer verlangt, versteht sich von selbst; und so lange nicht dieses Erfordernifs zur Grundbedingung gemacht wird, täuscht man sich nur mit dem Schein einer Volksbildung. Die Kenntnisse, welche sich hieran anschliefsen, sind die historischen aus dem A. Testam. und die geographischen von Palästina, keineswegs aber soll eine Geschichte und Kritik des Kanons von dem Schullehrer gelernt werden, denn das gehört nur für den Gelehrten, „und *leves haustus*

nocent." Auch über die exegetischen Kenntnisse dieser Lehren spricht der Verf. ganz aus dem Geist und für den Geist der heil. Schrift selbst. Das, was der Schullehrer in der Glaubens- und Sittenlehre lernen, und wie er es besitzen müsse, finden wir ebenfalls aus dem Grunde des christlichen Glaubens geschöpft und reichlich durchdacht. Auch was weiter über den Unterricht der Seminaristen gesagt wird, z. B. über die rechte Würdigung der Katechisirkunst — welcher Gegenstand nur besser geordnet und damit kürzer gesagt seyn könnte — verdient in solchen Seminarien wohl beherzigt zu werden. Der Unterz. hält diese kleine Schrift bis jetzt für eine der wichtigsten über diesen immer wichtiger werdenden Gegenstand; und dieses Urtheil gründet er hauptsächlich darauf, weil sie mit Sachkunde ihre Grundsätze aus dem Geiste des Evangeliums praktisch entwickelt. Diese sind und bewähren sich als die einzigen wahren Grundsätze; mag das auch immer noch bei Manchen als Vorurtheil oder Einseitigkeit gelten.

---

7) *Erster Bericht über die Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt in Stetten im Remsthale im Königr. Würtemberg, auf den Frühling* 1832. *gegeben von den Vorstehern der Anstalt. Mit* 8 *Steindr. Stuttgart, bei Löflund u. S.* 8. (110 *S.*).

Die Gründung und Eröffnung dieser Anstalt geschah im Frühling 1831. und wurde damals auf gleiche Art dem Publicum angekündigt. Weil nun grade diese Bildungsanstalt für Knaben und angehende Jünglinge nach jenen Grundsätzen, die der Hauptstifter derselben aufgestellt hat, — es war in der Streitschrift gegen Thiersch, welche unsere Blätter seiner Zeit 1829. No. 58 fg. und 1830. No. 42 fg. angezeigt haben — eingerichtet ist, und das Praktische grade hierin mit der Theorie ein Ganzes ausmacht, so sehen wir jene Anstalt als ein wichtiges Moment an, wodurch man über die höhere Schul-

bildung entscheidendere Erfahrungen erhalten wird. Wir haben hierbei nicht sowohl unser Augenmerk auf das gerichtet, was sie für die Erziehung im eigentlichen Sinne verspricht, als auf die Vereinigung des classischen mit dem Real-Unterricht. Die dortige Erziehungsweise kann nach dem vorliegenden Bericht auf allgemeinen Beifall rechnen, denn sie befolgt die anerkannten Grundsätze; dabei ist auch die Wohlfeilheit des Ganzen empfehlend. Die Vereinigungsweise jener Unterrichtsgegenstände läfst noch manche Bedenklichkeit übrig. Der Anfang mit dem Latein erst im 10ten Jahre läfst nicht jene grammatische Begründung in dem Grade erwarten, in welchem sie der eigentliche Gelehrte für sein ganzes Leben bedarf und zu deren Elementen uns jene früheren Jahre der Gedächtnifsthätigkeit nothwendig scheinen. Noch bedenklicher scheint uns die Anwendung der Hamilton'schen Methode auf die Erlernung der alten Sprachen. Der Unterzeichnete mufs sich zwar den Vorwurf gefallen lassen, dafs er ein Vorurtheil gegen diese neue Unterrichtsart gefafst habe: indessen könnte er diesen Vorwurf wenigstens soweit zurückgeben, dafs man ein Vorurtheil für dieselbe zu hegen versucht seyn könne. Sie steht nämlich in Opposition gegen eine schlechte Methode, und das empfiehlt sie, jedoch nur beziehungsweise. So empfahl sich einst und lange Zeit hindurch die Methode des ehrwürdigen Amos Comenius in seinem *Orbis pictus;* und wir möchten diese allenfalls der Hamilton'schen noch vorziehen. Ebenso empfahl sich als Gegensatz gegen manche Unmethode die Basedow'sche; aber wie lange hat sie sich denn gehalten? Selbst die Erziehungsanstalten traten im Gegensatz gegen schlechte Schulen mit Glück auf; so das Philanthropin in Dessau, welches aber eigentlich erst durch den trefflichen Salzmann in Schnepfenthal seine wahre Bildung erhielt, und welches noch blüht, und im nächsten Jahre sein 50jähriges Jubiläum feiern kann. Es wurde viel gegen diese Anstalt erinnert; allerdings hat sie nicht die Gelehrtenschulen entbehrlich gemacht, wie Manche damals gerne

meinten, aber doch indirect Mehreres zur Verbesserung der mancherlei Institute beigetragen. Eben dort zu Schnepfenthal wurde einst der Versuch gemacht, die lateinische Sprache als eine lebendige zu lehren, aber es wollte nicht gehen. Das hatten einst die Jesuitenschulen mit mehr Erfolg versucht, als es neueren Methodikern von Zeit zu Zeit gelingen wollte.

Die Vortheile einer Erziehungsanstalt in Begünstigung des Fachsystems erscheinen in jener zu Stetten recht wohl benutzt. — Es soll uns übrigens kein Vorurtheil hindern, den guten Erfolg, welchen jene Anstalt verspricht, anzuerkennen.

So zeigen uns die zuerst angezeigten Französischen und Nordamerikanisch-Englischen Schriften der neuesten Zeit, wie bei jenen Nationen ein verbessernder Geist der Volksschulen auf eine erfreuliche Weise rege sey, und wie jene Nationen selbst den Bildungsanstalten der Deutschen den Vorzug zuerkennen, und sie als Muster ansehen. (Was sollen wir nun zu denjenigen Deutschen sagen, die uns lieber nach jenen Ländern als den Vorbildern hinweisen?) — Wir haben hierauf auch einige deutsche Schriften aus unserer neuesten pädagogischen Literatur angezeigt, welche die Fortschritte des Schulwesens in verschiedenen Richtungen darlegen. Noch wollen wir auch auf die Thätigkeit in unsern Elementarschulen durch die Anzeige einiger inländischen Schriften aufmerksam machen.

Allgemeines Lesebuch zur Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigsten Kenntnisse für Stadt und Land, so wie für Schule und Haus. Nach den besten Quellen bearbeitet von Mich. Desaga, *Lehrer in Heidelberg. Erster Theil,* 1831. *Zweiter Theil,* 1832. *In der Univers.-Buchhandl. von Aug. Ofswald.*

Der erste Theil hat noch den besondern Titel: *Fafslicher Unterricht in der Natur-, Himmels- und Erdkunde. Ein allgemeines Lesebuch für Real-, Bürger- und Landschulen, so wie für die Anfangsclassen der Gelehrtenschulen;* der zweite Theil: *Fafslicher Unterricht in der Menschen- und Weltkunde. Ein allg. Lesebuch u. s. w. Nebst chronolog. und Register-Anhängen.* (198 *S.*).

Ref. hält es mit denjenigen Schulmännern, welche der Zersplitterung in die einzelnen Fächer die Zusammenstellung in Ein Lesebuch vorziehen, und zwar auch für die höheren Schulen bis zu der Zeit es gebrauchen, wo der Jüngling eine besondere Lebensbestimmung erwählt. Wie nun diese Zusammenstellung zu machen sey, darüber denkt man, nach den vielen vorhandenen Lesebüchern zu urtheilen, sehr verschieden, und Ref. kann sich hier nicht darauf einlassen, seine Meinung darüber abzugeben. Das vorliegende Lesebuch setzt er jedenfalls unter die besseren. Es ist kenntnifsreich, es zieht in den Gegenständen, die für jenen Unterricht verlangt werden, das Gemeinnützige, wie es in der neuesten Zeit bekannt geworden, hervor, und es ist in einer sehr guten, angemessenen Sprache vorgetragen. Hr. Desaga ist schon seit länger her als ein vorzüglicher Verfasser von Lehrbüchern für Elementarschulen bekannt, insbesondere hat er sich auch durch seine Lehrbücher für den früheren Unterricht in der deutschen Sprache anerkannte Verdienste erworben. Ob eine so ausführliche Geographie und Völkergeschichte, wie sie dieses Lesebuch enthält, ganz dem Zweck entspreche? möchten wir fragen. In einigem Einzelnen haben wir die sonst diesem Lehrer geläufige logische Genauigkeit vermifst, z. B. S. 14. oben: — „der Zeuge in mir die Vernunft, der Zeuge aufser mir Jesus Christus;" — wo eigentlich in dieser Beziehung der erste das Gewissen heifsen müfste. S. 17. heifst es: „Unter Natur versteht

man den Inbegriff aller erschaffenen Dinge;" so weit ist das aber blos erst der allgemeine Begriff der Welt, soll es der Begriff der Natur seyn, so sind die Kräfte, ihr Zusammenhang, und ihre Gesetze die Merkmale desselben. — Doch wo das Ganze gut ist und der Verf. seinen so vielfachen Stoff für seinen Zweck beherrscht, übersieht man gerne kleine Versehen. Ohnehin bleibt ja bei dem Gebrauche eines solchen Lesebuchs dem Lehrer selbst die belebende Erklärung überlassen.

Die Verbesserung der Schulen ist bekanntlich auch bei den Israeliten seit einiger Zeit im Fortschreiten begriffen. Ein ausgezeichneter Lehrer an einer solchen Volksschule hat bereits die Leselehre der hebräischen Sprache mit gutem Erfolge nach den Grundsätzen der Methodik umgewandelt, und theilt nun sein Verfahren in folgenden Schriften mit:

1) *Anleitung zum zweckmäfsigen Gebrauche des* ארשת שפתים *oder die Leselehre der Hebräischen Sprache nach der Lautmethode von C. Rehfufs, Isr. Prediger und Oberlehrer an der Isr. Volksschule zu Heidelberg. Frankf. a. M. in der Andr. Buchhdl.* 1832. *kl.* 8. (86 *S.*) *Hierbei drei Bogen mit Buchstaben und Sylbentabellen, die erste zugleich mit einfachen Bildern für diesen Zweck.*

2) *Leselehre der Hebr. Sprache nach der Lehrmethode von C. Rehfufs u. s. w. Ebendas.* 1833. 8. (20 *S.*). *In Hebräischen Lettern.*

3) לְשׁוֹן יְהוּדִית *oder vollständig jüdisch-deutsche Fibel nebst einer Auswahl von biblischen Stellen, als eine vorbereitende Lehre für den künftigen Religionsunterricht, und Sätze verschiedenen Inhalts: Einkleidungen verschiedener, aus dem gewöhnlichen jüdischen Gebetbuche genommenen Gebete, und ein kurzer Unterricht über die Einrichtung des jüdischen Kalenders von C. Rehfufs. Ebendas.* 1833. 8. (24 *S.*). *In Rabbinischen Lettern.*

Die bescheidne Vorrede zu No. 1. erkennt die Verdienste der Vorgänger an, unter welchen Hr. Oberl. R. insbesondere den Hrn. Wittmer, Oberl. am Präparanden-Institut zu Rastatt, als seinen Lehrer rühmt, dessen Lautmethode er befolgt habe. Die günstigen Zeugnisse

von verschiedenen Behörden, die vorangedruckt sind, werden durch die Grundsätze dieser Schrift bestätigt. Auch sind sie klar und durchaus praktisch ausgesprochen; sie werden auf den Gebrauch der Fibeln No. 2. und 3. bezogen, von welchen letztere in Rabbinischer Schrift deutsche Lesestücke enthält. Auf solche Art entspricht dieser Elementarunterricht nicht nur der Lautmethode, sondern auch der Forderung, welche noch öfters gemacht zu werden pflegt, dafs die Israelitischen Schüler das sogenannte Jüdisch-Deutsche sollen lesen lernen. — Wir wünschen jenen Schülern zu der verbesserten Methode, welche diese Elementarbücher enthalten, und zu solchen Lehrern, wie der Verf. derselben ist, aufrichtig Glück.

Schwarz.

KURZE ANZEIGEN.

Die wichtigsten Regeln über die Griechischen Accente, zusammengestellt von Dr. Karl Friedr. Merleker, Oberlehrer am Königl. Friedrichscollegium zu Königsberg in Preufsen. Königsberg 1831. *Im Verlag der Gebrüder Bornträger.*

Der Verf. wollte in dieser Schrift „eine möglichst vollständige, richtig und bequem geordnete, dem Zwecke solcher jungen Leute, welche sich mit dem hier bearbeiteten Gegenstande schnell und mit weniger Schwierigkeit bekannt machen wollen, entsprechende, für Schüler passende Zusammenstellung der Regeln über die Griechischen Accente" liefern, und wir tragen kein Bedenken, zu erklären, dafs ihm dies gelungen und er seinen Zweck auf eine sehr befriedigende Weise erreicht hat. Alles, was in den uns bekannten Schriften der alten Grammatiker sich findet oder was die neueren Grammatiker über die Lehre vom Accent bemerkt haben, hat der Verf. sorgfältig benutzt, um daraus das Wesentlichste und zugleich sicher Begründete in gedrängter Kürze, wohl geordnet, in klarem, fafslichen Vortrag in dieser Schrift mitzutheilen, wobei er alles Streben, die Erscheinungen der Accentuation zu erklären oder Gründe dafür aufzubringen, sorgfältig vermieden hat. Dabei sind mit grofser Sorgfalt unter dem

Texte überall die gehörigen Nachweisungen oder Belege zu den einzelnen Regeln theils aus den Schriften der alten Griechischen Grammatiker, theils aus den Hauptwerken der Neueren über den Accent in reichlichem Maſse beigefügt, so daſs, wer über einen Punkt sich weiter zu unterrichten oder näher in diese Materie einzugehen wünscht, in den Stand gesetzt ist, dies selbst leicht weiter verfolgen zu können. Im ersten Kapitel wird vom Accent im Allgemeinen gehandelt und die allgemeinen Regeln verzeichnet; das zweite Kapitel enthält die Regeln über den Accent der Redetheile, vom Accent des Verbum, des Nomen (die Substantive nach den Declinationen, dann Pronomina und Artikel, darauf Adjectiva) und der Partikeln (Adverbien, Präpositionen, Interjectionen); das dritte Kapitel handelt vom Accent in zusammenhängender Rede, wo dann von den tonlosen Wörtern, von den Enkliticis u. s. w. gehandelt wird. So empfiehlt sich dieses Büchlein ebensowohl durch die Vollständigkeit und Genauigkeit der darin enthaltenen Vorschriften, als durch die bequeme Anordnung, die eine leichte Uebersicht gewährt und durch den klaren, faſslichen Vortrag, der bei der Gründlichkeit, die in dem Ganzen herrscht, einen weiteren Vorzug bildet.

Die obliquen Casus und die Präpositionen der Griechischen Sprache, dargestellt von Dr. Ernst August Fritsch, Lehrer am Königl. Preuſsischen Gymnasium zu Kreuznach. Mainz, bei C. G. Kunze, 1833. *XII und* 139 *S. in gr.* 8.

Der Verf geht von dem ganz richtigen Grundsatze aus, daſs es des Sprachforschers wahre Aufgabe sey, nicht sowohl ein Kunstproduct zu schaffen, als vielmehr ein Naturproduct darzustellen, d. h. die eigene Natur einer Sprache, ihren Organismus an und für sich ohne alle Beimischung eines fremden Elements zu erforschen und genetisch darzustellen, weil es auf diesem Wege allein möglich sey, wahre und gründliche Kenntniſs des Lernenden zu erzielen, an die Strenge des logischen Denkens zu gewöhnen und dadurch den Sinn für wissenschaftliche Einheit zu wecken und zu nähren. Nun wird zwar eine nach solchen Grundsätzen unternommene, vollständige Darstellung der Griechischen Syntax kein geringes oder leichtes Unternehmen seyn; und darum eben verdient vorliegender Versuch, nicht sowohl das Ganze der Griechischen Syntax, als vielmehr einen Theil, freilich einen der schwierigsten, nach diesen Grundsätzen zu bearbeiten, unsere volle Aufmerksamkeit, da er uns wohl zu dem Wunsch veranlaſst, auch die übrigen Theile in dieser Weise mit gleichem Scharfsinn und philosophischem Geiste vom Verf. behandelt zu sehen, um so eine vollständige und umfassende Griechische Syntax zu gewinnen. Der Verf., nachdem er in

einer Einleitung über Natur und Wesen der Casus und über die hier aufzustellenden Begriffe gesprochen, schreitet dann zu den einzelnen Bestimmungen und handelt zuerst vom Accusativ nach vier Rubriken: A) Accusativ des Ziels (und zwar des erstrebten, wie des berücksichtigten), B) des bewegten, behandelten Gegenstandes, C) der Ausdehnung und zwar der räumlichen wie zeitlichen, D) Verbindungen der angegebenen Arten des Accusativs. Dann folgt die Lehre vom Genitiv und zwar A) des Punktes mit mehrern Unterabtheilungen (des Trennungspunktes, des Theilungsgenitivs, des Genitivs des Besitzenden, des Genitivs des Ziels und der Ausdehnung, des Einflufs habenden), B) Genitiv der Ausdehnung. Der Dativ wird A) an und für sich betrachtet, dann B) in seinem Verhältnifs zum Accusativ, C) in seinem Verhältnifs zum Genitiv (als Dativ der Trennung des Theilbaren, des Besitzenden, des Ziels, des Einflufs habenden), D) Verwandtschaft aller drei Casus, Dativ der Ausdehnung. Aus diesem allgemeinen Schema, dessen Unterabtheilungen wir übergangen haben, weil man sie besser bei dem Verf. selber nachlesen soll, läfst sich schon abnehmen, auf welche Weise in streng consequentem Folgegang der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat. Dabei müssen wir aber bemerken, dafs bei jeder Bestimmung und bei jeder Regel eine mit vieler Sorgfalt aus den Schriften der besten Classiker ausgewählte und in chronologischer Folge geordnete Sammlung von Belegstellen sich findet, wodurch die gegebene Vorschrift in das gehörige Licht gestellt wird. In ähnlicher, genetischer Weise sucht der Verf. die schwierige Lehre von den Präpositionen zu behandeln, über welche nach allem dem, was darüber gesagt worden, doch noch immer so viel sich sagen läfst. Er ordnet dieselben auf folgende Weise: I) Präpositionen beim Casus des werdenden Verbundenseyns, beim Accusativ εἰς, ὡς. II) Präpositionen beim Casus des aufhörenden Verbundenseyns, beim Genitiv: ἀπὸ, ἐκ, πρὸ, ἀντί. III) Präpositionen beim Casus des bestehenden Verbundenseyns beim Dativ: σύν, ἐν. IV) Präpositionen bei den beiden Casus der Bewegung, beim Accusativ und Genitiv: διά, ὑπέρ. V) Präpositionen aller drei Casus: ἀμφί, ἀνά, ἐπί, κατά, μετά, παρά, περί, πρός, ὑπό. Die Beispiele, welche den einzelnen Bestimmungen als Belege dienen sollen, sind hier minder zahlreich wie bei der Lehre von den Casus.

Möge diese kurze Anzeige genügen, die Aufmerksamkeit der Grammatiker und Sprachforscher auf diese interessante Schrift zu wenden.

Praktische Anleitung zur Erlernung der Lateinischen Formenlehre, nebst Anwendung derselben auf die einfachsten Regeln der Satzbildung. Ein Leitfaden für die Schüler der Sexta, bearbeitet von Dr. Karl Wilhelm Lucas, Oberlehrer am Königl. Gymnas. zu Bonn. Bonn, bei Habicht, 1832. IV u. 100 S. in gr. 8.

Zunächst für die Sexta der Preufsischen Gymnasien bestimmt, und nach den hier eingeführten Bestimmungen eingerichtet; wobei mehrjährige Erfahrung den Verf. leitete. Da er nämlich den Unterricht selbst nicht mehr zu geben, sondern blos zu leiten hatte, so hat er hier (zugleich auch um das zeitraubende Dictiren in der Schule zu ersparen), das Heft, nach dem er bisher unterrichtete, in einen Abdruck mitgetheilt, welcher aus dem reichen Gebiet der Lateinischen Sprachlehre den Schülern die wesentlichsten Bestimmungen in einer leicht faslichen Uebersicht mittheilt, mit besonderer Rücksicht auf das für Schüler dieser Classe zunächst Geeignete und Passende. Und von diesem Standpunkt aus betrachtet, scheint das Büchlein allerdings zweckmäfsig eingerichtet zu seyn.

Karl Heinr. Sintenis's (vorm. Director des Zittauer Gymnasiums u. s. w.) Versuch einer Praktischen Anleitung zu Cicero's Schreibart. Zweite durchgängig verbesserte Ausgabe von Dr. Reinhold Klotz (jetzt Professor) in Leipzig. Leipzig 1832. Baumgärtners Buchhandlung. VI und 175 S. in gr. 8.

Der in der gelehrten Welt durch andere Leistungen bereits bekannte Herausgeber, welchem die Bearbeitung der neuen Ausgabe dieses viel verbreiteten und beliebten Uebungsbuches anvertraut war, hat, ohne den Plan und die Einrichtungen das Ganzen umzuwerfen (was nicht wohl möglich war, wenn nicht ein ganz neues Buch geliefert werden sollte), doch das gethan, was man von ihm verlangen und auch erwarten konnte. Sein Hauptgeschäft war eine durchgreifende Verbesserung und Berichtigung aller falschen Angaben, wie sie sich fanden, namentlich in der Phraseologie; und dafs er dieses Geschäft auf eine befriedigende Weise besorgt hat, bezeugen wir ihm gerne. Auch billigen wir es, dafs er die ihres allgemeinen Inhalts wegen noch immer nützliche und lehrreiche Schulrede von Sintenis beibehalten hat, da die einzelnen darin vorkommenden minder classischen Ausdrücke, an welchen man etwa Anstofs nehmen könnte, durch die unter dem Text gesetzten, berichtigenden Bemerkungen einen Mifsbrauch verhüten und auf das Bessere belehrend hinweisen.

On the alleged Decline of Science in England. By a Foreigner. Lond. 1831. 33 *S.* 8.

Diese wenigen Blätter gehören zu einer Reihe von Streitschriften, welche seit 1830. hauptsächlich in England, aber auch in Frankreich und in höherem oder geringerem Grade in allen wissenschaftlich gebildeten Ländern bedeutendes Aufsehen erregt haben. Am lebhaftesten wurde der bezügliche Streit in England geführt, welches gleich anfangs am meisten durch den heftig ausgesprochenen Tadel betheiligt war, französische Zeitschriften nahmen Theil daran, in Teutschland aber schwieg man vorsichtig, und namentlich haben unsere Jahrbücher die Sache auch nicht einmal erwähnt, kein anderes kritisches Journal aber hat sich auf mehr als eine blofse Anzeige ohne eigene Beurtheilung eingelassen. Dieses Verfahren war gewifs sehr klug, und es würde bei weitem am besten seyn, dabei zu verharren, wenn nicht der in die ganze literärische Bildung der Völker tief eingreifende Streit auf's Neue begönne, und gerade unser Vaterland mehr als irgend ein anderer Staat dabei betheiligt wäre. Um dieses zu beweisen, wird es nöthig seyn, die Lage der Sache nach ihrer eigentlichen Beschaffenheit etwas ausführlicher zu beleuchten, wozu Ref. sich allerdings befähigt glaubt, insbesondere da es sich zunächst um die physikalischen Disciplinen handelt.

Einzelne Klagen über den Mangel an Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen hat man oft gehört, allein sie bezogen sich blos auf Zurücksetzungen und Unbilden, die der eine oder der andere Gelehrte erlitten zu haben sich beschwerte; indefs wurden solche Klagen wenig beachtet, weil das Publicum geneigt seyn mufste zu glauben, dafs der Vernachlässigte keine Auszeichnung verdiene, und die Furcht vor diesem Urtheile vermochte auch diejenigen, zu schweigen, bei denen

jener Fall keineswegs statt fand. Aber eine allgemeine und öffentliche Rüge der Abnahme gründlicher Gelehrsamkeit ist um so mehr auffallend, als jeder einzelne sich selbst Vorwürfe macht, wenn er den Verfall seiner eigenen Wissenschaft rügt, in sofern es ja nur an ihm liegt, sie durch vorzügliche Auszeichnung wieder emporzubringen. Es mufste daher im höchsten Grade befremden, als ein gewandter Mathematiker, Babbage in Manchester, eine ausführliche Abhandlung über den Verfall der Wissenschaften in Grofsbritannien bekannt machte, und darin die Gelehrten seines Vaterlandes tief herabsetzte, die des Auslandes dagegen übermäfsig erhob. Wäre die Schrift in den Grenzen einer freundlichen und wohlmeinenden Ermunterung geblieben, so hätte man sie als eine Anregung zu gröfserer Anstrengung aufgenommen, allein sie war leidenschaftlich abgefafst, enthielt daher eine Menge Uebertreibungen, und gab somit Veranlassung zu gleich heftigen Widerlegungen.

Unter die gehaltreichsten Gegenschriften gehört die vorliegende, wovon das Manuscript durch den berühmten Faraday zum Druck befördert wurde, der sich nicht erlaubte, auch nur irgend eine, die Sache selbst betreffende, Anmerkung beizufügen, und blos die Eigenthümlichkeit hervorhebt, dafs ein Inländer die Rolle des Anklägers und ein Ausländer die des Vertheidigers übernommen habe; den Verf. nennt er übrigens nicht, und Ref. findet daher keinen Grund, dieses hier zu thun, kann aber versichern, dafs derselbe wegen seiner überwiegenden Kenntnisse und der Berühmtheit seines allgemein bekannten Namens den vorläufigen Beweis seiner Competenz sparen konnte. Es war für diesen unsern Verf. eine leichte Aufgabe darzuthun, dafs England keineswegs vor dem Auslande, namentlich Frankreich, beschämt zurücktreten müsse, wenn es sich um eine Vergleichung des Ruhmes der beiderseitigen Gelehrten handelt, indem hiergegen die Namen eines Priestley, Cavendish, Hutton, Maskelyne, Thom. Young, Wollaston, H. Davy, Dalton und Anderer hin-

länglich sichern, und wollte man diese der Vergangenheit zuzählen, dagegen aber gerade die gegenwärtige Zeit in Anspruch nehmen, so bieten Airy, Barlow, der jüngere Herschel, Ivory, Lubbock und insbesondere Faraday einen unerschütterlichen Stützpunct dar, ja es könnte sogar die Lady Sommerville mit der Dem. Germain rühmlich wetteifern. Im Ganzen möchte zwar wohl Frankreich hinsichtlich der Gewandtheit im eleganten Calcül einige Ueberlegenheit zeigen, allein dagegen könnte England mit Recht geltend machen, daſs die französischen Ingenieure die Kunst, Kettenbrücken zu erbauen, erst jenseits des Canals praktisch erlernen muſsten. Ref. hat sich übrigens bei dieser Parallele nicht einmal genau an die von unserm Verf. gewählten Beispiele gehalten, und dieses absichtlich, weil ein jeder Sachkenner, namentlich auch Babbage selbst, wohl einsieht, daſs durch eine solche gegenseitige Abwägung die Streitfrage wegen der Fülle der vorliegenden Masse und der kaum möglichen scharfen Würdigung der einzelnen Verdienste gar nicht entschieden werden kann, um so mehr, als unser Verf. stets seinen Gegner unter denjenigen mitzählt, die auf der Seite Englands bedeutend ins Gewicht fallen. Wie hoch soll man, um nur eins anzuführen, die Verdienste des Thom. Young um die Undulationstheorie und seine Entdeckung des berühmten Interferenzen-Versuches anschlagen.

Man würde aber den Standpunct des Streites gänzlich durch die Voraussetzung verrücken, daſs Babbage blos die wissenschaftliche Ueberlegenheit ausländischer Gelehrten über die englischen darzuthun sich bemühet habe, hiergegen streiten an sich schon eine Menge aus der Sache selbst entnommener innerer Gründe; die Veranlassung zur heftigen Anklage ist vielmehr eine hiervon gänzlich verschiedene, die dem aufmerksamen Leser keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann, insbesondere wenn man das in dieser Schrift Gesagte mit zahlreichen beiläufigen Aeuſserungen vergleicht, die unter andern namentlich in seinem neuesten Werke über Maschinen-

und Fabriken-Wesen enthalten sind. Um die eigentliche Ursache gehörig aufzufinden, welche den heftigen Angriff nicht sowohl gegen die englische Gelehrsamkeit, als vielmehr gegen die dortigen gelehrten Institutionen überhaupt veranlaſst hat, muſs man wissen, daſs Babbage im Jahre 1828. der Versammlung teutscher Naturforscher und Aerzte in Berlin beiwohnte, dort die groſse Auszeichnung wahrnahm, womit die Gelehrten allgemein behandelt wurden, und zugleich die Beobachtung machte, daſs fast ohne Ausnahme alle mit einem Ordensbande geziert waren.

Gründliche Gelehrsamkeit wurde allezeit und überall hochgeschätzt, weswegen auch die Namen ihrer vorzüglichen Beförderer auf gleiche Weise als die anderweitig berühmter Männer der Geschichte angehören; in der neuesten Zeit aber genieſsen die Gelehrten in allen Ländern einen hohen Grad von Hochachtung, und dieses ist billig, da sie nur durch groſsen Aufwand von Zeit und Mühe zu ihrem vorgesetzten Ziele gelangen können und der Cultur ihrer Nationen eine feste Grundlage sichern. In dieser Beziehung kann also Babbage über sein Vaterland keine gegründete Klage führen, und würde auſserdem bei näherer Kenntniſs der Sache bald zu der Ueberzeugung gelangen, daſs auf gleiche Weise im Auslande, wie dort, die Gelehrsamkeit nicht allezeit zu einem verhältniſsmäſsigen äuſseren Wohlstande führt, wie denn überhaupt die Glücksgüter sehr ungleich vertheilt sind; aber allerdings gehören die Ordensbänder bei den englischen Gelehrten unter die höchst seltenen Ausnahmen. Unser Verf. zeigt diesemnach ohne Mühe, daſs auch in England die Gelehrsamkeit nicht selten zu bedeutendem Wohlstande führe, welcher noch auſserdem gar nicht zur Hauptsache gehört und den Ruhm keines Gelehrten jemals erhöhet hat, daſs also genau genommen die Einfachheit eines Huyghen's und Galiläi ruhmvoller sey, als der Prunk eines La Place und Cuvier. Wollen wir unpartheiisch seyn, so soll der Gelehrte allerdings nicht darben, damit er in seinen geistigen

Bemühungen nicht gestört werde, auch sollen ihm auf die eine oder die andere Weise die Hülfsmittel zur Förderung der Wissenschaften zu Gebote stehen; handelt es sich aber um äufseren Luxus und Glanz, so ist wohl zu berücksichtigen, dafs ein solcher das eifrige Studium keineswegs fördernd, leicht aber dasselbe hindernd wirken kann. Auf die Ordensbänder legt Babbage einen so hohen Werth, dafs er räth, auch in seinem Vaterlande einen eigenen Orden für Gelehrte zu stiften. Unser Verf. findet diesen Vorschlag fast lächerlich, mindestens für England unausführbar, und hiermit mufs man im Ganzen wohl einverstanden seyn; auf der andern Seite aber ist nicht zu verkennen, dafs eine Unterscheidung dieser Art manchem wünschenswerth scheinen könne, da so viele ganz ungebildete, durch günstige Umstände zu einigem Vermögen gelangte, Engländer auf dem Continente neben eigentlichen Gelehrten reisen, die mit Nutzen ihre wissenschaftlichen Zwecke verfolgen, und dabei sich von jenen nicht unterscheiden, während sie solche Abzeichen auf dem Festlande als etwas sehr Gewöhnliches wahrnehmen. Im Ganzen genommen werden alle, die nicht durch wirkliche oder nur eingebildete Zurücksetzung in ihrem Urtheile befangen sind, das Verfahren der Regierungen auf dem Continente billigen, wenn sie durch eine Auszeichnung dieser Art ihre Gelehrten von dem grofsen Haufen der Ungebildeten unterscheiden und dadurch zugleich deren hohen Werth und eigentlichen Standpunct als Staatsdiener hervorheben; von der andern Seite aber kann dadurch die Achtung oder der Ruhm, welchen der Gelehrte sich als Mitglied der grofsen, über alle cultivirte Staaten verbreiteten, Corporation (man kann sagen der einzigen freien Republik) der Gelehrten erwerben mufs, nicht erhöhet werden, denn man fragt in der Ferne dieses grofsen Kreises nicht nach den Orden, sondern nur nach den wissenschaftlichen Leistungen jedes Einzelnen, und ein Ordensband bleibt daher allezeit nur ein schwacher, in naher Umgebung, nicht in die Ferne leuchtender Schimmer. Daneben ist

alles Menschliche unvollkommen, weswegen man billig urtheilen und den Behörden die zahlreichen Mifsgriffe bei der Vertheilung nicht so hoch anrechnen mufs, als durch unsern Verf. geschieht, welcher das Ausschlagen solcher Auszeichnungen, wie es durch den berühmten van Swinden geschah (Ref. kennt noch ein Beispiel), fast ehrenvoller findet, als das Annehmen, und die ganze Sache allerdings in's Lächerliche zieht durch die Rüge, dafs der König von Spanien den Castraten Farinelli mit dem Militärorden von Calatrava und sogar der grofse Napoleon einen Andern, Namens Velluti, mit dem Orden der eisernen Krone zierte.

Aber alles dieses ist so einfach und so klar, dafs man danach die Wichtigkeit der Streitfrage gar nicht einsehen, ganz unmöglich aber begreifen würde, wie ein so gründlich gebildeter Gelehrter, als Babbage, durch solche Sachen, die man sogar Nichtigkeiten nennen könnte, zur Abfassung einer so heftig polemischen Schrift veranlafst wurde, hauptsächlich aber, warum die teutschen Gelehrten an diesem Streite überall Theil nehmen sollten; es ist daher vor allen Dingen nothwendig, den Schleier zu lüften, und, so lange die Zeit es noch erlaubt, die hohe Bedeutsamkeit des Gegenstandes und in wiefern unser liebes Vaterland nothwendig mit darin verwickelt werden mufs, thatsächlich nachzuweisen. Um hier sogleich die Hauptsache voranzustellen, sey es erlaubt zu bemerken, dafs Babbage vor allen Dingen die gröfsere Achtung der Wissenschaften in Frankreich, Teutschland und Italien aus der Anstellung so vieler Gelehrten in höheren Staatsdiensten, als Kammerherrn, Senatoren und selbst Minister zu beweisen sucht. Sein Gegner bleibt ihm in dieser Beziehung die Replik nicht schuldig, und zeigt, dafs viele durch diese ihre Stellungen ihren Ruhm keineswegs vermehrt, eher wirklich vermindert haben; inzwischen mufs Ref. bei aller sonstigen Uebereinstimmung gerade in diesem Puncte sich eine berichtigende Anmerkung erlauben, und hierin weiter gehen, als bis zu einer blofsen Milderung des zu harten

Urtheils. Wer von der Sache hinlänglich unterrichtet ist, wird namentlich sich über die Stellung unsers A. von Humboldt freuen, denn er hat der Wissenschaft genug geopfert und wird durch seine neuesten Verhältnisse nicht gehindert, seine gelehrten Forschungen fortzusetzen, stiftet aber einen weit gröfseren Nutzen durch seinen Zutritt bei einem alles Gute eben wie gründliche Gelehrsamkeit thätig befördernden Monarchen, als wenn er sich mit seinen Untersuchungen in die stille Einsamkeit zurückzöge; der Minister v. Lindenau aber hat unglaublich viel Grofses und Gutes in seiner neueren Stellung geleistet, und weit entfernt, mit dem Verf. zu sagen, es sey Schade, dafs ein solcher Mann der Astronomie entzogen wurde, darf man unter diesen Umständen vielmehr geltend machen, dafs wir der Astronomen verhältnifsmäfsig viele, solche Männer aber, welche als Minister ein Gleiches zu leisten vermögen, nur wenige haben. Eben dieses findet auch bei demjenigen statt, welcher das Glück und den Wohlstand im Grofsherzogthum Toscana begründen half.

Fafst man den Inbegriff aller Beschwerden, die Babbage aufgestellt hat, zusammen, übersieht man zugleich den wichtigen Umstand nicht, dafs er sich später viele Mühe gab, Mitglied des Parlaments zu werden, was unserm Verf. übrigens noch nicht bekannt war, überblickt man aufserdem die Vergangenheit, die Gegenwart und die wahrscheinliche Zukunft, und scheuet man sich endlich nicht, sich selbst und Andern die Wahrheit offen zu bekennen, so ergiebt sich folgendes höchst wichtige Resultat aller dieser unpartheiischen Betrachtungen. Frankreich hat von jeher als cultivirter Staat die Wissenschaften befördert, und konnte auf einem einzelnen Puncte, nämlich in Paris, so viel mehr leisten, da bei weitem die wichtigsten literärischen Anstalten in dieser Hauptstadt vereint waren. Ein Gleiches läfst sich von England sagen, und es wird dieses bei jedem monarchischen Staate der Fall seyn, indem dasjenige, was durch vorhergehende, die Wissenschaften befördernde, Regenten, einmal in

dieser Beziehung gegründet ist, durch nachfolgende zwar sinken kann, in der Regel aber selbst durch die Stürme der Revolutionen nicht ganz unterzugehen pflegt, und daher später unter günstigen Umständen wieder aufblühet. Viele zusammen wirkende Bedingungen unterhielten eine fortdauernde Rivalität zwischen den beiden genannten Staaten; der Academie in dem einen stand die Societät im andern gegenüber, und wenn man in Frankreich mehr der Theorie huldigte, so legte man in England höheren Werth auf die praktische Anwendung. Unser Verf. hebt alles dieses richtig hervor und weiset aufserdem nach, dafs Frankreich im Besitze der ruhmvollsten Gelehrten, La Grange, De Lambre, Mechain, Lavoisier, La Place und Anderer war, als es in die Periode der Revolution trat. Letztere erschien den meisten hauptsächlich nur von ihrer Lichtseite, weil sie die nothwendigen Nebenbedingungen und Folgen nicht sofort überblickten, man forderte allgemein die höchste Anstrengung für die Erhaltung und den Ruhm der jungen Republik, und so konnten die Gelehrten, bei ihrer hohen Wichtigkeit in dieser letzteren Beziehung, nicht zurückbleiben. Weil aber der Centralpunct der Umwälzung, die Hauptstadt Paris, die gröfste Zahl der Gelehrten des ganzen Landes in sich enthielt, bei völliger Gleichheit aller Stände ein jeder damals dahin gerieth, wohin Neigung, Talent und Zufall ihn führten, eine gelehrte Bildung aber namentlich in den exacten wissenschaftlichen Disciplinen, leicht eine gröfsere Gewandtheit in Geschäften herbeiführt, so war es sehr natürlich, dafs mehrere Gelehrte Mitglieder der neu gebildeten Regierungsbehörden wurden, und hieraus folgte dann von selbst, was der Verf. der vorliegenden Schrift bemerkt, dafs der unumschränkte Machthaber Napoleon diejenigen unter seinen enthusiastischen Verehrern vorzugsweise hervorhob, deren im In- und Auslande berühmter Name seiner neuen Herrschaft eine bedeutende Stütze versprach. Wenn übrigens Babbage die Verdienste dieses seltenen Mannes zu sehr erhebt,

so stellt sie unser Verf. wohl etwas zu sehr in Schatten, denn so gewifs es ist, dafs er die Wissenschaften nicht um ihrer selbst willen beschützte, eben so sicher darf man behaupten, dafs er ihren Flor bedeutend beförderte.

Unter den Stürmen dieser Periode duldete zwar unser liebes Vaterland sehr, die Revolutionssucht, die stets allseitig zu wirken pflegt, führte obendrein einen gewaltsamen Umsturz der speculativen Philosophie herbei und verwandelte das, was bis dahin als humane Geistesnahrung gedient hatte, in ein glänzendes Kunstspiel des speculirenden Verstandes; allein im Ganzen erhielt sich der eigenthümliche besonnene Sinn und die stille Ausdauer im ruhigen Forschen, wodurch das von unserm Verf. mehrmals erwähnte Prädicat der *docta Germania* errungen wurde.

Indefs erwachten die Revolutionen wieder, und es zeigte sich auch da, wo die eigentlichen politischen nicht zum Ausbruche kamen, also sehr allgemein, das Bestreben nach radicaler Reform des Bestehenden. Wenn man nun berücksichtigt, dafs ungeachtet des oft behaupteten Optimismus auf dem ganzen Erdenrund, in Beziehung auf den Bereich aller menschlichen Verhältnisse, nichts absolut Vollkommenes angetroffen wird, so folgt hieraus von selbst, dafs es ein Leichtes ist, Mängel zu finden, sobald man sich bemühet, sie aufzusuchen, und es ist daher kein Wunder, dafs Babbage eine Menge Schattenpuncte in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Engländer nachwies, denen unser Verf. die der Ausländer entgegensetzt. Es versteht sich wohl von selbst, und dürfte sich sogar aus der göttlichen Weltordnung nachweisen lassen, dafs man wirkliche Mängel verbessern müsse, allein nach Theorie und Erfahrung mufs dieses langsam und mit grofser Vorsicht, auf allen Fall aber blos im Einzelnen geschehen, um auf diese Weise nach und nach durch die Erfahrung belehrt zu werden, ob das neue vermeintlich Bessere auch wirk-

lich sich als solches bewähre. Aber ein solches bedächtiges Verfahren stimmte mit den herrschenden Ansichten nicht überein; man hatte die Bilder radicaler Umwälzungen vor sich, die Beispiele glücklicher Gewinne in diesem höchst gefährlichen Lotterie-Spiele standen glänzend vor Augen, ja was noch wirksamer seyn mufste, man behielt die ächte Frucht der grofsen Revolution bei, vermöge deren ein jeder bei beginnendem Nachdenken über sich selbst einer mehrjährigen Unterbrechung der seiner Neigung und seinen Verhältnissen zusagenden Bestimmung entgegensehen mufs, die zum Garnisondienste einzig geeigneten Subjecte werden grofsentheils durch das Loos zurückgeworfen, viele ungeeignete durch einen gleichen blinden Zufall dazu bestimmt, die zurückkehrenden können sich schwer in die ruhige Ordnung eines anhaltenden Fleifses und der Beharrlichkeit bei schweren Arbeiten gewöhnen, und bringen noch obendrein die Kenntnifs zahlreicher Laster mit, die ihnen durch die niedrigsten Subjecte aus dem Hefen der Haupt- und Residenz-Städte bekannt wurden, kein Wunder also, dafs die frühere einfache Moral, ächt religiöse Tugend, keusches Familienleben, Achtung gegen Aeltere und Vorgesetzte und eine heilige Scheu vor Uebertretung der Gesetze und Verletzung des Bestehenden fortwährend mehr dahin schwanden. Wie beim Sündenfall die Nacktheit erst nach dem Verluste der Tugend entdeckt wurde, so suchte und fand man nunmehro überall Mängel und Gebrechen, und glaubte, es sey eben so leicht als sicher, durch feste Barrieren allen Mifsbräuchen das Eindringen zu verwehren, wobei aber jedes Individuum seine Stimme abgeben müsse, damit die natürlichen Rechte keines einzelnen Menschen gekränkt würden. *) Hieraus erklärt sich übrigens eine Menge von Erscheinungen, namentlich die heftigen Oppositionen und Partheiungen, worin

*) Ref. beruft sich zum Beweise, dafs er nicht erst neuerdings seine Ansichten geändert habe, auf frühere Aeufserungen in diesen Jahrbüchern 1831. p. 622. u. 1069.

die einzelnen Menschen einander feindlich gegenübertraten, indem die einen zum Beweise der Nothwendigkeit einer radicalen Abhülfe aller Mängel gerade nur diese begierig aufsuchten und überall fanden, eben weil sie sie zu finden wünschten, die andern aber den möglichen Verlust des bestehenden Guten als Gefahr drohend hervorhoben, beide aber wechselseitig einander den Sinn für die Wahrnehmung des einen und des andern absprachen.

Es würde jedoch ein grofser Irrthum seyn, wenn man glauben wollte, jenes Streben nach radicaler Reform habe sich blos auf politische Gegenstände bezogen; dieses war schon wegen der Einheit der sämmtlichen Geistesthätigkeiten jedes einzelnen Menschen unmöglich, und es erstreckte sish vielmehr auf alle Gegenstände, mithin auch auf die Wissenschaften, wie schon daraus sichtbar hervorgeht, dafs die Wahl des Herzogs von Sussex zum Präsidenten der Londoner Societät eine so feindliche Partheiung erzeugte, und Babbage seine Gegner dieses Umstandes wegen so heftig angriff. Verfolgen wir den Gegenstand aus diesem speciellen Gesichtspuncte, so gelangen wir zu folgenden nicht erfreulichen Resultaten. Dafs man in Amerika für geistige Cultur und wissenschaftliche Bildung neue Institutionen sucht, folgt nothwendig aus dem Mangel oder der Dürftigkeit der dortigen Schulen. In England bestehen viele veraltete, jetzt unbrauchbare, Formen, nnd man thut daher wohl, zu ändern, aber allmählig, nicht radical und gewaltsam, wie Babbage verlangt. In Frankreich konnte man wohl mit den Leistungen der höheren wissenschaftlichen Anstalten zufrieden seyn, und war dieses auch wirklich, redete dagegen viel von der Nothwendigkeit einer besseren Bildung der niederen Volks-Classen, doch wird gegenwärtig alles dieses durch die allgemeine Theilnahme an der Politik und das Bestreben der Gelehrten, zu höheren Staatsämtern zu gelangen, überschattet. Letzteres ist allerdings den Ansichten Bab-

bage's entsprechend, jedoch wird ihn eigene Erfahrung, falls er noch Mitglied des Parlaments werden sollte, und unpartheiisch geprüfte fremde überzeugen, dafs die Wissenschaft nur dann gedeihet, also auch dann nur ihre edlen und grofsen Früchte tragen kann, wenn sie äufserlich auf's höchste geachtet wird, ihre Vertreter aber sich nie des äufseren Glanzes wegen von der stillen und angestrengten Forschung entfernen. Der Gelehrte ist als solcher verloren, wenn er aufhört, seinen Ruhm bei Männern seines Faches zu suchen, und dagegen um den lärmenden Beifall der halb oder gar nicht gebildeten Menge zu buhlen In Teutschland blieb im Ganzen der Geist ruhiger und angestrengter Forschung vorherrschend, und manche leisteten viel mit geringen Hülfsmitteln, wodurch die Achtung des Auslandes in einem hohen Grade errungen wurde; man änderte im Stillen und mit besonnener Ruhe an den Schulen, und wenn hieraus nicht sofort die erwarteten Früchte ungeschmälert erwuchsen, so mufs man die unglaublichen Hindernisse berücksichtigen, die aus der sehr allgemein verbreiteten revolutionären Tendenz hervorgehen.

Ueberblickt man nunmehro, nach allen diesen Betrachtungen, nochmals das Ganze, so gelangt man zu einem höchst überraschenden und in der That ganz eigentlich seltsamen Resultate. Während man in America die teutschen wissenschaftlichen Institute als Ideale der Nachahmung preiset, in England ihnen die vollste Gerechtigkeit widerfahren läfst, indem der von Babbage und seinen Gegnern gebrauchte Ausdruck der *docta Germania* nirgend Widerspruch fand, während man in Frankreich dieselben nicht blos hoch erhebt, sondern auch als Muster für die dort als nothwendig erkannten Aenderungen empfiehlt, setzt man sie in Teutschland selbst tief herab, und beabsichtigt nichts Geringeres als eine radicale Umänderung, ja was noch auffallender ist, selbst ein grofser Theil derjenigen dringt auf eine radicale Reform, die als Vertheidiger des Princips der Erhaltung gerade

jenes Streben der sogenannten Radicalen am meisten mifsbilligen. Will man sich zur Begründung der Nothwendigkeit einer wesentlichen Umänderung des Argumentes bedienen, dafs zahlreiche und auffallende Gebrechen vorhanden sind, so ist dieses kein anderes als eben dasjenige, welches die sogenannten Radicalen gleichfalls stets zur Schau ausstellen.

Der so eben nachgewiesene auffallende Widerspruch verschwindet augenblicklich, sobald man sich nicht scheuet, die Sache mit ihrem eigentlichen Namen zu bezeichnen, und offen zu gestehen, dafs hierbei das allgemein herrschende revolutionäre Princip sich gerade in Teutschland wirksam zeigt, wo äufsere Verhältnisse eine erfolgreiche Richtung desselben auf die bestehenden Einrichtungen der Staaten erschweren. Der Beweis dieser aufgestellten Behauptung liegt schon in ihr selbst, kann aber aufserdem leicht geführt werden. Wir fragen, ob es nicht ächter Sanscülottismus ist, wenn eine Versammlung, deren Mitglieder zum Theil nicht einmal eine Universität gesehen haben, bei weitem zum gröfsten Theile aber mit trüben Sinnen und befangenem Geiste sie eine verhältnifsmäfsig kurze Zeit beobachteten, über die radicalen Umänderungen dieser Lehranstalten *quasi ex tripode* decretiren; ob man die Sache anders nennen kann, wenn ein Einzelner ohne Nennung seines Namens und den Beweis seiner Berechtigung zu irgend einem Votum in dieser wichtigen und höchst schwierigen Angelegenheit die gesammte Corporation einer ganzen Universität in öffentlichen Blättern, bestimmt für ein Publicum, worunter bei weitem kein Hundertstel sich zu den Sachkennern zählen kann, mit frecher Dreistigkeit censirt, da es bekanntlich nichts weniger als leicht ist, dafs ein Gelehrter einen andern von demselben Fache allseitig richtig beurtheilt. Mufs man so etwas nicht mit den öffentlichen Declamationen in Parallele stellen, womit ein Hunt in London die unübersehbare Menge von Pöbel, worunter übrigens mancher Gentleman aus Neugierde

oder Zufall gerieth, zu unterhalten pflegte, um sich dadurch die Bahn in's Parlament zu öffnen? Kein Wunder über die Mittel, die man hie und da zur radicalen Abhülfe aller Mängel in Vorschlag gebracht findet, unter denen wir nur eins, und zwar das allerscheinbarste, nämlich die Verlegung der Universitäten in die Residenzstädte, hervorheben, um eben hieran nachzuweisen, wie sehr allseitige Prüfung erfordert wird, um das Gute zu behalten und nicht mit dem blos Neuen zu vertauschen. Hat man bei diesem Vorschlage bereits genügend überlegt, dafs in den Haupt- und Residenz-Städten seit langer Zeit wissenschaftliche Anstalten, wenn gleich keine sogenannte Universitäten, vorhanden waren, die aller reichhaltigen Hülfsmittel ungeachtet dennoch zur Begründung des Ruhmes ächtteutscher Gelehrsamkeit und allgemeiner Bildung der teutschen Völker keineswegs so viel beigetragen haben, als die letzteren Lehranstalten in kleineren Städten? Es existiren bereits seit einer für den Versuch hinlänglich langen Reihe von Jahren Universitäten in grofsen Residenzstädten, kann man aber von ihnen mit Recht sagen, dafs sie ihre kleineren Schwesteranstalten an eigentlichen wissenschaftlichen Leistungen so bedeutend überflügelt und sich einen in der Geschichte unvertilgbaren Ruhm errungen haben, als die bereits untergegangenen Helmstädt, Wittenberg, Erfurt, Altorf und andere?

Doch wir verlassen schnell diese allerdings höchst delicaten Betrachtungen, um nicht bei unserer Vorliebe für den Frieden den Apfel der Eris unter diejenigen zu werfen, die durch gemeinschaftliche Wirksamkeit dahin streben müssen, dafs das Vaterland seinen errungenen Ruhm in diesem Streite nicht verliere. Möchten sich dagegen die Stimmen Aller dahin vereinigen, diejenigen zu warnen, die im Widerspruche mit ihren eigenen Principien eine radicale Reform beabsichtigen, denn die Göttin der Geschichte steht mit drohendem Finger, ihre Noten sind unauslöschlich. Allerdings haben unsere

teutschen Lehranstalten ihre Mängel, die vielleicht den Ausländern verborgen blieben, uns selbst aber nur allzugut bekannt sind. Dafs man streben müsse, sie zu beseitigen, unterliegt keinem Zweifel, nur sey man höchst vorsichtig in der Wahl der zu ergreifenden Mittel, damit nicht das Gute mit dem Schlechten zu Grunde gehe oder gar damit vertauscht werde, und das Vaterland seine schönste Zierde verliere. Man vermeide die öffentlichen Discussionen, und frage dagegen solche Männer, die durch lange Erfahrung belehrt sind, die jeden öffentlichen Lärm hassen, aber im Vertrauen gern ihre Ansichten mittheilen werden, welche demnächst sorgfältig zu prüfen und einzeln mit Besonnenheit anzuwenden sind, um des gewünschten Erfolgs sicher zu seyn. Insbesondere müssen diejenigen Lehranstalten mit Schonung behandelt werden, die durch ihr hohes Alter eine gewisse Würde errungen haben, und an deren Existenz sich die Idee eines uralten Adels knüpft, denn eben durch die gänzliche Nichtachtung des Alters macht sich das revolutionäre Princip kenntlich. Dieses sind gewifs die frommen Wünsche aller Besonnenen, die uneigennützig und bescheiden es mit dem Vaterlande wohl meinen. Sollte aber dessenungeachtet eine radicale Reform zur Ausführung kommen, dann ist es nicht unmöglich, dafs die trübe Prophezeihung in Erfüllung gehe, die den scharfsinnigen Niebuhr in den letzten Tagen seines fruchtbaren Lebens tief niederbeugte, indem er den Untergang der wissenschaftlichen Cultur und die Wiederkehr finsterer Barbarei mit allen ihren grauenvollen Folgen vorherzusehen glaubte.

Muncke.

---

1) *Krist. Das älteste von Otfried im neunten Jahrhundert verfaſste, hochdeutsche Gedicht, nach den drei gleichzeitigen, zu Wien, München und Heidelberg befindlichen Handschriften kritisch herausgegeben von E. G. Graff. Mit einem Facsimile aus jeder der drei Handschriften. Königsberg*, 1831. *XLVI* (6) *und* 446 *S. in* 4.

2) *Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin*, 1833. *XLIV u.* 638 *S.* 8.

3) *Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin*, 1827.

Bei der Erscheinung jedes einzelnen dieser drei Werke muſste wohl Jeder, der sich für die Vorzeit unseres Volkes auch nur ein wenig interessirt, eine groſse Freude empfinden, so bedeutende Schätze unserer alten Literatur in so reinen und gefälligen Ausgaben endlich dargeboten zu sehen, in Ausgaben, mit deren Besitz eigentlich erst der der Werke selbst für uns eintritt, die uns vorher in einem Zustande vorlagen, der nur abschrecken aber nicht anziehen konnte. Die Werke gehören durch ihren Gehalt, oder durch Alter und Sprache zu dem Bemerkenswerthesten, was unsere alte Literatur in sich schlieſst; die Herausgeber stehen in dem ersten Rang jener gründlichen und groſsen Forscher, durch die unserem Alterthum seit einigen Jahrzehnten so mannichfache Aufklärung, unserer Sprache und Literatur so vielfältige Beleuchtung zu Theil geworden ist. Das gelehrte Treiben dieser und solcher Männer, wie der beiden Grimm und Anderer, läſst an Redlichkeit der Untersuchung, an Hingebung und Eifer, an Fleiſs und Beharrlichkeit, wenn wir die Naturforschung ausnehmen, Alles hinter sich, was unsere letzten Jahre von literarischer Bestrebung aufweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Otfried, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide.

(Fortsetzung.)

Woher kommt es denn, haben wir uns bei jedem neuen Hervortreten solcher und ähnlicher Werke, wie der obengenannten, gefragt, dafs für die ungemeine Anstrengung und Thätigkeit, die unendlich gute Meinung und uneigennützige Wirksamkeit dieser Männer und derer, die ihnen zur Seite stehen, in der Nation so wenig Anerkennung und noch viel weniger Dank ist? Woher kommt es, dafs je weiter die Entfaltung und Aufdeckung der alten Schätze gedeiht, desto mehr die lebende Generation sich davon abwendet? dafs die Dichtungen des Mittelalters weder in ihrer altächten, noch in halb oder ganz modernisirter Gestalt, dafs weder der gefällige Tristan, noch der strenge Parzival, und kaum die einfachen Nibelungen einigen Eingang fanden? dafs eben so wenig dem commentirten Iwein und dem glossirten Bonerius der Nation näher gebracht zu werden gelang, als es dem nackten Text des Wolfram gelingen wird? kurz, dafs weder die Begeisterung der Forscher, noch die Dichtungen unserer Vorfahren, noch die Nachahmungen neuerer Poeten Anklang fanden, seitdem jener halb rührende, halb lächerliche Anflug von Deutschthümelei unter unserer Jugend aus den Befreiungsjahren der Nation vollends Alles zu verleiden schien, was mit diesem Geiste in einer wenn auch entfernten Beziehung stand? Wo liegt die Ursache davon, dafs der Widerstand gegen alle diese alten Reste so entschieden ward, dafs die Reihe der Literaten, die an deren Wiederbelebung die Arbeit ihres Lebens mit Unverdrossenheit setzten, sich eben so entschieden von den theilnahmlosen Mitlebenden abschlossen, dafs sie sich mit ganzer

Seele in die alte Welt der Deutschen hineinwarfen und mehr mit dem geschwundenen, als dem gegenwärtigen Geschlechte leben, dafs sie sich wirklich den Forderungen der Zeit entfremden, dafs sie wie für sich und ihres Gleichen allein arbeiten und, indem sie den Lohn ihrer Arbeit rein in die Arbeit selbst setzen, zwar eben jene vortrefflichen Werke schaffen, aber auch die Lernbegierigen selbst mit der beschwerlichen Gelehrsamkeit und rücksichtslosen Form derselben abschrecken, und endlich, dafs sie, so oft sie in Vorreden und geeigneten Werken zum Publicum sprechen, einen Ton des Unmuths, der Verstimmung und Uebellaune, einen verhaltenen oder losgelassenen Groll fast nie verleugnen? Giebts hier eine wirkliche Schuld von Seiten der Gelehrten oder von Seiten des Publicums? Ist auf eine künftige gröfsere Schätzung der bezeichneten Werke, und auf eine allgemeinere Verbreitung derselben zu hoffen, oder werden jene Bemühungen immer so wenige Früchte tragen? Ist die Theilnahmlosigkeit der Nation eine vorübergehende Laune, die vielleicht vor dem deutschen Sprachunterricht, wenn er nun auf den Schulen sich erweitert, weichen wird, oder hat es einen allgemeineren und tieferen Grund in der Lage des Volkes, dafs man so bestimmt und entschlossen der alten Zeit den Rücken kehrt? Denn freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, dafs die Literatur nicht das einzige Gebiet ist, in dem wir diesen Zug der Nation beobachten. Offenbar fliefst aus derselben Quelle die Kälte, mit der nach einer fliegenden Hitze bei der ersten Aufnahme, die begeisterten Geschichtswerke der Luden, Menzel und Kohlrausch, die uns unserer Ahnen Schicksale so warm an's Herz zu legen, ihre Tugend und Gröfse aller Art so hoch vorzustellen strebten, unbeachtet blieben. Und wer wird es in den politischen Bewegungen der letzten Jahre nicht mit Staunen und grofsem Unwillen beobachtet haben, wie dieselbe Jugend, die vor achtzehn Jahren nur der alten Deutschen Tracht tragen, ihre Lieder singen, ihre einfache Tugend zurückführen, und nicht mehr französisch

sprechen wollte, wie dieselbe Jugend heute nach derselben Nation mit Vorliebe hinneigt, deren ganze Natur gegen die unsere ein feindseliges und niemals verträgliches und versöhnliches Element bildet!

Der allgemeine Erklärungsgrund für alle diese Erscheinungen liegt sehr nahe, so nah, daſs er eben darum von Niemand leicht erkannt wird, der nicht mit der allgemeinen Natur der Menschen und Nationen in mehrseitiger Erforschung der Völkergeschichte vertrauter geworden ist und dabei gelernt hat, aus Gegenwart und Umgebung etwas herauszutreten und sie als räumlich und zeitlich fernere Objecte schärfer zu betrachten. Nationen, die mit so menschlich-universeller Anlage, wie die deutsche und griechische, jede Erscheinungsform des politischen und geistigen Lebens scharf ausprägten, pflegen auch die jedesmal Ausgeprägte und Vollendete beim Uebergang in eine andere mit ähnlicher Schärfe abzulegen. In Griechenland hörten die pelasgischen und achäischen Stämme mit ihren Staatsformen durch Zersprengung auf, die Ionier und ihre Demokratien erlagen unter der Brutalität der dorischen Sieger, und diese ihrerseits der allgemeinen Erbitterung und einer Art von nationalem Aufschwung, bis endlich der gesammte hellenische Name erst in dem der Macedonier aufging, dann in Bünde zertheilt ward. Mit dem Untergang der athenischen Republik fing die ganze griechische Nation an, sich in ihrem geistigen Treiben, wie im politischen, von den alten Nationalordnungen ganz zu entfernen, und sie gründete sich geistig eine Universalherrschaft, während die politische zerfiel. In Deutschland zeigt sich durchgehend im Politisch-geschichtlichen die ähnliche Erscheinung, wie sie in dem älteren Griechenland vorkam, wie denn überhaupt die Urgeschichten beider Völker mehr annähernde Vergleichung gestatten, als die Mittelzeiten. Die Deutschen nämlich schüttelten jede frühere Form, und wenn sich diese in einem besondern Stamme vorzugsweise bildete, auch diesen Stamm, und wenn sie von einer besonderen Literatur begleitet war, auch diese

Literatur, bald mehr bald weniger bestimmt ab. Unsre patriarchalische Urzeit ist sammt ihren Liedern und Ueberlieferungen fast vergessen und verloren, während sie in England viel heller ist, und in Scandinavien eine merkwürdige Blüthe gehabt hat, an der Deutschland selbst unstreitig nicht ohne Theilnahme war. Es waren unsere deutschen Brüder, die diese Blüthe entfalteten, aber innerhalb Deutschland ging selbst die Erinnerung daran verloren. Von unseren Carolingern aus ward in Europa die hierarchische Beziehung zwischen Staat und Kirche geschaffen, die aber die Deutschen selbst am ersten wieder lösten. Die zwei verschiedenen Gattungen militärischer und industrieller Republiken schieden sich in der Schweiz und den Niederlanden ab, wo diese Form bestimmt, wie sonst nur in Italien, vortrat. Unsre Aristokratie erhob sich in ähnlicher Kraft zur Souveränität, bereitete sich aber eben dadurch als Aristokratie den Untergang und das Uebergewicht des Bürgerlichen in Deutschland. In derselben Art, wie die ritterlichen Sänger die Volkspoesie geringschätzten, wurden sie selbst von den späteren Zeiten vernachlässigt und vergessen. Dies konnte sogar in Griechenland nicht geschehen, wo jederlei Kunst zu sehr mit der Nation verwebt war, als dafs diese jemals deren Producte hätte versäumen können, und wo weder das politische noch das wissenschaftliche Treiben im Allgemeinen so zerstreute und zertheilte, wie bei uns. Sobald bei uns durch die Reformation jeder Geisteszwang gesprengt war, fiel alles Mittelaltrige, das mehr oder weniger überall einengend ist, zwar langsam, aber es fiel; und die Literaturreform im vorigen Jahrhunderte bereitete den völligen Sturz vor, den die Revolution vollendete oder in ihren Folgen noch vollenden wird. Es giebt kein Verhältnifs unseres Lebens, in dem das Abwenden der Nation von den Ordnungen der mittlern Zeit nicht sichtbar wäre. Wir haben allerlei scholastische Gelehrsamkeit abgeworfen, und wo sich dergleichen noch in Trümmern gehalten hat, zieht sie sich (wie z. B. unter einer Classse von Philologen) in einen

Kreis zurück, der sich von der Mitwelt mehr und mehr absondert. Das war für den beispielweise angeführten Fall die Folge von den Kämpfen gegen Klotz und Heyne und eine Wirkung der lebendigen Verjüngung des Alterthums mittelst Uebersetzungen. Wir haben die finstere Orthodoxie des Mittelalters abgelegt und der Vernunft ihr Recht wiedergegeben; laut genug heben sich, wieder in einem abgeschlossenen Kreise, die Stimmen, die uns gerne zurückführen möchten zu der früheren Dämmerung, in der sich so gut schwärmen und über dem Träumen das Handeln vergessen läfst, allein die Nation läfst sich darum nicht irren, und dies ist die Wirkung von Lessings Auftreten, nicht allein in seinen Streitigkeiten mit den Theologen, sondern auch in der ganzen Art, wie er weltmännisch frei dem befangenen, orthodoxen Wesen der patriarchalischen Sänger des vorigen Jahrhunderts, wie er, und die Nation mit ihm, Klopstock und der Messiade entgegen stand. Wir haben auch in den bildenden Künsten eine Klasse von Männern, die uns mit grofser Leidenschaftlichkeit auf die alten Kunstwerke der Deutschen hinweisen, allein darum zieht doch der ganze Haufe unserer jungen Künstler nach dem Lande, das die Reste alter und mittlerer Kunst in sich schliefst, und nur mit leider allzugrofser Aufgebung alles vaterländischen Sinnes geben sie sich dem Fremden hin, so dafs selbst die gefeiertsten Männer zu der unglaublich unsinnigen Verirrung kommen konnten, die Standbilder mitlebender Heroen in griechischer Tracht in Marmor und Erz, als ein Denkmal mehr unserer unsäglichen Verkehrtheit, als unserer Dankbarkeit, der Nachwelt überliefern zu wollen; dies alles aber wirkten Winkelmann und Meyer und Aehnliche, nach denen Niemand gekommen ist, der praktisch die Verschmelzung klassisches Geschmacks mit dem nationalen Sinne hätte zeigen können. Wir haben alle Corporationen und Zünfte und dergleichen aufgelöst, obgleich auch in dieser Hinsicht noch hier und da die hergebrachte Ordnung festgehalten, obgleich auch hier noch von namhaften Männern eben

aus der Reihe unserer deutschen Alterthumsforscher dies unnatürliche Zwangwerk vertheidigt und dabei vergessen wird, dafs ähnliche Einrichtungen durchaus nur da mit Nutzen bestehen, wo ein vertrauendes und redliches Geschlecht untereinander nur Moralität und Billigkeit, nicht wo ein argwöhnendes und raffinirtes nur das strengste Recht unter sich gelten lassen will; dies hat die Gährung vollbracht, die seit dem vorigen Jahrhundert, und eigentlich seit viel länger, bis auf den heutigen Tag sich gegen alle ähnliche Ueberbleibsel zeigt, und es war wohl auch ohne besondere Veranlassungen vorauszusehen, dafs Mancherlei in der äufseren Organisation unseres Universitätswesens der ändernden Gewalt der Zeiten würde weichen müssen. Wir haben die alte Reichsverfassung successiv in langen Zwischenräumen umgeworfen und in den letzten bedeutenden politischen Bewegungen in Europa die letzte Hand daran gelegt; selbst unsere tollsten demagogischen Planmacher scheinen den Gedanken an eine ähnliche Einheitsform aufzugeben, die auch nach unserem Urtheil nicht mehr im Reich der Möglichkeiten liegt.

Wenn es denkbar wäre, dafs in irgend einem anderen Verhältnisse eine noch gröfsere Entschiedenheit in unserer Abneigung gegen alles national-Beengende und unserer Hinneigung nach dem weiteren Menschlichen und Freien, aufgefunden werden könnte, so würden wir sagen, sie fände sich in unserer Dichtkunst und Literatur im Allgemeinen, wie sie sich in der letzten Periode gestaltet hat; sie ist so ganz dem Alten und Früheren entfremdet, dafs Lachmann in der Vorrede zum Eschenbach sie so wenig mit jenem will in irgend eine Beziehung gesetzt wissen, wie den deutschen Bund mit dem deutschen Reiche. Was könnte sich auch in der That so getrennt gegenüber stehen, wie diese beiden Perioden der mittelalterigen und neuen deutschen Literatur? Die romantische Poesie, erwachsen auf dem Boden, den die weitverbreiteten Stämme der Iberer, Gallier und Britten mit ihren alten Erzählungen füllten, den die Römer mit

griechischer und lateinischer Bildung überzogen, wo denn durch Germanen und Christenthum eine ungeheure Verschmelzung von Altem und Neuem eintrat, in die nachher auch noch das Arabische und Orientalische überhaupt Elemente zur Mischung lieferte, lernte unter der nie erhörten Vereinigung der aller heterogensten Vorstellungen das Wunderbarste zu ertragen und sich in eine grenzenlose Unbestimmtheit zu verlieren. An die Stelle der körperlichen Götter der alten Dichtkunst trat eine Gottheit und eine Geisterwelt, die den Sinnen entzogen war; das Gefühl irdischer Nichtigkeit, das die Griechen nicht kannten, weil sie sich keine überirdische, sondern eine unterirdische Zukunft, nicht herrlicher, sondern noch nichtiger als die hiesige Gegenwart dachten, versenkte die Menschen in eine unbestimmte und weite Empfindung, die sich dem Griechen überall deutlich an sinnliche Lust oder Schmerz knüpfte; die Unzufriedenheit und unklare Sehnsucht trieb in die weitesten Fernen, die den Griechen gleichgültig liefsen oder entsetzten. Je mehr der Mensch, die Nationen oder die Zeiten naiv und leidenschaftlich blieben, je heftiger die Gefühle, je ungestümer das Bestreben, je gläubiger die Seele, je unbestimmter das Wissen, desto mehr haftete die romantische Vorstellungsart, wie noch heute im Süden, wo noch die Glut, wenn auch ohne lebendige Flamme, noch der Aberglaube, wenn auch nicht der Glaube, noch die Unbildung und Unwissenheit über fremde Menschen und Räume blieb. Es war natürlich, dafs diese Poesie und der ganze Geist, aus dem sie flofs, nur von einem Orte und von einem Menschenschlag und nur auf eine Weise konnte gestürzt werden, die ihr auf's schärfste entgegengesetzt war. Der Schlag traf sie aus Deutschland, wo die Vermengung jener verschiedenartigen und wunderlich gekreuzten Vorstellungen nicht heimisch war; von Deutschen, die solche Dichtungen, wie sie auf wälschem Boden entstanden, nie selbst hervorgebracht, sondern nur übersetzt haben; er traf sie, die weltstürmerisch den Erdkreis überflog, aus

dem engsten Kreis der bürgerlichen Häuslichkeit; ihre ritterlichen Pfleger, die über alle Meere und Lande streiften mit ihren Waffen und ihrem Gesang, wichen dem an die Werkstätte gefesselten Bürger, ihre ausschweifende Phantasie dem gesunden Hausverstand, der sich ernst oder satyrisch belehrend auf die Heimath hinwandte. Wie nun das 15te und 16te Jahrhundert den spiefsbürgerlichen Anstrich dieses niederen Lebenskreises trug, und dieser durch seinen Sieg selbstgefällig und kühn geworden die alten Dichtungsstoffe in seiner Sphäre zu haben wünschte, konnte er sich in seiner Beschränktheit natürlich nicht dahin emporheben, sondern er zog sie zu sich herab; und wo nun jene Gegenstände in selbstgenüglichem Ernste behandelt wurden, da entstanden z. B. bei Hans Sachs jene unendlich naiven Dichtungen, die überall wünschen lassen, es möchte dem trefflichen Mann gelungen seyn, Einen Schritt weiter zu thun zum helleren Bewufstseyn über die Materie, die er aufgriff, und die Form, in der er sie einengte. Dieses freiere Bewufstseyn trat in dem eigentlichen Sitz der romantischen Kunst, den Südlanden, ein, und mit ihm jene freie ironische Behandlung der alten Stoffe bei Ariost, die auch in den ernsten Werken des Cervantes, ja in Nachbildungen der Romantik bei Calderon (z. B. in der Brücke von Mantible) wenigstens so weit liegt, dafs es schwer zu sagen ist, ob der Hauch von Ironie dabei in der Absicht der Dichter lag oder nicht. Ja, wo sich die Künstler noch klarer machten über den Widerspruch der alten dichterischen Welt mit der kümmerlichen Prosa des neuen Lebens, entstanden bei Cervantes und Shakspeare jene grelleren Gegensätze des Realismus und Idealismus, die, als die Urquelle aller komischen Natur im Menschen, in einer verschiedenen Art, aber bei der ähnlichen Scheide der Zeiten von Poesie zu Prosa, von Kunst zu Wissenschaft, von dem grofsen Spanier, wie einst von Aristophanes, benutzt wurden. In Deutschland aber griff jener Hausverstand, der sich, wie aus allen den derberen Vorgängern des Cervantes, Ariost und Shakspeare sehr

deutlich zu erweisen ist, in den moralisch verderbteren und kunstsinnigeren Nationen sogleich auf die Literatur warf, erst in seinem näheren häuslichen und moralisch-religiösen Kreise um sich, stellte die Sitten her, reinigte die Religion und warf sich nie mehr auf jene alte Literatur, die mit den alten Ordnungen im politischen Leben verschwand. Vielmehr, als sich im vorigen Jahrhunderte unter der allgemeinen geistigen Revolution in Europa die deutsche Nationalliteratur aufschwang, machte er sich in dieser neuen Periode in Poesie und Philosophie geltend, und diese neue Literatur konnte nach aller Erwartung nicht zu der alten Romantik zurückkehren, da deren hauptsächlichsten Requisite unter der steigenden Wissenschaft und Aufklärung schwanden, da die einst ehrenwerthe Mystik und Frömmigkeit nur in Ausartungen übrig war, da die übermäfsige Verschwendung der Empfindungen neben Voltaire und Lessing nicht mehr bestehen konnte, da die Natur des Menschen durch grofse Begebenheiten in der Zeit, durch Bekanntschaft mit Geschichte, durch Aufdeckung der Fremde, durch grösseren Verkehr im Leben, durch steigenden Handel und Industrie stets unverhüllter ward und aus den bisherigen Fesseln völlig heraustrat. Die Romantik stellte sich aber gleichwohl, allein in einer sehr bestimmten Schranke, ein, und mufste auch wohl, in sofern die deutsche Nation die in ihr enthaltenen germanisch-christlichen Elemente nicht entbehren konnte. Der deutsche Lessing wies auf Shakspeare, zugleich mit dem französirenden Wieland; dieser aber, dem brittischen Dichter nicht gewachsen, leitete die Nation, in einem historischen Krebsgang, durch das ariostische, ironische Epos nach der römischen, oder griechisch-alexandrinischen Bildung und Dichtung zurück, von wo aus sie leichter den Weg zu dem klassischen Kern des Griechenthums fand, auf den sich Wieland nur wagte, um sich kläglich zu verirren. Die Deutschen, die jetzt mit ihrer neuen Kunst alle Welt und alle Zeiten umspannten, konnten nicht anders, sie mufsten mit der griechischen Literatur auch die mittelaltrige, und mit dieser die altdeutsche hervor-

suchen; sie thaten aber das letztere später als das erstere, und fanden jenes auf die Länge unverträglicher mit ihrem neuen Zustande, als dieses. Man reproducirte die alte und mittlere Literatur; allein die Männer, die wie Voſs auf den Schultern der Griechen ruhen, werden in der neuen deutschen Nation eine gröſsere Unsterblichkeit haben, als jene, die sich wie Tiek auf die Romantik des Mittelalters lehnen. Verschmolzen aber in ganz eigenthümlicher Weise sind diese beiden Pole der vergangenen Dichtkunst, die Romantik des Mittelalters und die plastische Dichtkunst der Griechen, in Göthe und Schiller, so daſs so ausgezeichnete Männer wie der ganz hellenisirte Wilhelm von Humboldt und der ganz romantische Jean Paul, der Eine in Schiller die gröſste Annäherung zu dem Griechischen, der Andere die gröſste Verwandtschaft mit der Shakspearischen Romantik entdeckte. Wenn wir aber diese Männer und die, welche wie Lessing, Herder und so viele Andere aus dem wissenschaftlichen Gebiete neben ihnen stehen, nicht als die neue Bildung repräsentirend anerkennen wollen, dann müssen wir die ganze Geschichte und allen Ausdruck des Volksgeistes als eine Lüge ansehen. Diese Männer aber haben eine durchaus weltbürgerliche, universelle, humane und nicht mehr nationelle Richtung, und die Nation folgt ihnen und läſst alle die bei Seite, die sie auf die letztere zurücklenken wollen. Wir glauben also, daſs unsere deutschen Alterthumsforscher ein ganz guter Tact leitete, ihre alten Schätze der Nation philologisch geläutert, gelehrt behandelt, als einen Gegenstand des Studiums, als ein fremdes, nur immer für ein gewisses Publicum taugliches Geschenk darzubieten; wir sind von diesem Gesichtspunct aus für jede Gestalt dankbar, in der uns dieselben geboten werden, für Text und Commentar; und lieber noch sehen wir, dünkt uns, überall die Texte allein, am wenigsten gerne Poesien mit einem so zergliedernden Commentar, wie die Brüder Grimm ihn zu geben pflegen, der allen ruhigen Genuſs verkümmert, der auch die vortrefflichen Männer in ihrer ästhetischen Ansicht nothwendig irre leiten muſs, wie wir uns denn des Ur-

theils wohl erinnern, das der feine Göthe mit Recht über Hartmanns armen Heinrich fällte, dem jene einen so grofsen poetischen Werth beilegten.

Dieser grofse Wendepunct der Dinge, auf dem Deutschland so zuverlässig schwebt, wie Griechenland zur Zeit seiner wiederbelebten Amphiktyonie und der lauernden Könige dieses Bundes, ist wohl die Ursache, dafs sich so wenig in der politischen, wie in der Literargeschichte die Autoren zu helfen wissen. Nie hoffe doch jemand, mit einer unnatürlichen Begeisterung und nationalen Eitelkeit und Grofsthuerei, die uns dazu so übel ansteht, in deutschen Geschichten ersetzen zu wollen, was ihnen an innerer Fülle der Begebenheiten abgeht oder an grofsen Characteren. Deutschlands Ruhm ist sein Verhältnifs zum Christenthum, zu der Bevölkerung und der Cultur des gesammten neueren Europa, und wer dies vergifst, der wird über sein Vaterland entweder in befangenem Stolze urtheilen oder in befangener Bitterkeit. Beiderlei Seiten sind in der politischen und literarischen Geschichtschreibung zu finden. Wir nannten die teutonischen Historiker schon oben; wir stellen ihnen diejenigen Literargeschichtschreiber zur Seite, welche mit Vorliebe in ihren Abrissen die alte Literatur behandeln und über die neue chronikartig oder tabellarisch wegspringen. Wie unter vielen von Luden's Nachahmern das blofse Nachschreiben sichtbar ist, so unter den meisten dieser Literarhistoriker der völlige Mangel eines eigenen Urtheils und das Stützen auf die anerkannten Autoritäten. In Behandlung der neuen Literatur haben die wenigsten, die sich damit abgaben, verstanden, auf dem von Manso in den Nachträgen zu Sulzer vortrefflich eingeschlagenen Wege weiter zu gehen, weil eben die Wenigsten nur einen entfernten Begriff von dem haben, was eine Geschichte der Literatur ist. Im Urtheil über die einzelnen Männer unserer neuen Periode zeigt sich aber in denen, die einige gröfsere Aufmerksamkeit auf diesen Theil der Literargeschichte gewandt haben, entweder eine eitle Bewunderung, die nirgends ihre Erklärung in sich selbst trägt, oder ein frevelhaftes Herab-

ziehen der gröfsten Geister durch dünkelhafte und leere Köpfe oder durch zerrissene Gemüther unter dem jüngeren Geschlechte, das sich die Nation allzu geduldig gefallen läfst.

Es war nun unsere Absicht, einen Blick auf jene frühere Zeit unserer Literatur und, indem wir unser bescheidenes Gutachten an die Werke weniger Männer knüpften, auch gelegentlich auf die Literargeschichte jener Periode zu werfen, wie sie sich bis jetzt gestaltete. Nehmen wir nun zum Repräsentanten dessen, was uns aus der vorschwäbischen Zeit übrig geblieben ist, das grofse Werk von Otfried, das zugleich durch seine gute Erhaltung ein Urtheil eher gestattet, so könnten wir aus dem, was sich darüber hergebrachterweise in unseren Literaturgeschichten gesagt findet, auf's leichteste deutlich machen, wie unter den zahlreichen Verfassern dieser verschiedenen Werke auch nicht Einer ein eigenes und selbstständiges Urtheil hat; und wir müssen daher auf die Quelle des Einen zurückgehen, das sich überall mehr oder weniger deutlich wiederholt. Seitdem einmal Grimm in der ersten Ausgabe seiner Grammatik die gemüthliche und gelehrte Ausführung des Gegenstandes in der Evangelienharmonie von Otfried bemerkt, die wahrhafte Poesie darin gerühmt und sogar die Stellen bezeichnet hatte, worin sich diese Poesie ausspräche, sagte ihm das so ziemlich jeder nach; findet sich Der oder Jener nicht eben berufen, das Eine zu rühmen, so preist er das Andere; und sogar die, welche es schon dem Stoffe nach natürlich fanden, dafs hier die poetischen Verdienste nicht grofs seyn könnten, wufsten sich nicht von dem vorgeschriebenen Urtheile loszumachen und redeten immer mit einer Art Scheu oder versteckter Bewunderung von diesem Werke. Der vortreffliche neue Herausgeber sagt in seiner Vorrede p. XIV: „Diese Bemerkungen werden hinreichend seyn, von dem Interesse zu überzeugen, welches ganz abgesehen von „der gelehrten und gemüthlichen Ausführung, den poetischen Stellen, der Anwendung auf die Sitten der Zeit u. s. w.," auf die schon Grimm in der Einleitung zur 1sten Aus-

gabe seiner Grammatik aufmerksam gemacht hat, nicht nur für Lehrer und Sprachforscher, sondern auch für jeden gebildeten Deutschen, dem deutschen Geist und deutsches Wort nicht gleichgültig ist, der Lectüre des otfriedischen Werkes beiwohnt, und daraus die Nothwendigkeit erkennen zu lassen, die Lesung und Erklärung dieses Werkes zu einer stehenden Lection auf der Universität und den oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen zu machen," und in der Note droht er mit den Worten des Flacius, es müsse einer gar ein Stock und so zu sagen kein rechter Deutscher seyn, der — (so kommt es wenigstens heraus, wenn es auch nicht grade so dasteht) dies Buch nicht lesen möge. Wie? wir sollen also zu der ungeheuren und ganz unerträglichen Last, die unseren Schülern der Gymnasien ohnehin schon aufgebürdet ist, ihnen auch noch dies Opus aufladen? Denn gerade diese gründlichen Forscher werden doch am wenigsten leugnen wollen, dafs fast die ganze Mühe des Studiums einer neuen Sprache dazu gehört, um dies Buch zu lesen, zu der wir noch dazu die allernöthigsten Hülfsmittel von unserem Herausgeber in seinem angekündigten Sprachschatze (einem Werke, das ein Ruhm der Nation seyn und dessen Erscheinen hoffentlich jeder gute Deutsche unterstützen wird) erst erwarten müssen. Und diese Sprache soll man um dieses Einen Buches willen erlernen? Denn welche andere grofsen Schätze kann sie uns denn noch öffnen? Und was sollte oder könnte uns denn in diesem Buche so ansprechen und belehren? Ist es der trefflichen Männer guter Ernst, dafs unsere Schüler auf den Gymnasien in die historische Grammatik der deutschen Sprache sollen eingeführt werden? Oder sollen wir gar die lutherische Bibel mit diesem Otfried verdrängen, die in einer noch nicht vergessenen Sprache naiv und rein uns den Gegenstand an's Herz legt, der hier durch die Sprache entfremdet, durch die Behandlung getrübt, durch mönchische Sonderbarkeit abstofsend geworden ist? Oder sollen wir mit diesem Buche den Geschmack an der altdeutschen Poesie eröffnen? Dann möchte ärger noch

erfolgen, was so oft und an bedeutenderen Dingen geschehen ist; auf die übertriebenen und wunderbaren Anpreisungen, die von den deutschen Alterthumsforschern über dies und jenes ausgingen, geht man mit überreizter Neugierde daran, man findet sich vielleicht grade durch die Schwierigkeit recht getrieben, man studirt die Sprache, man versenkt sich in die Sache und ermattet plötzlich über der grenzenlosen Leere, der starren Kälte, der unheimlichen Breite, der Naturlosigkeit so vieler Dinge, in deren kaltem Elemente man das ganze Feuer wiedergesucht hatte, das nur so begeisterte Leute hineinlegen konnten, die sich ihre eigene Welt im Flug ihrer Einbildungskraft schaffen und in jedes Gegebne ihre eigne Wärme übertragen oder aus ihm herausfinden; oder, was noch häufiger ist, Leute, die das Interesse am Sprachstudium mit dem an der Literatur verwechselten. Wir werden uns nie davon überzeugen, dafs beiderlei Interesse zusammenfallen müsse, so wenig wie uns das Mittel je für den Zweck gelten wird, so wenig wie wir jemals verlangen würden, dafs ein grofser Historiker zugleich Meister in aller Chronologie und Genealogie seyn müsse. Otfrieds Evangelienharmonie ist ein Werk, dessen grofse Bedeutung für die deutsche Sprache und deren Geschichte wir warlich nicht verkennen werden; die vorliegende Ausgabe ist eine Arbeit, deren ungemeine Verdienste nicht wir erst im Einzelnen zu rühmen brauchen noch auch uns berufen fühlen. Wir möchten indefs hier eine Frage nicht unterdrücken, die vielleicht die Frage eines Unkundigen ist, ob nämlich Graff in seinem versprochenen Anhang davon reden wird, in wie weit Otfried's ärmliche Beschränktheit, mit der er von seiner Nationalsprache denkt, mit der er die Regeln der l a t e i n i s c h e n G r a m m a t i k an seine d e u t s c h e S p r a c h e legt und sich kindisch wundert, dafs sich in beiden Sprachen Genus und Numerus nicht entsprechen, dafs die bejahende Kraft zweier Negationen im Deutschen nicht gelten will u. dgl. mehr *), auf seine Sprache und Verse gewirkt haben mag

*) In der lateinischen Vorrede heifst es: „Duo etiam negativi dum in latinitate rationis dicta confirmant, in hujus linguae usu pene

und gewirkt hat, da er selbst diese Wirkung angiebt und seine Rede offenbar nichts von der kecken poetischen Freiheit hat, die man sogar in den viel anspruchloseren, aber volksthümlicheren Sachen jener Jahrhunderte findet. So sehr wir nun bereit sind, in dem Wohlklang dieser Sprache, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die sie in jeder Hinsicht bietet, vortreffliche Elemente zu einer poetischen Diction zu finden, so können wir darum doch nicht wirkliche Poesie entdecken, und überall schreckt uns die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte, und welcher da viel lebendiger bleibt, wo etwa ein Notker oder der Uebersetzer der dem Tatian zugeschriebenen Evangelienharmonie in einnehmender und wohlgefälliger Uebersetzung die Einfachheit, die unverstellte Naivetät, den ruhigen Adel und die Lieblichkeit festhält, die auch in Luthers Bibel immer neu anzieht. Wer uns glauben machen will, dafs in diesem Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der mufs in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen seyn, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunst geschöpft hat. Nicht als ob wir uns mit Forderungen an die Reife späterer Zeiten, mit moderner Verwöhntheit zudrängten, sondern wir versetzen uns ganz in die Zeit, begreifen aber, dafs Mönche von so klösterlicher Gelehrsamkeit, von so beschaulichem, aller Sinnenwelt entfremdeten Leben nichts leisten konnten, was nur irgend etwas von dem Feuer der poetischen Bruchstücke dieser frühesten Zeiten hätte, oder was mit der Ueber-

---

assidue negant; *et quamvis hoc interdum praecavere valerem,* ob usum tamen cottidianum ut morum se locutio praebuit dictare curavi. Hujus enim linguae proprietas nec numerum nec genera me conservare sinebat. Interdum enim masculinum linguae lat. in hac feminino protuli, et caetera genera necessarie simili modo permiscui. Numerum pluralem singulari, singularem plurali variavi et tali modo in barbarismum et soloecismum sepius coactus incidi. Horum supra scriptorum omnium *vitiorum* exempla de hoc libro theotisce ponerem, *nisi irrisionem legentium devitarem.*

setzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an grofsen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Die also, welche das Leben in seiner Mannichfaltigkeit als die Grundlage aller Poesie ansehen, hätten am wenigsten hier poetische Stellen suchen sollen. Das, was noch am meisten in das Leben poetisch zurückführt, sind nicht einzelne Stellen, in denen ein irgendwo abgelesenes glückliches Bild in einer glücklicheren Sprache wiedergegeben ist, sondern es ist das, was in dem Werke gewissermafsen einen Gegensatz gegen die mystischen und sonstigen Betrachtungen bildet, jene sinnlichen Ausmalungen und Erweiterungen der biblischen Geschichte, welche Blicke in das häuslich fromme Leben der Zeit thun lassen und eine vortreffliche Parallele abgeben zu den ältesten malerischen Schildereien solcher neutestamentlichen Scenen, wie z. B. gleich Anfangs die Scene der Verkündigung, wie sie hier gegeben ist, oder die verdriefslichen Scrupel des Ehemanns über die Schwangerschaft der Jungfrau Maria Dinge sind, die man in den ältesten Gemälden der christlichen Kunst genau wieder finden kann. Des Rhabanus Maurus Beschäftigungen mit den bildenden Künsten und der Miniaturmalerei mufste schon auf den Schüler influiren, und es ist in diesen und ähnlichen literarischen Werken der Mönche, so wie in ihren damaligen Malereien gleicherweise die Ausdauer, der gute Wille, das Gleichmafs zu bewundern, mit dem sie ihres Lebens Arbeit an Ein solches Denkmal ihres Fleifses setzten. Wenn man aber diesen Otfried mit der Messiade zusammenstellt, so ist das eben, wie wenn man Eine Kreuztragung aus sehr alter Zeit das erste *spasimo* nennt, mit einer Hindeutung auf das unsterbliche Werk des Raphael, und wir fangen damit in der Literatur dasselbe Unwesen an, was in der Kunst die Leute immer so sehr irre geführt hat, dafs man in einer antiken Rarität den Werth, den sie eben durch ihre Seltenheit erhält, mit dem verwechselt, den ihr der innere Gehalt giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Otfried, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide.

(Fortsetzung.)

Eben wie man hier die Werke verschiedener Zeiten blos nach ihrem Stoffe vergleichend zusammenstellt, so ist es herrschend und herkömmlich geworden, den Wolfram von Eschenbach den Göthe des deutschen Mittelalters zu nennen, Dichter mit Dichter zu vergleichen, blos nach — wir wissen selbst nicht welcher Analogie. Denn wir finden weder, wo sich ihre Lebensanschauungen, noch ihre dichterische Materie, noch ihre moralische Natur berührt, und um nur an der äufseren Erscheinung festzuhalten, so begreifen wir nicht, wie mit Göthe's freiem Beherrschen des Lebens und der Sprache Wolfram's Schärfe und Härte, sein häufig prägnanter aber immer ringender Ausdruck kann verglichen werden, und sein Mangel an Darstellungsgabe, an der er von Gottfried v. Strasburg so weit übertroffen wird, wie er diesen an Tiefe und Gröfse und moralischer Würde übertrifft, was die Ursache davon seyn wird, dafs sich immer die Denkenderen zu ihm, die Poetischeren zu Gottfried mehr hingezogen fühlen werden. Das Gegeneinanderwägen dieser beiden Männer ist ein anderer Punct, auf den man meist in jeder Beurtheilung derselben stofsen wird. Dies ist aber auch eine Sache, die wir eher des Besprechens werth halten würden, denn der Zwiespalt hierüber wird so lange dauern, als Menschen Menschen bleiben, weil er sehr schwer vereinbare Seiten der menschlichen Natur berührt. So lange es Menschen geben wird, die das Leben mehr von der ernsten Seite, und Andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, so lange das Ebenmafs zwischen moralischer und ästhetischer Bildung der Seele nur in so Wenigen bestehend gefunden wird, so lange werden sich die Urtheile

über diese und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es giebt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich, den grofsen Bestrebungen und Gedanken der Völker angemessen, in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck (*ἀνάγκη Μεγάλων γνωμῶν καὶ διανοιῶν ἴσα καὶ τὰ ῥήματα τίκτειν*), und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichterische Genufs steigt, die innere Befriedigung und Erhebung fällt weg. Zwischen diesen beiden Extremen, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Ernsten und Heiteren, steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylus, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt, und wenn wir beachten, wie ein Humboldt und ähnliche auf die Gesammtnatur des Menschen gerichtete Männer zu dem sinnvollen Aeschylus, wie ein Schlosser zu Dante neigt, wie dagegen Göthe und Schiller sich an Euripides erfreuen, wie der gleichmäfsig nach der Tiefe des Wissens wie nach der Schönheit der Erscheinung strebende Lessing seinen Sophokles erhebt, so werden wir zwischen den Bewunderern dieser Männer und ihnen selbst eine gewisse Verwandtschaft nicht verkennen. Aehnlich würde sich der Verhalt finden, wenn wir neben Wolfram, Hartmann und Gottfried ihre Verehrer stellen wollten, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschliefst als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Parthei je absolut verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird, und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den

lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so ist das etwas, was unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit trifft, wie wenn Göthe erzählt, dafs er sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphaels gestritten; man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Lionardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylus zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von der Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylus gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, dafs sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläfst, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Maienblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „*Vindere wilder mere*" von sich weist. *) Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der Erstern, und verfechten mit Aeschylus:

— ἀλλ' ἀποκρύπτειν χρὴ τὸ πονηρὸν τόν γε ποιητήν,
καὶ μὴ παράγειν, μηδὲ διδάσκειν· τοῖς μὲν γὰρ παιδαρίοισιν
ἔστι διδάσκαλος, ὅστις φράζει· τοῖς δ' ἡβῶσίν γε ποιηταί·
πάνυ δὴ δεῖ χρηστὰ λέγειν ἡμᾶς.

*) Die selben wildere
Si muzen dutere
mit ir mere lazen gan,
wir enmogen ir dannach nit verstan,
alse man si horet und siht.
Sone han wir ouch der muze niht,
daz wir die glose suchen
in den swartzen buchen.

Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann grade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Gröfse ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung, dann ersetzen wir uns die mangelnde Gluth und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem consistenten und stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Flufs der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Die Erfindung und der Gedanke ist auch das Einzige, was uns im Parzival vorzugsweise ansprechen würde, von dem wir hier allein reden wollen, weil der Willehalm nicht vollendet und über die Bruchstücke des Titurel, welche Lachmann seiner Ausgabe einverleibt hat und die an jederlei Gediegenheit wohl alle Reste der mitteldeutschen Poesie übertreffen, noch Streit ist. Die Begebenheit an und für sich verliert in der epischen Gestalt durch das Mysteriöse, was beigemischt ist, und in dieser Hinsicht steht Tristan sehr im Vortheil. Stützt sich dieser zwar nicht, wie das griechische und jedes neuere von dem Genius eines Einzelnen aufgefafste Epos und wie selbst jedes bessere Drama von jeher thut, auf wirkliche Geschichte, die den dichterischen Stoff der Wahrheit und Möglichkeit nahe hält, so erscheint doch das Ganze als eine dem wirklichen Leben näher stehende einfache Novelle, und trägt zwar eben darum wenig epische Natur an sich, da selbst das Verhängnifs, das in die aufserdem ganz simple Hauptbegebenheit spielt, so sehr als ein blofses Symbol dasteht, dafs es auch von Reimar von Zweter als ein solches verstanden wird, allein das Biographische und Dramatische, was diese Gestalt der Sage mit sich bringt, leitet von selbst zu einer gewissen Einheit, die durch die ungeschickten Episoden in anderen ähnlichen Epen oft verloren geht, und die Einfachheit des Stoffs giebt dem gewandten Dichter die Gelegenheit, sein Talent für epische Ausführung und

Darstellung an der ungünstigeren Materie reizender und trefflicher zu üben, als es irgend einem anderen Dichter des Mittelalters gelungen ist. Tristan hat in sich nichts Grofses, allein er ist darin ganz einzig, dafs der Dichter, ähnlich wie Wieland, in eine düstere und einförmige Literatur plötzlich mit einer lockenden Freundlichkeit hineintritt und dem Leben mit wahrer Genialität die heiterste Seite abgewinnt, obgleich bei seiner Wahl das freilich deutlich werden mufste, wie leider überall an ein grofses Gute oft nahe ein grofses Uebel grenzt. Sieht man aber von dem Gegenstande und namentlich von den letzten Theilen ab, wo uns die Frivolität der Situationen die unschuldige Gemüthlichkeit vergessen läfst, mit der uns der Dichter im Anfang in seine Sage einführt, so mufs man bekennen, dafs Gottfried einen Reichthum an Betrachtung und Beobachtung des Menschen und der menschlichen Seele, eine Mannichfaltigkeit der Handlung, eine Fülle des Lebens, eine Darstellung des Grofsen gleicherweise wie des Kleinen vor uns entfaltet, wie kein Anderer; dafs er, was nie fast seinen Zeitgenossen einfällt, die versteckteren Seelenregungen belauscht, und nicht in stotternder Rede ungeschickt andeutet, sondern um die feinsten Gedanken ein feines Gespinnst mit seinen Worten webt, dafs bei ihm Ursache und Folge der Begebenheiten, Keim und Blüthe der Neigungen und Leidenschaften sichtbar ist, dafs auch die Geschicklichkeit, individuellere Charaktere mit bestimmten Umrissen zu zeichnen, ihm nicht abgeht, wie er z. B. mit herrlicher Sicherheit den Ton ändert, wenn er den jungen Tristan, das frühere plauderhafte Bürschchen, nachher seinem Pädagogen, als angehenden Rittersmann entgegenführt. Ja wenn man die Einleitung bis zu Tristans Geburt zum Mafsstab der Beurtheilung nehmen dürfte, was vielleicht nicht unbillig wäre, da Gottfried in seinem Alter erst den Tristan dichtete, und das erste Feuer wohl mehr den ganzen Mann charakterisirt, so würden wir ein noch viel günstigeres Urtheil fällen, weil eben da die gemüthvolle Seite des Menschen, bei wohlthuender Kürze der

Erzählung, trefflich geschildert ist, so dafs sich die überraschendsten Züge von Belauschung der Empfindungen und des Spiels der Leidenschaften, und grofsartige Zeichnung der Uebermacht des Schmerzes, wie sie sich bei den Griechen findet, dabei eine erstaunliche Wärme und gesunde Vernunft kund geben. — Verdienste dieser Art sind es nicht, die den Parzival auszeichnen. Dies Gedicht trägt in der Ausführung mehr oder minder alle die Merkmale, die uns diese romantische Ritterpoesie so entfremden. Die Hauptsache bleibt immer, dafs die volksthümliche und geschichtliche Grundlage fast völlig verwischt und vertilgt ist. Nicht einmal bei unserem nationalen Epos kann man in die Zeit zurückgehen, wo sich, wie bei Homer, die Dichtung in ihren Stoff und Gegenstand verliert. Die Deutschen hatten, wie man aus Jornandes und Paul Warnefried schliefsen mufs, historische Lieder, die wenigstens so viel geschichtliche Glaubwürdigkeit und Wahrheit in sich trugen, wie verschiedene Episoden des homerischen Gesangs; allein diese Beimischung von Geschichtlichem verlor sich ganz, die Erinnerung an das wirkliche Leben blieb in keiner Begebenheit, höchstens in undeutlichen Sittenzügen bewahrt, es trennt hier eine Kluft die Sage von der Geschichte, die auch den scharfen Umrifs der lebendigen Wirklichkeit von den neueren Epen wegnahm, der im Homer so bestaunenswerth ist. Viel ärger ist's aber bei den Epen der Ritterpoesie. Diese fast heimathlosen Sagen ruhen nicht einmal auf einem festen nationellen Grunde; es sind grofsentheils Reste, die ganz besonders überall da gepflegt worden zu seyn scheinen, wo die Trümmer jener zum Phantastischen so sehr geneigten Urnation der Kelten erkennbar sind, die nie die Elemente eines bedürfnifsreicheren Lebens gekannt haben. Die Neigung dieser Stämme zur Pflege des abentheuerlichen Mährchen- und Sagenwesens finden wir schon bei Strabo bezeichnet und erkennen sie in allen ihren Geschichtswerken der spätesten Zeit, in allen Sagen der Völker, mit denen sie stark gemischt sind, wieder. Ueberall,

wo diese Stämme verbreitet waren, drängte sich später das Römische ein; beides war der Fall in Süddeutschland; hier also häuften sich jene heterogenen Bestandtheile der Romantik, die wir oben bezeichneten, und dies ist der einzige Grund, mit dem man die Scheide der volksthümlichen und ausländischen Epen in Nord- und Süddeutschland erklären kann. Wenn uns einmal Jemand in einem umfassenden Werke den Einfluſs wird ermittelt haben, den diese keltischen Nationen in Staat und Literatur auf die ganze Entwicklung des neueren Europa gehabt haben, so werden die Aufschlüsse, die wir dadurch über die Natur dieser Dichtungen erhalten würden, nicht die kleinsten Resultate einer solchen Untersuchung seyn. Der allgemeine Mangel an Naturtreue in diesen Werken scheint uns hauptsächlich daher zu rühren, daſs kein ungemischter Volksstamm als Träger der Sage da war; wo daher der deutsche Stamm reiner blieb, im Norden, und wo jenes Keltische so wie das Germanische bald abgeworfen ward, in Italien, blühte diese epische Poesie in ganz anderer Gestalt auf oder ward überhaupt wenig gepflegt. Ueberall waren die neuen Staaten des Mittelalters auf die Unterdrückung der Masse durch die Ritterschaft gegründet; diese Masse ward grausam verachtet, und so ward sie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen, die die unteren Klassen auch unterdrückt hielten, aber doch in älterer Zeit das Sklavenwesen nicht so ausgebildet hatten, als später, lassen selbst die Sklaven und Knechte in ihrem Epos Rollen spielen, und das Volk ist überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poesie und Natur die Fabel der Ilias sich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Heroen des zweiten und dritten Ranges, alle kleinen Episoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müſsten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausschlieſslichen Kaste eine ähnliche kastenartige Dichtung verknüpft seyn, die uns miſshagen müſste, denn sich ewig und immer in Einem und demselben Kreise

bewegen, ermüdet. Wir sehen also hier immer nicht, wie das Epos eigentlich verlangt, eine thätige Welt in Bewegung, sondern meist nur dramenartig Eine Person; der Parzival hat nichts von der Allgemeinheit und der Mannichfaltigkeit der Figuren des Nibelungenlieds; es ist Ein Held, um den sich das Ganze dreht; die Episoden und Nebenfiguren stehen nicht mit einem Ereigniſs, welches das Ganze ausfüllte, sondern mit einer Person und deren Handlungen in Verknüpfung. Einzelne Gestalten also stehen vor uns, noch dazu halb leblos und ohne lebendige Bewegung; der Hintergrund fehlt und die Perspective. Man kann das Bild festhalten und als einen Grundfehler dieser Schildereien herausheben, daſs sie gleichsam auf Goldgrund gemalt sind. Wir meinen, daſs während im Homer der ganze Anstrich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armuth, Naturzustand, kindliche Einfalt, groſse Unschuld und wenn man will, selbst auf Rohheit hindeutet, im Gegentheile hier in Allem von dem Dichter der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorgehoben wird. Darin liegt, weil hier am stärksten das Unnatürliche und Gehässige des armen Stolzes einer nur durch Raub, nicht durch Verdienste reichen Klasse, deren innere Bildung noch dazu wenig bedeutet, hervortritt, der stärkste Grund unseres Miſsfallens, und Cervantes konnte nicht meisterhafter die Idealität dieses Lebens persifliren, als indem er die hier mangelnde Realität recht derb daneben stellte. Wenn wir im Homer durch die grade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe Tapferkeit das Mitleid und die Schonung, durch ihre einfachen Mahle ein kostbares Gefäſs, durch ihre ledernen Waffenstücke ein goldenes Rüstzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären uns das Eine wie das Andere. Hier aber handeln Automaten, deren Thaten selten aus einem inneren Triebe vor unseren Augen erstehen; wie der Dichter mit seiner

Kunst, so prahlt der Held mit seiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läfst, weil wir die Quelle nirgends sehen, aus der sie fliefst, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrsucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt; bei Homer ist Armuth des Lebens, aber Reichthum des Geistes, hier öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Waffen, Kleider, Edelsteine die Aussicht auf geistige Dürftigkeit; die äufsere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, intellectuellen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauchen, freudig überrascht wird. Es mangelt diesen Dichtern der Stoff, und mit dem Stoffe die Form; das geistige Leben ist gering und mit dem Leben die Kunst. Sie besitzen nicht das dem Künstler unumgängliche Geschick, dem umgebenden Leben in seiner einfachsten Gestalt die schöne Seite abzugewinnen. In der Abgeschlossenheit des ritterlichen Lebens auf Burgen, bei steten Kriegszügen und Fürstendienst mangelte das Interesse am Vaterland und der nähere Verkehr überhaupt; man kann auch aus den Geschichtwerken der ritterlichen Historiker lernen, dafs sie für die gewöhnlichen Vorfälle des friedlichen Lebens und das Treiben anderer, als ihrer eigenen Menschenclassen, keinen Sinn haben; und diese Werke erhalten eben hierdurch den Charakter der Unzulänglichkeit, den Verdacht der Unwahrheit, den Anstrich der Uebertreibung, was Alles auch den Poesien eigenthümlich anklebt. Je mehr diese Sänger den Mangel poetischer Elemente in ihrer Umgebung empfanden, suchten sie, was sie nicht in der Nähe fanden, in der Ferne, die dem Griechen unheimlich war, und in der er sich so ungewifs fand, dafs, wo er sich mit ihr beschäftigt, sein Gedicht den auffallenden Charakter des Romantischen annimmt, so dafs selbst Ariost die Odyssee so gut benutzen konnte; bei den Griechen steht die Heimath und die nationale Umgebung in vollem Lichte, hier verschwindet die Nähe

und die fernste Ferne in Eins, und die menschlichen Gestalten tragen ähnliches Gepräge, indefs sie bei Homer mannichfaltig sind, wie das Leben selbst sie bietet; aus der thätigen Heldenzeit herausgetreten in die Periode sinniger Betrachtung, gaben sich diese Dichter ganz der neuen Empfindung hin; sie verloren sich in das Ideelle, das Allgemeinste und Körperlose; sie trugen es auf jede Dichtungsart über, scheuten vor den festeren, reelleren, besonderen Gestalten in dem volksthümlichen Epos, und hafteten lieber auf den formlosen Nebelfiguren der fremden Sagen, sie flohen aus der lichtvollen Wirklichkeit zu dem grenzenlosen und dunkeln Schauplatz der weiten Welttheile, wohin sie auf See- und Land- und Luftfahrten ihre Helden führen. Eigentliche Charaktere giebt es daher hier nicht; die Menschen unterscheiden sich wohl durch Verhältnisse, Naturen und Ansichten; allein es fehlt dem Dichter das Geschick, die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, in Aeufserem und Innerem zusammenzustellen, die eine Individualität erst zeichnen, und ihr den Mittelpunct zu geben, der sie erst belebt; es fehlt zwischen dem inneren und äufseren Leben der Helden und Heldinnen jener geistige Verknüpfungspunkt, es fehlt das Moralprincip, das jene griechischen Heroen so herrlich belebt, das jenen schönen weiblichen Gestalten die schönen Seelen einhaucht; wo aber dies fehlt, da erscheint alles Gefühl nur als Schwäche, und alles Handeln ist charakterlos. So ist es hier überall. Die Liebesempfindungen der Besungenen entstehen und vergehen, man weifs nicht wie, jede einzelne ist hier eine Kirke und Kalypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäufserung der Männer ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung, als Tapferkeit, noch unseren Abscheu, als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt. Parzival zeichnet sich hier in einigen Beziehungen vortheilhaft aus, doch bleibt die Unerklärtheit und Unbelebtheit des Ganzen gleichwohl fühlbar, weil jenes innere Band

auch hier nur in einem gewissen Sinne nicht fehlt, worauf wir sogleich zurückkommen wollen. Das Objective des epischen Stoffs, das Individuelle des lyrischen Dichters bleibt unversöhnt; es ist nicht jene Eine griechische Muse, die das Leben als Ganzes in aller Fülle der Wirklichkeit betrachtet und die der Dichter eben dann aufruft, wenn ihn die Menge der handelnden Gestalten und der Begebenheiten erdrücken will, es sind zwei getrennte Musen und zwei in sich unversöhnbare, die dies Gedicht wie die übrigen meistens beherrschen, die Aventiure und die Minne; und darin liegt symbolisch aller innere Widerspruch in diesen Werken. Die Beiden reichen sich nur dann die Hand, wenn die Liebe begeisternd und belebend den Helden in seinen Thaten begleitet; dies ist aber kein allgemein menschlicher Zug, sondern ein Menschen oder Zeiten eigenthümlicher, ein individueller, und dies weist uns auf eine andere Seite unseres Gedichts, wo wir, was das Leben, die Verhältnisse, die Grundlage der Sage demselben entziehen mufste, durch die Individualität des Dichters, der es schuf, ersetzt finden werden.

Ist es erlaubt, des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäfsig zu suchen, so würden wir sagen, die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben ist ein solches, das den Regungen entspricht, welche sich in dem Individuum bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfnifs über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äufsere thatenreiche Leben unserer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer sich erst in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht und diese Männer bald egoistisch rauben,

plündern und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in ihr geistiges Leben und Weben, wo sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, dafs hier alle Kennzeichen und Symptome einer solchen Periode erscheinen, wie wir auch unten noch näher zu zeigen denken. Gesetzt nun, der Parzival strebe in der Form und dem Plane, wie er uns hier von Eschenbach gegeben ist, die allgemeinste Seite der zwiespaltigen Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre streiten, so gewöhnlich ist, gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängnifs so führen zu lassen, dafs dieser Kampf zugleich grofs und fesselnd würde, gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darstellung, mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menschen und jener Zeiten, dies würde doch gewifs das gröfste Lob seyn, das wir einem dichtenden Manne sprechen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber scheint uns diese Aufgabe zu lösen, und Jedermann wird Lachmann gerne beistimmen, wenn er den epischen Plan dem deutschen Bearbeiter, und nicht dem provenzalischen Dichter vindicirt. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus der Gewalt und Ueberlegenheit wird hier ein Gegengewicht gegeben, in dem jene Kraft einer gröfseren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewufstseyn auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die

Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewifsheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäfs ist; das Ahnungs- und Geheimnifsvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapfrer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe jener Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestümm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschiefst. Das Gröfste, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott giebt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen, und Bewerbung um Frauenkufs und Ring. In täppischer

Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abentheuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Contrastes der Einbildung in dem Jüngling mit der Realität immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Phantasie entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand fanden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigen. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgeschreckt verträumt er das Glück, das ihm auf der Graalburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorne Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abentheuerer dem gewünschtesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der Reroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesetzen nach des Graales bald würdig bald unwürdig machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihn so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zug nach Castel Marveil auffordert und zugleich in Parcival das Andenken an den Graal erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf

diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so dafs die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Graal, den Parzival aber sein innerer Drang; vor ihm gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor ihm thut sich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abentheuer, den Parzival umgiebt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Graal auf und über sein eigenes Innere; er heifst ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen Reroup bereuen heifst, er nimmt seine Sünden über sich, wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Graals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, dafs ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnifsvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Zeigt diese Auffassung der Sage, dafs der Dichter mit grofsem Sinne seine Zeit umspannt und abbildet, so zeigen es die Einzelheiten seiner Muse nicht minder. Ist es der Dichter, dessen denkendem und beobachtendem Geiste der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äufseren Leben ist, so mufste sich dies in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln, als in seinem Entwurfe.

Wir haben oben berührt, wie leicht dieser Contrast zu einer ironischen oder launigen Darstellung führen kann, und wie Ariost und Wieland diese mit Absicht gewählt haben, und mit desto gröſserer Entschiedenheit, je mehr sie sich mit freierem Bewuſstseyn über die Welt stellten, die sie schildern wollten. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend Einen dieser Zwecke zu haben oder auch nur haben zu können, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffaſst, macht durch eben diese treue Schilderung denselben Effect, den eine ruhige Beobachtung des jungen Menschen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung; und das ist auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine so seltsame Erscheinung ist, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewuſstseyn dieses streitende Wesen der ersten Jünglingsjahre in's Auge faſste, ja zergliederte, und durch alle seine Werke fast hindurchspielen lieſs, was uns in unserer phantasielosen Zeit weniger zusagen konnte. Es ist schon, eben weil die komische Seite mit dem ganzen Geschlechte jener Zeit und seiner Denkungsart besonders für uns, die wir unsere Subjectivität mit einmischen, ganz eng verknüpft ist, in der gewöhnlichen Schreibart theils jene rührende Einfalt und Unschuld sichtbar, theils, wie bei Gotfried, jene Heiterkeit verbreitet, theils, wie fast in allen Gleichnissen und Bildern, durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Uebersinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Otfried, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide.

(Fortsetzung.)

Solche Bilder und Vergleichungen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände, wie

diz bispel — kan vor in wenken
rehte alsam ein schellec hase,

oder:

Vrou Herzeloyde gap den schin,
wärn erloschen gar die kerzen sin,
da waer doch lieht von ir genuoc.

oder:

valsch geselleclicher muot
ist heher werdekeit ein Hagel;

oder:

so waer min bester sin ein tor, u. dergl. m.

sind in diesen Poesien, und in anderer Art in Jean Paul, eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Bei Wolfram aber ist viel Komisches eigenthümlich, wie er denn z. B. das Jean Paulische „Ungleich" launig anwendet: „Ist etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin)." Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert den komischen Effect; dergleichen findet sich mehrfach, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mufste man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, säh er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen." Seine Uebertreibungen zielen bei ihm fast auf komische Wirkungen; Gynover bringt es bei Artus dahin, dafs Segramors mit Parzival kämpfen darf:

do sim die aventiure erwarp,
wan daz er niht vor liebe starp,
daz ander was da gar geschehen.

Wenn beim Homer Ajas mit einem Esel verglichen wird, denkt gewifs Niemand an Muthwillen des Dichters; aber bei Wolfram?

Ir munt, ir ougen, unde ir nasen,
baz geschict an spizze hasen,
ich waene den gesaht ir nie,
dan sie was dort unde hie,
zwischen der hüffe unde ir brust. —
Irn gesaht nie ameizen,
diu bezzers gelenkes pflac,
dan si was da der gürtel lac.

Wenn er den lächerlichen Contrast empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzivals physische Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, als er über dem Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, und alle Seelenkraft dabei zu verlieren scheint, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfire." Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mufsten:

Swaz da was spise für getragen,
beliben si da nach ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man fischegen handen giht.
Ich wil für mich geheizen,
man möhte mit mir beizen,
waer ich für vederspil erkant,
ich swunge al gerude von der hant,
bi selhen kröpfelinen
taete ich fliegen schinen!
— Wes spotte ich der getrüwen diet?
min alt unfuoge mir daz riet.

Wir schliefsen nun mit der wiederholten Bemerkung, dafs das damalige Leben in diesem Epos vortrefflich von seiner charakteristischen Seite geschildert ist und von der geistigsten, die es bietet, wir fügen aber hinzu,

dafs, wie wir die bezeichnete Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf nie ohne die Sorge betrachten, ob auch der Sieg nach der guten Seite hin neigen werde, so auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes, Beängstigendes für uns hat, weil uns hier eine Uebergangsepoche in einer Art von Beharrungszustand geschildert wird, und wir glauben, dafs, so viel Poetisches die Innigkeit, die Einfalt, der Jammer und das Glück einer solchen Zeit auch darbietet, doch der Hauptgrund, warum uns weder diese alten, noch ähnliche Dichtungen, wie die von Jean Paul, nicht zum dauernden Genufs, sondern nur zur Befriedigung unseres Interesses an der menschlichen Natur und ihren Eigenthümlichkeiten überhaupt zusagen, darin liegt, dafs der kräftige und thätige Mann überall Handlung und Bewegung im Leben und in der Kunst sucht, und dafs ihm selbst das heilige Gefühl der reinsten Liebe, das so warm aus diesen Dichtungen spricht, dann als ein Ausdruck der Schwäche mifshagt, wenn es zum Mittelpunct alles Dichtens und Trachtens gemacht und nicht zu einem gröfseren Streben in höhere Beziehung gebracht wird.

Wir könnten, wenn es unsere Absicht wäre, eine vollständige Beurtheilung des Parzival zu geben, und nicht blos einige Züge zur allgemeinen Ansicht der Zeit zu entwerfen, in welcher er entstand, noch mancherlei keineswegs unbedeutende Vorzüge dieses Gedichtes hervorheben. Schon die Wahl und Schilderung eines solchen Helden zeugt von des Dichters Tiefe. Der Stoff der gröfsten Epen liegt gewöhnlich mehr in den gemeinsamen Handlungen und Begebenheiten ganzer Volksmassen, in denen die Stärke des Gemeingefühls waltet (Ilias, Nibelungen), und in diesem Sinne habeu auch die einzelnen epischen Dichter späterer Zeiten oft ihre Materie gewählt, wie Tasso, Camoens, Ercilla; ja Milton und Klopstock haben, da sie Individuen besangen, wenigstens solche gewählt, in deren Leben und Wirken der Stoff zu grofsen Weltschicksalen lag. Eine andere Klasse von Epen beschäftigt sich ursprünglich mit ein-

zelnen Helden, und dies scheint eine Eigenheit der Keltischen Dichtungen zu seyn, wie sie es bei Ossian ist; der allgemeine Grund dieser Eigenthümlichkeit mag die insularische Heimath solcher Dichtungen seyn (Ossian, Odyssee, Gudrun); doch wählten die besseren Werke dieser Art immer in ihren Heroen einen Repräsentanten grofser Begebenheiten in den Nationen, wie es Odysseus ist, und ein solcher Vertreter der Bestrebungen einer ganzen Zeit ist auch Parzival. — Wollten wir ferner auf die Anordnung unsers Gedichtes sehen, so würden wir jene Retrogradation, jene Hemmung des Fortschreitens der Handlung, die Göthe mit so vielem Fein- und Scharfblick als ein wesentliches Motiv des Epos bezeichnet hat, als ein grofses Document für des Dichters unbewufst wirkenden Genius nennen, da sie hier auf eine ganz eigenthümliche Weise eingeführt ist, die sich eben so bestimmt von der Art unterscheidet, wie diese Retardation in dem griechischen Epos erreicht ist, wie sich dasselbe Motiv in den Nibelungen wieder von beiden verschieden gestaltet, wo der sonst ungewöhnliche tragische Ausgang des Epischen Gedichts verlangte, dafs auf das furchtbare Ende ahnungsvoll vorbereitet werde, was durch die bänglichen Jahre von Chrimhilts Wittwenthum und neuen Ehestand vortrefflich erzweckt wird. Ganz originell und überraschend finden wir in dieser Hinsicht, dafs Parzival den Grund dieser Verzögerung wie sein eignes Verhängnifs in sich selbst mitträgt; wir können aber an diesem Orte nur darauf hindeuten, so sehr wir uns versucht fühlen, über diese höchst interessanten Puncte in beiden genannten deutschen Epen ausführlicher zu seyn.

Es war nicht die Dichtung einer männlichen, sondern einer jugendlichen Zeit, die wir kennen lernten. Wir wollen sie auch von der lyrischen Seite betrachten, um noch einen weiteren Schritt zu ihrer Kenntnifs zu thun. Den Mittelpunct ihrer lyrischen Kunst macht eben jene Liebe, die, obzwar einzelne Dichter und Gedichte sie in höheren Bezug mit des Menschen moralischem

Leben setzen, doch mit diesem innern Leben zu sehr in Eins zerfällt. Wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läfst. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen (wir sagten vorhin des Kindlichen; beides aber entspricht sich anerkanntermafsen in vieler Hinsicht) trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen. Wir können dies hier natürlich nur an unserem diesmaligen Gegenstande und auch da nur mit Wenigem erläutern, wünschten aber, dafs ein in Physiologie und Geschichte Wohlbewanderter die höchst reizende Zusammenstellung aller einzelnen Züge in den verschiedenen Zweigen der Literatur und Kunst machte, die diesen Charakter bedingen, und man würde finden, dafs im Grofsen wie im Kleinen das Analoge in die Augen springt. Wir führen statt aller Beispiele das Eine an. Die Physiologen vindiciren die sphärische Form (als das Indifferente) dem weiblichen Geschlechte als Bezeichnung seines allgemeinen Wesens, die Linie (als den Gegensatz) dem männlichen. Nun betrachte man nur in der griechischen Baukunst das Herrschen der Linie, die sich selbst in die Säule eindrängt (Kanellirung), und die Neigung zum Sphärischen in der byzantinischen und deutschen, wo selbst in den eckigen Bündelsäulen das Gerundete dominirt. Die lyrische Dichtkunst unserer Minnesänger trägt nun eben so die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend andern Zügen kund giebt. Ganz anders die griechische Lyrik! Der Grieche, um im Bilde zu bleiben, war ganz Knabe; in seiner jungen Einbildungskraft wälzte sich in Vorahnung schon das ganze Leben, in schaffender Thätigkeit suchte sie den

grofsen Stoff zu bewältigen, warf sich mit ungemeiner Energie auf jede Erscheinung, und zog Alles in den Kreis der Dichtung und Kunst. Die Poesie schuf die Göttergestalten und legte die erste Hand wieder an sie; sie führte fremde religiöse Vorstellungen ein und warf sie in einer Reformationsperiode wieder ab; nichts war dem künstlerischen Genius der Griechen zu hoch und heilig, er ordnete sich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn seine Productivität übertraf die einer jeden andern Geisteskraft unter ihnen. Hier rang sich die Kunst empor zu einer gesetzgebenden und sittengestaltenden Macht, in Deutschland und überall in der neuen Zeit kam sie nie fast aus der Dienstbarkeit; Christenthum, Ritterthum, Frauendienst lenkten die Poesie auf eine vorgezeichnete Bahn, während sie in Griechenland je schrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre gesammte Kunst, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrschende, geschweige das Einzige ist, hat ihn eben so. Sie steht so wenig wie die der Minnesänger in einer bestimmten Beziehung mit dem geistigen Leben des Griechen, aber sie steht in der engsten mit seinem Auge und seiner sinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verschiedenheit alter und neuer Kunst zurückgehen, immer das unterscheidendste Merkmal bleiben wird. Diese Lieblinge der Natur sahen und hörten und empfanden ganz anders als wir; die glücklichste Mischung von Allgemeingefühl und individueller Selbständigkeit gab den Werken ihrer Kunst und Literatur jene Grazie und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren nur ringen und streben können, ohne je auf den ähnlichen Erfolg hoffen zu dürfen. Gegen diese ihre feine Sinnlichkeit haben die Deutschen ihre Gemüthlichkeit zu setzen, und wenn wir streng scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, dafs die sinnige

des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit und Passivität des Weibes, und an die karrikaturartige Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist; den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, dies aber scheint uns ein verkehrtes Verhältniſs, und das stolze Vertrauen und die Siegeslust im Anacreon scheint uns der Natur näher und der Kunst günstiger. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruſs vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte, was Göthe in der Laune der Verliebten dramatisirte, oder der Edlere fühlt sich über Miſstrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewuſstseyn eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig in allen Liedern vorausgesetzt wird, ist ein weiblicherer Zug, das unstete Flattern des Anacreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äuſseren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wuſste; daher ist fast nirgends bei den Minnesängern das Feuer glühender Leidenschaft, auſser wo wie etwa im Tristan eine wirkliche Annäherung an das Sinnliche statt findet, wo wir überrascht in Blanscheflur die Liebe zu Riwalin einmal entstehen sehen, indem sie bald durch das Auge, bald durch das Ohr, bald durch den persönlichen Verkehr mit ihm beschäftigt ist, dann mit sich zu Rathe geht, wieder sieht und endlich ihr wallendes Herz überwallt, als sie von des Mannes tödtlicher Krankheit hört. Sonst aber herrscht in der Lyrik überall stille Glut; ihre hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Weh-

muth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Gröfse ist in der Liebe dieser Ritter selten; beides ist dem Manne eigen. Selten sind solche Erscheinungen, wie wenn bei Walther das im Genufs der Liebe glückliche naive Mädchen freudig daran zurückdenkt, oder wenn der ernstere Mann seine Liebe höheren Principien unterordnet. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältnifs, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstofsend, sondern nur weichend, nicht finster und streng, sondern heiter, nicht stolz, sondern eitel und kokett, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbesieglich, bald dem Genufs rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Anderen, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als wieder etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne dafs man ein Hindernifs sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder sie stofsen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen. Die griechische Kunst überliefs mit unendlich feinem Geschmack die Amazonen der Sculptur, wo neben den Hermaphroditischen Bildungen, neben Artemis und Dionysos diese Figuren treffliche Aufgaben waren, aber aus der Poesie blieb die Sage von ihnen verbannt. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienst der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick können wir da in der Zeichnung jener Helena entdecken! wie fein sind die Züge schnell geschmeichelter Selbstgefälligkeit und Sittsamkeit bei überströmenden innerm Gefühle in jener Nausikaa angedeutet; in Penelope, wie

sieht durch die andauernde Treue zu dem Gatten im fernsten, kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennenden Hintergrunde das kleine Wohlgefallen der Eitelkeit durch, sich von so vielen edlen Jünglingen so stürmisch begehrt zu sehen, ein Wohlgefallen, das sie selbst in ihrer eignen Seele nicht entfernt finden oder gar sich gestehen würde, die von Pflichtgefühl und Stolz auf den löwenherzigen Gemahl so voll ist.

Wir wollen mit dieser Gegeneinanderstellung nicht sagen, dafs die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sey, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer gröfseren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, ein Besonderes tritt selten hervor, das Vortretende ist nicht bestimmt, das Bestimmtere selbst ist in unvollendeter Gestalt, ungefüge und unhandlich. Dies giebt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringliche des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung fixirt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, dafs man ihn hinzudenken mufs, dafs er nirgends aus Ungewandtheit, oder, was wir als das Wichtigere gleich näher bemerken wollen, aus der Einwirkung des Gefühls auf die Dichtung, in der ästhetischen Form ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit

und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Materiellen und Bestimmten, ins Gemeine, wovon uns Nithart ein Beispiel für alle ist. Ein gleichmäſsiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber eben selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeuſsere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Wollen wir uns endlich in die Natur der sogenannten ersten Liebe, wie sie in eben jenen Zeiten, die wir oben bezeichneten, herrschend ist, versetzen, dann werden wir alles Lob und allen Tadel wiederholen können, die wir oben aussprachen, als wir die Bemerkungen über den Parzival schlossen. Es ist die Art der Liebe geschildert, die jenes Geschlecht durchdrang und beherrschte; diese aber ist eine vorübergehende, und irrt von dem allgemeinen Charakter der Liebe vielfältig ab. Daſs diese Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunct seines inneren Seyns, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluſs. Diese Dichter redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedicht erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden kann nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Fast alle poetische Wirkung, die diese Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden und Liebenden nimmt, jeder Traurige mit dem Klagenden, jeder Freudige mit dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der rei-

zende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Poesie soll nicht die Materie und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Phantasie.

Haben wir mit dem bisher Gesagten dem Leser vielleicht keinen günstigen Eindruck und keine grofsen Erwartungen von dieser Poesie gegeben, so sind wir so glücklich, diese Unannehmlichkeit vergüten zu können. Wir müssen nie vergessen, dafs bei einer so verbreiteten und allgemeinen Kunst, wie der lyrische Gesang im Mittelalter war, die Masse der Producte mittelmäfsig seyn mufste, und wenn wir mit den griechischen Resten vergleichen, so müssen wir uns erinnern, dafs ein wohlmeinendes Geschick uns aus unzähligen Werken fast nur Meisterstücke bewahrte. Es ist billig, dafs wir die Koryphäen unsrer mittelaltrigen Kunst ins Licht setzen und die vielen bedeutenden Dichter in Schatten stellen, sonst machen wir uns niemals von dem üblen Eindruck los, den uns ihre Dichtungen im Allgemeinen machen. Von dieser Seite beklagen wir am meisten, dafs unsere Literarhistoriker keine anderen Vorbilder haben, als die Forscher; für diese ist es Pflicht, Alles aufzusuchen, für jene, auszuscheiden und vom unbedeutenden, zwecklosen und überflüssigen Stoff die Geschichte zu reinigen. Wir haben oben den Parzival als ein Muster von epischer Erfindung anführen können, wir konnten auf den Tristan als eine merkwürdige Ausnahme in Bezug auf dichterische Darstellung hindeuten; im Lyrischen nennen wir den Walther von der Vogelweide noch viel entschiedener als einen Mann, der, seinen Zeit- und Dichtergenossen gegenüber, kaum ihnen anzugehören scheint, einen Dichter, der in den Händen eines jeden guten Deutschen seyn müfste. Es kann kaum eine Vergleichung statt haben zwischen der grofsen Mannichfaltigkeit des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder (das in kleinem Raume eine solche Fülle von Belehrung und Erbauung, von Schönem und Grofsem enthält, das mit so wenigen Strichen eine so vollendete Zeichnung eines so reichen und tiefen Cha-

rakters, eines so glänzenden und weiten Talentes entwirft, dafs ich in alter und neuer Zeit kaum ein ähnliches Werkchen wüfste), und der beschränkten Armuth in den endlos gedehnten Epen, oder welchen anderen Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und des Weltlichen, des Grofsen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre, sagen wir, ein Geist, der dies Alles umfafst, zu vergleichen mit der Selbstgenüglichkeit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises, wie wäre dieser wackere und kernvolle Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der neuesten Zeit und ihrem Einflufs erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Hafs in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreis der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es giebt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, dafs ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig, wie die des Ulrich von Lichtenstein, von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, halten uns nicht, wie die Reimars des Alten, in einem anhaltenden Klageton, durch den nur einmal eine Zeit der Lust durchzieht, die ihn wohlthätig unterbricht und unter den Schatten ein hebendes Licht wirft, haben auch nicht ihr Verdienst in der mehr künstlerischen Behandlung, mit der Heinrich von Morungen, feurig, edel, tief empfindend, von mehr

ästhetischer Höhe, sein Leid als jene Bitterkeit mildernd malt, die der Süfsigkeit heftiger Liebe stets beigemischt ist, sie sind auch nicht so selten und in so naher Beziehung mit der übersinnlichen Liebe zur Jungfrau wie bei dem zelotischeren Reimar von Zweter, ihre Besonderheit liegt auch nicht in Zufälligkeiten seines Lebens, wie z. B. die von Burkart von Hohenvels in jedem Bilde den Jäger verrathen, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück, wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und fafsbaren Eigenschaften und Aeufserungen. Walther ist nirgends vom Gefühl hingerissen, sondern seine dichterische Schöpfungskraft waltet frei darüber; die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, in's Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mifst, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, *) und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich

*) p. 48. Wir man wir wellen daz diu staetekeit
in guoten wiben gar ein krone si.
kumt iu mit zühten sin gemeit,
so stet diu lilje wol der rosen bi. —
Ich sage iu wer uns wiben wol behaget:
man, der erkennet übel unde guot,
und ie daz beste von uns saget etc.

wüſste nicht, daſs ein Veldegk, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daſs überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groſs und herrlich gefaſst, so innig und warm gesungen hätte wie er. Wir weisen auf p. 27: *Durhsüezet und geblüemet sint die reinen frouwen etc.* und: *Vil süeze frowe hohgelopt mit reiner güete etc.*, wobei wir uns ein für allemal gegen die Kritik erklären müssen, die einem so umfassenden Genius einen etwas geänderten Ton, wie hier und in dem Tagelied p. 88. nicht zutrauen will. Denn in diesem Manne ist eben das die groſse Seite, daſs er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnet. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; *) es könnte streiten mit der groſsen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuſs ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor, und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück. **) Daſs die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt miſsfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl seyn; den Jüngling Walther sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt

---

*) p. 65 sq. In einem zwivellichen wan etc.

**) p. 48. Hie vor do man so rehte minneclichen warp,
do waren mine sprüche fröidenriche,
sit daz diu minnecliche minne also verdarp,
sit sanc ouch ich ein teil unminnecliche.
iemer als ez danne stat,
also sol man danne singen.

den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durch's Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daſs aber in der That das zarte Verhältniſs dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüthe gehabt haben mochte, sehr bald ausarten muſste, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. *) Auch behagte ihm die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er muſste zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; **) auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallne Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist überhaupt kein schwarzsichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich resignirend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte; ***) er lebt arm in Zufriedenheit, ohne des Wohlstands Vortheile zu miſsachten, †) aber wohl wissend,

---

*) p. 90. Hie vor, do ir (der Frauen) muot uf ere stuont,
do was diu welt uf ir genade fro;
hei wie wol man in do sprach,
do man die fuoge an in gesach!
nu siht man wol,
daz man ir minne mit unfuoge erwerben sol.

**) p. 121. Die grisen wolten mich des überkomen,
diu werlt gestüende trureclicher nie
und hete an fröiden abgenomen.
do streit ich zornliche wider sie,
si möhtens wol gedagen, ez würde niemer war
mir was ir rede swar. Sus streit ich mit den alten:
die hant den strit behalten Nu wol lenger denne ein iar.

***) p. 101. Fro welt, ich han ze vil gesogen:
ich wil entwonen, des ist zit.
din zart hat mich vil nah betrogen,
wand er vil süezer fröiden git. etc.

†) p. 43. Wie frou saelde kleiden kann etc. — und p. 55. Fro saelde teilet umbe sich. etc.

dafs ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als dafs ein Reicher in's Himmelreich komme. *) Er hat der Welt Freuden genossen und wendet ihr mit Bewufstseyn und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu; ihn hört man gerne Moral predigen, denn es predigt kein blutloser Pedant, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein scrupulöser Moralist, kein Tugendheld, kein Frömmler; er läfst die Welt auf sich wirken, und tritt ihr entgegen, wie sie ihn anregt; **) gerichtet auf's Gute, giebt er sich nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „ein löthig und wohlgevieret," den treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihnen dahin. ***)

---

*) p. 8. Ja leider desn mac niht gesin,
daz guot und weltlich ere
und gotes hulde mere
zesamene in ein herze komen.

**) p. 47. Zwo fuoge han ich doch, swie ungefüege ich si:
der han ich mich von kinde her vereinet;
ich bin den fron bescheidenlicher fröide bi,
und lache ungerne so man bi mir weinet.
durch die liute bin ich fro,
durch die liute wil ich sorgen.
ist mir anders denne also,
waz darumbe? ich wil doch borgen.
Swie si sint so wil ich sin,
daz si niht verdrieze min.

***) p. 79. Swer mir ist slipfic als ein is
und mich ufhebt in balles wis,
sinewell ich dem in sinen handen
daz sol zunstaeto nieman an mir anden,
sit ich dem getriuwen friunde bin
einloetic unde wol gevieret;
swes muot mir ist so vech gezieret,
nu sus nu so, den walge ich hin.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Otfried, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide.

(Beschlufs.)

Ihn hört man gerne von Mäfsigung und Bezähmung reden, der die Leidenschaft kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt Convenienz und Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mifsbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut; ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntnifs und Wahl auf die biedere Nation zurückwies, *) tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofs, **) sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läfst, ***) und dann

*) Das herrliche Lied auf p. 56 sq.

**) Auf p. 33. 34. und sonst.

***) p. 62. Ob ich mich selben rüemen sol,
so bin ich des ein hübescher man,
daz ich so mange unfuoge dol,
so wol als ichz gerechen kan.

betet er mit erschütternder Innigkeit, daſs ihm die Feindesliebe fehle und daſs er Gott nicht preise, und blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. *) Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus seinem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Gervinus.

---

*) p. 26. Vil wol gelobter got, wie selten ich dich prise!
sit ich von dir beide wort han unde wise,
wie getar ich so gefreveln under dime rise?
ichn tuon diu rehten werc, ichn han die waren minne
ze minem ebenkristen, herre vater, noch ze dir:
so holt enwart ich ir dekeinem nie so mir.
fron Krist vater und sun, din geist berihte mine sinne.
wie solt ich den geminnen, der mir übele tuot?
mir muoz der iemer lieber sin, der mir is guot.
vergip mir anders mine schulde, ich wil noch haben den muot.

Die Grundsätze der Finanz. Eine kritische Entwickelung von Joh. Schön, Dr. der Philosophie und der Rechte, aufserord. Prof. der Staatswissenschaften an der königl. Universität in Breslau. Breslau, bei W. G. Korn. 1832. XII und 208 S. Für S. 73—76. ein nachgeliefertes Blatt.

Die Neuheit der Finanz, als einer Wissenschaft, entschuldigt schon den Umstand, dafs man sich über die Grundprincipien derselben noch im Streite befindet. Dieselbe ist nicht blos eine schwere Wissenschaft, sondern eine noch weit schwerere Kunst; denn beide sind, um mit v. Malchus zu reden, eminent praktisch. Die Wichtigkeit der ersteren für diese letztere fühlt heut zu Tage eben so wenig als vor einem Jahrhunderte der nicht wissenschaftliche und blos routinirte Schwarzkünstler im Finanzwesen; der Himmel und das unaufhaltsame Fortschreiten der Völker zur Civilisation hat aber der Wissenschaft den Sieg verliehen. Die Finanzkunst wurde eine Finanzwissenschaft, seitdem das Feld der Volkswirthschaftslehre bis zu einem gewissen Grade cultivirt ist. Von der Ausbildung dieser letzteren hängt jene der Finanzwissenschaft ab. Darin stimmen die Staatsgelehrten und wissenschaftlich gebildeten Staatsmänner wohl überein, nicht aber darin, auf welche Weise und in welchem Grade die Volkswirthschaftslehre die Grundlage der Finanzwissenschaft sey. Es läfst sich leicht denken, dafs, da die letztere ein Product deutscher Gelehrtheit und Fleifses ist, gerade die deutschen Cultivatoren der Nationalökonomie diese als die Quelle der unabweichlichen leitenden Principien der Finanzwissenschaft um so mehr erklärten, je mehr sie von der Finanzpraxis entfernt waren und in die Finanzwissenschaft auch jene wunderbare Ewigkeit und Festigkeit der nationalökonomischen Gesetze übertragen zu können und zu müssen glaubten. Diese Meinung wurde neuerdings um so einflufsreicher, zwar nicht auf die Regierungen, aber doch auf die Opposition und somit auf das Staatenleben, als sie von grofsen Gewährsmännern vertheidigt wurde, deren Bücher sehr verbreitet sind, und als sie eine ewige Polemik unter

dem Volke und zwischen der Regierung und den Ständen erhalten mufs. Unter den Neueren waren es besonders der treffliche v. Jacob, der verdienstvolle Lotz, und unser Rau, da er die Finanzwissenschaft für einen praktischen Theil der Nationalökonomie erklärt, welche jene Ansicht aufstellten und vertheidigten. Neuerlich ist v. Malchus dieser Ansicht entgegengetreten und hat gezeigt, wie sich die nationalökonomischen und finanziellen Principien in der Finanzwissenschaft, wenn sie in Conflikt kommen, neutralisiren und die Folge hiervon die Umwandlung der Principien in Maximen ist. So weit ist man mit Lösung der Grundfrage der Finanzwissenschaft, von welcher ihre fernere Gestaltung abhängt, bis jetzt gekommen. Die gegenwärtige Schrift des Verfs., der durch eine historisch-kritische andere Schrift sich bereits einen Ruf verschaffte, hat offenbar zum Zwecke, mit zur Lösung obiger Frage beizutragen, und die Folgen ihrer Lösung sogleich da in die Finanzwissenschaft überzutragen, wo es bisher nicht oder nicht recht geschehen ist. Daher geht sie auch nur kurz, fast wie ein Dampfschiff die Reisenden zwischen den Ufern eines Stromes hindurchführt, schnell über die finanziellen Fragen hin. Sie hat Interesse für den Gelehrten, und kann wohl auch als Grundlage bei Vorlesungen dienen. Nach einer kurzen, recht interessanten Einleitung über politisch-ökonomische Vorbegriffe, worin unter anderm auch ein schöner Beitrag zur Charakteristik der Einzel-, geselligen und staatsgesellschaftlichen Wirthschaft gegeben ist, beginnt die Abhandlung. Das I. Kapitel: „Ueber die Nationalökonomie als Grundlage der Finanzwissenschaft" (S. 10—19.) liefert einen Beitrag zur Lösung obiger Frage, und der Verf. schreibt der Nationalökonomie blos eine negative, diese aber als unbedingte, Bestimmung der Finanzen zu. So aufmerksam Ref. auch der Deduction des Verfs. gefolgt ist, so mufs er doch gestehen, dafs Manches noch einer tieferen Begründung bedürfte. Denn, wenn die Nationalökonomie kein positives Grundprincip für die Finanzwissenschaft enthält,

weil sie nur in einigen Punkten mit ihr zusammenhängt, in vielen anderen jedoch auseinandergeht (soll wohl heifsen, von ihr abweicht?), so mufs doch, da ihre negative Bestimmung der Finanzen wohl in diesen Punkten der Abweichung besteht, diese, wenn sie absolut ist, für die Finanzen eine positive Bestimmung werden. So scheint sich zu ergeben, dafs der Verf. die Frage nicht gelöst, sondern blos von der Finanzwissenschaft hinweg in die Nationalökonomie gezogen hat, welche nach der Smith'schen Ansicht in der Leitung des Gewerbswesens durch die Regierung nur negativ auftreten darf. Wenn das gegebene Gesetz überhaupt etwas auch verbietet, so ist es doch für den, der sich darnach zu richten hat, eine positive Norm. So entschlüpft also auch des Verfs. Satz, dafs nur das Negative bei seiner Anwendung sich keine Einschränkungen gefallen lassen müsse, das Gegentheil aber beim Positiven der Fall sey. Denn wird das Negative nationalökonomisches Gesetz bei der Finanzwissenschaft, dann ist es dieser etwas Positives, das sich Ausnahmen gefallen lassen mufs. Folglich ist die Frage über das Verhältnifs beider nicht gelöst, wenigstens nicht anders, als es die richtige Ansicht von v. Malchus thut. Dem Ref. scheint es, als ginge der Verf. im Kreise herum, und liefse die Finanzwissenschaft, bei der man anfangen mufs, da es sich um ihr positives Gesetz handelt, liegen. Aehnlich verhält es sich nach der Meinung des Ref. mit der Ansicht des Verfs. über die Wirksamkeit des Rechts, als besonderen Princips der Finanzwissenschaft, dessen Aufstellung derselbe für ganz unnöthig erklärt, weil die Nationalökonomie mit den Postulaten des Rechts gar nicht in Collision kommen könne, weil das Recht in der Idee der Leitstern alles Thuns und Lassens sey, soweit es sittliche Wesen berührt, und weil sich also innerhalb der Grenzen des Rechts die gesammte Staatsthätigkeit, also auch die finanzielle, zu bewegen habe. Denn 1) giebt es wirkliche historische Rechte, deren Ausübung die Nationalökonomie nicht billigt, z. B. das Zehntrecht, welches keinen blofsen erstor-

benen Schein des Rechts zur Schau trägt; solche Rechte sind von andern, welchen diese letzte Eigenschaft allerdings zukommt, nämlich z. B. von den Zunftrechten eines Einzelnen verschieden; 2) ist auch das Gesetz der Moral ein Leitstern neben jenem des Rechts für die Handlungen unter sittlichen Wesen — ein Satz, der hier als blofse Thesis stehen bleiben soll, ebenso wie der vom Verf. aufgestellte; und 3) giebt der Verf. selbst im dritten Grunde zu, dafs das Recht auch insbesondere der finanziellen Thätigkeit als Leitstern diene, und ein Streit darüber, ob es in soweit ein besonderes Princip, oder ein Princip insbesondere auch, für die Finanzen sey, ist nur Wortstreit. — Das IIte Hauptstück: „Ueber die Bestimmung des öffentlichen Bedarfs" (S. 20 bis 34.) und das IIIte Kapitel: „Ueber die Bestimmung der öffentlichen Einkünfte" (S. 35—42.) stehen mit dem ersten Grundprincipe der Finanzen in wesentlichem Zusammenhange. Es hat zwar von Anfang den Schein, als wolle der Verf. eine andere als die bisherige Ansicht über diese Gegenstände entwickeln. Obschon er aber im vorigen Kapitel (S. 16.) die Finanzen als etwas Abhängiges erklärte, wenn von der Quantität der Ausgaben und der Qualität der Einnahmen die Rede sey, und sagt (S. 21.), die ökonomische Unbedingtheit heifse keineswegs, dafs die Einkünfte sich in letzter Instanz nach den aus dem Staaatszwecke herzuleitenden einzelnen Ausgaben richten müsse; das, was sich aus dem Staatszwecke wirklich ableiten lasse, solle als nothwendiges Bedürfnifs angesehen und durch alle erforderlichen Mittel dargestellt werden, ohne dafs die Volkswirthschaft gehört werden dürfe, und endlich, obschon er auf den gewöhnlich gemachten Unterschied zwischen nützlichen und nothwendigen Ausgaben den Schein der Unstatthaftigkeit wirft (S. 23.); so kehrt er dennoch (S. 36.) auch zu diesem Unterschiede zurück. Die Frage dreht sich gerade darum, was man unter den aus dem Staatszwecke abzuleitenden Ausgaben, was ein v. Malchus unter dem Nothwendigen versteht, auf das er die Ausgaben be-

schränkt wissen will. Um diese Frage ging der Verf. herum. Allein er giebt kein Gesetz an, wodurch seiner Ansicht von der Steigerung der Staatsausgaben die wirkliche Bodenlosigkeit benommen würde; obschon doch ganz klar ist, dafs die Regulirung der Staatsausgaben gegen die Einnahmen blos Sache der Finanzpolitik, der Finanzkunst ist, wozu die Wissenschaft das Gesetz aufzustellen hat. Das Nothwendige ist in den amerikanischen Freistaaten offenbar ein ganz anderer Begriff im Concreten, als in England, hier ein anderer als in Frankreich, und hier ein anderer als in Deutschland. Der Begriff des Nothwendigen ist in jetziger Zeit ganz anders zu begrenzen, als vor 100 Jahren, und wird nach 100 Jahren wieder anders zu fixiren seyn. Selbst wenn man sich also über den Begriff des Nothwendigen nach dem Zwecke des Staats in der Idee vereinigt hat, so ist die Frage über Festsetzung des Budgets noch himmelweit von ihrer Entscheidung ferne, da ja die andere Frage dabei in Concurrenz tritt, wie dieser oder jener Zweck des Staats erreicht werde. z. B. Ausgaben für die Volksbildung sind in der Staatsverbindung nöthig, denn diese gehört in den Staatszweck, aber Preufsen folgt einem anderen Grundsatze über die Art der Realisirung dieses Zweckes, als Frankreich, England, und die nordamerikanischen Freistaaten. — Das IVte Kapitel: „Ueber den eigenen Erwerb der Regierung" handelt von den Domänen, Regalien und Monopolien. Auch hier sucht der Verf. der Frage über die Statthaftigkeit solcher Gewerbsbetriebe eine grundsätzliche Lösung nach seiner Ansicht von der negativen Wirksamkeit der Nationalökonomie, unter der Voraussetzung, dafs die Verfassung nichts Positives darüber enthalte, zu geben. Er verwirft als Regal 1) Alles, was die Production behindern und vertheuern würde; 2) Allen Gewerbsbetrieb, dessen Betriebsgegenstände nothwendige Bedürfnisse betreffen, deren Befriedigung der Nationalindustrie gehört, und woran die Regierung ohne Monopol nicht Theil nehmen kann; 3) Allen Gewerbsbetrieb, der auf irgend eine Weise die Grund-

bedingungen der Nationalindustrie verletzt. Aber dennoch billigt er als Regal 1) solche Gewerbe, wobei der Staat unter denselben Bedingungen und Lasten mit den Privaten concurrirt, z. B. Landgüterwirthschaft, Bankgeschäfte; 2) Betriebe, die nur unwesentliche Bedürfnisse befriedigen, z. B. das Tabaks- und Kaffeemonopol, nicht aber das Salzmonopol, außer bei niedrigem Preise und wohlfeilster Lieferung des für die Wirthschaftsthiere bestimmten Salzes (S. 50.), nachdem er (S. 45. schon) den Beweis zu liefern gesucht, daß dies allein von der Regierung möglich ist; 3) Gewerbe, die die Regierung der Sicherheit wegen treibt, z. B. die Pulverfabrikation, die Post, diese besonders auch wegen der Wohlfeilheit. Daß jedoch mit dieser Zusammenstellung die Fragen, um die es sich gerade handelt, nicht entschieden sind, das sieht man auf den ersten Anblick, da der Beweis davon, daß diese letzten Gewerbe von der Art sind, eben bestritten, aber vom Verf. nicht geführt wird, und da diese Betrachtung dieser Gewerbe blos einseitig ist. — Die Kapitel V. VI. und VII. handeln von der Besteurung (S. 55—103.) Da darin Alles gar kurz abgehandelt, und auch dem Ref. nichts Besonderes für die Kritik der Steuersysteme aufgefallen ist, so kann er sich mit der Bemerkung begnügen, daß sie die Steuerwissenschaft *in nuce*, aber deutlich, darstellen. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das VIIte Kapitel: „Ueber das Verhältniß der einzelnen Steuern." — Das VIIIte Kapitel: „Ueber die Kredit-Geld-Operationen" (S. 104—117.), worin Law und das Papiergeld vor den Anleihen des Staats in Schutz genommen werden; und das IXte Kapitel: „Ueber öffentliche Anleihen (S. 118—134.), welches das Nöthigste aus der Finanzwissenschaft unter Benutzung der Handelsverhältnisse mit Staatspapieren abhandelt, hat Ref. bereits in seinen Versuchen über Staatscredit S. 305. 354. 498. kritisch betrachtet, weil er darin einige Irrthümer gefunden zu haben glaubt. Das Xte Kapitel: „Ueber die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte"

(S. 135—148.), läfst der Kürze halber die Leistungen eines v. Malchus, obschon ihm einmal wegen der Kassenspezialisirung die Vorliebe für das französische System vorgeworfen wird, weit hinter sich. Das kann übrigens kein Vorwurf für den Verf. seyn. Sehr kräftig und, weil aus Norddeutschland erklingend, doppelt erfreulich ist das XIte Kapitel: „Ueber die Oeffentlichkeit und Heimlichkeit in Finanzsachen" (S. 149—164.), und Ref. freute sich besonders über das schöne Zusammentreffen seiner Vertheidigung der Oeffentlichkeit (Versuche S. 368.) mit dieser des Verfs., da er sie erst erhielt, als seine Abhandlung bereits im Drucke begriffen war. Das XIIte und XIIIte Kapitel: „Ueber Aufgabe und Leistungen der Finanzstatistik" und: „Ueber Werth und Gebrauch der politischen Arithmetik" sind zwei Abhandlungen, welche man als Beiträge zur Vervollkommnung der Finanzwissenschaft mit um so gröfserem Danke anerkennen mufs, als sie gerade Dinge betreffen, an denen jetzt die Finanzwissenschaft ebenso Noth leidet, wie an der Finanzgeschichte.

Zum Schlusse hält es Ref. für seine Pflicht, dem Verf. für seine Leistungen die volleste Anerkennung zu gewähren. Das Buch wird keinem Staatsgelehrten mifsfallen oder entbehrlich seyn, schon wegen der Frischheit und Gediegenheit des Urtheils, wenn man auch ganz davon absehen will, dafs es Vieles erläutert und fester bestimmt hat. Die Wissenschaft kann sich Glück wünschen, wenn der Verf. mit der bisherigen Thätigkeit in derselben fortfährt.

Dr. *E. Baumstark.*

---

1) *Universitas regia. Facultas literarum in academia Parisiensi. Thesis Philosophica. Dissertatio De Gnomica Graecorum philosophia (von Jean Chrysostom. Dabas). Paris* 1833. 21 *S. in* 4to.

2) *Universitas regia. Facultas literarum in academia Parisiensi. Thesis philosophica de psychologia Homerica. (Von Emil Louis Hamel.) Parisiis. Ex typis Augusti Delalain.* 1833. 23 *S. in* 8.

3) *Dissertation sur les oeuvres d'Hesiode par E. Hamel élève de l'école Normale. Paris, imprimé par autorisation du roi à l'imprimerie royale. MDCCCXXXII.* 66 *S. in gr.* 8.

4) *Dissertation sur le Roman de Roncevaux, par H. Monin, élève de l'école Normale. Paris, imprimé par autorisation du roi à l'imprimerie royale. MDCCCXXXII.* 116 *S. in* 8.

5) *Université de France. Académie de Paris, faculté des lettres. Thèse de littérature sur les vicissitudes et les transformations du cycle populaire de Robin Hood (von Edw. Barry). Paris, imprimerie et fonderie de Rignoux, rue des francs-Bourgeois-Saint-Michel, No.* 8. 1832. 102 *S. in gr.* 8.

Durch die Güte eines Freundes ist Ref. in den Besitz vorliegender, aufserhalb Frankreich wenig verbreiteten und daher auch bei uns wohl weniger bekannten Abhandlungen gelangt, welche, als erfreuliche Beweise der nun auch in Paris bei der Normalschule eingeführten alten deutschen Sitte des Abfassens einer Inauguralschrift zur Erlangung einer akademischen Würde gewifs unsre Aufmerksamkeit verdienen, indem sie zugleich zeigen, wie ernstlich man in dem Nachbarlande bemüht ist, bewährte Einrichtungen unserer höheren Bildungsanstalten aufzunehmen, und dadurch eine gründliche wissenschaftliche Bildung der dem Lehrfach zunächst bestimmten jungen Männer zu veranlassen. In dieser Beziehung sind sie zugleich erfreuliche Erscheinungen einer Zeit, die an die Stelle einer gründlichen, wissenschaftlichen Bildung seichte Oberflächlichkeit mit einer vorzugsweise praktischen Tendenz (wie man dies zu nennen beliebte) zu setzen schien, so wie eines Landes, welches seit der glorieusen Juliusrevolution in Wissenschaft und Literatur keine sonderlichen Fortschritte gemacht zu haben schien.

Es sind diese Abhandlungen oder Inauguralschriften (gleich der jetzt in Deutschland herrschenden Sitte)

zum Theil in lateinischer, zum Theil in französischer Sprache geschrieben, und daher in Absicht auf die Form und Darstellung wohl verschieden. Die in französischer Sprache geschriebenen empfehlen sich sehr durch das Gefällige des Ausdrucks und Styls, worauf man bekanntlich überhaupt in Frankreich mehr Gewicht als in andern Ländern legt; die lateinischen sind, wenn man den französischen Maſsstab anlegen will, auch in einem meist erträglichen Style geschrieben; der Deutsche wird freilich an manchen Stellen die Einfachheit und Klarheit der classischen Sprache Roms vermissen, die z. B. die Schriften eines Muretus, Casaubonus, Stephanus und anderer groſsen Humanisten Frankreichs in so hohem Grade auszeichnet, und die ihren jetzigen Nachkommen meistens mehr oder minder abgeht. Doch läſst sich hoffen, daſs mit dem gröſseren Ernst und mit der Gründlichkeit, mit der man jetzt wieder, wie es scheint, auf die Studien des Alterthums zurückzugehen sucht, auch Form und Darstellung die gebührende Berücksichtigung finden werde. Sonst findet sich, was Stoff und Inhalt betrifft, in diesen Dissertationen eine rühmliche Bekanntschaft mit der Literatur, namentlich auch mit dem, was die neueste deutsche Literatur zu Tage gefördert hat, auch selbst eine gröſsere Correctheit des Drucks deutscher Worte und Namen; und wenn demungeachtet unsere deutsche Universitätsstadt Kiel zu einem Keil geworden ist, so wird ein französischer Leser gewiſs diesen Verstoſs sehr verzeihlich finden.

Der Verf. von No. 1. sucht in seiner Abhandlung zwei Punkte zu erörtern; erstens, welches das Zeitalter und der Charakter der Gnomologie bei den Griechen gewesen; zweitens, wie sich die griechische Ethik oder Moral aus den vorhandenen Gnomen oder Denksprüchen der Weisen und der Dichter herausgebildet. So zerfällt denn die ganze Abhandlung in zwei Abschnitte, deren Hauptpunkte am Schluſs in einer gedrängten Uebersicht zur bequemeren Auffassung des Ganzen zusammengestellt sind. Hier müssen wir es gleich lobend erwähnen, daſs

der Verf. bei der Frage nach der Wurzel und nach dem Ursprung der gnomischen Weisheit auf die Religion zurückkommt, als die Quelle, woraus die Sprüche der Weisen, wie der Dichter hervorgegangen. Er erwähnt ferner mit Recht, wie schon bei Homer Manches vorkomme, was in diesen Kreis gehöre, aber ohne bestimmte Ordnung, Absicht und Endzweck vorgetragen; insbesondere aber gehören dann hierher Hesiods Werke und Tage, indem hier der bestimmte Zweck hervortritt, die Menschen zu einem thätigen Leben durch zweckmäfsige Vorschriften anzuleiten. Die Gnomologie der sieben Weisen ist zwar zunächst politischer Art, aber sie enthält dabei auch ein ethisches mit dem Moralischen stets verbundenes Element, in sofern alle politische Kunst in der Tugend begründet ist. Weiter lesen wir S. 5. und 6: „*Satis patet eos* (die sieben Weisen) *nihil nisi quae omnes sentirent, retulisse digesta in sententias, optimosque populi instinctus sagaci animo delectos in praecepta convertisse,*" und dann weiter — ebendaselbst: „*ab Hesiodi temporibus continuam sapientum seriem fuisse suspicamur, quorum quisque praecepta virtutis et disciplinae documenta, quum alter ab altero excepisset, publicae institutionis causa, posteris tradiderit.*" Das Resultat des Ganzen würde dahin lauten, dafs die in alter Zeit der speculativen Philosophie vorausgehende empirische und paränetische Weisheit, in ihrer Richtung auf Sittlichkeit, Erziehung und Bildung, aus der Religion hervorgegangen, dann weiter durch die Dichter fortgebildet, von Hesiod auf die Weisen, und von diesen auf Theognis und die übrigen gnomischen Dichter gekommen und in den Tragikern gewissermafsen ihr Ende erreicht habe. Die Periode der Sieben Weisen ist demnach als das eigentliche Zeitalter der Gnomologie zu betrachten.

Der zweite Abschnitt befafst sich mit der Untersuchung über die Moral dieser Gnomiker. Sie empfehlen vor Allem was recht und billig ist, sie fordern auf zur Mäfsigung, namentlich auch in allen sinnlichen Genüssen

und in dem Streben nach Reichthum, indem irdische Güter nicht blos der Tugend bei weitem nachzusetzen, sondern, zumal wenn sie wider Recht errungen sind, die Quelle vielfacher Leiden und Unglücksfälle werden. Hier zeigt sich freilich bei dem Mangel einer höheren Ansicht des Lebens hie und da auch ein gewisser Zweifel, hervorgerufen durch die Betrachtung der Ungleichheit in der Vertheilung der Güter des Glücks, und den dadurch veranlafsten Widerspruch mit der Idee der göttlichen Gerechtigkeit, welchen jene Zeit noch nicht zu erklären vermochte, indem die richtigere Ansicht erst der fortschreitenden Bildung und der philosophischen Entwicklung der folgenden Zeit vorbehalten blieb.

Der Verf. von No. 2. ist in diesem Versuch zum Theil zu ähnlichen Versuchen gelangt, als die sind, welche Völker in seiner Schrift über die Bedeutung von ψυχή und εἴδωλον (s. Heidelb. Jahrb. 1826. p. 621.) und vor ihm Carus in seiner Geschichte der Psychologie gegeben hatte, obschon Beides dem französischen Verfasser nicht bekannt gewesen zu seyn scheint. Er will in seiner Abhandlung untersuchen, „*quid illis temporibus antiquis homines de animo illiusque facultatibus et vita, de omnibus demum quaestionibus praecipuis ad naturam quandam diversam a corpore et segregatam spectantibus senserint.*" Nach einer allgemeineren Vorbemerkung, wie bei der Homerischen Psychologie ebensowohl das religiöse Gefühl, als das natürliche Streben des Menschen, die Erscheinungen der Sinnenwelt zu erklären und den Grund davon aufzufinden (ein Streben, aus dem die ersten Versuche hellenischer oder vielmehr ionischer Philosophie hervorgegangen), also die Empirie zu berücksichtigen sey, geht der Verf. zur Erörterung der einzelnen bei einer Homerischen Psychologie in Betracht kommenden Ausdrücke und Ideen über; er unterscheidet hier eine doppelte Classe von Ausdrücken, solche, die mehr auf die Seele und deren Zustände, und dann zweitens solche, die mehr auf den Körper sich beziehen. In jene Classe gehören die Ausdrücke ψυχή, θυμός, μένος, νόος, in diese die Worte φρένες, ἦτορ, κραδίη.

Richtig bestimmt der Verf. (gleich Carus und Völker) den Begriff der ψυχή, die auch ihm als Athem, Lebensprincip erscheint; bei dem Tode des Menschen geht sie dann in den Hades und wird hier zum εἴδωλον. Der Ausdruck ϑυμός, zunächst bestimmt, Affecte, Gefühle und Leidenschaften zu bezeichnen, nimmt dann auch die Bedeutung des Denkens und der Einsicht an, und nähert sich in dieser Hinsicht dem Ausdruck φρένες, so wie selbst dem Ausdruck ψυχή. Dem ϑυμός zunächst reiht sich an der Ausdruck μένος, der einen Theil des in dem Worte ϑυμός enthaltenen Gesammtbegriffs andeutet, nämlich die Idee der Tapferkeit und Festigkeit; daher Verbindungen dieses Wortes mit ähnlichen, wie ϑυμός und φρένες, nicht selten vorkommen. Dem Worte νόος liegt zwar zum Grunde der Begriff des physischen Sehens, wie bei dem entsprechenden Verbum νοεῖν, aber es waltet doch vor des Begriff des geistigen Sehens und Erkennens, der Begriff der Einsicht, des Begreifens, ja selbst bisweilen in gleichem Sinne, wie ϑυμός der Begriff der sinnlichen Neigung und Begierde. So waltet in allen diesen Ausdrücken, obgleich sie in letztem Grunde von etwas Körperlichem ausgehen, doch im Ganzen der Begriff des Unkörperlichen, Geistigen vor. Die in die zweite Classe fallenden Ausdrücke dienen eigentlich sämmtlich zur Bezeichnung gewisser Theile des menschlichen Körpers, mit denen jedoch eine gewisse psychologische Bedeutung sich verbindet; wie z. B. bei dem Worte ἦτορ, Herz, das dann oftmals fast gleichbedeutend mit ϑυμός genommen wird; eben so κραδίη, was gewissermaſsen dem Worte μένος entspricht. Aus der noch rohen und ungebildeten Ansicht der früheren Zeit, welche in Herz und Blut den Sitz alles Lebens, des physischen wie des psychischen, also auch der Affecte, Gefühle und Leidenschaften, sowie aller höheren und niederen Geisteskräfte setzte, erklären sich diese Ausdrücke und die ihnen einwohnende Kraft. Insbesondere aber verbindet sich mit dem Ausdruck φρένες, der zunächst und ursprünglich auch eine rein körperliche Bedeutung hat, der Begriff von Einsicht, Verstand, und wie φρένες in

dieser Hinsicht mit νόος gleichbedeutend wird, so correspondirt es dann weiter selbst mit θυμός, obwohl im Ganzen seltener.

An die Erörterung dieser Ausdrücke, die freilich die Grundbegriffe einer Homerischen Psychologie bilden, knüpfen sich dann noch weitere Erörterungen über Homer's Ansichten von den geistigen Kräften des Menschen, von der Seele und von der Seelen Zustand im Hades nach diesem Leben, und so wird am Schlufs das Resultat der ganzen Untersuchung in folgende Worte zusammengefafst, die wir zugleich als Probe des lateinischen Ausdrucks hier mittheilen wollen: „*Tempore Homerico anima vel animus in vita a corpore non distinguitur; et varia inter phaenomena psychologica ea, quae noscuntur, e certis corporis partibus, ut causis, dicuntur proficisci; quae vero ignorantur, et explicatione egent, ad deos referuntur. Mortuo homine aliquid ex illius corpore detrahitur, quod ψυχήν vocant; haec vero ψυχή nihil nisi pallida corporis imago est, et illi tum in eo, quod proprie ad corpus, nempe vigore, tum in eo, quod ad animum pertinet, nempe intelligentia, longe inferior. Quas quidem de animo homines, religione et experientia ducti opiniones conceperunt.*"

Die Untersuchung in No. 3. über die Werke des Hesiodus verdient rühmliche Erwähnung und läfst uns in dem Verf., der seitdem zu einer Lehrstelle der alten classischen Literatur an die Akademie von Toulouse, wenn wir nicht irren, berufen worden, einen Mann erkennen, der seinen Gegenstand mit Gründlichkeit und Gewandtheit behandelt hat, der mit den deutschen Forschungen meistens bekannt, deren Resultate auf französichen Boden zu verpflanzen sucht. Göttling's neueste Bearbeitung der Hesiodeischen Gedichte scheint er indefs nicht gekannt zu haben; es war dies auch vielleicht der Zeit nach kaum möglich. Es leitet der Verf. seine Untersuchung über die unter des Hesiodus Namen auf uns gekommenen Dichtungen ein durch eine Betrachtung der diesen, zunächst vorausgehenden Homerischen Poesien; er findet in der Ilias ganz den Charakter des höchsten Alterthums,

und bezeichnet sie deshalb als ein Gedicht der heroischen Zeit, wo die Menschen, noch nicht die Früchte der Civilisation kennend, in einem halb barbarischen Zustande lebten, der sie vor Allem zu körperlicher Thätigkeit, in Befriedigung körperlicher Bedürfnisse und Genüsse fesselte, und der in der poetischen Darstellung eines stets bewegten und thätigen Lebens überall hindurchschimmert. In die letzte Periode dieser schon alternden heroischen Zeit gehört dann die Odyssee, die (nach unsers Verfs. Ansicht, welche, wie bekannt, auch neuerdings in Deutschland geltend gemacht worden, hier aber vielfachen, gerechten Widerspruch erfahren hat), gleich der Ilias, auf dem Boden von Griechenland selber entsprossen seyn soll, obwohl in späterer Zeit als die Ilias, vielleicht selbst nach der dorischen Eroberung, an den Westküsten Griechenlands und auf den benachbarten Inseln, wo sie mehr vor den Veränderungen und grofsen Umwälzungen geschützt war, welche die übrigen Theile von Hellas erschüttert hatten. Ref. kann nach seiner Ueberzeugung dieser Ansicht nicht huldigen, da er die hergebrachte Ansicht von der Entstehung der Homerischen Gesänge in Asien unter dem Ionischen Himmelsstrich immer noch für wahrscheinlicher und begründeter halten mufs. Er kann daher auch nicht die weitere Behauptung des Verfs. unterschreiben, dafs diese ächt hellenischen Poesien, eben weil sie längere Zeit auf dem mütterlichen Boden sich erhalten, auch den Anstrich desselben beibehalten, und dafs die Spuren dieses, ihres Ursprungs immer wieder sich zeigen, selbst nachdem diese Gesänge, an die Gestade Ioniens verpflanzt, hier durch die blühende Phantasie der ionischen Sänger von Neuem bearbeitet worden. In einer Note giebt der Verf. drei Gründe an, die hauptsächlich seine Ansicht von dem Lande, wo die Gesänge der Odyssee entstanden, bestimmt: der Gegenstand und Inhalt der Gesänge; die darin enthaltenen mythologischen Vorstellungen, endlich die geographische Bestimmung. Dafs aber diese Gründe nicht ausreichen, ist bereits von mehreren Gelehrten gezeigt worden, was Ref. hier nicht wiederholen will.

(Der Beschlufs folgt.)

Inauguralschriften der Pariser Universität von Dabas, Hamel, Monin, Barry.

(Beschlufs.)

Auf dieses erste, poetisch-heroische Zeitalter folgt das Zeitalter der erwachenden Civilisation und Wissenschaft, mit Hesiodus und dessen Gesängen, welche eben so sehr an die ältere Zeit und deren Erforschung sich anknüpfen, als sie zugleich neue Ideen darstellend, eine neue Periode beginnen, nämlich die der Wissenschaft, welche die Frucht der einbrechenden Civilisation ist, eben daher aber auch eine spätere Periode, als die der Homerischen Gedichte. Diesen Charakter der Hesiodeischen Poesie in den unter des Hesiodus Namen auf uns gekommenen Poesien näher nachzuweisen, ist eigentlich Bestimmung und Zweck der Abhandlung. Der Verf. wendet sich zunächst zu den Eöen, die, wie er sich ausdrückt, die Geschichte der heroischen Zeiten enthalten, deren Poesie die Iliade giebt; er geht dann auf den Aspis über, dessen Unächtheit (mit Ausnahme der sechs und fünfzig ersten Verse, die den Eöen angehören) hier sowohl wie in einer am Schlufs des Ganzen beigefügten Note anerkannt wird. Die Theogenie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, so wie wir sie besitzen, dem Hesiod beizulegen, bezweifelt der Verf., und er bemerkt sogar ausdrücklich, dafs seine Zweifel fast bis zur Gewifsheit sich erheben. Auch er findet in diesem Gedicht in Uebereinstimmung mit den bewährtesten Kritikern Deutschlands: *„un assemblage confus de parties diverses, de fragmens particuliers de compositions tout à fait étrangères l'une à l'autre et quelquefois aussi de versions différentes du même sujet."* So weit werden wir gern mit dem Verf. gehen, auch ihm weiter folgen, wenn er behauptet, es lasse sich nicht

mit Bestimmtheit die Zeit angeben, in welche diese Compilation gehöre, ob sie das Werk eines der letzten Dichter der mit dem Namen des Hesiod bezeichneten Epoche sey, oder einer noch späteren Periode angehöre; wenn er aber weiter hinzufügt: immerhin sey es erlaubt zu glauben, dafs die verschiedenen dem Hesiod beigelegten Werke, gleich den Homerischen Poesien, auf Veranstaltung und durch die Sorge des Pisistratus und seines Sohnes Hippias gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt worden, so halten wir dies für eine gewagte Vermuthung, für die wir wenigstens keine näheren Gründe aufzubieten wissen. Wir heben lieber aus der folgenden Entwicklung über die Beschaffenheit, Bildung und Zusammensetzung der Theogonie einige bemerkenswerthe Sätze heraus, die zugleich als Beweise dienen können, wie der Verf. das Ganze aufgefafst hat. So lesen wir S. 23: *„Partout, dans la Théogonie, on sent le travail d'une époque moderne sur une époque ancienne qui n'est plus comprise; partout, au milieu des idées d'un autre âge, se font jour les idées d'un âge nouveau non seulement dans ce qui regarde les systèmes mythologiques, moins encore dans ce qui se rapport à l'état social."* Oder S. 25: *„Non seulement les relations sociales, mais les idées religieuses se présentent avec un caractère nouveau sous le fond primitive, qui les recouvre. Il est curieux de voir, comment le poète se tourmente quelquefois pour faire accorder les anciennes histoires qu'il nous raconte avec les idées qui dominaient de son temps."* Oder S. 26: *„Il y a aussi dans la Théogonie autre chose que l'exposé mal compris des croyances des siècles passés; la science quelquefois y fait place à la poésie. Outre les divers ornemens, dont est rehaussé ça et là le fond obscur des antiques cosmogonies, des parties considerables sont encore animées d'un souffle épique puissant."*

Noch mehr aber erscheint Hesiod als Repräsentant einer neuen Epoche in dem Gedicht der Werke und

Tage, welches uns auf das Bestimmteste den Zustand der Civilisation in der Zeit, in welcher es abgefafst worden, erkennen läfst. Der Verf. charakterisirt diese Periode im Ganzen treffend; eine gänzliche Umkehrung aller Verhältnisse war mit ihr eingetreten, man war der beständigen Unruhen und Umwälzungen, die alle Theile Griechenlands bewegt hatten, müde, man sehnte sich nach Ruhe, die aber nur durch Arbeit und Anstrengung gewonnen werden konnte, da nicht mehr, wie früher, der Krieg die Mittel der Existenz darbot. Man fing an, mit mehr Fleifs und Sorgfalt dem Anbau der Felder nachzugehen; an die Stelle des kriegerischen Lebens der Völker trat ein ganz anderes, das dem Ackerbau und der Industrie seine Kräfte widmete, und so gewifs einen wesentlichen Fortschritt in der Cultur und Civilisation bezeichnet. Dieses Leben ist es, was der Verfasser dieses Gedichts vor Augen hat, dessen Einheit in neueren Zeiten ebenfalls bestritten, und das in ähnlicher Weise, wie die Theogonie, als ein Aggregat verschiedener Poesien, dargestellt worden ist. Der Verf. will es auch nicht in Abrede stellen, dafs ein mündlich, durch Gesang fortgepflanztes Gedicht in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit nicht zu uns habe gelangen können, er läugnet daher auch nicht die Möglichkeit bedeutender Interpolationen, doch glaubt er wenigstens darauf bestehen zu müssen, dafs eine ursprüngliche Einheit die Bildung und Anordnung der einzelnen Theile bestimmt, und dafs wir dieses Gedicht beinahe in der Form besitzen, in der es gedichtet worden. Aus der Zeit der Abfassung aber und der Periode, in welche dasselbe fällt, erklärt sich auch die in diesem Gedicht, wie der Verf. S. 32. behauptet, vorherrschende Opposition des Volks gegen die Könige, ferner die Gründung der bürgerlichen Moral und die Nützlichkeit der Arbeit. Jene Opposition tritt fast durchgängig in diesem Gedicht ziemlich bestimmt hervor, und der Verf. sucht davon die näheren Belege zu geben. Ebenso sucht der Verf. weiter in dem Charakter des Gedichts, in seiner Anlage so wie in seinen einzelnen Theilen

die Beweise für die beiden andern Punkte zu liefern, und insbesondere den grofsen Abstand zwischen den Homerischen Gesängen, der eben eine Folge der fortgeschrittenen Civilisation und der beginnenden Wissenschaft ist, und damit den wesentlichen Charakter dieser neuen Epoche bildet, bemerklich zu machen; woran sich denn noch weitere Bemerkungen über Inhalt und Darstellung, Bestimmung und Endzweck dieses ächt Hesiodeischen Gedichts knüpfen, dem der Verf. zugleich die ihm gebührende Stelle in der Entwicklungsgeschichte der griechischen Menschheit anzuweisen bemüht ist. In der ersten der vier angehängten Noten sucht der Verf. zu zeigen, dafs die Theogonie weder von dem Verf. der Werke und Tage herrühren, noch überhaupt das Werk eines einzigen Dichters seyn könne, sondern vielmehr als eine Sammlung von verschiedenen Stücken zu betrachten sey; in der zweiten Note sucht er die Vollständigkeit des vorhandenen Gedichts der Werke und Tage zu beweisen; in der dritten verbreitet er sich über das ohne Zweifel einer weit späteren Periode angehörende Gedicht Aspis, dessen späterer Verfasser offenbar Homer und dessen Beschreibung vom Schild des Achilles nachahmen wollte. Die vierte Note weist einige Verschiedenheiten zwischen den Homerischen und Hesiodeischen Gedichten, zunächst in einigen geographischen Punkten, nach.

No. 4. behandelt einen für die Freunde der Literatur und Poesie des Mittelalters höchst anziehenden Gegenstand, nämlich den noch ungedruckten Roman von Roncevaux, dessen Inhalt uns an die verwandten deutschen Dichtungen über die Roncevalschlacht und das Rolandslied, die aus ein und derselben Quelle geflossen sind, erinnert. Das in zwei Handschriften der Pariser Bibliothek erhaltene Gedicht zählt an achttausend Verse und führt die Aufschrift: *Li Romans de Roncivals*, und da dasselbe noch fast gar nicht bekannt ist, so giebt der Verf. zuvörderst eine genaue Analyse des ganzen Romans

und eine sorgfältige Uebersicht des Ganzen, verbunden mit zahlreichen, bald längeren, bald kürzeren Auszügen einzelner bemerkenswerther Stellen, die uns so eine Idee des Ganzen geben sollen; zum Verständnifs der Sprache sind die erforderlichen Erklärungen einzelner schwieriger Ausdrücke der alterthümlichen Sprache unter dem Text beigefügt. Nach dieser Analyse des Inhalts sucht dann der Verf. die schwierigen Fragen nach der Zeit der Abfassung dieses Romans, seinen Quellen, seinem Charakter, seinem Verhältnifs zur Geschichte und Sage und ähnliche daran sich knüpfende Punkte zu beantworten. Die beiden oben erwähnten Handschriften der Pariser Bibliothek No. 254 und 7227, welche das Gedicht enthalten, liefern zwei etwas verschiedene Texte, worin die sichtbaren Spuren einer doppelten Redaction kaum zu verkennen sind, und welchen offenbar ein älterer Text vorausgieng. Die erste dieser Handschriften scheint nur Abschrift eines älteren Textes zu seyn, die andre Handschrift, welcher jedoch die ersten fünfzehnhundert Verse fehlen, gehört in das dreizehnte Jahrhundert. Sonach glaubt der Verf. die neuesten Theile des Ganzen nicht nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts verlegen zu können, die erste Redaction aber an den Anfang dieses Jahrhunderts, wenn sie anders nicht weiter bis in das eilfte Jahrhundert zurückgeht. Noch schwieriger aber wird die Frage nach der Zusammensetzung und Bildung des Gedichts so wie nach dessen Verfasser. Allerdings findet sich Vieles, ja das Meiste darin ist von der Art, dafs das Ganze nicht sowohl als das Werk oder als die Dichtung eines Gelehrten erscheint, sondern als ein Rest des berühmten Rolandsliedes, als eine, mit einigen Interpolationen gemischte Volksepopöe, die ganz den Charakter dieser Poesie uns zeigt, die Einfachheit und Kraft, sowie das brusque Wesen, die beständige Wiederholung derselben Beiwörter, derselben Ausdrücke und Verse, wie wir solches in ähnlichen Volksgesängen anderer Völker Europa's finden. Nun wagt der Verf. zwar nicht die bestimmte Behauptung, dafs dieser Roman

das berühmte Rolandslied selber sey, zumal da es wohl mehr als ein Rolandslied gab, d. h. mehrere Volkslieder, welche das Leben und die Thaten des berühmten Helden zum Gegenstande hatten, und so konnte wohl ein Sänger jener Zeit sich entschliefsen, auch ein längeres Gedicht zu liefern, welches von jener Volkspoesie ausgegangen und getragen, auch den Charakter dieser Poesie an sich zeigen mufste. Doch gefällt dem Verf. mehr die Vermuthung, wornach der vorliegende Roman aus Volksliedern selber zusammengesetzt, die hier zu einem geordneten Ganzen mit einander verbunden und vervollständigt werden; immerhin sind die in diesem Gedicht enthaltenen Traditionen nicht als die Erfindung eines Individuums, sondern als nationelle, allgemein verbreitete Traditionen zu betrachten. Untersucht man das Verhältnifs des Romans zur Geschichte, so zeigt sich zwar (und das ist das Resultat der vom Verf. geführten Untersuchung) in der Geschichte Karls des Grofsen u. A. manches minder Genaue und Richtige; dagegen in der Darstellung der Epoche des Feudalwesens und der darauf bezüglichen Verhältnisse desto mehr Treue und Wahrheit, wie auch die hier aus dem Gedicht mitgetheilten Auszüge zur Genüge beweisen. „*Ainsi nous trouvons*," sagt der Verf. am Schlufs seiner Untersuchung S. 91, „*en comparant avec l'histoire les traditions contenues dans ce roman, que les faits historiques qui y correspondent, méritaient d'êtrs conservés dans la mémoire des peuples; mais que, d'autre part, il y a un infinité de faits supprimés et les personnages ou des peuples fort différens confundus ensemble; que, de plus, les moeurs et les idées ne se rapportent pas au temps de Charle magne, mais à celui de la feodalité.*

No. 5. behandelt in gleich umfassender Weise einen bekannten englischen Sagenkreis, aus dem wir zugleich ersehen können, welchen Veränderungen ein Gegenstand, den einmal die Volkspoesie ergriffen hat, im Laufe der

Zeit ausgesetzt ist, und wie er in der vielseitigen und wiederholten Behandlung oft zu etwas ganz Anderem wird, als was er ursprünglich war. Eben deshalb hat sich der Verf. dieser, wie schon aus der Seitenzahl sich abnehmen läfst, ausführlichen Untersuchung die doppelte Frage zur Beantwortung aufgestellt, was der ursprüngliche Charakter und Bestandtheil der Volksdichtung gewesen, und zweitens, welche Veränderungen er in Folge äufserer Einflüsse und Einwirkungen erlitten hat. Mit Sorgfalt hat Derselbe diese Veränderungen, wie sie im Laufe der Zeit eingetreten, nachzuweisen gesucht und bei dieser, wie bei den vorausgehenden Untersuchungen über die erste Gestalt und die ersten Anlässe dieser Volksdichtung, insbesondre auch die geschichtlichen Verhältnisse und Beziehungen in gehöriger Weise berücksichtigt. In einem weiteren Abschnitt, der gleichsam zur Ergänzung und Vervollständigung des früheren dient, verbreitet sich der Verf. auch über die metrische Form sowie über die Sprache dieser Balladen.

Chr. Bähr.

Coup d'oeil rapide sur l'histoire et les antiquités du Departement du Haut-Rhin; par P. de Golbéry, Conseiller à la cour royale de Colmar, chevalier de la légion d'honneur correspondant de l'Institut de France, membre de l'institut archéologique de Rome, de la Société des Antiquaires de la Thuringe etc. (Extrait de la Statistique du Haut-Rhin). Strasbourg. 1833. 32 *S. in gr.* 4.

Der durch so manche Schriften in dem Gebiet der Alterthumsforschung rühmlichst bekannte Verfasser giebt hier in einigen Umrissen eine sehr anziehend geschriebene Uebersicht der Hauptmomente aus der Geschichte des Elsasses bis zu der neueren Zeit herab, und zwar nicht etwa eine solche, die aus den vorhandenen Geschichtswerken früherer und späterer Zeit über diese Provinz des alten Deutschlands entlehnt ist, sondern die aus den im Lande selbst noch erhaltenen Denkmalen

und Bauresten jener Zeiten dargestellt ist. Die Art und Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand aufgefafst und behandelt hat, der lebendige und anziehende Vortrag, der jede Monotonie vermeidet und den Leser unwillkührlich zu fesseln weifs, macht das Ganze zu einer eben so angenehmen als interessanten Lectüre, die zugleich den Charakter der Gründlichkeit und historischen Treue mehr als jede andre Art der Darstellung an sich trägt. Der Verf. geht bis in die älteste Zeit zurück, wo das jetzt so gesegnete und fruchtbare Rheinthal mit Wasser bedeckt war, das die Abhänge der Vogesen, wie des Schwarzwaldes bespülte; er führt uns dann durch die celtische Periode, die zwar keine schriftlichen Traditionen aufzuweisen hat, aber dafür in manchen höchst merkwürdigen Bauresten, welche auf dem Gebirgsrücken der Vogesen hier und dort sich finden, und ihrem eigenthümlichen Charakter nach, keiner späteren Periode angehören können, zu uns spricht und selbst in mehreren Ortsnamen unzweifelhafte Spuren hinterlassen hat, hindurch zu der römischen Zeit, als das den Römern unterwürfige Volk der Seguanen die Gegenden bewohnte, welche jetzt Theile des obern Elsasses, oder das Departement des Oberrheins bilden. Er weist uns auch hier die Städte nach, welche dem Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden ihr Daseyn verdanken, er verfolgt die Strafsen, welche sie angelegt, sowie deren Halt- und Verbindungspunkte. So kommt der Verf. auf die mit Etlichon, dem ersten der Herzoge des Elsafs, beginnende Periode des Mittelalters, und durchgeht nun die zahlreichen Denkmale, welche Elsafs, reicher als irgend eine Provinz Deutschlands, aus dieser Periode aufzuweisen hat, theils in Burgen, an den Hügeln und Abhängen der Vogesen erbaut, theils in Kirchen und ahnlichen Denkmalen bestehend, welche diesen Höhen bald näher, bald entfernter, in den gesegneten Ebenen des Elsasses sich aus jener Periode erhalten haben. Da bei jedem Denkmale der Art, bei jedem Schlofs, bei jeder Burg, bei jeder Abtei und dergl. die Geschichte desselben, so weit sie

sich ausmitteln läfst, nach den Hauptmomenten geliefert wird, so erhalten wir auf diese Weise eine vollständige Uebersicht der Geschichte des Elsasses durch das Mittelalter hindurch, die jeder Leser mit eben so viel Belehrung als Vergnügen durchgehen wird.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Allgemeiner Katechismus für alle teutsche protestantische Gemeinden, von K. Chr. v. Langsdorf. Heidelberg, bei Karl Groos, 1833. *XVI und 67 S. in gr.* 8. (24 kr.).

Der Verf. ist mit Hrn. Prof. u. Dr. der Theologie Schulthefs in Zürich der Ueberzeugung, dafs seit der Reformation noch kein tauglicher protestantischer Katechismus erschienen sey. Der vorliegende beruht auf dem Fundamentalsatze, dafs es in einem Katechismus nur darauf abgesehen seyn müsse, gute Menschen zu bilden, und dafs darum die Pflichtenlehre Hauptsache, die Glaubenslehre, an der auch der Ruchloseste selbst im Akte des Mordes festhalten könne, nur Nebensache sey. Bei weitem der gröfsere Theil seines Katechismus bezieht sich daher auch auf die Pflichtenlehre, und geht voran. Die Glaubenslehre ist erst am Ende auf $1\frac{1}{2}$ Seiten abgehandelt. Der Katechismus enthält eigentlich nur 57 Seiten; dann ist S. 58—67. noch ein Nachwort angehängt: „Einige Bemerkungen zu der Schrift: Der neue Katechismus der christlichen Lehre für die evangelisch-protestantische Kirche des Grofsherzogthums Baden. Mit Modificationen, wie die General-Synode sie ihm geben dürfte. Heilbronn, bei Drechsler, 1832. Der Verf. sucht in diesen Bemerkungen zu überzeugen, dafs auch der so modificirte Katechismus unprotestantisch, also für protestantische Gemeinden unbrauchbar bleibe, auch wenn er den Beifall des Konsistoriums und der General-Synode erhalte. Der Katechismus ist dem Badischen Konsistorium gewidmet. Der Verf. weifs sehr wohl, dafs die Ansichten der jetzigen Konsistorialglieder von den seinigen verschieden sind, keineswegs aber wesentlich, sondern nur in Nebensachen, nämlich in der Glaubenslehre. Diese in der Augsburgischen Confession in zahlreichen Artikeln ausgesprochene Lehre ist nach ihm eine blofse Zusammenstellung von damaligen Privatmeinungen, deren Annahme Protestanten nicht

aufgedrungen werden kann. Mit aller Freimüthigkeit erklärt er in der Zueignungsschrift, dafs einem Konsistorium auf keine Weise das Recht zugestanden werden könne, in einem protestantischen Katechismus Glauben an Aussprüche zu fordern, deren Wahrheit gesunder Menschenverstand nicht augenblicklich anerkennen mufs; Konsistorial- und Synodalglaube beruhe allemal auf Stimmenmehrheit, die nie als Beweis der Wahrheit gelten könne; eine solche Glaubensbegründung sey papistisch. Er glaubt, jetzt noch hinzusetzen zu dürfen, dafs sein Katechismus mit den Aeufserungen der Redner in der 8ten Sitzung der 2ten Kammer zu Karlsruhe in vollkommenem Einklange stehe. Die dem Verf. auf die Einsendung dieses Kat. zugekommene Resolution bezeugt, wie weit die ehrwürdigen jetzigen Glieder des Bad. Konsistoriums von papistischer Denkart entfernt sind.

v. Langsdorf.

De Impostura Religionum breve compendium, seu liber de tribus Impostoribus. Nach zwei Mss. und mit historisch-literarischer Einleitung herausg. von F. W. Genthe, Dr. d. Philos. u. Gymnasiallehrer zu Eisleben. Leipz. 1833. IV u. 62 S. 8.

Der Verf. erhielt 2 Mss. unter dem angegebenen Titel: *de imposturis religionum breve compendium,* und es ist gar nicht uninteressant, dafs er ein solches, ehedem für entsetzlich gehaltenes Werkchen aus beiden Handschriften bekannt macht. Wir sehen daraus Manches, was ehedem vielen Scrupel gemacht haben mufs und was wir uns jetzt, seit man über diese Dinge nicht mehr heimlich und also vereinzelt, wie über ein *Noli me tangere* denken mufste, durch das veröffentlichte Nachdenken und Zusammenwirken Vieler grofsentheils leicht auflösen können.

In andern Punkten werden von dem ungenannten Verfasser des selbstforschenden Compendium Denkfehler und Verstofse gegen die Methode gerügt, die noch jetzt von berühmten Philosophen begangen werden. Er fängt z B. mit der Bemerkung an, dafs Viele gar Vieles von dem *Esse Dei* und dessen Verehrung sprächen: *antequam et quid sit Deus? et quid sit Esse? intelligant.* Wenn man jetzt noch, statt aller Rechtfertigung des idealischen Begriffs, immer nur die Ausrufungen liest: Gott ist Gott! und: Gott ist das Absolute! würde wohl der Alte seine Klage zurückzunehmen Ursache haben?

Der Herausgeber hat literärhistorisch manches Dankswerthe zusammengestellt. Unrichtig aber scheint auf alle Fälle die Voraussetzung auf dem Titel, wie wenn das jetzt abgedruckte Büchelchen mit Dem identisch wäre, was man früher unter dem Titel: *De tribus impostoribus* verstand. Denn das hier Mitgetheilte enthält zwar Manches über Mose und Mohamed, aber fast nichts über das

Christenthum. Auch ist die philosophirende Methode darin durchaus nicht mittelalterlich. Ebenso kann das, wodurch man gegen de la Monnoye 1716. die Existenz eines Tractats *De tribus famosissimis nationum deceptoribus* wenigstens durch eine Inhaltsanzeige charakterisiren wollte, nur zeigen, dafs ein Aufsatz von diesem Inhalt dem Zeitalter Kaiser Friedrichs II. oder seinem Kanzler Petrus de Vineis, gewifs nicht zugeschrieben werden kann, da von dorther ohne Zweifel viel Antipapistisches ausgesprochen worden wäre, hier aber nichts dieser Art zu finden ist. Vergl. J. G. Krause Umständliche Bücherhistorie Th. I. S. 143 ff., wo die hier S. 29—40. abgedruckte *Réponse au de la Monnoye* auch schon gedruckt ist. Nach der *Epa* XXXI. im L. 1. *Epistolarum Petri de Vineis* (*ed. Iselii. Basil.* 1740. 8.) wurde dem Kaiser vom Pabst nicht eine Schrift *de tribus baracatoribus* schuldgegeben, sondern nur ein *dixisse, tribus seductoribus mundum esse deceptum* p. 199.

Ungeachtet das *breve compendium* aus 2 Abschriften gegeben ist, aus denen auch der Text abwechselnd sich verbessern läfst, so sind doch manche Stellen noch *ex conjectura* zu berichtigen. Ich gebe Einiges, um Andern eine kleine Mühe zu ersparen. S. 47. Z. 26. *pedissequus sit*. S. 50. Z. 27. lies *succumque gregum* statt *gregem*. S. 52. Z. 12. fehlt *sine* vor *divinis miraculis*. S. 54. Z. 4. mufs statt *dictamen religionis* im Text gewesen seyn *rationis*, Z. 10. aber wird statt *ex naturali ratione* eher *revelatione* ächt seyn. Im Anfang des §. 26. mufs statt *omnes* stehen *optimos*. S 62. Z. 25. steht *Petrus instar illum diem erit*. Der Sinn fordert *instare* und *ait*. Der Verfasser des lateinischen Aufsatzes möchte wohl ein Franzose gewesen seyn; denn S. 56. Z. 22. schreibt er: *qui non sortitus sit de suis terris*. Dieses *sortitus* soll bedeuten: ausgegangen. Der Verfasser hatte also das französische *sortir* im Sinne.

S. 22. giebt der Verf. die Nachricht: 1792. sey zu Giessen unter dem Titel:

De tribus Mundi Impostoribus —

in kl. Octav auf 64 S. eben diese oder eine ähnliche Schrift gedruckt worden, wovon aber die ganze Ausgabe confiscirt noch auf der Universitätsbibliothek zu Giessen unter Verschlufs liege. Ist dies, so wäre es wohl an der Zeit, solche Gefangene loszugeben. Schon Morhof in seinem Polyhistor war so weit, zur Ehre des Wahren und Glaubwürdigen auszurufen: *Utinam ejus farinae libri extarent, ut legi ab omnibus possent. Certus sum, ex ipsis tela, quibus eorum calumniae jugularentur, nos depromturos*.

14. Jul. 1833.

Dr. Paulus.

1) *Ueber das Schulwesen in Baiern. Vortrag des Abgeordneten Grafen von Drechsel mit Anmerkungen begleitet, nebst einem Anhang, die Kammerbeschlüsse, die im Landtagsabschied von* 1831. *aufgenommenen k. Entschliefsungen und Erklärungen, sowie Auszüge aus dem Finanzgesetz enthaltend. München, bei Georg Franz,* 1832. 151 *S. in* 8.

2) *Vergleichende Bemerkungen über das französische Schulwesen, gesammelt auf einer Reise nach Paris, und als vorläufige Beziehung auf die vom Staatsrath Cousin erschienenen Berichte: Ueber das deutsche Schulwesen. Herausgegeben von Dr. C. A. W. Kruse. Elberfeld* 1832, *bei Karl Jos. Becker.* 42 *S. in gr.* 8.

3) *Peter Girards Ansichten über Volksbildung. Nach dem Französischen mit des Uebersetzers Einleitung von Wilhelm Fellenberg. Bern und St. Gallen* 1832, *bei Huber und Comp.* 38 *S. in gr.* 8.

No. 1. Diese Schrift ist für die nähere Kenntnifs des baierischen Schulwesens, sowohl des höhern als des niedern, ein höchst wichtiges Dokument, das darum auch nicht blos in Baiern selbst, sondern auch aufserhalb Baiern Beachtung von Seiten aller derer verdienen wird, welchen die Interessen deutscher Volksbildung nicht gleichgültig sind und die in einer Verbesserung des Schulwesens das beste Mittel erkennen, so manchen Verirrungen unserer Zeit, im politischen wie im religiösen Leben, vorzubeugen, und dem immer mehr um sich greifenden Verderben jeder Art entgegen zu arbeiten. In dem Vortrag, dessen Inhalt vorliegende Schrift bildet, werden die höheren Bildungsanstalten (Gymnasien und dergl.) Baierns, sowie die niedern, nach ihrer Organisation und insbesondere auch nach ihren finanziellen Mitteln durchgegangen, die Lage der Schulen, der Schullehrer u. dergl. näher geprüft und mögliche Verbesserungsvorschläge mitgetheilt, sowie auch die in den letzten Zeiten getroffenen Verfügungen vorgelegt. Durch reichhaltige statistische Notizen über das baierische Schulwesen, wie sie hier mitgetheilt werden, erhält dieser aus offiziellen Mittheilungen geschöpfte Vortrag einen eignen Werth. In wie fern die hier vielfach gemachten Verbesserungsvorschläge ausführbar sind und wahren Nutzen stiften, wollen wir Andern zu prüfen überlassen, zumal als bei Vielem Kenntnifs der einzelnen Lokalverhältnisse, die uns abgeht, erforderlich ist; manche derselben sind allerdings einleuchtend, so dafs über ihre Einführung nicht leicht ein Bedenken sich erheben dürfte. Möchte die Schrift darum von Vielen gelesen und beherzigt werden, möchten namentlich alle die, welche durch ihre amtliche Stellung im Staat auf die Gestaltung des Bildungswesens und der Schulanstalten einen Einflufs haben, den

Inhalt derselben berücksichtigen. Sie würden sich dann, selbst in dem politischen Treiben, manches Räthsel lösen, und vielleicht manche Schwierigkeiten überwinden können. Hier wird nie genug geschehen können, und Seneca's Ausspruch bildet wohl ein passendes Motto zu dieser Schrift: *„Multum adhuc restat operis multumque restabit: nec ulli nato post mille secula praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi."*

2. Wer sich eine klare Vorstellung und einen deutlichen Ueberblick von den höheren Bildungsanstalten Frankreichs, namentlich von den die Stelle unserer Gymnasien oder Mittelschulen vertretenden Anstalten verschaffen will, der lese diese durch einen klaren, anschaulichen Vortrag und eine zweckmäfsige Behandlungsweise abgefafste Schrift des Hrn. Kruse, und er wird sich befriedigt finden, da ebensowohl die innere Einrichtung dieser von den unsrigen in Vielem sehr abweichenden Anstalten, als der gesammte Lehrplan, das Lehrerpersonale u. s. w. hier näher und auch im Ganzen richtig sich angegeben findet. Daher auch in mehreren deutschen Blättern bereits gröfsere Auszüge aus dieser Schrift und mit Recht geliefert worden sind. Im Ganzen sieht man aber aus dieser Einrichtung im Vergleich mit der unserer Gymnasien, dafs bei unsern Nachbarn die Jugend in weit strengerer Zucht und Ordnung gehalten ist, als man nach den dort im Schwung gehenden Begriffen von Freiheit u. dgl. m. zu glauben geneigt seyn sollte, dafs die Aufsicht des Lehrers über den Schüler weit eingreifender ist, als bei uns. „Während man in Frankreich (bemerkt unser Verf. ganz richtig S. 41.) nach Freiheit und Gleichheit strebt, und jedes aristokratische Element aus dem Staatsleben verbannen möchte, ist das Erziehungswesen rein aristokratisch geblieben. Es ist nämlich nicht Zweck, eine graduelle Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten und dadurch eine auf festen Säulen ruhende Bildung allgemein zu verbreiten, sondern den höhern menschlichen Thätigkeiten Gelegenheit zur Ausbildung zu verschaffen. Daher sind die Specialschulen vorzüglich ausgestattet und leisten das vollkommenste (?), was in dieser Hinsicht von den nach ihren Mustern in vielen Städten Europa's errichteten Anstalten erzielt wird; die Schulen aber, welche allgemeine Bildung erstreben, sind trotz der Trefflichkeit mancher äufsern und auch einiger innern Einrichtungen einer grofsen Reform bedürftig [gewifs wahr]. Werden die Gymnasien mit den unsrigen verglichen, so findet sich, schon aus den Lehrgegenständen und der Verbindung zwischen dem Fach- und Classensystem in obern Classen, dafs sie die Realschulen ersetzen wollen, dafs Mathematik und Naturwissenschaften sich einer grofsen Ausdehnung erfreuen, die Philologie als Anschauung der Welt der Alten, und der Religionsunterricht als Begründung der christlichen Lehren für Gemüth und Leben, ersteres in ihrer tiefern Bedeutung, letztere zum Theil gänzlich vernachlässigt sind." — „Wir

können Manches von den Einrichtungen der höhern Schulen in Frankreich lernen; Frankreich mufs aber erst von uns lernen, wenn es die hohe Stufe in Wissenschaft und Leben behaupten will, welche es stets eingenommen hat." —

3. Gern unterschreiben wir den Satz, von welchem auch der Herausgeber dieses Schriftchens, welches die leitenden pädagogischen Grundsätze und Ideen eines um die Schweizerische Volksbildung hochverdienten und mit Recht allgemein geachteten Mannes, des ehrwürdigen Girard, auch unter uns näher verbreiten soll, ausgeht. Wer wird nicht einverstanden seyn mit der Behauptung, wie wir sie hier an dem Eingang der Schrift aufgestellt sehen; dafs „das Gedeihen unserer politischen Einrichtungen, sie mögen nun noch so befriedigend für die Mehrheit des Volkes ausfallen, immer noch abhängig bleibt von der einen, unerläfslichen Bedingung: Von der Sorge für die Bildung der Jugend." Oder: „Ist dem einzelnen Bürger nicht in der Jugend schon die Möglichkeit fortschreitender Entwicklung gewährt, so ist auch die Gesellschaft in ihrem Fortschritt gelähmt. Lernt der Einzelne seinen innern Reichthum nicht kennen und ausbeuten, so bleibt auch die Gesellschaft arm. Denn dafs der Besitz edler Metalle, oder anderer Tauschmittel, den Reichthum der Nationen noch nicht ausmacht, sondern christliche Gesinnung und Gesittung, Industrie und Thätigkeit, das hat die Geschichte zur Genüge gelehrt. Wohl können politische Institutionen dem Privatmann die Früchte seines Fleifses sichern und Handelsverträge ihren Austausch befördern, allein wer erzieht diesen Fleifs selbst, wer bringt ihn besonders zu Ehren?" (S. 4.) — Oder: „Wo die Bildung der Jugend von den Eltern und vom Staate vernachlässigt wurde, da rifs seit Anfang der Welt, Verachtung gegen die Urheber des Daseyns, Verachtung gegen die Häupter des Gemeinwesens, Zerrüttung in den Familien, Zerrüttung in den Grundvesten der Staaten ein. Ueberall, wo heutigen Tags das Bedürfnifs des Fortschreitens gefühlt und an den Tag gelegt wird, tritt als unmittelbare Folge davon, das Bedürfnifs der Erziehung an's Licht. [Wollte Gott, das wäre überall wahr!]" Diese und andere beherzigenswerthe Worte des Herausgebers verdienen gewifs alle Aufmerksamkeit selbst bei mehren schiefen Behauptungen, wozu, wie es uns scheint, eine gewisse politische Einseitigkeit denselben verleitet hat. Wir rechnen darunter mit, um ein Beispiel anzuführen, die Aeufserung S. 7: „Wie bisher die allmählige Entwicklung gesunder und zeitgemäfser Begriffe über die Verpflichtungen der Bürger gegeneinander, durch das Festhalten am mittelalterlichen Herkommen gehemmt wurde, so hat die Schule, unter demselben Herkommen leidend, mit ein wenig Schreiben, Rechnen, Bibellesen und Auswendiglernen eines Heidelberger Katechismus dem Volk die Erkenntnifs seiner eignen inneren geistigen Hülfsmittel, seines einzigen, unverwüstlichen und

unantastbaren Kapitals vorenthalten." Es liegt aber nach unserem Ermessen gerade darin ein grofser Fehler der neueren Erziehung, dafs über der Entwicklung der intellectuellen Kräfte (die früher mehr zurücktrat oder in den Hintergrund gestellt war) zu Allem, was auf Erwerb, Genufs, äufseren Vortheil und Ansehen zielt, die Bildung des religiösen Elements, ohne welches doch alle andre Ausbildung des festen Grundes entbehrt, vernachlässigt wird, und so, was auf der einen Seite gewonnen werden könnte, auf der andern geradezu wieder verloren geht. Dafs das Schweizerische Schulwesen an vielen, ja vielleicht an den meisten Orten einer Revision oder Reformation bedarf, unterliegt wohl kaum einem Zweifel; aber man gehe doch ja dabei mit der gehörigen Vorsicht zu Werke, und gebe sich ja nicht dem Gedanken hin, durch alleinige oder bevorzugte Ausbildung der intellectuellen Kräfte zu allem dem, was wir näher oder entfernter zu den irdischen Gütern rechnen, und mit Zurücksetzung des religiösen Elements, das, wie bemerkt, die alleinige Grundlage des Ganzen bilden soll und von dessen Ausbildung auch allein wahres Heil für die Jugend zu erwarten ist, etwas gewinnen zu können und etwas Ernstliches für Jugenbildung und Schulwesen gethan zu haben. Wir sprechen dies um so offener aus, als die in dieser Schrift mitgetheilten, eines Auszugs nicht wohl fähigen Ansichten des ehrwürdigen Pater Girard über die Erziehung der Jugend auf diesen Grund gebaut und von dem religiösen Princip ausgehend, auch überall und immerhin darauf zurückweisen. Der denkende Pädagog wird in derselben gar Manches bemerken, das ihn zu tieferen Nachdenken anregen und veranlassen kann, indem er hier die Ansichten eines Mannes findet, der bis in sein Greisenalter unablässig mit dem sich beschäftigt hat, was der wahren Bildung und Erziehung der Jugend förderlich ist, und in diesem unermüdeten Bestreben sich durch Verfolgungen jeder Art nicht hat irre machen lassen.

Chr. Bähr.

Paragraphen für den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien und ähnlichen Lehranstalten. Von Dr. Konr. Dieterich Hafsler, Prof. am Königl. Gymnasium zu Ulm. Erster Theil. Psychologie und Logik. Ulm, in der Wohler'schen Buchhandl. **1832.** *XV u.* **208** *S.* **8.**

Der Hr. Verf. handelt in diesem ersten Theile die Psychologie und Logik ab; erstere als empirische, welche er als eine Propädeutik zur Philosophie betrachtet, und nicht als einen Theil der Philosophie selbst, wofür ihm nur die rationale Psychologie gilt. Die empirische Psychologie wird hier in zwei Theile zerfällt: Erster Theil: allgemeine empirische Psychologie; zweiter Theil: besondere

empirische Psychologie. — Der erste Theil handelt: von dem Gefühlsvermögen (1ste Abtheilung); von dem Darstellungsvermögen (2te Abtheilung). Der zweite Theil handelt vom Schlafe; vom Träumen; von den Seelenkrankheiten überhaupt; von den Temperamenten; von dem Einflusse des Geschlechts; von dem Einflusse des Stammes und verwandter Verhältnisse; von den Altersstufen des Menschen und der Menschheit.

Ueber die Logik und ihre Theile drückt sich Hr. Hafsler folgendermafsen aus: „Die Logik ist demnach die Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäfsigkeit des menschlichen Geistes im Denken, sofern dieses ein blos formales ist. Da aber die Denkfähigkeit betrachtet werden kann sowohl in ihrer Reinheit (*in abstracto*), abgesondert von den durch die Einrichtung der menschlichen Natur möglichen Beschränkungen, als auch in dieser ihrer ursprünglich möglichen Beschränktheit, so zerfällt diese Wissenschaft von selbst in zwei Theile, einen reinen (abstracten) und angewandten (concreten)." (S. 74.) Hieraus läfst sich ersehen, dafs die Logik von Hrn. Hafsler im althergebrachten Sinne behandelt wird.

Schliefslich müssen wir hier die den Leser wahrhaft erfreulich ansprechende Bescheidenheit des Verfs. lobend anerkennen. Möchte er doch recht bald seine Abhandlung über den Unterricht in der Philosophie erscheinen lassen.

M. Fabii Quintiliani Institutionum Oratoriarum Liber decimus. Commentario perpetuo scholarum in usum instruxit Frid. Guil. Augusti, Helmstadio-Brunsvicensis. Helmstadii. Sumtibus librariae Fleckeiseniae, 1831. *VI* u. 85 *S. in* 8.

Auf Bitten des Verlegers entschlofs sich der Herausgeber zu dieser neuen Bearbeitung der früher in demselben Verlag (1778) erschienenen Henke'schen Ausgabe, und die Art und Weise, wie er diesem Auftrag Genüge geleistet hat, läfst von diesem, seinem Erstlingsversuche, die besten Früchte für die Zukunft erwarten. Der Text ist im Ganzen nach Spalding gegeben, die abweichenden Lesarten, d. h. die bedeutenderen, sind unter dem Texte aufgeführt und mit den erklärenden Anmerkungen, die, nach dem Zweck der Ausgabe eingerichtet, über sachliche oder grammatische Gegenstände sich verbreiten, verbunden. Und so wird die Ausgabe ihren Zweck nicht verfehlen und bei der nicht genug zu empfehlenden Lectüre des Quintilian mit Nutzen gebraucht werden können.





